Bayreuther Blätter.

Monatschrift

des Bayreuther Patronatvereines.

Unter Mitwirkung

RICHARD WAGNER'S

redigirt

von

HANS von WOLZOGEN.

Fünfter Jahrgang 1882.

BIBLIOTHEK
DER
UNIVERSITAET
ZU
WÜRZBURG

Inhalt des fünften Jahrganges.

Ein spezifizirtes Generalregister, nach den Beitragsgattungen und den Autoren geordnet, befindet sich am Schlusse des Bandes.

Doppelstück (Januar—Februar): S. 1—64.

Heutiges für Künftiges. Von *Hans von Wolzogen.* — Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft. II. Cherubini. Von *Ludwig Schemann.* — Kunsttheater und Volkstheater. Von *C. Fr. Glasenapp.* — Das Persische Theater. Vom Grafen *Gobineau.* I. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XII. Ein Parlamentshaus für das deutsche Reich. Von *August Reichensperger.* — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. Aus „Rameau's Neffe" von *Diderot,* mitgetheilt von *Ernst Ludwig.* — Mittheilungen aus der Gegenwart. — Geschäftlicher Theil: An unsere vegetarisch lebenden Mitglieder. —

Beilage: *Otto Rabe,* die Thierschutzfrage im Lichte der vegetarischen Weltanschauung. S. 1—20. —

Drittes Stück (März): S. 65—96.

Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft. III. Eine Festbetrachtung zu *Goethe's* 50jährigem Todestage. Von *Ludwig Schemann.* — Das Persische Theater. Vom Grafen *Gobineau.* II. Die Tekyèh's oder Theater. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XIII. Die Frage der Vivisektion im deutschen Reichstage. Von *Bernhard Förster.* — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. —

Viertes Stück (April): S. 97—128.

Brief an H. von Wolzogen. Von *Richard Wagner.* — Luther und die Bauern. Von *Heinrich v. Stein.* — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XIV. Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft. 3. Zur Säkularfeier Fr. Fröbel's. Von Dr. *G. Wittmer.* — Geschichtlicher Theil: Mittheilungen aus der Gegenwart (Litteratur. Unsere vegetarischen Mitglieder). — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. —

Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 1. —

Doppelstück (Mai—Juni): S. 129—192.

Erste Hälfte (S. 129—160): Die Epidemien als Kulturkrankheiten. Von Dr. *E. Grysanowski.* — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XV. Stylproben. Von *Hans von Wolzogen.* — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. —

Zweite Hälfte (Seite 161—192): Das persische Theater. Vom Grafen *Gobineau.* III. Die Hochzeit des Kassem. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XVI. Eine „preisgekrönte" Schrift. Von *J. H. Löffler.* — Geschichtlicher Theil: Mittheilungen aus der Gegenwart. (Friedrich Zöllner †. — Ueber Wagner-Vereine, von Dr. *O. Meyer.* — Bericht über eine in Braunschweig veranstaltete Lesung des „Parsifal", von Dr. *L. Schemann.* — Statistik.) —

Siebentes Stück (Juli): S. 193—224.

Offenes Schreiben an Herrn Friedrich Schön in Worms. Von *Richard Wagner.* — Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft. Von *Ludwig Schemann.* IV. Noch einmal Goethe. — Das persische Theater. Vom Grafen *Gobineau.* IV. Andere dramatische Stoffe. — Geschichtlicher Theil: Mittheilungen aus der Gegenwart. Den Künstlern von Bayreuth! — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. — An unsere vegetarisch lebenden Mitglieder. —

Achtes Stück (August): S. 225–260.

Bayreuther Festworte: I. Das Bayreuther Patronat. Ein neuer Ruf an unsere alten Freunde. — II. Die Bayreuther Blätter. Eine redaktionelle Ansprache an alle ihre Leser. — Die Religion des Mitleidens. Auffassungen und Probleme als ein Vorwort. Von *Hans von Wolzogen.* — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. *Jean Paul.* Von *Heinrich von Stein.* — Mittheilungen aus der Gegenwart. — Aufruf an Lehrer und Studirende der deutschen Universitäten in Sachen der Vivisektion. —

Beilagen: Uebersicht über Verlagswerke für die Patronatsmitglieder (S. 1—8). — Erklärung zum Abonnement auf die Bayreuther Blätter (2 S.). —

Doppelstück (September—Oktober): S. 261–320.

Erste Hälfte (S. 261—292): Bayreuther Patronatverein. An unsere Leser. — Die Ungleichheit der menschlichen Racen. Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke von *Hans von Wolzogen.* Einleitung. — I. Ueber die Zivilisation und die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechts. — II. Assyrien und Aegypten. —

Zweite Hälfte (S. 293—320): Die Ungleichheit der menschlichen Racen. Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke von *Hans von Wolzogen.* III. Indien und China. — Senta's Verhältniss zu Erik und zum Holländer. Eine psychologische Studie von *Fritz Stade.* I. II. — Litteratur: Renan „Marc-Aurèle" von *H. v. Stein.* — Constantin Frantz „Zur Reform des Steuerwesens" von *B. Förster.* — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. Ueber das musikalische Drama von *Fr. Rochlitz,* mitgetheilt von *K. Alberti.* —

Beilage: Mittheilungen über das Fortbestehen der Vereinigung der bisherigen Bayreuther Patrone (1 S.). —

Doppelstück (November—Dezember): S. 321—388.

Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882. Von *Richard Wagner.* — Die Ungleichheit der menschlichen Racen. Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke von *Hans von Wolzogen.* IV. Persien und Hellas. — Graf Arthur Gobineau. Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. — Senta's Verhältniss zu Erik und zum Holländer. Eine psychologische Studie von *Fritz Stade.* III. IV. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XVII Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft. 4. *Friedrich Zöllner.* Ein Beitrag zur Würdigung des Menschen, des Kämpfers, des wissenschaftlichen Charakters. Von *Bernhard Förster.* — XVIII. Die Härte des Luxus. Von *Meta Wellmer.* — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. Das Jubiläum der deutschen Oper. Von *L. Nohl.* — Johann Gottfried Herder über die Kunstkritiker. Von *G. Wittmer.* — Generalregister. —

Beilage: An die Abonnenten und Vereinsmitglieder. —

Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 2. —

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

Januar.
Februar. Doppelstück. 1882.

Inhalt: — Heutiges für Künftiges. Von Hans von Wolzogen. — Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft. II. Cherubini. Von Ludwig Schemann. — Kunsttheater und Volkstheater. Von C. Fr. Glasenapp. — Das Persische Theater. Vom Grafen Gobineau. I. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XII. Ein Parlamentshaus für das deutsche Reich. Von August Reichensperger. — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. Aus „Rameau's Neffe" von Diderot, mitgetheilt von Ernst Ludwig. — Mittheilungen aus der Gegenwart. — Geschäftlicher Theil: An unsere vegetarisch lebenden Mitglieder. —

Heutiges für Künftiges.

I.

Wir treten mit unseren Blättern in das Jahr des Bühnenweihfestspieles ein. Es ist das fünfte Jahr der Zeit unserer Erwartung; und dass diese Zeit für uns keine todte, vielmehr eine Zeit der Entwickelung war, das verdanken wir der Existenz dieser Monatschrift. Wer mit uns gewartet hat, der weiss es nun auch, was er zu erwarten habe. — Ob freilich ein Jeder das Gleiche weiss? — Nicht jeder liest und denkt wie der Andere; jeder von uns aber wird — das dürfen wir hoffen — mit dem gleichen würdig gesammelten Gefühle der Weihe das Kunstwerk selbst erleben.

Dass es so lange gewährt hat, bis das Kunstwerk erscheinen konnte, zeugt von der Schwere der Enttäuschung, welche sich an die Erscheinung des ersten Bühnenfestspieles auf langehin lastend anhängen sollte. Es liegt darin eine unwiderlegliche Kritik über die Welt, in der wir mit unserer Kunst zu leben haben. Dessen völlig bewusst zu werden, durfte die lange Zwischenzeit uns dienlich sein. Wir empfingen dafür noch eine nachdrückliche Bestätigung durch die letzte Konzession an diese Welt: die Bestimmung der *Oeffentlich-*

keit unserer künftigen Festspiele. Nur auf diese Weise ermöglichte sich die Durchführung des Gedankens von Bayreuth über ein abermals nur einzelnes, verhallendes Festspielwunder hinaus.

Die Getreuen dieser fünf Jahre haben das Verdienst, für die Ermöglichung dieses Einzelnen den sicheren Grund gelegt zu haben. Damit hat ihre geduldige Treue der Welt etwas abgerungen, was zu seiner fruchtbaren Fortentwickelung der Konzession an die Welt doch werth erschien. Wir hatten die Zeit, um uns auf uns selbst zu besinnen. Da fanden wir, dass wir nach aussen hin konzediren durften, wenn wir nur, nach innen zu, des Ideales uns immer bewusster wurden. Wäre die künstlerische Konzession aus der schweren Entschliessung Dessen, der den Gedanken des Ideales gedacht hatte, wohl glaublich gewesen, ohne seinen dankbar-mitleidsvollen Menschenblick auf die kleine Gruppe der mit ihm und auf ihn Wartenden? Hatten diese sich ihm nicht bereit gezeigt, in der Theilnahme an der Arbeit unserer Blätter, bei dem Warten auf die Verwirklichung vielmehr die Wartung des Ideales selbst immer ernstlicher verstehen zu lernen? Diese Verständigung aber bedeutet eine moralische Kraft; und nur mit einer solchen lässt sich das Grosse und Edele lebensvoll schaffen und fest begründen. Darum sollen wir nicht meinen, diese fünf Jahre unseres Zusammenhaltens seien verlorene Zeit gewesen. Was äusserlich das Erscheinen unserer Zeitschrift bekundet hat, das lebt auch in den Seelen aller Theilnehmenden und bezeichnet für einen Jeden den Grad des Bewusstseins vom Ideale, welches wir in der Stille mitsammen uns auszubilden bemühten. Als 1877 auf die Frage des Idealismus: „was nun?“ aus den Gletschern der Realität das hohle Echo des „nichts“ erwiderte: da bildeten wir einen kleinen Kreis am leeren Tempel zurückgebliebener Deutscher, die sich um das Ideal in ihrer Mitte schaarten, weil einem Jeden in der Sprache seines Verständnisses das Herz versicherte, es lebe dennoch und müsse und werde sich zeigen. Wir blieben mit unserem Glauben auf uns selber angewiesen. Wir wirkten nicht viel nach Aussen, aber wir fanden genug zu thun nach Innen. Das war die Aufgabe der Blätter.

Sind sie immer richtig verstanden worden? — Konnten sie diess, als nach und nach in unseren Kreis immer Mehre traten, die nicht mit uns erlebt hatten, woraus diese Blätter entstanden waren? — Werden sie fernerhin richtig verstanden werden können, wenn sie — wie schon begonnen werden musste — noch weiteren Kreisen sich anvertrauen? — Was können sie überhaupt nach der Wiedererstehung des lebendigen Kunstwerkes noch bedeuten?

Gestehen wir es uns nur offen: wir schreiben in einer Gesellschaft, die uns nicht will.

„Eine Gesellschaft“, das ist das rechte Wort, — nicht ein Volk, nicht einmal ein Publikum. Diese haben nicht Willen, sondern Empfänglichkeit; die „Gesellschaft“ aber ist die Macht, welche jene alles verheissende Empfänglichkeit im Banne hält, indem sie ihr vorschreibt, was sie zu empfangen, was sie abzulehnen habe. Diese Gesellschaft „wollte“ einst Wagner nicht.

Aber hier stand ihr ein ungewöhnlicher Ueberschuss an Kraft gegenüber, der selbst die eifrigst abgelenkte Empfänglichkeit der Volksseele in soweit berührte und erregte, dass die Gesellschaft widerwillig gezwungen war, einen scheuen Schritt weiter zu gehen. Sie „wollte“ nun Wagner den Komponisten des „Tristan“ und der „Nibelungen“ nicht, sondern nur Wagner den Komponisten des „Tannhäuser“ und des „Lohengrin“. Dann wieder „wollte“ sie Wagner den Schriftsteller nicht, sondern nur den Musiker. Wagner den Reformatoren der Kunstauffassung und Kunstausübung, — und gar den Richter ihrer Zivilisazion und den Verkünder einer neuen Kultur, den „wollte“ sie nicht, sondern — sie wollte nur sich selber in ihrem ganzen Kulturscheine und dazu etwas Wagnerische Musik, da sie doch einmal nicht mehr wegzutilgen war, aber nur, soweit sich die Befassung mit ihr auch mit dem Scheine jener Kultur vertrüge. Mochte sie doch getrost auch manche ihrer Genossen für diese Musik „schwärmen“ lassen, — wenn nur je die Schwärmerei nicht zur moralischer Macht ward! Ein solcher Schwärmer hat sicherlich niemals den wahrhaft tiefen Eindruck erhalten, der ihn bestimmen müsste, seine Kultur mit anderen Augen anzusehen, von dem Momente an, dass er den Blick in die Welt der heroischen Wahrhaftigkeit, der edelen Grösse und Würde des Menschengemüthes gethan hat, wie sie in der Kunst unseres Meisters sich uns darstellt. Er hat sich vielleicht „successive“ an die Erscheinung dieser Kunst gewöhnt, wie das Ohr sich gewöhnen mag an die fremden Harmonien der neuen Musik; aber sie hat ihm nichts offenbart, sie ist ihm kein Lebenselement geworden, sie kann ihn nicht befreien, sondern nur interessiren, unterhalten, ergetzen. So erniedrigt er sie, anstatt dass sie ihn erheben sollte. Er wird unwahr, indem er sie versteht; denn er versteht sie nicht anders, als alle Kunst des modernen Luxuslebens, dem er mindestens mit seinen Sympathieen und Wünschen angehört.

Diess ist die Unwahrheit unserer Kultur, darin unsere „Gesellschaft“ sich wohlgefällt. So geht denn auch das gesellschaftliche Gegnerthum von der mehr oder weniger erheuchelten Grundlage eines solchen, bis zur partiellen Schwärmerei anerkennenden Verständnisses aus, um sich gegen die gefürchtete Macht des wahren Verständnisses zu wenden. Wüssten diese Gegner, wie gering, in ihrem Sinne, d. h. wie selten dasselbe wirklich ist, sie würden sich nicht bemühen. So aber machen sie sich die Sache nur schwerer, indem sie fortwährend die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese Kunst, als auf ein Besonderes, richten. Damit haben wir nicht abzurechnen. Mag die von anderer Seite immer wieder angeregte Aufmerksamkeit die Empfänglichkeit des Publikum's reizen und jenen dämonischen Erstlingswirkungen der Kunst in den Seelen immer zahlreicherer Hörer wider Willen den Boden bereiten. Wer von den neuen Schwärmern in dem geistigen Banne der „Gesellschaft“ bleibt, wird unserer Kunst verloren bleiben; wer aber zu uns kommt, der wird es an sich erfahren, ob er der Kunst gehöre, ob er zum Kinde ihrer Kultur geboren sei. Wir können dazu nichts thun, als vorhanden zu sein, und

unseren Worten die Möglichkeit zu vergönnen, dass Jedermann sie hören könne, der sie hören mag.

So umgiebt uns ein fremdartiges Leben, das uns viel kleine Mühen erspart, und uns immer mehr auf die gemeinsame Erfahrung und Aneignung des wahren Lebenskeimes unserer Kunst hintreibt. Wirkten wir damit auch nichts für die Gegenwart, so können und wollen wir doch für die Zukunft ein *Bekenntniss* hinstellen, das ihr einige Achtung vor dem in unserer Zeit möglich Gewordenen abnöthigen wird. Wer diess Bekenntniss mit uns theilen kann —, hier sind wir, er komme!

II.

In einem jüngst erschienenen bedeutenden Buche eines auf verschiedenen Kultur- und Wissensgebieten als reformierend auftretenden, vielgenannten Gelehrten wird es unseren „Blättern", auf Grund der anscheinenden Vielartigkeit ihrer Themata, etwas ironisch vorgeworfen: dass sie einen *wenig künstlerischen* Eindruck machten. Mag sein; dafür haben wir vor allen anderen reformatorischen Bestrebungen das Eine, Unvergleichliche voraus, dass unser Wirken gleichsam in jedem Momente seinen höchsten Abschluss im lebendigen *Kunstwerke* selber finden kann.

Wir arbeiten für eine Kultur, welche noch nicht existiert, für ein Leben, dessen Athem nur erst wie das ahnungsvolle Lispeln im Laube des Waldes aus verborgenen Tiefen hier und dort leise aufrauscht und verloren dahinrinnt in das Schweigen der Oede. Im mühevollen Aufspüren und Hervorlocken solcher Lebenszeichen von dem Herzschlage des Nochnichtseienden, — wie wäre es möglich, ohne Verleugnung der Wahrhaftigkeit, dieser Arbeit alsbald die wohlgeklärte Form ästhetisch befriedigender Abgeschlossenheit, den schönen Abglanz eines gesättigten Kulturbewusstseins zu verleihen? Man verlange von uns nicht den glatten Schein der ästhetischen Etiquette, mit welcher eine oberflächliche Popularisierung moderner Zivilisazion sich selbstgefällig in den Rundschauen, Revuen und sonstigen litterarischen Organen der Gegenwart vor einem Publikum bewegt, das in ihnen nur das bereits verallgemeinerte eigene Kulturbewusstsein, durch bequeme Darlegung seiner Elemente und Wirkungen, auf unterhaltende Weise bestätigt empfangen will.

Was unter dem stäts im frischen Morgenglanze erstrahlenden Scheine solcher gewandten und geistvollen Nacherzählungen des Allgemeinsamen sich an innerer Unlebendigkeit, Unechtheit und Unschönheit ansammelt und allmählich zum Style der Zeit wird: das hoffen wir gerade bei uns immer gründlicher vermeiden zu lernen. Ja, wir denken dabei schon heute mit mehr Würde aufzutreten, als man es im Allgemeinen von jenem journalistischen Zeitstyle gewohnt geworden war. Sammeln wir doch Materialien von geistig und ethisch edelem und werthvollem Stoffe; da wird es uns auch allmählich

glücken, aus den lebendigen Werksteinen, ihrem eigenen magnetischen Streben gemäss, einen Bau zu errichten, welcher unserem einzigartigen Kunsttempel die würdige Vorhalle bilden darf. Wer dann durch diese Vorhalle in den Tempel tritt, der wird zu dem „Volke der Zukunft“ gehören, welchem das Kunstwerk dort innen im geweihten Raume das lebende Bildniss seines Kulturideales, d. i. der Kultur der Wahrhaftigkeit und edelen Menschenwürde, bedeutet. In diesem Kunstwerke lebt uns und allen, die zu uns kommen mögen, stäts der vollendete Ausdruck jener ersehnten Kultur, für welche die Welt und das Leben, denen sie Form geben soll, nicht eine wissenschaftliche und politische, sondern eine *moralische* und *religiöse* Bedeutung hat.

Für Welt und Leben der Zukunft steht da das Kunstwerk als das *Monument* der Idee, welche all unsere Arbeit beseelt. Aber mehr als das: die Aufführungen des „Parsifal“, in denen dieses Monument zunächst Leben gewinnen soll, erheben es zugleich zu der Bedeutung einer lebendigen *Werbe-* und *Bildungs*macht. Diese aber erscheint von so gewaltiger Wirksamkeit, dass wir mit unserem mühsam nachklimmenden Aufbau der Vorhalle, welcher immer der Makel des „litterarischen“ Wesens anhaften bleibt, wohl bei Manchem den Eindruck einer recht schwächlichen, wenn nicht gar überflüssigen Arbeit hervorrufen mögen.

Gleichsam wie eine Tonstimmung des Gefühles voraufgeht der Begriffsbildung eines Gedankens, so führt das Kunstwerk zu einer unmittelbaren Erkenntniss; aber die Erkenntniss leitet auch zurück zum Kunstwerke. Wenn sie in mir ausgebildet wird zu einem immer klareren, weiter reichenden, alle Elemente der hohen Kultur umfassenden Bewusstsein, so geschieht diess, um mich schliesslich wiederum zu der Ueberzeugung zu führen: das Kunstwerk ist der ideale Ausdruck dessen, was ich nun als hohe Kultur begreife.

So stünden sich denn hier zur Seite eine *Erkenntniss*, die sich dem Kunstwerke verdankt, und ein *Bekenntniss*, in welchem jene sich zum bewährten Ausdrucke bringt. Hierin liegt der Lebenskeim für eine stätige Fortentwickelung auch unserer litterarischen Bekenntnissthätigkeit. Gerade die immer erneute Berührung mit dem Kunstwerke, welches nicht nur Monument, sondern auch Bildungsmacht ist, giebt auch dieser unseren begleitenden Thätigkeit den gleichen doppelten Werth.

Wir wollen uns nicht durch den, wenngleich tiefempfundenen Gedanken schrecken lassen: dass wir nur im einsam engen Kreise über vereinzelt oder gemeinsam Erfahrenes und Erkanntes uns unterhalten. Gewiss; — aber erweitert sich dieser einsam enge Kreis nicht mit einem Jeden, den das Kunstwerk, das nun bald zu Allen sprechen wird, dieselbe neue Erfahrung und Erkenntniss in die Seele legt? Wir sind es einem jeden wahrhaft ergriffenen Theilnehmer an dem Eindrucke des Kunstwerkes schuldig, dass wir uns mit ihm Rechenschaft geben über die ganze Bedeutung dieses Eindruckes für die ideale Kultur. Das ist diejenige Kultur, welche allein im Stande ist, von dem Geiste solcher Eindrücke, als einer moralisch-produktiven Macht,

gebildet und belebt erhalten zu werden. Die *moderne* Kultur vermag diess nicht; sie bleibt einem solchen Geiste fremd und in ihren bewusstvollsten Leitgewalten feindlich. Gelingt es der Wahrhaftigkeit des Kunstwerkes, diese Gewalten in einer empfänglichen Seele augenblicklich mit dem ahnenden Erkennen von etwas „Anderen“ zu durchbrechen: — dafür sind wir da, solche spontane Erkenntniss aus einem künstlerisch erregten Gefühle zu einer moralischen Macht werden zu lassen.

Diese moralische Macht des Geistes unserer Kunst — wiederholen wir es: sie ist die Macht der Wahrhaftigkeit und edelen Menschenwürde — diese Macht findet die Gebiete ihres reformatorischen Waltens auf allen wichtigsten Fragebogen der Kulturgeschichte. Was anders ist diese Kulturgeschichte, als die allgemeine Frage nach der Wahrheit? Die Antwort darauf kann nur die Wahrhaftigkeit selber geben. Wir erkennen ihren Geist in den erhabenen Erscheinungen des *Genie's*, das die mächtigen Weiten jener Geschichte vereinzelt aber sonnenhaft durchleuchtet, wie die heroischen Gestirne des südlichen Himmels. Wir versuchen nun, diese seltenen mächtigen Sternengewalten zu einer heilig lichten Lebenssphäre ganz um uns her zu breiten. So folgen wir selbst dem grossen Zuge der Kultur, von den Zaubern des Südens nach dem Wunder des Nordens, und wollen das Buch des Schicksals und der Gottheit gleichsam in dem ewigen Lichte der Mitternachtsonne lesen.

Sei unser Wollen das monumentale Bekenntniss, welches wir hinterlassen; — unser Wirken ist damit nicht erschöpft: denn einem Jeden, dem das grosse nordische Sonnenwunder einmal glühend in Auge und Herz geschienen hat, dem sind wir nahe als gleichbedürftige Freunde, um mit ihm, in jenem verklärenden Lichte der Nachtstunden unserer Zeit, das ewige Buch zu lesen, das Buch von Menschenwahn und Gottesoffenbarung, das uns, je länger die Sonne uns auf die Blätter blickt, stäts neue Seiten, neue Zeilen, neue Worte voller merkwürdigen und immer weiterdrängenden Lehrgehaltes erkennen lässt.

Wir sehen die Welt in einem neuen Lichte; und so können wir Jedem unserer Mitleser etwas bringen und etwas sein. Es braucht sich keiner von uns abzuwenden und zu sagen: das geht mich nichts an. Geht ihn das Kunstwerk etwas an, geht es ihm mächtig an Herz und Sinne, — so liegt es nur an dem Oeffnen und Schliessen des eigenen Auges, ob er auch bei uns überall etwas sieht, was ihm die Wirkung des Kunstwerkes als einer Lebens- und Kulturmacht zu deuten vermag. Die Sonne scheint Allen; aber nur wer hineinsehen kann, ohne hernach die Augen scheu zu schliessen und bunte Fabelbilder anstatt einer neu erleuchteten Weltaussicht zu erblicken, — nur Der gehört zu uns, nur Dem sind unsere „Blätter“ mehr als ein Monument unseres Bekenntnisses, sondern auch ein Bildungsmittel für die bewusstvolle Befestigung, Klärung, Durchführung und Belebung seiner und unserer gemeinsamen Erkenntniss am Lichte und Leben der Kunst. —

III.

Die Bethätigung der Auffassung unserer Blätter als *Bildungsmittel* ist unleugenbar schwieriger, als ihre rücksichtslose Hinstellung zum *Monumente* für gleichviel welche Zukunft. Als Bildungsmittel für Menschenseelen verschiedenen Bildungscharakters bleiben sie zahllosen Missverständnissen ausgesetzt. Als Monument unseres eigenen Bekenntnisses können sie nur entweder verstanden oder nicht verstanden werden. Jene Missverständnisse aber sind wiederum allein bei uns zu heben; und nur dem völligen Nichtverstehen gegenüber, das mit dem Nichtverstehen auch des *künstlerischen* Monumentes zusammenfällt, müssten wir an der Lösung unserer Aufgabe verzweifeln.

Es ist gewiss eine eigenthümliche Bildungsanstalt, welche wir hier begründen, indem wir ein Monument aufbauen nach den Tönen der Kunst. Diese Bildungsanstalt bildet sich selber aus, in vorher unberechenbarer Entwickelung, durch immer weitere Kreise. Diese wachsenden Kreise, die sich um den Grundstein schlingen, welcher in der Gestalt des Kunstwerkes dem Meere der Zeit in den Schooss geworfen ward, — sie sind einerseits die *Themata,* andererseits die *Leser* der „Blätter".

Ursprünglich war der Leserkreis, durch die Verhältnisse bedingt, sehr klein und — wie man vermuthen durfte — sehr echt. Es waren die fest davon Ueberzeugten, dass der Gedanke von Bayreuth nicht mit dem letzten Funken des Scheiterhaufens der „Götterdämmerung", zu Ende des Augustmonates 1876, in das Nichts der Wirkungs- und Folgelosigkeit verflogen sein könne. So ward von ihrem Glauben der Gedanke gleichsam wie ein Prometheusfeuer in dem hohlen Stabe des litterarischen Nachdenkens bewahrt und gerettet. Dass dieser hohle Stab, vom inneren Feuer durchglüht, dann allmählich anfing wie frisches Holz zu ergrünen und manigfache Früchte zu tragen, möchte nicht zum geringen Theile die Aufmerksamkeit auch der Enttäuschten und Verscheuchten wieder erregen, welche nun durch vier Jahre hindurch sich als „Vereinsmitglieder" an dem wechselnden Schauspiele dieses unseres grünen Zeitwunders genügen liessen.

Nach kurzen Nöthen im ersten Jahre genoss unser kleines Frucht- und Dornenstück einen nicht mehr versiegenden schönen Zufluss von *Anregungen,* welche, wie die äussere und die innere Wärme in ihrer Wechselwirkung, die fortgesetzte Bewegung eines sich entwickelnden Lebens bei uns hervorriefen und im Gange erhielten. Hierbei sah dann freilich Vieles noch unzusammenhangend aus; denn was es innerlich verbunden hielt, das war der Geist jener noch nicht bestehenden Kultur, welcher gleichsam auch den Sauerstoff bildete in der innerlich fortbrennenden Gluth des künstlerischen Enthusiasmus.

Mit jedem neuen Zweige, der aus dem feuerbergenden Stamme in die Sphären des menschlichen Daseins hinausgreift, rücken wir nun auch dem Verständnisse jener Kultur näher. Wir lernen allmählich begreifen, was alles und allerorten an Arbeit des Wegräumens und des Zubereitens zu ihrem erstrebten Aufbau gehört. Ueberraschend schiesst hier und dort ein frischer

Trieb hervor; aber wie er sich auswächst, fügt er sich auch mehr und mehr zu dem Ganzen einer sich schattig über das glühende Mark des idealen Enthusiasmus ausbreitenden Krone. In diesem Schatten einer bereits vorgedachten Kultur, eines werdenden Kulturbewusstseins, wird immer Mehren der aufmerksam Herantretenden die wohlthätige Einsicht zu Theile werden: was bei uns, und gerade hier im Kreise unserer litterarischen Arbeit; z. B. die Frage der *Vivisektion*, das Prinzip des *Vegetarismus*, die Kritik der *Racengeschichte* eines Gobineau, die sozialpolitischen Ansichten eines Konstantin Frantz u. a. m. bedeuten sollten.

Wir sehen darin Aeusserungen des gleichen idealen Lebensgeistes der Wahrhaftigkeit und der Menschenwürde, — Mahnungen an „das Menschliche", und zwar sowohl an das, was des Menschen würdig ist, als auch an das, was ihn als Kind und Sklaven seiner eigenen Geschichte charakterisiert. Scharfblickende, grossherzige und reich unterrichtete Männer haben diesen geschichtlichen Menschen, in weiterer und engerer Beziehung, kritisch erkannt, und was er gegen die Würde seines Geschlechtes versehen hat, ihm strenge und aufrichtig vorgehalten. Diess waren aber Männer, welche andererseits ihm auch etwas Gutes, Ernstes und Grosses von ihm selber zu sagen wussten. Sie hatten den Menschen als Helden vom reinen Blute eines edelen Urstammes — sagen wir: als Arier —, oder als den eigenartigen Sprössling einer hochbegabten Nationalität — sagen wir: als Deutschen — kennen und lieben gelernt. Nun durften sie ihm sagen, was aus ihm geworden sei, was er verloren habe, wessen er bedürfe, um sich selbst wieder ähnlich zu werden, und was er etwa noch erlangen könnte, um seiner Natur durch eine entsprechende Kultur soziale Befriedigung zu verschaffen. Solches thaten diese Männer, wie die oben Genannten, aus mitfühlendem Herzen für das Leidende, oder aus reiner Ehrfurcht vor dem Grossen und Wahrhaftigen. Aber wenn sie an einen Punkt kamen, wo sie sagen zu müssen glaubten: es sei dem Menschen nun nicht mehr zu helfen; oder wenn sie etwa, weil sie von den Realitäten im Stiche gelassen wurden, mit Begriffen zu konstruiren anfingen, um noch hoffen zu dürfen und rathen zu können: — dann traten wir hinzu mit den Worten, Winken und nicht zuletzt auch Werken unseres Meisters und sagten unseren Freunden ergänzend und beruhigend: der „geschichtliche Mensch" erschöpft den Begriff des Menschen nicht, und die Welt hat eine „moralische Bedeutung". Und dabei führten wir einen grossen Philosophen neu belebend in unseren Kreis. Aber wo auch der Philosoph, als ein solcher sich treu bleibend, stille stehen musste zwischen der Noth und dem Nichts, im Dunkel der begrifflichen Erkenntnissgrenzen: da drang ein Lichtschimmer von unserem Baume aus, wie von der Weihnachtstanne in die winterliche Welt, und es zeigte sich ein neuerwecktes religiöses Bewusstsein, zur tröstlichen Erfüllung der gehemmten Bestrebungen jener vereinzelten und vereinsamten Streiter und Ringer für Wahrheit und Menschlichkeit. Da hiess es: im reinen *christlichen Religionsgedanken* ist ein Ewiges offenbar geworden, welches in eurem eigenen Herzen alle Verderb-

nisse geschichtlicher Verwicklungen und Konsequenzen überwinden kann; und wenn der Deutsche an seinem menschlichen Berufe irre werden will, so mag er die *deutsche Kunst* betrachten; wenn sie ihn begeistert, wird er empfinden, dass ihm eine Kraft zu Theile werde, eine deutsche Kraft, zum Aufbau einer Kultur aus dem eigenen deutschen Gemüthe. Das sind die Stimmen, die in unserem Baume rauschen, und den Besten, deren Stimme in der Wüste verhallt, eine lichte Heimath anbieten. In unseren Zweigen können viele seltene Vögel nisten, welche dort aussen die brutale Jagdlust des grossen Daseinskampfes erbarmungslos in das Verkommen und Vergessen scheucht.

So könnte unser Baum, wenn er unverkümmert in treuer Pflege fortwüchse, sich noch in das Unabsehbare weiter entfalten und neu beleben, und damit hätte er sich selbst auch einen Kulturboden in menschlichen Herzen geschaffen, darein er seine festen Wurzeln schlagen kann. Denn, was wir erstreben, das ist: mit den Athem der Wahrhaftigkeit unserer Kunst in der Seele, und die lebendige Würde ihrer stylvollen Grösse vorbildlich vor Augen, die Welt zu betrachten, und uns darüber im Freundeskreise zu unterhalten, was wir in dieser Welt und unserer Zeit an Elementen gegen und für unser Ideal zu erblicken, und wie wir damit zu leben vermögen. In unseren Empfindungen und Anschauungen, welche wir bei dieser gemeinsamen Betrachtung und Unterhaltung ausbilden, erweitern, vertiefen und befestigen, nehmen wir gleichsam schon vorweg jene Kultur der Wahrhaftigkeit, der Menschenwürde, der lebendigen, unverbildet menschlichen Gefühle, des reinen Gemüthes und starken Wollens, der Religiosität des Mitleidens, — wie wir dieselbe auch schon in der Musik Stimme gewinnen hörten, im Drama als ethische Idee sich bildlich verkörpern sahen.

Diess aber erfahren wir nun nicht allein an derjenigen Kunst, welche wir „die unsere“ nennen, weil wir gegenwärtig an ihrer Verwirklichung zu arbeiten uns berufen fühlen. Weit über dieses persönliche Treuverhältniss zu der gewaltigen Idealerscheinung unserer Tage hinaus reicht unsere Pflicht, unsere Ehre, unser Glück. Wo immer das Edele und Grosse in der Kulturgeschichte des Genie's, nicht einer Zeit, sondern allen Zeiten sich offenbart hat: da steht uns das ewige Beispiel da, dem wir die Hoffnung entnehmen auf den Sieg des in ihm verkörperten grossen menschlichen Kulturgedankens.

So betrachten wir nicht das Zeitliche, sondern das Ewige in allen Grössen der Vergangenheit, das Ewige in seinen Leiden und in seiner Siegeskraft, die auch unser eigenes Werk beseelt, indem wir sie mitempfindend zu verstehen suchen.

Aus solcher lebendigen Mitempfindung wird uns die Fähigkeit erwachsen, jenen erhabenen Genien, den Verkündern des Ideales, anders gerecht zu werden, als wie diess etwa registrierende und klassifizierende Historiker litterarischer und artistischer Begebenheiten oder hohle Panegyriker des modernen Alexandrinismus vermögen, zu geschweigen von dem kritischen Hochmuthe eines rastlos journalistisch produzierenden Epigonenthumes. Wir blicken nicht mit dem

Interesse des gelehrten Spürsinnes auf Vergangenes in jenen Genien hinab, sondern mit der *Ehrfurcht* des ethischen Idealismus vorauf in das Reich ihrer gemeinsamen Heimath, das wir uns als das ideale Vorbild einer menschenwürdigsten Kultur vorstellen. Würde diese Kultur auch niemals eine Gegenwart: wenn nur ihr Geist, als moralische Kraft, uns gegenwärtig bleibt, so werden wir die Gefahren jeder Kultur, die ihr nicht entspricht, mit der Macht der Herzensüberzeugtheit von uns ferne zu halten wissen und uns, wie unsere heroischen Vorbilder, nicht von ihnen überwältigen lassen.

Das ist *Hoffnung*, und Hoffnung ist *Leben!* Das Leben in der Sphäre des Ideales, als moralische Aufgabe begriffen, bedeutet eine Versöhnung mit der Schuld des Daseins, an welcher unsere Seelen todkrank sind, und womit unsere Kulturen in gefühlloser Einbildung abrechnen zu können glauben.

Diese Kulturen werden stäts nur die Schuld auf fremde Schultern schieben, und in dem Parteikampfe der allgemeinen Intoleranz dann den „Fortschritt" der Zeiten zu erblicken wähnen. Auch die Betrachtung des Grossen, auch die Beschäftigung mit dem Idealen, führt die gelehrten oder ästhetischen Kinder solcher Kulturen nur wieder zum zänkischen Parteistreit und zur hämischen Intoleranz. Eine Begeisterung für das Grosse aber, welche verhindert das Grosse zu erkennen und anzuerkennen, solange die Zeit seiner Erscheinung mit der Zeit der Begeisterten zusammenfällt, das kann nur unwahrhaftige Begeisterung sein, die sich selbst um ihre Würde bringt. Dergleichen partielle Enthusiasmen bleiben uns ebenso fremd, wie eine uns angedichtete persönliche Exklusivität. Unsere Exklusivität dagegen besteht einzig in dem Fernehalten alles Unechten, Unwahren, Würdelosen und Widermenschlichen, wo immer es sich auch zeige, und „Autoritäten", welche damit in der Tagessonne ihres Ruhmes prahlen, schrecken uns nicht aus den bergenden Schatten der Genien hervor, denen wir unsere Dienste weihen.

Doch auch diess muss gelernt werden. Das *Gefühl* für das Wahre, Grosse, Edele, welches uns eine miterlebte Erscheinung des Ideales erweckt hat, muss ernstlich und gründlich ausgebildet werden zu *bewusster Erkenntniss.* Diess ist unsere Aufgabe in allen unseren Betrachtungen und Unterhaltungen über die Welt, wie sie sich uns darbietet, und wie unsere grossen Männer sie uns leidend und handelnd gedeutet haben. Alle unsere Darstellungen und Besprechungen (die „biographischen", „kritischen", „ästhetischen", „historischen", „philosophischen", und wie man sie nach der Schablone des Journalismus draussen etwa leicht und schief bezeichnen würde) — sie müssen daher sehr unähnlich ausfallen denen, welche unsere zeitgemässe Journalistik produziert. Wird dieser z. B. alle Geschichtsbetrachtung politisch, so tritt bei uns an Stelle jeder Politik wirkliche Betrachtung der Geschichte. Füllt die Journalistik ein vorgeordnetes System von gewissen Bahnen, Plätzen und Stufenleitern in geschickter Uebung mit vorliegendem Stoffe an: wir haben nur das Eine: das *Ideal*, und alles, was wir, um dieses Besitzes würdig zu werden, thun können, das ist ein rastloses *Versuchen*, den Geist des Ideales wiederzufinden, in seinem Geiste die Welt zu verstehen, und aus seinem

Geiste das Bild einer Kultur aufzubauen, in welcher die guten Menschen die werthvollsten Glieder der Gesellschaft sind.

Darum gehören wir nicht zur Journalistik, sondern unsere Blätter sind das Organ eines seelischen Bedürfnisses, dem keine Journalistik jemals dienen kann, ja, das auch unsere Blätter nicht befriedigen können, sondern nur verstärken, leiten und erklären sollen. Und gerade, weil Dieses, und nicht Jenes, ihre Aufgabe ist, sind sie nicht zu den „Journalen“ zu zählen, die nur Jenes wollen, sondern zu den „Thaten“, welche Dieses thun. —

IV.

Die Aufgabe, welche sich im Verlaufe der Jahre für unsere Blätter aus deren eigener Arbeit entwickelte, und wohl nun erst den rechten breittragenden Boden in ihnen gefunden hat, diese Aufgabe überwuchs das ihnen anfangs zugewiesene Amt: die Fixirung der meisterlichen Styllehren bei den Bayreuther Proben und Aufführungen, um ein derart beträchtliches Maass, dass die Frage nahe trat: wird mit dem Anwachsen der Kreise unserer Erwägungen und Betrachtungen der Kreis unserer *Leser* wohl Schritt halten können?

Konstatieren wir es vorerst aus der Grösse der Aufgabe, deren — wenn nicht Lösung — doch Behandlung noch vor uns liegt: dass unsere Blätter mehr denn je in der Nothwendigkeit sich befinden, überhaupt zu existieren. Diess schon um jener ursprünglichen Bestimmung willen, welche mit den geregelten Wiederholungen der Festspiele nun erst wirklich in das Leben treten kann. Vor Allem aber: wegen der stäts wachsenden Verpflichtungen gegen dasjenige, was sie sich aus ihrer eigenen Arbeit gewonnen haben. Es ist in ihnen allmählich ein geistiges Leben erwacht, welches nicht mehr zum Schweigen und Schlafen gebracht werden will. Sie haben für ihre bedeutsamsten Fragestellungen *Mitarbeiter* gefunden, und werden deren immer mehr finden, in jener überraschenden Weise, wie wir es bisher erleben durften. Ebenso werden sie für ihre Beantwortungsversuche immer wieder auch *Leser* finden, wie sie solche zuvor gefunden haben, zumal immer neue Interessen und Ideenkreise berührt werden, wodurch auch ursprünglich Fernerstehende herangezogen werden können. Ward doch vor mehr als Jahresfrist schon von Nichtmitgliedern aus das *öffentliche Abonnement* verlangt, nachdem einzelne Gerüchte und Wiederklänge von neuerdings bei uns zum Worte gelangten, auch weiterhin beachtenswerthe Stimmen in das Publikum hinausgedrungen waren. Die Veröffentlichung unserer Arbeiten für Jeden, der daran theilnehmen wollte, war im Verlaufe unserer Selbstbesinnung zu einer Nothwendigkeit geworden; und je treuer wir uns selber bleiben, um so nöthiger wird die Liberalität der Mittheilung werden.

Wir brauchen uns wahrhaftig nicht entmuthigen zu lassen. Was uns einzig entmuthigen könnte, wäre doch nicht, wenn wir nicht gelesen würden, sondern: dass wir überhaupt Dinge zu behandeln haben, welche so geartet sind, dass immer nur Wenige aus der Menge der Mitlebenden daran wirklich

theilnehmen können. Aber diess gerade muss uns immer mehr dazu ermuthigen, unser Werk fortzusetzen. Der Klage, dass es so Wenige seien, welche von uns ernstlich Notiz nähmen, setzen wir das frohe Wort entgegen: gut, dass es nur *die Wenigen* sind; denn dann sind wir sicher, zu *den Rechten und Besten* zu reden, welche je unser Auditorium bilden könnten. Wir dürfen davon überzeugt sein, dass, wer uns wirklich liest, es auch ernst mit unserer Sache und Thätigkeit nimmt, und nur solche Leser können wir dafür gebrauchen. Ja, diese sind unsere Mitarbeiter, ohne es zu wissen. Wir schreiben nicht für eine Masse, sondern für sehr Bestimmte, und jede einzelne Seele dieser Bestimmten ist unsere ganze Existenz werth. Wir wollen nicht den allgemeinen Verstand durch Wissen bereichern, sondern *Charaktere* in den Dienst des Ideales ziehen. Das ist unsere moralische Basis. Je länger wir bestehen, immer mehr „Wenige" von dieser rechten, ernsten, besten Art werden sich zu uns finden; immer besser werden auch einzelne anfänglich nur leicht Hinhorchende unsere Worte verstehen lernen; immer sicherer und verständnissvoller werden Einzelne ihr hier Gewonnenes in weitere Kreise hinaustragen und dort wirkend anwenden können! — Es muss nur etwas von dem idealistischen Erkenntnissfunken in der Seele glühen, welchen zuerst mächtiger anzufachen das Kunstwerk vor allem Anderen vermögend ist. Wer immer diesen Funken in sich trägt, der gehört zu unseren „Wenigen" und ist berufen mit uns unser „Mehr" zu bilden.

Auch Geduld müssen wir von demselben Kunstwerke lernen. Lange hat es gewährt, bis es nur als Monument sich aufrichten liess; dann aber wirkte es werbend und bildend fort, und schuf uns auch unser Arbeitsfeld, wie es uns die Kräfte gab, damit zu arbeiten, den Athem einhauchte, dafür zu leben. Wir haben gesehen, wie die wenigen Arbeiter sich um wenige immer vermehrt haben. Aber wir fühlen es auch, was schon die Wirksamkeit dieser Wenigen, recht begriffen und verwerthet, uns bedeuten könne. Wir erkennen es an der Fülle immer schwererer Aufgaben, welche ein Jeder derselben mit sich bringt und uns für künftig auferlegt. Diese Arbeiter sind nicht nur Personen; es sind vornehmlich Gedanken. Der Gedanke des Vegetarismus zum Beispiele, aus der ethisch-religiösen Tiefe unseres Arbeitsfeldes von genialer Finderhand hervorgehoben, hat mit einem Male einen lebhaften erregten, über weite Lande sich erstreckenden Kreis sehr ernst besonnener, gleich uns von einer innigen Begeisterung, für ihre Sache, erfüllter Menschen an uns herangezogen. Sie bringen uns jene Zartheit des Empfindens mit sich, deren auch das Kunstwerk bedarf, um mit rechtem Verständnisse von der menschlichen Seele aufgefasst und miterlebt werden zu können. Wir unsererseits haben ihren eigenen Bemühungen einen wunderbar erkräftigenden Zufluss aus der ewigen Quelle des Ideales zugeführt, darin sie nun ihre Vereinzelung in der Welt aufgehoben finden können durch die Gemeinschaft mit den höchsten Angelegenheiten der menschlichen Seele überhaupt. Dieses ist ein einzelnes Beispiel, wie unsere Arbeit die Wirkung des

Kunstwerkes, als werbende und bildende, fortgesetzt hat und weiter fortzusetzen vermag, ohne sich doch von dem geweihten Boden zu trennen, wo jene Quelle springt, und ohne das erhabene Bild aus den Augen zu lassen, das in der Kunst sich spiegelt als der Abschein einer noch unerschaubaren Kultur.

Doch wenn auch diese *ideelle* Verbindung mit dem Gedanken von Bayreuth, wie er in unserem Kunstwerke sich verkörpert, niemals aufgehoben werden darf: so wäre es immerhin denkbar, dass eine Zeit käme, wann der *materielle* Zusammenhang mit der Vereinigung, welche bisher die Verwirklichung dieses Gedankens zu pflegen hatte, für unsere *litterarische* Thätigkeit nicht länger eine bindende Nothwendigkeit bliebe. Jetzt noch ist die Existenz unserer Blätter äusserlich zum grössten Theile abhängig von der Unterstützung und dem Vermögen des Patronatvereines, als dessen „Organ“ sie in das Leben gerufen worden sind. Aber schon ist das „geistige Patronat“ des Bayreuther Gedankens in einem ersichtlichen Wachsthum begriffen: jenes Patronat, welches Seelen umschliesst, die nicht mehr nur um des Kunstwerkes als solchen, sondern um der Kultur willen, an der und in deren Sinne wir arbeiten, sich zu unseren Lesern hinzugesellt haben. Eben dieses geistige Patronat ist es, dessen stätige Zunahme — nicht etwa wie die rasche Vergrösserung eines Abonnentenkreises, sondern wie die langsame Ausbildung eines Bewusstseins — mit dieser unserer unverkümmerten litterarischen Thätigkeit auch wohl fernerhin treulich Hand in Hand gehen wird. Andererseits aber steht zu hoffen, dass durch die jährlichen Einnahmen aus den öffentlichen Aufführungen der Festspiele die Erhaltung und geregelte Wiederholung derselben in einem Maasse gesichert werden könne, welches die Beisteuern eines gerade durch eine solche *materielle* Verpflichtung äusserlich verbundenen Vereines, wenn auch nicht ganz entbehrlich, so doch minder nothwendig erscheinen lässt. Es kann geschehen, dass mit der Zeit der Patronatverein seine spezielle Funktion als *Fondsbildner,* nämlich durch die kleinen Jahresbeiträge für das jedesmal nächste Festspiel, niederlegt, um fernerhin (ohne Beschränkung der unterstützenden freiwilligen Spenden) vielmehr gleichfalls und recht eigentlich nun als *geistiges* Patronat fortzubestehen, nicht anders, wie jeder weitere Kreis unserer ernstlich theilnehmenden *Leser.* Dann würde also das gemeinsame *Abonnement auf die Blätter* das Band und das Bekenntniss sein, welches die Glieder dieses geistigen Patronates dauernd verknüpfte. Ihre bleibende Beziehung auf die Erscheinung des Ideales im Bayreuther Kunstwerke würde sich dabei noch immer durch ein Ehrenrecht bei den Festaufführungen ausdrücken lassen*).

Damit würde denn für den „Verein“ eine neue Form, aber gewiss keine bedeutungslosere sich herausgebildet haben.

---

*) Dieses Ehrenrecht lässt sich am Besten in der Form jenes *„Unter uns“* denken, welches uns bei unserem Zusammentreten zum Vereine für ein „Dann“ verheissen ward, wie

In der That muss die Bedeutung der treuen Pflege des Bayreuther Gedankens mit jedem Jahre seiner fortschreitenden Verwirklichung ebenfalls wachsen, indem der *moralische* Charakter dieser Pflege immer stärker hervortreten wird. Jährliche Aufführungen musikalisch-dramatischer Werke in ihrem reinen Style, zur Begründung und Fixierung einer festen Tradition desselben nach des Meisters Lehren, bilden in ihrem geregelten Verlaufe eine lebendige *Stylschule*, welche in ihrer immer festeren Begründung durch den zunehmenden Besuch eines mehr und mehr dafür interessierten Publikum's, den Kreis ihrer Wirksamkeit bald auch noch auf weitere musikalische Gebiete ausdehnen könnte. Sind einmal die Mittel zur Stelle, so kann alles Erdenkliche geschaffen und gewirkt werden. Dass aber auch stäts im rechten Geiste geschafft und gewirkt werde, dass die Weihe der Kunst auf ferne Zeit hin in demselben edelen Sinne möglich bleibe, wie sie jetzt durch den mit uns lebenden Meister als Styl geschaffen und als Tradition fixiert wird: dafür zu sorgen, ist und bleibt die Pflicht und Aufgabe Derer, welche von diesem Geiste einmal unmittelbar beseelt, in dauernder Vereinigung gemeinsamer Arbeit, das Bewusstsein von der *Kultur*bedeutung solches Erlebnisses und solcher Bestrebungen sich mehr und mehr geklärt und gefestigt hatten, um es im grossen Sinne von sich sagen zu können: *wir sind die Erben des Gedankens von Bayreuth.*

Als eine solche geistige Vereinigung werden wir stäts zusammenhalten müssen: zur Fortsetzung des Werkes, nicht nur unseres Meisters, sondern aller wahren Meister. Diess gilt nicht nur für die ideale Gestalt des Kunstwerkes, sondern es heisst: dass wir in der Pflege und Erhaltung dieses Kunstwerkes lebendigen Ausdruck geben sollen eben jenem ausgebildeten Kulturbewusstsein, welches selbst die weite, grosse, seelenvolle Lebenssphäre, die moralische Entfaltung des Bayreuther Gedankens ist. Diesen Ausdruck in Worte gefasst, bieten unsere „Blätter" dar; und unsere Blätter sollen auch das äussere Zeichen der Vereinigung bleiben, welche in diesem Ausdrucke das Bekenntniss einer religiösen Ueberzeugung gefunden hat. Denn das gilt

es allerdings das traurige Verhältniss des Ideales zum Leben bis heute noch nicht eintreten liess. Seltsamer Weise müssen wir uns aber eingestehen, dass dieses „Unter uns", nun schon auch ohne die Erfüllung jenes „Dann", durch eine entsagungsvolle Entschliessung des Meisters, uns jetzt erst recht eigentlich zu einer Realität von annähernd idealem Werthe geworden ist. Denn erst jetzt, nach der nothgedrungenen Preisgebung der späteren Vorstellungen an die Oeffentlichkeit zur Rettung und Erhaltung der ganzen Sache, — erst jetzt, als die ausschliesslichen Besucher der ersten Vorstellungen, können die aus wirklicher Theilnahme an der Sache zum Vereine getretenen und mehre Jahre ihm treu gebliebenen „Mitglieder", oder später die eifrigen, konstanten „Abonnenten der Blätter", dieses *geistige Patronat*, sich wirklich ganz und gar *unter sich* wissen und fühlen, während das noch unerfahrene Interesse, oder gar die blosse Neugier nicht mehr wie sonst, um überhaupt den Festspielen beiwohnen zu können, gleich uns die Mitgliedschaft sich erwerben muss, sondern die übrigen Aufführungen, gleichfalls „unter sich", besucht, um sich dort die unschätzbaren Anregungen zu holen, welche es allmählich auch mit „zu uns" hinüberführen mögen.

uns als eine *religiöse* Macht in menschlicher Seele: der Glaube an die Wahrhaftigkeit des Ideales, die Ehrfurcht vor dem Grossen, Guten und Schönen, wo immer es irdischem Auge leidend und wirkend sich zeige, und die Hoffnung auf den Sieg des Göttlichen im Menschen, jenes am Kreuze offenbarten Liebesgeistes der Wahrhaftigkeit und Treue, darin der leidenden Menschheit edelste Würde im ewig anbetungswürdigsten Bilde uns verkörpert erschienen ist.

Mit diesen dreien Kräften bewehrt, sollte uns nicht in moralischer Bethätigung Das gelingen, was uns das Kunstwerk im beglückenden Ausdrucke der künstlerischen Meisterschaft vor die Augen stellt? Aus dem „Pessimismus" der wahrhaftigen *Welt*erkenntniss, der uns so drückend noch beherrscht, hinauszugelangen zu dem wahren „Optimismus", das ist: zu der thatkräftigen Freude jener idealistischen Erkenntniss von einer unvergänglich *göttlichen* Gewalt in der Menschenseele? — Diese befreiende Gewalt des Guten, sie drückt sich aus in den Thaten für das Gute, wie sie im Dienste des ethischen Ideales von jeher aus edelen Menschenherzen, inmitten alles Weh- und Wirrsals der Weltdämonik, zur Freiheit ihres thätigen Vorhandenseins sich emporgerungen haben. Ja, es ruhen Kräfte in der Menschenseele, die *sieghaft* sind; aber es gilt die Wartung, Pflege und Entwickelung dieser Kräfte, die Wegräumung ihrer Hemmnisse, die Ermöglichung ihrer Wirksamkeit, im Lichte einer energischen Selbstbesinnung. Dafür sind uns die verehrungswürdigen grossen Vorbilder in allen Zeiten gegeben und wollen verstanden, geliebt und befolgt sein, auf dass ihre Wiederkehr in der Zukunft zu jedem Augenblicke vorbereitet, das Leiden ihrer Existenz in der Welt mehr und mehr gemildert, das Feld ihrer edelen Thaten erweitert und umfriedet sein: zum Besten aller heilsbedürftigen Menschheit, gleich uns.

Das ist es, wodurch auch wir in der gemeinsamen Arbeit des Suchens und Versuchens, wie es all unser Schreiben und Lesen nur sein kann, als fragende und wagende Genossen einer idealen Gemeinschaft den Pessimismus zu überwinden hoffen. Die Siegesfahne aber ist das glaubensstarke Bewusstsein von der wahrhaft religiösen Deutung des Welträthsels. Diese Fahne müssen wir uns selbst gewinnen, wie Parsifal den Speer, in Reinheit und Mitempfinden; mit dem gewonnenen Zeichen aber durchsuchen wir gemeinsam auf nothumdrängter Fahrt die Welt nach jenem Heiligthume, wo aus dem Fragen eine neue Welt des Heiles zu idealer Wirklichkeit erstehen soll.

Ein Räthselspruch, in Leiden offenbart: *Das Ende ist die That.* — Wer an die That glaubt, der gönne uns das Wort.

Hans v. Wolzogen.

Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft.

II. Cherubini.

Von Ludwig Schemann*).

Glückliche, sieghafte Künstler haben immer eine Gemeinde um sich versammelt; bei den ganz wenigen Erlesenen ist sie erst klein und wird am Ende die Welt, bei anderen ist es eine Völkergruppe, ein Volk, ein Volkszweig, und so hinab bis zu den rührend-idyllischen Beispielen, wo in einem kleinsten Gemeinwesen die pietätvolle Erinnerung an diesen oder jenen künstlerischen genius loci gepflegt wird. Es ist die schönste Nachwirkung des Künstlers, dass sich diese seine Gemeinde in Allem, was ihn betrifft, so ganz unmittelbar versteht und dadurch einander nahe kommt, womit gleichsam erst die Probe gemacht wird auf den ersten Prozess, durch welchen der Künstler der Menschheit, seinen Stammes-, Volks- oder Landesgenossen nahe trat.

Nichts von Dem bei dem Künstler, welchem heute unsere Betrachtungen gelten sollen. Wenn man wohl sagen kann, dass schon die blosse Nennung vieler Künstlernamen den Abglanz reinster Freude über die Menschengesichter breitet, so verzieht sich dagegen beim Namen Cherubini's kaum eine Miene, es sei denn bei einzelnen Wenigen zur Wehmuth über die Gleichgiltigkeit der Anderen. Ein beliebter Musikhistoriker hat das Schicksal dieses Meisters kurz und treffend bezeichnet in den Worten: „er fand Bewunderung, selten Liebe, seltener Enthusiasmus.“ In Wahrheit, wer etwas dem Aehnliches gegen ihn empfindet, steht heute völlig vereinsamt; scheu und verloren muss er sich umblicken, um nach einem Zeichen des Verständnisses und der Sympathie zu fahnden. Am allerwenigsten findet er solche in den Manifestationen unseres öffentlichen Kunstlebens. Aufgeführt wird der wahrhaft *grosse* Cherubini fast gar nicht mehr, einige seiner Werke treiben sich in Konzertsaal und Theater, wie in unseren Volksausgaben, fast wie Curiosa herum, im Uebrigen fragt Keiner nach ihm, Keiner singt ihm ein Lied, nicht einmal eine Biographie haben ihm die schreibseligen Deutschen gestiftet! Da bleiben denn also nur die „Musikgeschichte“ und die „Kenner,“ auf die man sich angewiesen sieht. Wie aber ist es mit denen? Erstere begnügt sich fast durchweg, einen so eigenartigen und einzeln-stehenden Künstler im denkbar schablonenmässigsten Zusammenhange unterzubringen; Letztere machen ihrem Namen in der Regel Cherubini gegenüber herzlich wenig Ehre. Es ist betrübend,

*) Vgl. desselben Verfassers einleitenden Artikel zu der in obigem Titel angezeigten Reihe von Besprechungen, 1881, Stück X/XI, 2. Hälfte, S. 313, und den bereits zuvor veröffentlichten I. Artikel derselben: „*zum 25. Mai*“ (Calderon), 1881, Stück V/VI. S. 141.

auf welche Unkenntniss man nach dieser Seite gerade in Musikerkreisen trifft; ist es da zu verwundern, wenn dieselbe progressiv immer weiter sich verbreitet, bis endlich von manchen Kunstsinnigen Cherubini ganz harmlos als auch so ein — *ini* unter gewissen musikalischen Italianissimi dieser Namensendung im Gedächtniss mit herumgetragen wird? Als Formel für die Erklärung des seltsam kühlen Verhältnisses, welches das Publikum der Erscheinung Cherubini's gegenüber eingenommen, und für die völlige Erstarrung, in die man eine eigenartig grosse Kunst ruhig hat verfallen lassen, hat sich mit der Zeit diejenige herausgebildet, wonach man dieser Kunst selbst Kälte und Starrheit, als Ursache jenes Verhältnisses, prädizirt. Das war denn freilich einfach. Wir können Dem gegenüber vorerst nur konstatieren, dass, wenn es sich darum handelt, jene Eigenschaften oder den Glauben an sie zur Erhöhung der künstlerischen Wirkungen des Meisters durch eine gewisse Wärme auf Seiten des Publikums im Voraus zu paralysiren, es schwer halten möchte, solche aus irgend einem Faktor unseres heutigen Kunstlebens zu erzielen, am letzten wohl aus dem behaglichen Gerede unserer Kritiker, die sich ganz so gebahren, als lebe Cherubini wirklich noch und werde ewig leben, als Buchunsterblicher nämlich. Anders warm weht es uns schon aus den Worten unserer grossen Meister, der Zeitgenossen Cherubini's, an, die nie anders, als von einem Heroen unter Heroen von ihm gesprochen haben. Da ist vor Allem als höchstes Ruhmesmal der denkwürdige Brief Beethoven's*), ein Zeugniss von um so grösserer Bedeutsamkeit, als es die einzige uns erhaltene Kundgebung Beethoven's gegen einen grossen Zeitgenossen ist. Ihm reiht sich die wunderschöne Besprechung C. M. v. Weber's**) an, der sogar für das Trübe und Tragische der Kunst Cherubini's schon eine leise, ungemein zartfühlende Vorahnung bekundet. Und so haben sich alle hervorragenden Musiker, Spohr, Mendelssohn, Schumann, Hauptmann u. A., geäussert, und wenn man sie liest, könnte man glauben, es sei gar nicht anders möglich, als dass eine Kunst, die auf Jene so gewirkt habe, auch in alle Ewigkeit fortwirke. Aber das Schicksal hat anders befunden. Sie, denen Cherubini solchermaassen aufgegangen war, haben ihr feuriges Empfinden für das in ihm Lebende in ihr innerstes Wesen auf-, aber dann aus allem Leben mit hinweggenommen. Die schönen Worte, die sie demselben hie und da verliehen, erscheinen heute wie im Trauerrand, als Nachruf an einen Geschiedenen. Unter den Monumenten des „goldenen Zeitalters der Musik" wird das Cherubini's vielleicht auf immer fehlen; aber das Grab seiner Kunst liegt doch dicht neben dem stolzen Palaste der Beethoven'schen! Wir wollen es keinem Menschen, und am Wenigsten unseren Musikern, verargen, wenn sie lieber den Stätten der Herrlichkeit, als der der Trauer sich nahen; aber vielleicht

*) Nr. 250. 251 in der Nohl'schen Sammlung. Es ist charakteristisch, dass der Brief gerade die Ausdrücke „*Liebe*" und „*Enthusiasmus*", nicht aber den der Bewunderung enthält!

**) Abgedruckt in der Biographie seines Sohnes, Bd. III. S. 153—156.

läutert und stärkt gerade eine Wallfahrt zu dieser ungleich mehr dazu, dem Lebenden recht zu begegnen; denn sie ist die Stätte der Sammlung vor allen Palästen, namentlich wenn man in diesen mehr die Prunkgemächer, als die Kapelle aufsucht.

Und so liege uns heute die ernste Betrachtung ob, warum ein grosser und edler Künstler uns keine lebendige Kunst hat hinterlassen können; und die Wärme, die ihm — leider! — nur zu Wenige entgegengebracht haben, weil sie da, wo sie *Leben* suchten, nur Phantome fanden, — uns sei sie eingegeben durch die Thatsache, die wir trauernd, aber mannhaft an die Spitze dieser Betrachtung stellen wollen: dass sie nicht mehr, als *eine Gedenkfeier für einen Todten* sein kann.

I.

„peregrino fra gli stranieri."

(Inschrift am Geburtshause Cherubini's.)

Fast mehr noch, als die *Kunst* Cherubini's, ist jede Kunde von der Persönlichkeit des *Künstlers* verklungen, von der freilich die Welt nie sonderlich erklungen war. Und doch ist es eine nichts weniger als gewöhnliche Erscheinung gewesen, für die ihn alle Diejenigen halten könnten, die nicht von ihm als einer ausserordentlichen wissen, bei der sich nämlich etwa der persönliche Lebenswandel zu einem äusserlich heroischen, die persönlichen Geschicke zu äusserlich tragischen gestaltet hätten. Ist seine Erscheinung für die Rolle, die ihm aufgegeben war, eine unverhältnissmässig zurücktretende gewesen, die daher nie ein „Publikum" anziehen wird, so wird sie doch durch einige urprägnante Züge zu einer der bedeutsamsten erhoben.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass die Vaterstadt Dante's und Michelangelo's auch die Cherubini's gewesen ist. Ohne eine Vergleichung der Kunst dieser Meister, oder auch nur einzelner Momente derselben, hier hereinziehen zu wollen — die bereits von verschiedenen Seiten mit Sinn und innerer Berechtigung angestellt worden ist — sei nur auf einen homogenen Grundzug ihrer Erscheinung als Künstler hingewiesen. Es lebt in ihnen eine eigene, und ein und dieselbe Art von Grösse, die ich als eine florentinische bezeichnen möchte. Fast ausnahmslos ist sonst allen grossen Italienern eine gewisse Milde, ein vermittelteres künstlerisches Eingreifen ins Leben zu eigen, während bei jenen Florentinern, granitenen Naturen voll herber Strenge und ungeheuersten Ernstes, die Kunst mit einer fast trotzigen Gebärde jede etwaige Einmischung der Mächte des Lebens im Vornhinein abzuweisen scheint. Ein Unterschied besteht freilich, und ein schwerwiegender. Dante wie Michelangelo sind ihr Leben lang Italiener geblieben, die Söhne des stolzen, herrlichen, wenn auch gesunkenen Florenz konnten einem grossen patriotischen Ideale nachleben, ihrer Kunst als einer wuchtigen Waffe zu dessen Verbreitung sich bedienen

und, wenn es denn verloren schien, mindestens um ein verlorenes Italien trauern. Cherubini ward in der Hauptstadt der „österreichischen Secundogenitur Toscana," und zu einer Zeit geboren, wo jeder Gedanke an ein grosses Vaterland als Wahnsinn erscheinen musste, zudem als *Musiker*, dem eine Mission der Wiederbelebung altitalienischer Grösse andichten zu wollen nach den über seine Kunst damals allgemein herrschenden Anschauungen vollends ein Hohn gewesen wäre. Und doch ist Cherubini der gewaltigste Träger und Neubeleber des italienischen Namens in den letzten Jahrhunderten gewesen, wenn er auch nicht, wie seine älteren Landesgenossen, weder in und für Italien gekämpft, noch seine Kunst zum Angriff in den Kampf getragen hat.

Ein Blick auf das gänzlich erschlaffte und verweichlichte musikalische Italien seiner Zeit musste den jungen Meister belehren, dass diess gerade noch gut genug gewesen war, ihn in die Wissenschaft von seiner Kunst einzuführen, die er sich in einer ihn so einzig bezeichnenden erschöpfenden Fülle und Gründlichkeit zu eigen gemacht hat. Dass er mit seinen letzten grösseren Produktionen *italienischen* Styles Beifall fand, hat vielleicht nur dazu gedient, die Erkenntniss zu beschleunigen, dass seines Bleibens in der Heimath nicht sei und dass er besser thue, Italien im Sonnenschein als im Missmuth zu verlassen, oder gar ein längeres Leben dort, das künstlerisch kein Leben für ihn werden konnte, sich auch menschlich durch die unausbleibliche *Verachtung* der Heimath verbittern zu lassen. Er wählte mit grossem Entschlusse jene Heimathlosigkeit, die er über ein halbes Jahrhundert getragen hat, ohne dass wir ihn je einen ernsten Versuch machen sähen, einen Zusammenhang mit dem Vaterlande wieder herzustellen. Ja, wir hören eigentlich von keiner Klage dieses „Pilgers in der Fremde," ob wir doch gleich wissen, dass er in seiner zweiten Heimath Paris noch weniger jemals warm geworden ist. Es ist, als habe seine ernste Mission ihm das Herz starr und den Mund stumm gemacht, damit er in einsamer Grösse nur immer als *Beobachter* den Dingen gegenüberstehe, die da in wundersamer Folge vor ihm sich abspielten: die letzten Jahre des *ancien régime*, die Revolution mit ihren tragischen Gräueln und ihrem Carneval, die glorreichen Jahre der Republik, Consulat und Kaiserthum, Restauration und Bürgerkönigthum. Durch all diess, und die ernstesten und machmal wunderlichsten Fügungen des eigenen Geschickes hindurch hat Cherubini ausgehalten, weil er dem Glauben lebte, vom Zentrum der romanischen Welt könne einzig die Verwirklichung des Ideals einer völkerverbindenden Kunst ausgehen, auf das schon damals gebieterisch Alles hindrängte.

In der That schien ja auch seine Kunst von Paris aus zu wirklichem Leben gelangen zu sollen, und an der Wende des Jahrhunderts fand er sich als der gefeiertste dramatische Komponist Europa's, was dennoch nicht verhinderte, dass er bald nachher, nicht sowohl um der Anfeindungen und Zurücksetzungen des Welteroberers willen, dem der ungebeugte Italiener ein Dorn im Auge war, als, wie es scheint, aus Unzufriedenheit mit sich selbst, seine

ganze glänzende Laufbahn gewissermaassen selbst wieder annullirte. Wundersame Erscheinung, wie der Meister nun der Kunst abschwört und in einsamer Zurückgezogenheit auf einem belgischen Schlosse zeichnet und botanisirt, der Kunst so nur noch in ihrer leichtesten Anwendung, wie spielend, sich nahend und die Heimath, die ihm in ihrem Reiche wie in dem der Menschenwelt nirgend beschieden schien, im Reiche der *Natur* suchend; ein *Wunder* vollends, wie aus seiner unmuthigen Unproduktivität, die sie nur als eine Fahnenflucht ansehen konnte, die heilige Cäcilie selbst durch eine List der Freunde ihn aufriss, zugleich ihm den neuen Weg weisend, auf dem er, als der glänzendste *musikalische Verherrlicher seiner Kirche*, allen Zweifeln für immer enthoben mächtig dahinschreiten sollte. Wie um ihm auch äusserlich diesen Weg endlich etwas mehr zu ebnen, gelangten einige Jahre später Aristokratie und Königthum, zu denen Naturell und Neigung Cherubini von Anfang an hingezogen hatten, zu einer letzten Herrschaft, und man darf wohl sagen, dass die Abendsonne des französischen Königthumes einige erwärmende Strahlen auch auf den einsamen Wanderer geworfen habe. Schön spiegeln sich diese in seiner Kunst wieder: sein grösstes Werk, das Requiem in C-moll, war den Manen des tragischsten Inhabers des französischen Thrones, Ludwig's XVI., geweiht, zu Ludwig's XVIII. wie zu Carl's X. Krönung erklangen im alten stolzen Dom zu Rheims seine feierlichen Messen, und endlich hat er, in jenem berühmten Chor der Genien aus „Blanche de Provence", dem letzten Bourbonenspross (Grafen von Chambord) ein himmlisch inniges Wiegenlied gesungen, das wohl geeignet ist, uns auf den hier als „Hoffnungsblume" begrüssten, Angesichts des Verlaufes seines Lebens, mit Wehmuth blicken zu lassen, anstatt mit Spott, den die Welt, als für eine tragikomische Figur, heute einzig für ihn in Bereitschaft hält. Welch' ein greller Rückschlag gegen das Gebahren der Bourbons, die Cherubini würdigten und ehrten, tritt dagegen mit dem Bürgerkönigthum ein, das in seiner banausischen Weise die königliche Kapelle auflöste und Cherubini's grösste Wirksamkeit lähmte, indem es ihm „mitsammt seinen Messen und Requiems die Thüre der Tuilerieen vor der Nase zuwarf"! (Liszt), so zum Schlusse als betrübendes Resumé es darlegend, dass Frankreich einen Cherubini nicht nöthig gehabt, d. h. nicht verstanden und nicht verdient habe, den es zum guten Ende nur als Konservatoriums-Direktor zu verwenden wusste!

Nur in wenigen denkwürdigen Akten hat Cherubini Gelegenheit gefunden oder genommen, die zähe und nachhaltige Kraft seines künstlerischen Bewusstseins zu offenbaren. So hat es etwas Eigen- Grossartiges, wenn er mit seiner Kunst dem Weltherrscher, der auf alles Grosse muthwillig zu treten liebte, wo es geht, ausweicht, wo Jener ihn aber einmal hervorsucht, im Vollbewusstsein seines Berufes stolz, ja verachtungsvoll entgegentritt. Napoleon musste freilich die Musik der Paër, Paësiello, Zingarelli einzig schätzen, die er immer wieder Cherubini lobte und anempfahl, weil sie ihn sanft einlullte, und er ja auch Frankreich und die Welt am liebsten sanft eingelullt gesehen

hätte; ihm wäre die Musik eines Cherubini und Anderer wahrhaft gefährlich erschienen, wenn er nicht, in verständnissvoller Antizipirung unserer modernsten musikalischen Aesthetik, in einem jeden Musiker nur einen tönend bewegten Formenmenschen, und daher ein unter allen Umständen unschädliches Individuum vermuthet hätte. Sonst wäre vielleicht sogar die *Persönlichkeit* gerade eines Cherubini nicht sicher vor ihm gewesen, nachdem er einmal, auf eine der Lobpreisungen der Italiener, dem damaligen ersten Consul die schneidige Antwort gegeben: „ah, ich verstehe, Sie wollen eine Musik, die Sie nicht im Entwerfen Ihrer Schlachtpläne stört!“

Bezeichnender noch als solche Aeusserungen sind einige Kundgebungen seiner Kunst selbst, wie er solche ganz unwillkürlich in seine letzten dramatischen Werke hineingelegt hat. Im Wesentlichen zwar hat Cherubini mit seiner wundergleichen Berufung zum geistlichen Musiker der Bühne entschieden und schroff entsagt, aber doch noch mit zwei bedeutsamen Schöpfungen sich ihr zugewandt. Zunächst mit den Abenceragen, die in dem Entscheidungsjahr 1813 geschrieben sind. Es ist charakteristisch, dass Chateaubriand seinen „Letzten der Abenceragen,“ in dem in harmloser Weise, im Rahmen novellistischer Erzählung, eine Verherrlichung des spanischen Ritterthums eingeflochten ist, auch vor 1812, als Spanien noch fest unter französischer Herrschaft stand, nicht mochte erscheinen lassen, während Cherubini in den glanzvollen Rhythmen der vor Verrath sich zurückziehenden und Wiederkehr drohenden Kastilier den ganzen Heroismus jenes Volkes, das dem Imperator damals bereits die ersten blutigen Schläge beigebracht hatte, machtvoll nachklingen und — sonderbare Fügung des Schicksals — dem seinem Geschicke entgegeneilenden am Abend vor seiner Abreise in den Feldzug von 1813 entgegentönen lässt!

Ganz anderer Art war der Feind, gegen den sich in seinem Ali-Baba der 73-jährige Meister wandte. Hier galt es nicht einem Mächtigen der Erde, und durfte daher nicht stofflich, sondern es musste, als gegen Mächte der Kunstwelt selber, durch die blosse künstlerische Behandlung gewirkt werden. Cherubini war sich klar bewusst, dass auf einem Boden, wo lange Rossini geblüht hatte, wo seit drei Jahren der musikalische Antichrist eingezogen war, seine Kunst nicht mehr gedeihen könne, dass auch sein Werk „der Teufel Robert holen werde;“ er hat sich desshalb am Tage der ersten Aufführung desselben nach Versailles geflüchtet und, die Uhr in der Hand, dort Akt für Akt an sich vorbeiziehen lassen, um sich erst, nachdem er das Stück zu Ende wusste, aufathmend zur Ruhe zu begeben und friedlich zu schlummern, wie er denn auch keine folgende Aufführung mit angesehen und es immer vermieden hat, von Ali-Baba zu sprechen. Er empfand es selbst als eine drückende Pflicht, hier noch einmal reden zu müssen, aber er musste reden. Sein künstlerisches Gewissen zwang ihn dazu. Was er vorausgesehen und nur möglichst schnell überstanden gewünscht hatte, geschah: sein Werk wurde Augenblicks vor den ganz andern Erzeugnissen jener Tage bei Seite

geworfen und ist bis heute verschollen geblieben, den wenigen, die Cherubini wirklich kennen, nicht allein wegen seines hohen künstlerischen Werthes lieb und theuer, sondern namentlich ehrwürdig als der feierliche Protest einer ganzen älteren Generation, deren letzter lebender Vertreter Cherubini war, als eine mahnende Stimme aus dem Grabe einer grossen vergangenen Kunst, die in die wilden Orgien einer die Stätten Jener entweihenden Afterkunst hineintönte. Man wolle nun freilich nicht glauben, dass Cherubini in den letztgenannten beiden Werken bewusste Tendenzwerke geschaffen habe. Alle Tendenz — die eine, grosse, die er hatte! — lag für ihn in seinem ganzen Schaffen als solchen, nimmermehr in einzelnen Schöpfungen, und die Mittel, deren er sich gerade in jenen beiden Werken bedient hat, sind, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, die denkbar künstlerisch harmlosesten. Dennoch liegt die *Wirkung* vor: dass Ali-Baba geschrieben worden, beweist, dass eine *Erbfeindschaft* existirte zwischen seiner Kunst und der der künstlerischen Usurpatoren seiner letzten Zeit, wie in ähnlicher Weise die Gesammtheit seiner Schöpfungen die völlige Inkongruenz des Meisters und seiner künstlerischen Umgebung während seines ganzen Lebens beweist. Diese tritt freilich fast sprechender noch, als da, wo er selbst sie offen darlegt, in den Versuchen, mit einer solchen Umgebung sich abzufinden zu Tage. Er verlor am Ende die Lust, jene Inkongruenz immer und immer wieder zu betonen, und ist denn so, ein unvergleichlich Grösserer, mit all den manigfachen Talenten jener Zeit nicht selten Hand in Hand gegangen, indem er in Pasticcios, den wunderlichen Flickstücken mehrer vereinigter Verfasser, welche die Mode damals hervorbrachte, Viel seines Besten niederlegte — wo denn noch heute Manches unentdeckt liegen mag. Dort befand er sich denn nun freilich in einer künstlerischen Umgebung, die selbst in den Isouard, Boieldieu, Auber, Halévy keinerlei ihm verwandtes Wesen aufzeigte, vielmehr in den schönsten Blüthen, die sie getrieben hat, nur die absoluteste Fremdartigkeit bekundete. Mit dem die Kunst am höchsten erfassenden Franzosen seiner letzten Epoche, Berlioz, musste sich dagegen Cherubini in bedauerlichster Weise missverstehen — das ist der kurze Sinn von Berlioz' fatalem Geklätsch. Alles in Allem, war seine Kunst, nachdem er ohnehin in den letzten Jahren mit Musik Nichts mehr zu thun gehabt hatte, in der französischen Welt bei seinem Tode so gut wie vergessen.

II.

Brendel hat in seiner sehr schönen Charakteristik Cherubini's die Erklärung dafür, dass dieser nicht überall das Höchste erreicht habe, in die Formel gefasst, dass ihm nicht, wie den anderen grossen Tonmeistern, eine ganz bestimmte Idee zur Verwirklichung mitgegeben sei. Man kann diess zugeben; wie die Dinge einmal sich entwickelt haben, geht er neben der ganz unzweifelhaft vom Weltgeiste organisch-teleologisch angereihten Kette der deutschen Musiker einher als eine letzte grosse Manifestation des italienischen Geistes, eine völlige musikhistorische Anomalie, und die Versuch-

ung liegt zu nahe, in nachträglicher Systematisirung ihn bei Seite zu lassen, ihm Unrecht zu thun. Um dem musikalischen Genie an sich auf den Grund zu kommen, als welches seine erstaunlich grosse und vielseitige Begabung aus falschem Ort und falscher Zeit herausgelöst am Ende erscheint, haben wir uns die im Vorigen Abschnitt bereits angedeuteten äusseren Einflüsse vollends klar zu machen, unter denen dieselbe wie in unstäten Farben und in einer fast planlosen Anwendung sich darstellt.

Seit es Gluck gelungen war, in Paris seine künstlerischen Ideale im grossen Style zu verwirklichen, hatte sich der Glaube allgemein festgesetzt, dass in Frankreich der eigentliche Boden für die Oper als das musikalische Drama sei, und nicht allein die Opernmacher hofften hier ihren Weizen blühen zu sehen, gerade die dem dramatisch-musikalischen Ideale am feurigsten Nachstrebenden liessen es sich gar nicht beikommen, anderswo als in Paris eine Stätte ihres Wirkens zu suchen. Es war ein völliger Irrthum, wenn so in der spezifisch französischen kunsthistorischen Entwicklung Motoren vorausgesetzt wurden, deren man sich nur zu bedienen, produktive Elemente, denen sich fremde nur zu assimiliren brauchten, um eine fernere Kunst im Sinne Gluck's hervorzubringen. Gluck hat nur durch seine ungeheure Energie eine Komplikation innerer und äusserer bewegender Ursachen, die ihm in Frankreich die relativ günstigste schien, sich so zu eigen gemacht, dass es nachträglich den Anschein gewinnen konnte, als habe er nicht nur, wie es thatsächlich gewesen ist, Mittel flüssig gemacht, sondern Impulse empfangen. Dass die hellenische Welt, der Gluck seine Stoffe entnahm, zum guten Theil auch die des französischen Dramas war, ist durchaus Zufall, ja nur äusserer Schein, wie sich jeder sagen wird, der einmal ein Gluck'sches Werk neben einem der französischen *Tragédie* auf sich hat wirken lassen. Gluck stand mit dieser seiner Welt so vollkommen isolirt da, dass er sich erst ein Publikum hinzu dekretiren musste, nachdem er seine Werke geschaffen. Das französische, auf das er damals verfiel, ist nicht das ihm von der Vorsehung bestimmte gewesen — wie das am deutlichsten das Schicksal beweist, das seine Werke in Frankreich bald erlitten haben: völlige Vergessenheit, inmitten derer die von Berlioz mit vorzeitigem Jubel begrüssten Reprisen einiger derselben unbeachtet verklungen sind, während die echte Pflege Gluck'scher Kunst für immer wieder Deutschland als nationale Pflicht anheimgegeben zu sein scheint. Aber auch schon seine unmittelbaren Nachfolger hatten es zu erleben, dass das französische Ideal Blendwerk war; dass wohl ein Gluck, der in einem langen Leben künstlerisch ausgereift war, der überwältigenden Erscheinung seiner fertig abgeschlossenen Kunst dort Boden hatte erzwingen können, nicht aber dieser Boden selbst ergiebig genug war, um dem Genie, das nun in Gluck's Bahnen treten wollte, für eine erst durchzumachende Entwicklung eigene Keime zu liefern. Spontini, wie Cherubini beweisen für diesen Satz jeder in seiner Weise: ersterer war glücklich genug, eine Zeitlang Eindrücke aus der französischen — aber nicht Kunst- — Welt so in

sich aufzunehmen, dass sich seine künstlerische Phantasie flammend daran entzünden und sein künstlerisches Vermögen in fast unbegreiflichem Maasse steigern konnte, bis, mit dem Wegfall der ihn treibenden Kräfte, der Macht und des Glanzes, jenes letztere jäh in sich zusammenbrach und Spontini, indem er der französischen Welt den Rücken wandte und s. z. s. nur auf die Glanzwerke seiner Pariser Epoche hin in die Welt reiste, das Beispiel eines Künstlers gab, der aus einer verhängnissvollen Verwechslung ein kurzes Ideal sich gewann und daran zu stolzem Fluge sich erhob, um alsbald, da man nun erst das Grösste von ihm erwartete, des Ideals beraubt, als produzirender Künstler traurig zu verflattern. Eine ungleich grössere künstlerische Veranlagung, einen ungleich höheren Beruf, ein ungleich reicheres Leben und Wirken hat Cherubini dem französischen Ideale zum Opfer gebracht. Es ist imponirend, wie er im Gegensatze zu Spontini, durch alle Phasen der äusseren Entwicklung Frankreichs hindurch, die er in grösserem Umfang als Jener mitdurchlebt hat, stäts den gleichen Charakter sich gewahrt hat. Und zwar befähigte ihn sein — bleiben wir bei dem Worte — *florentinisches Naturell* nicht allein, seiner Kunst während der längsten Laufbahn, die je einem Musiker beschieden, eine hohe Reinheit, ernste Würde und feierliche Grösse zu behaupten, sondern es gab seinem Ringen nach dem Ideal auch den stäts gleich vollwerthigen produktiv-schöpferischen Ausdruck. Aber indem aus der Sphäre, in welche er sich als in sein künstlerisches Lebenselement begab, dem Meister weder nach der Seite des Inhalts noch der Form bestimmende Nothwendigkeiten sich ergaben, und er dennoch nicht, wie Gluck, aus innerem Lebensdrange des Kunstgeistes eine neue Sphäre selbstthätig sich zu schaffen vermochte, nahm jener Charakter mehr und mehr etwas Unbewegliches in sich auf, blieb seiner Kunst etwas Abstraktes zu eigen, ein Mangel an Kolorit, an Individualisirung, der sie selbst künstlerisch inferioren Erscheinungen wie Méhul und Spontini gegenüber äusserlich in entschiedensten Nachtheil brachte. Indem Cherubini seine ganze Kraft darauf verwandte, sich auf einer allmählich zu weit ausgedehnten Linie zu halten, ging ihm die Siegesfreude verloren, die ihm auf engerem Felde hätte werden können. Er hielt sich, er steigerte sich nicht. Weitaus zu bedeutend, um blosser Nachahmer oder Verwerther zu sein, fehlte ihm dennoch nicht sowohl der tiefstinnerliche Instinkt, als die grosse Initiative, um ein Neuentdecker und Fortbildner zu werden. Nur dadurch ist seine Rolle als des vornehmsten Vermittlers zwischen dem Musikdrama des 18. und dem des 19. Jahrhunderts s. z. s. verkümmert, und er erscheint nicht in dem Glanze, wie unsere anderen musikalischen Heroen.

Wer etwa nicht davon zu überzeugen sein sollte, dass man solch eine Rolle Cherubini mit innerer Berechtigung zugewiesen sehen möchte, der betrachte einmal Weber's schöne Charakteristik, die ihm anheim gegeben sei zuvor auf ihre ungemein treffende Wahrheit hin zu prüfen, unter diesem Gesichtspunkte: „Ernst, oft bis zum düsteren Brüten, stäts die schärfest-be-

zeichnendsten Mittel wählend, daher glühendes Kolorit — gigantisch gross im Auffassen des Ganzen und der einzelnen Situationen — kurz und energisch, manchmal scheinbar abgerissen, die Ideen hingeworfen, die aber in dem tiefgedachtesten inneren Zusammenhange stehend, mit dem üppig gewürztesten harmonischen Reichthume geschmückt, recht das wahrhaft bezeichnende dieses Tonschöpfers ausmachen, und die Tiefe seines Gemüthes — das, bei den grossgedachten Contouren und Massen, die reichlichst ausgestattete Ausführung jedes scheinbaren Nebenzweiges sorgfältig berücksichtigt — beurkunden: das ist seine Weise.“ Ich denke, das wäre eine Grundanlage, um Grosses zu schaffen, auch im Drama! In Wahrheit hat Cherubini, um ihn noch direkter, als Weber es gethan, als musikalischen Dramatiker in's Auge zu fassen, auf der einen Seite mit Gluck eine grossartige Einfachheit und zumal eine straffe Konzentration in hohen tragischen Momenten gemeinsam, während das wärmere und reichere Leben, die gesteigerte motivische Arbeit, die grössere Nuancirung und oft wahrhaft gewaltige Ausdrucksfähigkeit einzelner rezitativischer Parthieen, die bedeutsamere Nebeneinanderführung von Gesangs- und Begleitungsmusik, endlich das Anklingen von Leitmotiven in eine Zukunft hinauszuweisen scheinen. Und nun: alle diese Anlagen verloren, alle die Werke, die aus ihnen erwachsen sind, unwiederbringlich dahin, nur weil dieser grosse Musiker zu spät als blosser Musiker erschien!

Gluck hatte eine Eigenschaft vor Cherubini voraus, die *Sicherheit des Entdeckerdranges,* die ihm den erstaunlichen Muth eingab, — und dieser bleibt immer noch das Grösste an ihm! — mit seinen musikalischen Gaben fünf musikalische Tragödien vom ersten Range zu schreiben! In den Momenten, wo dieser Entdeckerdrang ihn übermannt, hat Gluck gleichsam zweimal geschaffen, erst erschafft er sich ein ihm sonst nicht eigenes künstlerisches Vermögen, aus dem heraus er dann weiter für die Welt schöpferisch thätig ist. Cherubini, dessen Produziren ein viel unmittelbareres und reicheres war, hat dennoch dabei der allernothwendigsten Regung, der *Zuversicht,* dadurch sich beraubt, dass er als schaffender Künstler auf jenen Muth sich nicht besann, den er als Repräsentant seiner Kunst gegen äussere Mächte bethätigt hat. Von Napoleon, in dem er die brutale kunstfeindliche Macht sich verkörpert dachte, wollte er sich keine Gesetze vorschreiben lassen; vom Publikum, der von Hause aus nicht minder kunstfeindlichen Masse — denn was will im Grunde auch das Publikum während der ihm gespendeten Musik anders, als seine Schlachtpläne entwerfen? — wollte er es auch nicht, aber leider fand er die Gesetze nicht, die nun ihm aufzuerlegen waren. In welcher Sprache waren diese Gesetze zu schreiben, und welchem Publikum zu geben? über diese Frage ist Cherubini nicht hinausgekommen, und so hat er nacheinander, immer in seiner grossen Sprache, aber gewissermaassen in den verschiedensten Uebersetzungen und Zurichtungen, an die verschiedensten Publikum's in der Idee sich gewendet. Hätte er nur einmal sich sagen können: so muss ich sein! Wie aber konnte ein Publikum ihm sagen, welcher Art

Genie er wäre? das er doch zu fragen schien: wollt ihr mich mehr als Gluck, oder mehr als Mozart? wollt ihr mich griechisch? romantisch? modern? Gluck war in der griechischen Welt endgiltig heimisch geworden, sein Schalten und Schaffen darin war ihm fast wie ein Verkehr mit edlen Ahnen; er meisselte sich selbst aus seinen dichterischen Stoffen seine Gestalten zurecht, dass sie imponirend stylvoll vor uns stehen, ob er sie gleich nicht mit ganz grosser Wärme erfüllt hat und sie somit manchmal wirklich mehr etwas von Statuen an sich zu haben scheinen. Für den musikalischen Dramatiker nach Gluck galt es als Erstes, dessen dichterische Errungenschaften, die feste Umgränzung des tragischen Gesammt-Gebietes zu wahren, und demnächst, bei einem allem Ermessen nach nothwendigen Wechsel innerhalb desselben das neue so zu wählen, dass aus ihm selbst heraus etwas mehr von Wärme den Werken sich mittheile. Méhul, wie Spontini, haben einen solchen Gebietswechsel mit Glück vorgenommen und sich so, ersterer in der biblisch-idyllischen, letzterer in der römisch-heroischen Welt wenn auch nur mit einem Werke dauernd festgesetzt. Dass Cherubini nach dieser Seite hin gar so wenig spekulativ veranlagt war, — es ist charakteristisch, dass er den zuvor ihm angebotenen Text der „Vestalin“ abgelehnt hat! — das ward um so verhängnissvoller für ihn, als nicht einmal seine Musik auf heimisch-warmem Boden erwuchs, wo sie denn einer dichterischen Schwester und Heimathgenossin leichter von der eigenen Wärme hätte mitgeben können. So dagegen spiegelt sich Cherubini's eigene Heimathlosigkeit traurig wieder in seinen unstäten operntextlichen Wanderungen, auf denen er nicht selten in recht langweilige, im „Anacreon“ sogar in recht schlechte Gesellschaft gerieth, so dass es kein Wunder war, wenn er, in jener Krisis seines Lebens, diese und alle Gesellschaft gründlich satt bekam und verwünschte. Schon die traurigen Umstände, denen seine dramatischen Produktionen von vornherein für die Aufführung unterworfen waren — da er nicht für die grosse Oper, sondern für kleinere Theater schrieb, setzte sich der Kontext seiner Libretti aus Arien etc. und gesprochenem Dialog, ja hie und da sogar Melodram! zusammen — hätten nun wenigstens einen grossen scenischen Blick und ein energisches Eingreifen in die Gestaltung der textlichen Unterlage zur Rettung des Kunstwerkes erforderlich gemacht — statt dessen fehlte Cherubini der erstere gänzlich, und anstatt seinen schlechten Librettisten die Thüre zu weisen, liess er sie schalten und walten, wodurch er denn in mehr als einer Beziehung ihr Opfer geworden ist. Die allgemeine dichterische Haltungslosigkeit geht hie und da bis zum skandalösesten Opernunsinn, und wie sollten aus solchem heraus wohl *Gestalten* erwachsen? Und dennoch ist es einmal nicht anders, nur an Gestalten erwarmt das Volk zum Verstehen und Geniessen, nur an ihnen aber auch der Künstler selber zum weiteren Schaffen. Daher die tiefe Trauer des Meisters, der nie sich selbst in seinen Werken Gegenstände der Liebe, oder auch nur einen Liebling erschaffen hat, vielmehr am Ende seiner Kunst fast so fremd wie dem Leben, und der Kunst als einem Räthsel gegenüberstand, dessen Lösung sich ihm nicht

erschliessen zu wollen schien. Und doch leidet es keinen Zweifel, dass das Gestalten erfüllende Wesen von Cherubini vollauf erfasst, ihr Herzschlag von ihm nachgefühlt worden ist, und dass nur ihre Individualisirung, ihre Formung, ja manchmal nur die Gewandung ihm versagte. Er besitzt unvergleichlich viel mehr Leidenschaft und Feuer als Gluck, und dennoch wirkt er auf die Meisten kalt, eben weil er keine objektiven Träger und Interpreten seiner Empfindung zu schaffen vermag. An seiner einzigen wirklichen, grandiosen Gestalt, der Medea, kann er selbst ebensowenig, wie je ein Publikum, rechte Freude gehabt haben, weil der Vorwurf, den sich hier der Dichter gewählt hat, die strafende Richterin, die aber selbst wieder zur Verbrecherin wird, eine zwar furchtbare, gewiss aber nicht erhebende Wahrheit enthält! Doch ist diess Sujet immerhin menschlich tragisch durch und durch. Anderen Werken kann man diess leider nicht nachrühmen. Schon Gluck hatte den Weg zu einer einfacheren und doch unendlich tieferen Art der Tragik gewiesen, nach welcher die ganze Peripherie der tragischen Entwicklung einzig in das Menschenherz gelegt wird — ein Weg, der als zu einer ersten Station dahin führen musste, dass es für die Kunst Bösewichter und Engel nicht mehr giebt, vielmehr die ganze Menschheit gleichermaassen der fluchwürdigen Gewalt der Nibelungen — der Dämonen der eigenen Brust! — ausgesetzt ist. Dagegen sind Cherubini's tragische Stoffe fast mit einer gewissen Vorliebe immer mehr in's Kriminalistische eingetaucht, und indem er sich damit begnügte, wie in den Schlussworten der „Fanisca," zu lehren: „ Unschuld hat den Lohn gefunden, und das Laster ist bestraft", lässt er den sehnsuchtsvoll der Kunst sich zuwendenden *Menschen*, der sich nicht so lasterhaft, noch weniger aber unschuldig weiss, ohne die erhoffte befreiende Wirkung. Die erhabensten Eingebungen weggeworfen an eine Schablonenkunst, das ist das Bild, das uns Lodoisca oder Fanisca gewähren!

Auch in den musikalischen Styl kommt nothgedrungen etwas Ungleiches, Widerspruchsvolles, als Rückschlag so verfehlter textlicher Grundlagen. Nur durch einen auf Cherubini lastenden *Bann* sind gewisse Eigenthümlichkeiten zu erklären, die wir zumeist in den Beurtheilungen des Meisters als angestammte *Eigenschaften* behandelt finden. Ja, eine Kategorie von Beurtheilern, denen jener Bann selbst, gegenüber gewissen späteren Exzedenten, nur genehm ist, *freuen* sich jener Eigenschaften: „schönes Maasshalten" haben sie die Einzwängung seiner edelsten künstlerischen Lebenskräfte, und „Formvollendung" einen Formalismus genannt, in dem dieselbe wie ein Hilferuf sich kundgiebt. Wie schön hält doch der trauernde Gefangene Maass! wie schön hält der wunde Adler Maass! Welch' eine harmlos glückliche Gabe vollends, sich da noch der Formvollendung zu freuen, wo vielmehr vornehmlich die Inkongruenz der Form einen unermesslichen Inhalt hat verloren gehen lassen! Wenn Gluck's Formalismus sehr natürlich aus seiner grossen Simplizität sich ergiebt und erst wie ein schirmender Panzer um seine Gebilde herumzuwachsen scheint, so wird er dagegen bei Cherubini zu einer Gewöhnung, einer

Unart, die um so greller von der übrigen beweglicheren Musik absticht, als dieselbe, Gluck gegenüber, die entschiedensten Fortschritte in entwickelter Melodik, wie namentlich auch in der Harmonik und Instrumentation bekundet. Ja, die künstliche Steigerung gewisser formalistischer Schlüsse könnte manchmal den effektfreiesten Musiker in den Verdacht der Effekthascherei bringen, wenn man nicht eben wüsste, dass Cherubini auf eine spekulative Behandlung der Form überhaupt verzichtet hat. So möchte man vielmehr manchmal — namentlich da, wo die alte Form sich am Unverholensten breitmacht, in den Arien — glauben, der Meister habe ingrimmig und wie zum Hohne jene Fesseln zur Schau getragen.

Und doch bedarf es nur eines Blickes auf die ganze Gattung des älteren heroischen Musikdramas, um zu erkennen, dass diess nur durch eine künstlerische Neuverwerthung der Form in allen ihren Theilen der Gefahr der Versteinerung entrissen werden konnte.

Nicht allein waren hier der Formeln nicht allzu viele, gewisse Formen und Mittel, wie z. B. das Festhalten eines Tones der Gesangsmelodie durch alle rhythmischen und harmonischen Veränderungen hindurch in schaurig-grossartigen Momenten, sind auch von Hause aus nur geringer Anwendung fähig. Es kommt hier vielfach Alles darauf an, dass etwas einmal gesagt werde; wie Cherubini manches nach Gluck noch einmal gesagt hat, bleibt immer gross und schön, aber es war nicht mehr so nothwendig, und ist nicht so *individuell* gross und schön. Es sind grosse typische Wendungen da, wo ein Typus bereits erschöpft ist. So ist's auch mit der Gluck'schen Simplizität im Ganzen, der Cherubini zwar vielfach nacheifert, aus der er aber doch wieder zu einer individuellen Belebung durch eine nicht selten staunenswerthe musikalische Arbeit sich hindurchzuringen trachtet. Birgt sie schon an sich eine gewisse Gefahr für Jeden, der eben nicht Gluck ist, so vollends für Den, dessen künstlerisches Innere alles andere eher als einheitlich aussieht und daher in jener Simplizität sich spiegeln könnte, der sie daher auch nicht festzuhalten vermag, ihr entrinnen, durch *Reflexion* entrinnen will! Damit haben wir einen neuen, wie oft gegen Cherubini erhobenen Vorwurf berührt; aber die schnell hingeworfene Phrase von dem „reflektirenden Element" ist vollends wieder auf jenen psychischen Prozess des Künstlers zurückzuführen, der in der Theaterluft eben nicht voll aufathmen konnte, weil er sich nie anders als suchend, tastend, experimentirend in ihr, der gefährlichen, bewegt hat. Daher kommt so Manches matt, gepresst und unartikulirt heraus, daher gewisse stereotype Wendungen, jenes Anhalten und Zaudern, jene ewigen punktirten Ansätze, die nicht sowohl eine Leere bekunden, als ein Zagen, mit einem reichen Inhalt herauszugehen. Unwillkürlich denken wir hierbei an die verwandte Eigenthümlichkeit Beethoven's, der auch gern einen Augenblick inne hält, um einen ungeheuren Entschluss, um den er gar nicht erst zu sinnen brauchte, mit um so grösserer Wucht zur Ausführung zu bringen. Cherubini dagegen mit seinem grossen Wollen scheint nach einem Entschluss

zu ringen, ja zu suchen, da ihm kein Impuls zu einem solchen kam. Beethoven hat vor Anbeginn all seines Schaffens dieses in den Dienst einer ihn in jedem Augenblick erfüllenden und durchdringenden *Idee* gestellt und scheint sich, bei solchem Anhalten, nur darauf zu besinnen, wie sie in dem kommenden entscheidungsvollen Zusammenhange am prägnantesten zum Ausdrucke zu bringen sei; Cherubini beginnt sein Schaffen lediglich unter den Antrieben seines rein künstlerischen Dranges und scheint nun während des Schaffens sich erst nach dem Leitstern einer Idee umzublicken. Das bringt denn die Gefahr einer unkünstlerischen Unterbrechung der künstlerischen Arbeit in immerwährende Nähe, und so hat sich in der That an manchen Stellen der Mangel der *Spekulation* — als eines vor und über allem Schaffen liegenden, dasselbe bestimmenden Denkens — durch Verfallen in *Reflexion* — ein inmitten des Schaffens fallendes, dasselbe beunruhigendes und unsicher machendes Denken — um so mehr gerächt, als gerade der Dramatiker der Spekulation im Sinne einer bewussten Handhabung der Idee bedarf, während sie bei dem absoluten Musiker, wie gerade das Beispiel Beethoven's lehrt, durch einen grossen Instinkt ersetzt werden kann.

Gänzlich verfehlt muss der Versuch erscheinen, Cherubini's Schaffen als das eigentlich normale, wobei er's denn auch zu etwas Rechtem gebracht, in denjenigen seiner Werke hinzustellen, wo er sich dem Mozart'schen Genre nähert, also vor Allem in gewissen Ouvertüren und im „Wasserträger." Es leidet keinen Zweifel, dass vielmehr da, wo Cherubini das grössere Ideal abschwört, sein Schaffen ein vermitteltes, künstliches gewesen ist. Aber er war zu gross für einen Nachtreter Mozart's, dessen Kunstwerk überhaupt einzig und allein durch die individuelle Grösse seines Schöpfers seine Bedeutung behauptet, und mag man immerhin an der Qualität der Musik des „Wasserträgers" mit Recht sich erfreuen, so ist doch darin der Meister von dem Niveau der ihm sonst eigenen Gedankentiefe gar zu unverkennbar herabgestiegen. Unter einem Gesichtspunkte stimmt es sogar recht wehmüthig, Cherubini mit Mozart verglichen zu sehen: der Blitzableiter der komischen und idyllischen Partieen fehlt nämlich bei ihm fast gänzlich. Der Humor, der ihm von Hause aus gewiss so wenig als irgend einem grossen Meister gefehlt haben mag, erscheint unter den Einwirkungen seiner Schicksale als Künstler und Mensch doch weniger als bei irgend einem ausgebildet und hat daher etwas Schwerfälliges, Gedämpftes. Weber schon hat diess ausgesprochen: „ein Anflug von Schwermuth ist allen Arbeiten Cherubini's beigemischt, und seine humorreichsten und heitersten Melodien werden immer etwas Rührendes in ihrem Innern tragen." Die Verlorenheit und Unrubrizirbarkeit seiner Kunst, über die er sich auch durch scheinbare Erfolge nie getäuscht zu haben scheint, lagerte als schwerer Druck auf diesem zeitlebens Verbannten, der sich „nie freute." Mit gleichem imponirenden, aber dumpfem Ernst, mit gleichem Pflichtgefühl, möchte man fast sagen, schreibt er das Leichte, Spielendgefällige, wie das Feierliche und Tragische nieder. Sein ganzes Schaffen ist

eine ununterbrochene Zwiesprache mit der ernstesten Muse gewesen, während Mozart, wie oft! sich von neckischen Genien dazwischenplaudern liess, und auch unsere tragischsten Meister hie und da innehielten und innerlich aufathmeten, um die A-dur-Symphonie oder die „Meistersinger“ zu schreiben.

Fassen wir zusammen, so hat Cherubini, wie Gluck, das Ideal des musikalischen Dramas ganz ungleich grösser gefasst, als Mozart; er war, wie Mozart, ganz ungleich reicher musikalisch begabt, als Gluck, und dennoch ist seine Kunst für eine Gesammtheit abgestorben, weil er weder ein Entdecker wie Gluck, noch überall daheim wie Mozart war. Sein Drama, musikalisch einen Kern wahrhaftigster Gewalt in sich tragend, ist dennoch der Ohnmacht verfallen, weil es keine poetische Gestaltung gewann und so in all seiner Grösse in der Idee schweben blieb. Eine Welt künstlerischer Herrlichkeit ist ins Nichts hinabgesunken, weil sich keine Gestalten fanden, die ihren Inhalt rettend in sich aufgenommen hätten. In den Trauerworten, die dem erhebenden und imposanten Säkularspruche Cherubini's eingeflochten sind, liegt das Schicksal auch seiner Kunst besiegelt:

„peregrino fra gli stranieri.“

III.

Wir haben bisher nur von Cherubini's *dramatischer* Kunst gesprochen, die doch erst die eine Hälfte seines Schaffens darstellt. Von seiner *geistlichen* Musik gilt es freilich auch, dass sie einem Publikum — ob auf immer? — verloren ist; aber wenn wir dort in den Werken selbst den Keim des Todes entdeckten, so haben wir hier die Gründe gleichen Schicksals einzig in äusseren Umständen zu suchen. Erst in seiner Kirchenmusik hat sich Cherubini von seinen kühnsten Inspirationen leiten lassen, die ihn in gewaltiger Steigerung aller seiner künstlerischen Kräfte zu Schöpfungen — wie die beiden *dies irae* seiner Requiems — fortreissen, welche, kolossal angelegt und vollendet ausgeführt, einen der Gipfel aller Kirchenmusik bezeichnen. Warum auch sie nicht nach ihrem Werthe in Aufnahme gekommen sind? der Gründe mögen mannigfache sein, am Wenigsten lässt sich der Gedanke abweisen, dass das Schicksal des Dramatikers auch auf die Bahn des geistlichen Sängers in einem diesem entgegengebrachten Misstrauen seinen Schatten geworfen habe — nach einer traurigen Analogie, die man, sehr mit Unrecht, aus dem künstlerischen Leben und Treiben einer Anzahl allermodernster Universalmusiker abnahm und ohne Weiteres in das des grossen Italieners übertrug. Denn wie Viele sind nicht heute, die, wenn sie vor dem Prüfstein des gedachten Höchsten, des Dramas, nicht bestanden haben, nun aus dem Theater ohne jede Belehrung über ihr eigenstes Wesen hinaus- und, fort und fort tastend, unter Anderem auch einmal in die Kirche treten? Wie wundersam gross steht ihnen der florentinische Meister in seiner, allem äusseren Anschein zum Trotz, imposanten Einheitlichkeit gegenüber! Der, das gleiche grosse Ideal immer fest vor Augen, wahrlich nicht etwa, weil es ihm an Ruhm
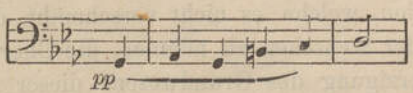
mangelte, sondern weil er jenes Ideal im Drama, wie es ihm damals nur noch bekannt war, selbst mit seiner schöpferischen Kraft zu erreichen verzweifelte, den Quell eines überreichen Schaffens zu hemmen, den tausend wogenden und drängenden Stimmen seines Inneren dumpfes Schweigen aufzuerlegen bereit war, und der wirklich schwieg, bis das alte Ideal wie durch ein Wunder in heiligem Glanze plötzlich neu aufleuchtete und, es zu besingen, nun alle jene Stimmen, jauchzend und klagend, trauernd und triumphirend, übergewaltig hervorbrachen. Und wenn wir Cherubini's früheres Schaffen ein zumeist vergebliches Suchen nennen müssen, ein Suchen, das ihn erst bis zur krankhaftesten Ermattung durch die weltlichen Gebiete der Kunst jagte, dann schmerzlich-resignirt in die Natur trieb; so mögen wir wohl sagen, dass sein neues Schaffen als Verkündiger seines Glaubens ein stätiges Finden gewesen sei. Ein Jammer, dass man an seinem heiligen Funde fort und fort so gleichgiltig vorübergeht! Gedankenlose Flugwörter haben auch hier den Weg gesperrt, wie vor allem, dass diese Kirchenmusik „theatralisch" sei — wofür man denn zum Belege, wie immer, nur Einzelheiten anzuführen weiss, wie etwa den berühmten Tamtam-Schlag im *Dies irae* des C-moll-Requiems, welcher das Zerbersten des Weltalls am Tage des jüngsten Gerichtes malt! Bildet diese Ausstellung nicht ein leidiges Gegenstück zu jener anderen, die wir freilich theilen mussten, dass er in seinen Opern theatralisches Geschick vermissen lasse? beide aber, die berechtigte, wie die willkürlich ersonnene, beweisen sie etwas gegen die Thatsache, dass Cherubini einer der berufensten dramatischen Musiker, wenn auch leider ganz nur Musiker war? Ihm, dessen höchsten Flug bisher sudelnde Librettisten gehemmt hatten, konnte nach solchen Erfahrungen am Allerletzten das höchste *Ideal eines religiösen Dramas* sich erschliessen — gerade hier hätte sich ein Vergreifen in der Tragik am bittersten rächen müssen. Wie ein rettender Fels erschienen ihm dagegen die urtragischen Leidensvorgänge und ewigen Verheissungen aus der christlichen Glaubenswelt, die, in die ergreifendsten Worte des feierlichen Rituals seiner Kirche gekleidet, sich ihm, über alle Menschendichtung erhaben, darboten und bei deren Behandlung er sich sogar einer idealen Dramatik nicht zu entschlagen brauchte. Denn, möchten doch diejenigen, die hier gar keine rechte Kirchenmusik haben anerkennen wollen, weil es weder Bach'sche, noch Palestrina'sche Kirchenmusik ist, — geschweige, dass man etwas von Beethoven's grosser Messe darin suchen dürfte, — vor allem das Eine beherzigen: es ist der *Katholicismus,* als die Religion, welche es nicht verschmäht, durch die *Sinne* ihren Weg zu den Herzen der Menschen zu nehmen, die Cherubini in Musik gesetzt hat. Ohne die Beherzigung des Grundwesens dieser Religion erklärt sich Cherubini so wenig als einer der grossen katholischen Künstler. Durch alle Mysterien seines Glaubens führt er uns hindurch bis zum glanzvollen Triumphgesange der katholischen Kirche im *Sanctus* des C-Moll-Requiems; und in dem dröhnenden *Credo,* das er (in der F-Messe) um jeden Satz der heiligen Lehre als Rahmen gelegt hat, scheint er deren ewigen Sieg

zu verkünden. Eine gewissermaassen dramatische Verlebendigung des gesammten mythologisch-dogmatischen Gehaltes, eine gewisse Personifikation und menschliche Annäherung des Göttlichen, wie sie Cherubini's Kunst aufweist, findet sich durchaus in seinem Glauben vorgebildet. Ihre schönsten Blüthen hat sie in ihren *sanctus* und *benedictus* getrieben. Die tiefsten religiösen Empfindungen scheinen hier wirklich einmal nicht aus der Verachtung und Ueberwindung der Welt, sondern aus einer sublimirten Ahnung eines *Guten* darin hervorzugehen, welches nichts Anderes ist, als die Sehnsucht und der Ruf nach dem Göttlichen. Das sind Cherubini's schönste Momente, wenn er zum Dolmetscher dieser stummen Sehnsucht und zum priesterlichen Rufer wird. Eine namenlose Gefühlsinnigkeit beseelt und erwärmt da plötzlich den „starren" Meister, und die süsse Melodik Italien's, die uns sonst wohl wie Sirenenklänge umtönt, erscheint bei ihm mit einem Male wie durch einen überirdischen Zauber verklärt. Das *Benedictus* der F-dur-Messe zeigt die Gründonnerstags-Scene gleichsam auf die ganze Menschheit erweitert: hier ist wirklich einmal *„Jerusalem die Welt"**), geworden. Es ist der grösste und schönste Kultusakt der in einer Kirche denkbar ist, und insofern als tausendstimmiger Willkommgruss einer geheiligten Gemeinde auch die echteste Kirchenmusik, während Beethoven's Komposition der gleichen Worte in seiner *missa sollemnis*, den Willkommen wiedertönend, den das grösste Herz, das je geschlagen, einsam dem Weltbefreier darbringt, schon fast über jede Möglichkeit der Unterbringung auch in den idealsten Formen des *Kultus* hinauswächst.
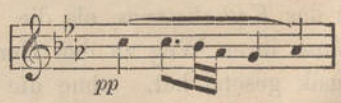
Zeigte uns Cherubini's weltliche Kunst gewissermaassen einen hohen Geist in einem schwindsüchtigen Körper, durch die Mühen des Tages beengt und herabgezogen, so offenbart uns dagegen seine kirchliche Musik die erhabenen Träume dieses Geistes, der von keinem irdischen Leiden mehr heimgesucht wird. Hier scheint er erst ganz es zu fühlen, dass er der Auserwählten Einer ist, kaum dass je noch ein Zagen und Zaudern wie eine Reminiszenz aus seiner weltlichen Zeit ihn befällt. Mit fester Hand, die noch in dem D-moll-Requiem des 76jährigen kaum leise zu zittern scheint, schreibt er diese Werke ewigen, hohen Styles nieder. Der so sehnsüchtig nach Ruhe rief und so ergreifend die Zuckungen austönen liess, die der letzten Ruhe vorhergehen, er fand, auf dem Gipfel seiner Kunst selbst, auch das Ziel seines Erdenwallens:

Requiem aeternam.

Das



und



verkünden nur eine Erlösung, die sie ihrem Schöpfer selbst als Mensch und Künstler gebracht haben. Die „Starrheit" ist hier, wie im brechenden Auge, gemildert und verklärt, und wenn wir auf die weltliche Kunst des Meisters

*) Liebesmahl der Apostel.

das Gleichniss des Todes angewendet haben, so enthüllt es uns, hier fortgesetzt in der Anwendung auf die Kirchenmusik, von Neuem das Mysterium, dass der Tod das ewige Leben bedeute.

IV.

Wie wir im Leben durch Schicksalsschläge, die wir auf Andere herabfallen sehen, einerseits zur Theilnahme für die Betroffenen, und sodann zu ernstem Nachdenken vor Allem über uns selbst, angeregt werden, so kann es nicht fehlen, dass auch eine Betrachtung des Schicksals einer grossen dahingesunkenen Kunst ausser der Theilnahme für deren Meister uns ernste Belehrung über den Gang einer ganzen grossen Entwicklung bringe, aus der er wie durch feindliche Mächte ausgeschlossen, ja man könnte fast sagen herausgeschleudert worden zu sein scheint. In Wahrheit hat man einen eigentlichen Herzschlag von Cherubini's Kunst wohl nur darum nicht entdeckt, weil nicht Herz zum Herzen sprach; das *Schicksal* — und diess bestimmt ja nun einmal Meinen und Fühlen der Menschen — hatte kein Herz für Cherubini, und wie schmerzlich-ironisch wirkt die Wahrnehmung auf uns ein, dass diess auch hier wieder nur — ein Stück Politik gewesen ist!

Cherubini war von italienischem auf französischen Boden übergetreten, wovon die Folge gewesen ist, dass ihn nicht einmal das nationale Anstandsgefühl irgend eines Volkes — die kümmerliche Stütze wie manches Künstlers! — gehalten und getragen hat. Die Italiener empfanden instinktiv, dass sein Hervorgehen aus ihrem heimathlichen Boden ein Anachronismus sei, den er sich zudem nicht die geringste Mühe gab durch Herabwürdigung seines eigensten Wesens wieder gut zu machen oder zu mildern; die Franzosen aber, obgleich für den Augenblick daran gewöhnt, in der Arena ihrer Kunststätten einen Wettlauf nach einem wirklich edlen und grossen Ziele sich abspielen zu sehen, wussten doch die Kämpfenden durchaus nicht nachhaltig anzufeuern; sie liessen sie ihre Kräfte vergeuden und hatten für die Erschöpften nur eine kümmerliche Versorgung. Von Cherubini, der ihnen einst Medea und die Abenceragen gebracht hatte, mochten sie sich zu guter Letzt nur noch über — Theorie des Kontrapunktes und der Fuge belehren lassen! Charakteristisch ist eine unter den kritischen Auslassungen der damaligen Zeit sich findende Wendung, wonach Cherubini's Musik, als *„zu gelehrt, zu deutsch"* geradeswegs über den Rhein zu uns verwiesen wird! In Wahrheit, je weniger es überhaupt eines Wortes darüber bedarf, dass Cherubini von allen grossen Künstlern des Auslandes der dem deutschen Geiste am nächsten verwandte ist, um so tiefer ist es zu beklagen, dass er nicht durch ein lebendiges Eintreten in dessen noch zu seiner Zeit mächtig sich ankündigende grösste Entwicklung seine Kunst gerettet und dadurch, dass er sich ganz und voll als „dieses Geistes Kind" bekannt hätte, sich den Dank, den ihm Italiener und Franzosen nicht getragen haben, in Deutschland gewonnen hat. In dieser Beziehung ist es

verhängnissvoll für ihn gewesen, dass er gerade *Italiener* war — was ihm aus dieser seiner Heimath an musikalischem Vermögen zuquoll, musste ihm an der Möglichkeit irgend welcher Auffassung für die Lebensfragen des Dramas unwiederbringlich verloren gehen. Wie allen Romanen, wäre ihm Shakespeare fremd geblieben, auch wenn er weniger einseitiger *Musiker* geblieben wäre. Aber auch für die unmittelbar zeitgenössische Bewegung konnte er keinen Sinn entwickeln, weil er gar nichts von einer Bewegung merkte; weil er, als Kind des 18. und 19. Jahrhunderts, zwar das Wirken Goethe's und Schiller's, wie auch Weber's, aber, als Italiener, nicht ihre Werke erlebte. Zu der Zeit, da Jene, jeder in seiner Weise, dem Ideale des musikalischen Dramas sich näherten, ging Cherubini noch in einer Weise zu Werke, die wir heute nicht anders als „reaktionär" nennen können. Geradezu betrübend sind die Umstände, unter denen sein einziges wirkliches Betreten des deutschen Bodens vor sich gehen musste. Mit allzugrossem Vertrauen scheint er sich dem deutschen Publikum von vorneherein nicht genähert zu haben: schon Weber hat es feinfühlig erkannt, dass er in dem Werke, das er für Wien schrieb (*Fanisca*), „sich Zwang angethan habe, um auf den weichlich gewöhnten Wiener Geschmack einige Rücksicht zu nehmen". In der That macht hier der grosse Florentiner einen bedenklichen Schritt in's übrige Italien, um in Wien präsentabel zu werden, wo man freilich wenige Monate zuvor *Fidelio* schroff abgewiesen hatte! Wundersame Ironie des Schicksals, dass Cherubini gerade für die Deutschen glaubte von seinem Niveau herabsteigen zu müssen, und, nachdem wiederum das Schicksal in Gestalt der Politik (es war das Jahr 1806!) alle etwaige Wirkung weggespült hatte, zu seinen Parisern zurückkehrte, die damals nach ihm riefen und nicht ohne ihn leben zu können erklärten, um von nun an um so rettungsloser der französischen Legende zu verfallen. Ohne Ahnung des nahen Asyles im Gebiete einer Kunst, der es eben damals beschieden war „ins echte Land, ins Heimatland" zurückgeführt zu werden, ist er in aller Grösse hingesunken und — vergessen worden. Aber mit seinem Tode endet die französische Legende, und deutsche Wirklichkeiten begannen an ihre Stelle zu treten.

Im Frühjahr 1842 verliess Cherubini, uralt und müde, Paris und die Welt; im Frühjahr 1842 verliess der junge deutsche Musiker, der dem Hungertode entgangen war, hoffnungsfroh Paris, um der Heimath zuzueilen. Vielleicht hatte er von dem alten Cherubini kaum mehr irgend etwas bemerkt, die Pariser Typen, zwischen denen er, und um die Alles damals sich bewegte, konnten ja nur zu wohl auch ohne Jenen auskommen. Möglich, dass ihm wenige Tage vor seinem Auszuge die Kunde von einem ungeheuren Leichenbegängnisse zu Ohren drang, das, mit vielem Gepränge und militärischen Zeremonien, den Altmeister zur Ruhe gebracht hatte; kaum aber wird er damals geahnt haben, was dieser Tod bedeute! Mit Cherubini ist der letzte der grossen klassischen Meister der *Musik* zu Grabe gegangen, die lebendige Brücke, welche die Kunst Mozart's und Gluck's in die neueste Zeit hinüber-

zuleiten schien, der treue Hüter, der nun die Schlüssel des Tempels scheidend einem Scheidenden zurückgab, mitgab nach Deutschland, wo der Tempel der herrschenden Kunst jahrelang unbehütet geblieben war. Was nach Cherubini's Tode sonst noch übrig blieb, in Deutschland wie in Frankreich und Italien, waren vereinzelte Ansätze, Anlehnungen an dieses oder jenes Alte, Anstrebungen dieses oder jenes Neuen; die alte Kunst war zu Ende, die neue zog siegreich herauf, die Kunst der Zukunft. Cherubini starb, als der „fliegende Holländer“ eben vollendet war.

Germanische Schläge haben jetzt das Gebäude des Opernwustes in Trümmer geworfen, an dem selbst florentinische Grösse zerschellt war. Die Zeiten des Wanderns nach Frankreich sind vorbei, die künstlerische Weltherrschaft ist in die germanische Welt übergegangen. Der letzte Wanderer fand den Heimweg von der Stätte des Wahnes und hat damit auch kommenden Fremdlingen einen Weg gewiesen. Ein Pilger gleich Cherubini wird vielleicht nicht wiederkommen, aber auch ihm ist am Ende, wenn nicht ein Leben, doch ein wiederkehrendes festliches Gedenken unter uns gesichert. Das kommt ihm zu als dem Grössten unter Denen, die, das heilige Panier der Kunst in Händen, an dem Wege niedergesunken sind, auf dem ein späterer Meister es zum Siege getragen hat. Auf die Erfassung dieser Pflicht führt uns ahnungsvoll die, wie auch immer niederschlagende Wahrheit, dass das einzige Cherubini'sche Werk, das in jedem Betracht lebt, das C-moll-Requiem, gerade eine *Todtenmesse* sein musste: ihm selbst, dem grossen todten Genius, singt man immer wieder im Requiem das Todtenlied! Diess steht wie ein Kreuz auf dem Grabe seiner Kunst. Aber in seiner religiösen Musik finden sich noch manche Immortellen, die man um dasselbe hie und da legen könnte an Stelle der welken Kränze, mit denen, in Gestalt von Wasserträger-Aufführungen und kunstgeschichtlichen Belobungen, man den Meister bisher abgefunden hat. Ich weiss nicht, ob ein Musiker durch die rückblickende Versenkung in eine Entwicklung, wie sie uns das Schaffen Cherubini's aufwies, zu dem erhabensten Gefühle, das uns vielleicht zugänglich ist, zum *tragischen Mitleid mit dem Genie* sich miterhoben fühlen wird — jede solche Regung müsste dann alsbald in ein pietätvolles Gedenken sich wandeln und tönend erklingen. Die Unsrigen seien vor Allen solchen Gedenkens gemahnt, deren Blick, dem Grabe Cherubini's abgekehrt, auf ein Heiligthum fällt, in welchem Alles lebt, was von Idealen Jener unerfüllt mit sich hinabgenommen hat. —

Kunsttheater und Volkstheater.

Ein Wort zur Einführung der Uebertragung der Gobineau'schen Kapitel über das persische Theater von C. Fr. Glasenapp.

Im Angesichte des immer näher heranrückenden Momentes, in welchem das Weihefestspiel zur künstlerischen That werden soll, drängt sich den ihr Entgegenschauenden die Erwägung dessen auf, wem denn der bevorstehende Weiheakt in Wahrheit zu gelten habe? Verstehen wir unter der Weihe eines Hauses oder Ortes den sinnvoll feierlichen, bewussten Vorgang, durch welchen die zu weihende Stätte einer höheren Bestimmung zugewiesen, das Gemeine und Unheilige aber von ihr abgewehrt und in ehrerbietig scheuer Entfernung ausserhalb ihres Bannkreises erhalten wird, so scheint es freilich nicht unser Festspielhaus zu sein, das erst einer besonderen Weihe nöthig hätte. Wahrlich keiner Erneuerung oder Auffrischung bedarf für uns Zeugen der in ihm vollführten Kunstthat der ersten Bühnenfestspiele seine bereits empfangene Weihe zu allem Guten und Hohen. Wohl aber soll in und mit unserem Festspielhause das deutsche Theater die Weihe zu einem höheren Berufe empfangen, als es ihn bisher hat ausüben können, so lange es nämlich, trotz allen Redens darüber, als wirklich deutsches Theater noch gar nicht vorhanden war, sondern die ersten Keime zur Entstehung eines solchen vielmehr von Hause aus sofort in die reissende Fluth einer fremdartigen Strömung gerathen mussten, — hinweggerafft, noch bevor sie zu irgend welcher Entfaltung gelangen konnten. Diese reissende Strömung ist bis auf heute unser modernes Allerwelts-Unterhaltungstheater undeutschen Ursprunges; der höhere Beruf aber, zu welchem dieses Theater allerdings nicht geweiht werden kann, ist kein anderer, als der von jeher ihm zugedachte, sobald irgend Einer unserer grossen Meister es als deutsches Kunstinstitut zu behandeln wagte oder daran verzweifeln musste, es dazu umzubilden. Sonderbarer Weise könnte der hauptsächlichste Verhinderungsgrund, der es bisher verwehrte, dieses moderne Theater in Wahrheit zu einem Kunstinstitute zu erheben, vielleicht eben darin gesucht und gefunden werden, dass es gleich in seinem ersten Ursprunge im üblen Sinne des Wortes ein Kunstinstitut zur luxuriösen Unterhaltung der Reichen und Vornehmen, nicht aber eine Schöpfung des Volksgeistes war, deren Wurzeln bis in das tiefste Wesen dieses Geistes hinabreichten: ohne diesen Halt und bei fortwährender Missleitung und Ablenkung durch einen verfälschten Modegeschmack war es rettungslos der Ausbeutung durch einen fremden Unternehmergeist preisgegeben, der es auf geradestem Wege seiner heutigen unangefochtenen und ungeleugneten Erscheinung als gewerblich industrielles Unternehmen, mit oder ohne den Schmuck eines höfischen Purpurs, zuführte. Gegenüber dem aufopfernden Bestreben unserer ausgezeichnetsten Geister, diesem Theater die ideale Tendenz ihres eigenen Schaffens einzupflanzen, mit seinen Lenkern in ein zeitweiliges Bündniss zu treten, oder gar seine Leitung vorübergehend selbst in die Hand zu nehmen, glich es somit in der That einem allverschlingenden Abgrunde, in dessen bodenlosen Schlund die edelsten und werthvollsten Hervorbringungen des deutschen Geistes vergeblich zu seiner Ausfüllung hinabgeworfen wurden. Uns Heutigen blieb es vorbehalten, diess mit deutlichstem Bewusstsein an den eigenen Werken unseres Meisters, an Tannhäuser und Lohengrin, Tristan und den Meistersingern mitzuerleben, und die zuletzt erfolgte Auslieferung auch des umfassendsten und gewaltigsten Lebenswerkes Wagner's durfte uns, trotz der erhebendsten und eben darum täuschenden Einzelerfahrungen, nur auf's Neue in der gewonnenen Ueberzeugung bestärken, dass die Weihe des von uns geahnten und gewollten

deutschen Theaters zu seinem wahren Berufe nicht am Rande dieses unersättlich unausfüllbaren Abgrundes der öffentlichen Unterhaltungskunst, sondern nur fern von ihm, an seiner einsam erhöhten und gesicherten Stätte vollzogen werden könne; und eben hierfür steht auf dem Bayreuther Hügel unser Festspielhaus da.

Ersehen wir nun bei einem Hinblicke auf unser, zur Zeit einzig vorhandenes, modernes Theater in ihm bei aller Verwahrlosung eine, der technischen Entwickelung aller Einzelkünste entsprechende, Fülle der mannigfaltigsten künstlerischen Ausdrucksmittel, so kann es auch nicht zweifelhaft sein, zu welcher hohen Bestimmung das von uns gemeinte deutsche Theater seine Weihe zu empfangen habe. Nicht aus willkürlicher Annahme, sondern auf Grund der gewonnenen Erfahrung von der Ausdrucksfähigkeit der theatralischen Kunst, als eines Sammelpunktes für die vereinigten Kräfte der in ihr zusammenströmenden Künste, im Einklange mit dem Wollen und Streben unserer grossen Dichter und Künstler, vor Allem aber mit der bewussten und ausgesprochenen Tendenz in dem gesammten Wirken und Schaffen des Meisters Richard Wagner, beanspruchen wir für diese Kunst die Anerkennung ihres Berufes: diesen vereinigten und in ihrer Vereinigung zu den mächtigsten und unerhörtesten Wunderwirkungen befähigten Ausdrucksmitteln auch den höchsten und ausdruckswerthesten Gegenstand dargeboten zu sehen, so dass es fortan undenklich bleiben muss, dass irgend ein Gegenstand als zu gross und zu erhaben, mithin als zu gut für sie betrachtet werden könnte. Diess gilt in höchstem Maasse auch von dem religiösen Dogma, wie es andererseits die auf unseren Theatern einheimische Unterhaltungskunst etwa einem modernen Opernpublikum vorzuführen durch nichts sich veranlasst oder befähigt finden konnte. Dass aber auch jeder Annäherung an seine Darstellung vorsichtig ausgewichen, ja eine solche, wenn ausnahmsweise einmal versucht, als unschicklich befunden und einer Entweihung des Heiligen gleichgeachtet ward, — sollte uns nicht dieser einzige Umstand hinreichend über die Beschaffenheit unseres Theaters und der auf ihm heimischen Kunst aufklären? Einmal wagte es Schiller die heilige Handlung des Abendmahles mit seiner vollsten dichterischen Kraft in ergreifendem Zusammenhange auf die Scene zu bringen: wie traurig belehrend, dass er es sich gefallen lassen musste, diesen Vorgang bei allen der ersten Aufführung folgenden Weimarischen Aufführungen der „Maria Stuart“ gestrichen zu sehen! Und diess war in Weimar, wo der grosse dichterische Freund und Genosse die Zügel der Macht unbeschränkt in den Händen hielt! Eine grössere Macht aber besass das in dem wohlbegriffenen Wesen unserer Bühne tief begründete Vorurtheil, welches die auf ihr ausgeübte Kunst so tief, z. B. unter die bildenden Künste zu stellen gewohnt war, denen doch selbst nach eingetretener vollendeter Unfähigkeit zur innigen Befassung und lebensvollen Reproduktion dieses Dogma's das Vorrecht zu seiner bildnerischen Darstellung unbeanstandet gewahrt blieb. Bis heute, d. i. bis zum Ablaufe der ersten hundert Jahre des „deutschen Theaters“, ist dieses demüthigende Vorurtheil unverändert in Kraft geblieben; die ganze fragwürdige Erscheinung dieses Theaters hat es fortgesetzt gerechtfertigt und unanfechtbar gelassen: sollten also wohl noch Jemandem die Augen darüber zu öffnen sein, dass erst von dem Augenblicke von dem Vorhandensein eines deutschen Theaters werde die Rede sein können, wo man aufhört, es von den höchsten ihm erreichbaren Aufgaben auszuschliessen, indem man es derselben für unwürdig erachtet? Fast hat es den Anschein, als müssten hierüber noch Viele mit uns zu der gleichen Besinnung kommen. Wie Manchen selbst „unter uns“ (in weitestem Sinne) ist erst das „Weihefestspiel“ ein Anstoss zum Nachdenken darüber geworden, dass unsere Bühne überhaupt einer Weihe in dem hier be-

zeichneten Sinne bedürfe? Und nicht zum Mindesten Denen, die andererseits gerade auch unsere Religion selbst aufgegeben hatten, oder doch — durch hier nicht in näheren Betracht zu ziehende Umstände und Einflüsse — mit dem allgemeinen Strome zu einer ziemlich geringschätzigen Abwendung von ihr verleitet worden waren.*) Sind wir nun auch für das Nächste noch weit entfernt von der, leicht ausschweifend und überschwänglich dünkenden, Hoffnung auf die Möglichkeit einer unmittelbaren, durchgreifenden, innerlichen Erneuerung unserer, im Herzen des Volkes — und wieviel mehr der „Gebildeten" — erschütterten, macht- und kraftlos gewordenen Religion durch das höchste Vermögen einer wahren, lebendigen Kunst; so scheint uns aber doch soviel gewiss, dass nicht eher die theatralische Kunst selbst eine in der öffentlichen Schätzung mehr als bloss geduldete Stellung gewinnen kann, als bis man weiss, wessen man sich von ihrem Vermögen gewärtigen, welche Wirkungen man demzufolge von ihr verlangen darf, und bis ihr nicht auch der ungehinderte Zutritt zu einem Gebiete offen steht, welches unter allen Künsten nur eben ihr, als einer vorzüglich profanen und dem Dienste der blossen „Unterhaltung" gewidmeten, streng verschlossen geblieben ist!

Es sei uns gestattet, von dieser Betrachtung ausgehend, unter der Anleitung eines, den Lesern unserer „Blätter" nicht mehr fremden, ausgezeichneten Gewährsmannes und Augenzeugen, einen Blick auf das Theater einer Nation zu werfen, deren dramatische Kunst noch zu jung ist, um in den Zwiespalt der modernen Bühne mit dem Grossen und Heiligen gerathen zu sein, der diese von den höchsten ihr zufallenden Aufgaben ausschliesst. Versuchten wir diesen Zwiespalt aus dem eigenthümlichen Ursprunge unseres modernen Theaters als spezifisches „Kunstinstitut" von akademischer Geltung zu erklären, so zeigt uns allerdings das von uns in nähere Betrachtung zu ziehende Theater des persischen Volkes eine wesentlich verschiedene Entstehung, und die demselben zugewendete öffentliche Theilnahme einen ebenso wesentlich verschiedenen Charakter, als ihn das abendländische Gefallen an den Reizen und Effekten der bei der theatralischen Aufführung betheiligten Künste, oder an der täuschenden Nachahmung des wirklichen Lebens, seit dem Entstehen des neueren Theaters aufgewiesen hat. Es handelt sich in diesem persischen Drama um nichts weniger als etwa eine höfische Unterhaltung des Schach's und seiner vornehmen Umgebung, noch irgend um das Erzeugniss einer entwickelten dichterischen oder musikalischen Technik, die, um ihrem gesteigerten Vermögen genug zu thun, sich in keiner geringeren Form als der des Drama's zu befriedigen vermocht, und desshalb von sich aus auf die Hervorbringung eines Theaters hingedrängt hätte. Ebenso beachtenswerth ist es, dass das persische Drama — wie wir es kaum sogar von dem indischen Theater annehmen dürfen — ganz ohne eine nachweisbare Beeinflussung durch das europäische, d. i. in seinem letzten Ursprunge griechische, Drama entstanden ist: eben desshalb ist es von den gefährdenden Uebelständen frei geblieben, die von der bewussten Nachahmung einer bereits vorhandenen Kunstform unzertrennlich sind, und bietet uns dagegen die seltene und ausserordentliche Erscheinung eines aus eigenem Boden erzeugten und genährten Wesens, in dieser Erscheinung selbst aber allerdings die grösste Aehnlichkeit mit der Entstehung der griechischen Tragödie, und gewissermaassen in unseren späten Tagen, auf dem entlegenen Boden Asiens, eine, den veränderten nationalen und örtlichen Verhältnissen entsprechende, Wiederholung derjenigen Vorgänge, denen zuletzt alle europäische

*) Sehr deutlich sind diese Umstände und Einflüsse auf Seite 298 des ersten Jahrganges dieser Blätter bezeichnet worden!

Kunst ihr Dasein verdankt. Auf den Parallelismns der Entstehung des griechischen wie des persischen Drama's aus dem lyrisch-epischen Elemente religiöser Hymnen — dort zur Verherrlichung der Passion des Gottes Dionysos, hier zu Ehren einer geheiligten Märtyrerfamilie — ist bereits im Zusammenhange der nachfolgenden Darstellung hingewiesen, so dass ein näheres Eingehen darauf einem müssigen Vorausgreifen gleichkommen würde. Nur des einen gemeinsamen Umstandes sei hier gedacht: der enthusiastisch religiösen Feierlichkeit, die von den öffentlichen Aufführungen unter einem Zeltdache eines Theaters zu Teheran ebenso unzertrennlich ist, wie von den scenischen Darstellungen im Dionysostheater zu Athen.

Aber während die athenischen öffentlichen Schauspiele zugleich Staatsangelegenheit waren, geniesst das persische Theater von Seiten der Regierung nicht die geringste Unterstützung. Was der König und die Reichen und Vornehmen des Landes dafür thun, hat einen völlig privaten Charakter und geschieht nur aus Nachgiebigkeit gegen eine öffentliche Leidenschaft; einzig das Volk steht mit der niederen Geistlichkeit dafür ein, und diess selbst im Widerspruche gegen seine herrschenden weltlichen und geistlichen Autoritäten. Um diesen revolutionären Zug in der leidenschaftlichen Pflege seines jüngsten geistigen Erzeugnisses zu verstehen, darf man den besonderen Charakter des persischen Geistes und die geschichtliche Stellung dieses merkwürdigen Volkes nicht ausser Acht lassen. Man muss sich vergegenwärtigen, wie persisches Volk und Land seit dem Untergange und gänzlichen Erlöschen des Sassanidenhauses durch Omar ein Theil des mächtigen Reiches der Khalifen, dann vorübergehend eine Beute der Mongolen, insbesondere des mongolischen Tamerlan, geworden waren, und mit wie beispielloser Treue, so tief sich auch alle erlebten blutigen Erschütterungen und Umwälzungen dem Geiste des Volkes eingraben mochten, es dennoch trotz aller Fremdherrschaft Jahrhunderte lang an seiner angestammten Religion und ihren Gebräuchen, an seinen pracht- und glanzliebenden Sitten, seinen Ueberlieferungen und Liedern festgehalten hat. So sicher lebten diese in der Erinnerung des persischen Bauern und des ländlichen Adels, besonders der, dem Sitze der fremden Gewalthaber entrückteren Ostprovinzen, dass allein auf Grund dieser mündlichen Traditionen der berühmte Firdusi sein grosses episches Werk schaffen konnte. Mit der Begründung des neupersischen Reiches durch Ismaïl Sofi (um 1500) schien dem arabischen Einfluss kein Einhalt mehr zu thun möglich: die Befestigung des muhammedanischen Glaubens als Staatsreligion entstellte zunehmend selbst die uralt ehrwürdige Sprache, die in ihrer ältesten Gestalt dem indischen Sanskrit näher steht als irgend eine der indogermanischen Sprachen, durch Aufnahme gänzlich fremder semitischer, arabischer und türkischer Bestandtheile, und drängte ihrem schriftlichen Gebrauche bis auf den heutigen Tag die arabischen Schriftzeichen auf; türkischen Stammes ist noch heute die Familie des ganz despotisch regierenden Schach. Als Schyiten sind die heutigen Perser bereits geschworene Feinde der sunnitischen Türken und Afghanen; eine neue und entscheidende Krisis aber ist seit etwa vierzig Jahren durch die Entstehung und das Umsichgreifen einer völlig neuen Religion, des Bâbysmus, in dem Wesen des modernen persischen Geites eingetreten: einer Religion, die mit unvergleichlicher Kraft und Zähigkeit auf die ältesten und ursprünglichsten Wurzeln des persischen Glaubens zurückgreift. Ihr Urheber und Blutzeuge rühmt sich zwar nur ein Vervollkommner und Reiniger der Lehre Muhammed's zu sein, in gleicher und durchaus freier Weise aber, wie er den Propheten als den Nachfolger des Stifters der christlichen Religion, diesen aber als den Ausbildner der Lehre Moses betrachtet. Es ist alles gesagt, wenn wir das persische Theater, wie es heute vor uns steht,

mit einer tief einschneidenden geistigen Bewegung dieser Art im Bunde finden; ist die heilige Legende, die dem persischen Drama als Lieblingsstoff zu Grunde liegt, auch selbst muselmännischen Ursprunges, ihrem Inhalte nach ist sie ein lauter, gegen den Islam erhobener Protest; die leidenschaftliche Theilnahme, welche hier dem tragischen Geschicke der Enkel des Propheten geweiht wird, ist dem ihr eigenen Instinkte nach gegen die derzeitigen Bekenner des Propheten gerichtet und scheint an ihrem Theil auf die Gestaltung der inneren Verhältnisse des Landes nicht ohne die folgenreichsten Wirkungen bleiben zu können.

Wir sehen hier, inmitten zerrütteter staatlicher Verhältnisse, ein vollständiges Theater allein durch die enthusiastische Theilnahme, die religiösen und patriotischen Impulse eines ganzen Volkes gebildet und erhalten; kein mächtiger Priesterstand steht mit dem autoritativen Gewichte des herrschenden Dogma's dafür ein; noch weniger ist es die Sache des Hofes, oder irgend unserem europäischen „Kunsttheater" zu vergleichen. Es ist nicht zu leugnen, dass in einer ganz direkten Vergleichung der Stellung, welche, inmitten unserer scheinbar so wohlgeordneten politischen, gesellschaftlichen und religiösen Zustände, dem uns vorschwebenden deutschen Theater angewiesen ist (an dessen Statt wir das prunkende Hofopernhaus unserer Tage mit seiner leeren Thatsächlichkeit sich brüsten sehen) für uns einiges Beschämende liegt. Aber schon aus dem einzigen Grunde, dass diese Beschämung nicht so sehr uns selbst, als vielmehr diejenigen intellektuellen Mächte betrifft, deren Theilnahme wir unserer Absicht noch nicht in dem erwünschten Maasse haben zuwenden können, dürfte das Interesse unseres besonderen Leserkreises den nachfolgenden Details nicht gänzlich versagt bleiben. Begegnen wir hierbei unter Anderem den einsichtigen Befürchtungen unseres ausgezeichneten Gewährsmannes, dass eben die unter seiner Anleitung von uns zu betrachtende Erscheinung der persischen Bühne mit der Zeit in die flacheren Bahnen eines europäischen Kunsttheaters werde einlenken können, und sehen wir ihn mit Genauigkeit diejenigen Punkte bestimmen, von denen aus eine solche ferne Entwickelung denkbar wäre, so kann uns aber doch auch die Vorstellung eines solchen Ergebnisses und seine Anwendung auf unsere Ziele und Hoffnungen nicht beunruhigen. Wir sind uns bewusst, dass ein wahrhaftes Volkstheater unter uns nicht mehr auf unmittelbarem Wege entstehen könne, und wenn in uns *„der Glaube lebt"*, so kann er es nur in den Wenigen, Wissenden. Wir sind aber auch dessen gewiss, dass nur durch die Stimme der grossen Einzelnen der Ruf zur Erneuerung unseres Wesens, und selbst unserer abgestorbenen Religion, zu uns gelangen kann; und nur gerade durch ein Kunsttheater vermag diese Stimme unserer grossen Meister zu uns zu reden; vorausgesetzt, dass es dasjenige wirkliche Kunsttheater ist, auf welches sie als auf das geeignete Werkzeug für ihre Mittheilungen gerechnet haben.

Zum besseren Verständnisse der Eingangsworte der folgenden Abhandlung sei noch bemerkt, dass sich dieselben auf den Zusammenhang des Werkes beziehen, dem sie entnommen ist, und welches laut seinem Titel die Philosophien und Religionen Central-Asiens, in seinem sechsten bis zwölften Kapitel aber die Anfänge und die Fortschritte des Bâbysmus behandelt.

Das persische Theater.

Vom Grafen Gobineau.

I.

Der moderne persische Geist zeigt sich gegenwärtig in seiner ganzen eigenthümlichen Kraft bei der Erfindung und Begründung einer neuen Religion. Es sind Prinzipien dabei an den Tag getreten, welche, wenn nicht völlig neu, so doch mindestens aus einer entfernten und in dieser Entfernung verdunkelten Vergangenheit erneuert worden sind, und ansehnliche Schaaren von Gläubigen strömen ihnen zu. Ich lasse es dahingestellt, ob eine solche Schilderhebung mit allen begleitenden Nebenumständen ein Zeichen von Kraft oder Schwäche in der Intelligenz eines Volkes genannt werden dürfe. Ist sie ein Zeichen von Schwäche, so muss das Gleiche von allen Epochen gelten, in denen sich je eine grosse Umkehr der Menschheit vollzogen hat, und ihnen ein eigenthümlicher Grad von Selbsterniedrigung beigemessen werden, — eine Annahme, die doch etwas anfechtbar scheint. Ist sie ein Zeichen von Kraft, — was ist dann von uns zu halten, denen alle Elemente dieser Kraft, und besonders ihre eigentliche Seele, die Empfänglichkeit für das Uebernatürliche, mehr und mehr entschwinden? Ich glaube nicht, dass man hier einwenden könne, der Babysmus sei nur ein Volksaberglaube. Ich müsste sehr irren, wenn dieser neue Kultus einen solchen Tadel verdiente. Er hat nichts gemein mit den plumpen Versuchen gewöhnlicher Illuminaten, wie sie überall, selbst in Europa, anzutreffen sind, und welche, in Asien, fast nie ermangeln, sich als die vom Koran (unter dem Namen des Imam Mehdy) verheissenen Befreier einzuführen: mehr oder weniger überzeugt, mehr oder weniger exaltirt, mehr oder weniger geschickt, aber wenig erfinderisch und nicht über den muhammedanischen Text hinausgehend, mit dessen von ihnen ausgebeuteten Verheissungen sie stehen oder fallen. Nein, mit diesen Armseligkeiten hat der Babysmus nichts gemein. Er giebt Stoff zum Denken und verräth eine nichts weniger als vulgäre Intelligenz bei seinen Begründern.

Wie gross aber auch der innere Werth einer Anstrengung sei, wie sie zu dieser Hervorbringung eines neuen Glaubens nöthig war, — der persische Geist erschöpft sich nicht in ihr. Ihm ist noch Kraft für andere Geburten geblieben. Unter diese zähle ich unbedenklich vor Allem die sich in unseren Tagen vollziehende Schöpfung eines vollständigen *Theaters*. Auf den ersten Anschein könnte die Zusammenstellung zweier so verschiedener und ihrem ganzen Wesen nach auseinanderliegender Hervorbringungen seltsam und vielleicht in einem gewissen Sinne selbst anstössig erscheinen. Hierfür könnte ich mich nun mit dem Hinweise darauf entschuldigen, dass dieses Theater in seinem thatsächlichen Bestande selber ein religiöses Werk sei, mit dem Werthe und von der Geltung einer dogmatischen Neuerung, da es sich in ihm nicht minder um ein Dogma handelt, als nur irgend in den direktesten theologischen Theorieen; wie richtig aber auch diese Bemerkungen wären, ziehe ich es dennoch vor, den Grund für die Aehnlichkeit beider Erscheinungen aus der Natur der Dinge selbst zu schöpfen. In meinen Augen kann die Erfindung einer Religion, welche nicht die meinige ist, und die ich bei allem Interesse nicht dafür annehmen könnte, in der That nichts Anderes sein als eine geistige Schöpfung, und die Hervorbringung eines Theaters eine andere geistige Schöpfung, ohne Zweifel von geringerer Wichtigkeit, aber mit allen ihr eigenthümlichen Umständen nicht ohne den Anspruch auf eine hervorragende Stelle unter den moralischen Elementen einer Gesellschaft. Kein

*) Aus dem Werke „Die Religionen und Philosophieen Central-Asiens, „Paris, Didier, 1866, 2. Aufl.

Zweifel, es giebt Fälle, wo es sich anders verhalten hat. Das römische Theater hat nur die ziemlich dürftige Rolle des Dilettantismus gespielt; nie hat es den Einfluss der Gladiatorenkämpfe besessen oder ihre Beliebtheit erlangt. Unser modernes Theater ist ein Zeitvertreib für Müssiggänger oder eine Grille der Schöngeister. Die Massen interessiren sich nicht erheblich dafür und finden darin keinerlei Befriedigung irgend eines höheren Instinktes. Man dürfte mit der Annahme nicht fehlgehen, es sei in Indien ungefähr ebenso gewesen, und die Meisterwerke Kalidasa's und seiner Nebenbuhler hätten nie zu etwas Anderem gedient, als zur Zerstreuung der Könige und zur Unterhaltung der Poeten. Anders aber war es in Griechenland.

Mochte sich die Menge des athenischen Volkes in Schaaren auf den Spuren und um die Räder von Thespis Karren drängen, mochte sie später in religiösem Schweigen, auf den Stufen des Dionysos-Theaters, andachtsvoll der Aufführung einer Aischyleischen Tragödie lauschen, auf jeden Fall waren die dramatischen Vorstellungen für sie ein feierlicher Akt, eine der erhabensten Manifestationen ihres Lebens. So lange der athenische Staat in voller Freiheit und Blüthe stand, haben die dramatischen Werke jeder Art die Priester und die Staatsmänner beschäftigt; denn ihre Wirkung auf das Volk war mächtig und tiefgehend und führte zu nichts Geringerem als zu thatsächlichen Revolutionen. Man kann vielleicht mit Recht annehmen, dass die Tragödie mehr als ein Dogma modifizirt und geändert habe; die Komödie konnte mit der gefürchteten Züchtigung ihres Lachens einen Redner verfolgen und zu Boden werfen, der auf der Agora nur erschien, um zu triumphiren. Dieser einflussreichen Art von Theatern gehört die persische Bühne an; und desshalb habe ich nicht Anstand genommen, von ihr nach der Religion und der Philosophie zu handeln.

Das persische Theater existirt seit nicht länger als sechzig Jahren. Nicht allein kannte man es gar nicht unter den Sefewyèh's in den schönen Zeiten des Glanzes der Monarchie; sondern es war auch noch im Beginne dieses Jahrhunderts von sehr geringer Bedeutung. Ganz wie in der ältesten Zeit der hellenischen Tragödie die Chöre Alles, die handelnden Personen aber fast gar nichts bedeuteten, und wie in der Folge die Chöre allmählich diese ihre erste Bedeutung verloren und stufenweise dazu gelangten, sich den Einzelsängern, später den Darstellern unterzuordnen, — nicht anders hat sich das persische Drama in zunächst fast unbegreiflicher Weise auf die, in den ersten zehn Tagen des Monates Moharrem zu Ehren der Märtyrerfamilie des Aly rezitirten Gesänge aufgepfropft; und in unseren Tagen ist es bereits bis zu dem Punkte gekommen, dass es sich fast ganz davon abgelöst hat. In wenigen Jahren wird diese Ablösung vollkommen sein. Personen von noch nicht sehr hohem Alter erinnern sich noch sehr wohl der Zeit, da die *Tazyèh's* — diess ist der Name dieser Vorstellungen — sich auf das Erscheinen der einen oder der anderen dieser heiligen Personen beschränkten, die ihr Unglück und ihre Leiden zu beweinen kamen; allmählich vermehrte sich die Zahl der Darsteller, aber es fehlte noch viel, dass die Idee zu ihrer entscheidenden Form gelangt wäre. Es scheint mir, wir dürfen uns glücklich schätzen, es noch in dieser Periode vorzufinden, und manche Einzelheiten, deren Kenntniss für uns ein weit umfassenderes Interesse hat, als es zunächst scheinen dürfte, in ihrem vollen Leben beobachten zu dürfen. Es ist der Geist des Alterthums, es ist der ewige Geist der Menschheit, es ist die Arbeit an der Entwickelung einer der grössten Erscheinungsformen des menschlichen Gedankens, den uns Persien heute auf dem Gipfel seiner Thätigkeit zu prüfen Gelegenheit giebt.

In wenigen Zügen zunächst die Umrisse des bearbeiteten Stoffes! Ununterrichtete Leser, welche eine der rührendsten Begebenheiten der Geschichte ein-

gehender in ihren Details kennen lernen möchten, muss ich auf den schönen Bericht *Gibbon's* verweisen.

Aly, der Schwestersohn und Eidam des Propheten, war eine der edelsten, ritterlichsten, frömmsten, reinsten und unglücklichsten Naturen. Seine Parteigänger, welche nur eine geringe Gruppe bildeten, gingen so weit in ihrer Bewunderung für ihn, dass sie ihm bei seinen Lebzeiten göttliche Verehrung erwiesen; er selbst, als gläubiger Muselmann, kämpfte mit hohem Sinne gegen diese Verblendung. Allein seine Feinde, berechnender als er, waren zugleich zahlreicher und von einer ungewöhnlichen Wuth. Es gelang ihnen eine längere Zeit hindurch, ihn von dem höchsten Range eines Nachfolgers des Propheten auszuschliessen, obgleich ihm Alles dazu das Recht gab. Endlich, nach Abu-Bekr, Omar und Osman, gelangte er dahin; ohnmächtig aber, die für seine Hand zu mächtigen Elemente zu beherrschen, fand er in der Moschee von Koufa durch Mord sein Ende. Yezyd bemächtigte sich der obersten Gewalt. Der eine von Aly's beiden hinterlassenen Söhnen, *Housseïn*, hatte die Tochter des letzten Sassanidenkönigs Yezdedyerd geheirathet, und lebte zu Medina mit seinem Bruder Hassan, seiner Schwester Zeynèb, den Kindern dieses Bruders und dieser Schwester, Allem, was im Ganzen von dem Blute des Propheten noch übrig war.

Aly's Tod vermochte Housseïn, der die Unentschlossenheit seines Vaters mit dessen frommer Uneigennützigkeit geerbt hatte, nicht von der Empfänglichkeit für die Ermuthigungen seiner Freunde abzuschrecken. Man stellte es ihm wie eine Pflicht dar, seine Ansprüche auf das Khalifat zur Geltung zu bringen; man überlistete ihn mit Ehrenbezeigungen, Lobsprüchen, Vorwürfen; und so liess, er sich zu einer Verschwörung bestimmen, die zu ihrem Ausbruche nur den geeigneten Moment erwartete.

Bald glaubte man diesen Augenblick gefunden zu haben. Die Einwohner von Koufa, voll Scham und Reue über das in ihrer Moschee an der verehrten Person Aly's begangene Verbrechen, meldeten seinem Sohne ihre Bereitschaft, ihn, wenn er sich zu ihnen begeben wollte, zum Khalifen auszurufen und ihn bis zum letzten Blutstropfen gegen die syrischen Truppen Yezyd's unterstützen zu wollen. Housseïn war in Medina. Er beging das Unrecht, diesen Verheissungen zu leichten Glauben zu schenken, und, ungeachtet seiner Vorliebe für die Ruhe, nahm er von seinem Bruder Abschied und begab sich mit seiner ganzen Familie (welche die Sprache der frommen Ueberlieferung die „Zeltleute" nannte) auf den Weg nach Koufa. Yezyd traf schleunige Maassregeln, sandte eine zahlreiche Reiterschaar zur Verfolgung seines Nebenbuhlers aus, versicherte sich ohne Zeitverlust der Stadt Koufa, die in der Bedrängniss ihrer Furcht die beschworene Treue brach; und die Zeltleute, etwa achtzig Personen stark, sahen sich plötzlich, in geringer Entfernung vom Tigris, mitten im Sande der Wüste, von überlegenen Streitkräften eingeschlossen. Kaum fanden sie Zeit sich mit einer Art Graben zu umgeben, der den Andrang der Feinde aufhalten konnte. Diese Wüste war die Ebene von Kerbela, von so verhängnissvollem Andenken in den Erinnerungen der Schyiten und noch heute von den Thränen der Pilger benetzt.

Glich Housseïn in der Unüberlegtheit und Unentschlossenheit seinem Vater, so stand er ihm doch auch nicht nach, wenn es galt, sich in Gefahren unerschrocken zu beweisen: er besass den Stolz, der grosse Seelen bis in den Tod geleitet. Die Angreifenden, Yezyd's Generale, waren ihrerseits in Verlegenheit, was sie thun sollten. Es erschien ihnen nicht so einfach, die Familie des Propheten niederzumachen; sie fürchteten ihre eigenen Soldaten, sie scheuten die Zukunft. Das Verbrechen hatte zuviel Gehässiges an sich. Zweifelnd, begnügten sie sich während einiger Tage damit, die Geächteten zu zerniren, und versuchten

mit ihnen in Unterhandlungen zu treten. Aber Houssein, stolz auf seinen Rang und seine Geburt, und auf seinem Rechte fussend, blieb in seinen Forderungen unbeugsam. Dringend und blutig waren andererseits die Befehle des Khalifen. Um nichts zu unterlassen, engten die Anführer mehr und mehr den Umkreis der Zelte ein, und verweigerten Jedem den Ausgang. Sie bezeichten den Imam's eine halb empfundene, halb erheuchelte Ehrfurcht und verzögerten die Katastrophe.

In den unglücklichen Zelten gab es mehr Frauen und Kinder, als Männer. Bald begann das Wasser zu mangeln: die Gluth war verzehrend, die Verzweiflung auf dem Gipfel. Der Imam Abbas, ein schöner junger Mann, Housseïn's Oheim, sah die kleinen Mädchen zu ihm kommen und ihm, in Thränen zerfliessend, einen leeren Schlauch vor die Füsse werfen. Er erhob sich und bestieg sein Ross, um mit dem Schlauch zum Flusse vorzudringen. Man warf ihn zurück, er versuchte sich mit dem Schwerte Bahn zu brechen; ein Araber hieb ihm die rechte Hand ab. Er nahm den Schlauch zwischen die Zähne, das Schwert in die Linkeund warf sich ins Gefecht: man schlug ihm die andere Hand ab. Er fiel und ward niedergemacht. Diess war der Anfang. Aly-Ekber, ein Knabe, entfloh den Armen seiner Mutter und lief zum Flusse. Von Säbelhieben zerfleischt, von Pfeilen durchbohrt, verathmete er in dem Augenblicke, als der Imam Housseïn ungestüm aus dem Lager hervortrat. Scheu vor seinem Anblicke erfasste die Menge, er ergriff seinen Neffen und brachte ihn zurück, um ihn in Mitten der Seinigen den letzten Athemzug aushauchen zu sehen. Alle, Einer nach dem Anderen fielen so, unter den erschütterndsten Umständen: Housseïn und die Frauen wurden gefangen; unter Beschimpfungen und Misshandlungen führte man sie vor Yezyd, der den Imam tödten liess und die Frauen der Sclaverei überantwortete. So endete die Familie des Propheten, bis auf ein einziges Kind, den Imam Zeyd-Alabeddin, welches einem späteren Martyrium entgegenging.

Diess ist das gesammte geschichtliche Gebiet des persischen Theaters. Aber die Nation sieht darin nicht allein ein eminent dramatisches Geschick, ein würdiges Seitenstück zu der blutigen Geschichte der Atriden; sondern sie hat sich ausserdem dieses Gegenstandes dazu bedient, um in ihm zusammenzufassen, was ihr am meisten am Herzen liegt, und ihm so zu sagen ihr eigenes Bild einzuprägen. Housseïn ist nicht allein der Sohn des Aly, er ist zugleich der Gatte einer persischen Prinzessin von königlichem Geblüte; er, sein Vater, alle Imam's zusammengenommen, repräsentiren das von den Arabern usurpirte, gequälte, beraubte, entvölkerte Persien. Das Recht, welches man in seiner Person mit Füssen tritt, welches man behandelt, wie man das Recht Persiens behandelt hat, es ist mit diesem vermischt: es ist ein und dasselbe Recht. Die Araber, Türken, Afghanen, diese unversöhnlichen Erbfeinde, erkennen die Legitimität des Yezyd an, man hasst sie doppelt, und doppelt hält man sich an die Opfer dieses Usurpators und identifizirt sich mit ihnen. Es ist also der Patriotismus einer unterworfenen Nation, der, um sich auszudrücken, die Form des Drama's angenommen hat; und dieses Drama konzentrirt also in sich den religiösen Glauben, die Vaterlandsliebe, den Hass gegen die Bedrücker, die Rache gegen den Fremden, kurz alle niedergehaltenen natürlichen Empfindungen, und rechtfertigt demgemäss die wunderbarste Erregung der Hörer. Es begreift sich hiernach: wenn das persische Volk einem Tazyèh beiwohnt, so handelt es sich keineswegs um ein Spiel, um eine blosse Zerstreuung des Geistes. In ihrem Sinne kann kein anderer Akt religiöser, wichtiger, bedeutungsvoller, verdienstlicher sein. In dem Augenblicke der dramatischen Festfeier findet sich der Mensch vor Demjenigen, was er nicht tief genug erwägen, nicht lebendig genug sich vergegenwärtigen kann. Die Erregung, in welche er davor geräth, ist heilig; bliebe er kalt, er wäre kein Mensch, denn er bewiese

sich unempfindlich gegen die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit; er wäre kein Muselmann, denn er missachtete die Familie des Propheten; er wäre kein Perser, denn er empfände nicht die Leiden Dessen, der in seiner Person die Leiden seines Landes verkörpert, er wäre stumpf und gleichgiltig gegen die Leiden dieses seines eigenen Landes.

Und doch hat die neue Erscheinung in keiner Weise die Billigung der Vertreter der Religion, der grossen Moujtehed's gefunden. Der Grund hiervon ist ersichtlich: um das grossartige Gesammtbild zu schaffen, wie es uns aus obiger Darlegung entgegengetreten ist, hat sich die Einbildungskraft des Volkes sehr von der geschichtlichen Wirklichkeit entfernt. Es liegt auf der Hand, dass Housseïn, wie sein Vater, in Wahrheit nichts mit Persien zu thun hat, und dass die Prinzessin-Tochter des Yezdedyerd mit der Annahme des muhammedanischen Glaubens selbst Araberin geworden war. Der Hass gegen die Nation, welcher Muhammed angehörte, hat ausserdem einen starken Beischmack von Heterodoxie, und ist in der That, recht aufgefasst, ein gegen den Islam selbst gerichteter Protest. Endlich giebt es, in der äusseren Organisation der Vorstellungen, gar manchen Punkt, der nicht minder direkt gegen den Geist und den Buchstaben des Koran verstösst.

Aber die öffentliche Leidenschaft setzt sich kühnlich über diesen Anstoss hinweg. Was auch die Mullah's sagen mögen, man lebt nicht nur in den ersten zehn Tagen des Monates Moharrem einzig und allein für die Tazyèh's; sondern mehr und mehr befestigt sich auch der Glaube, es sei ein frommes Werk, auch im Verlaufe des Jahres ein solches zu veranstalten. Wird Jemand von einer Krankheit befallen, so lässt er ein Tazyèh spielen; einen Anderen bewegt das heftige Verlangen nach irgend Etwas zu der Ablegung eines Gelübdes, welches auf die Veranstaltung eines Tazyèh abzielt. Nicht selten versammelt auch, ohne eine besondere Veranlassung, durch die blosse Freigebigkeit einer Privatperson, ein Tazyèh die ganze Bevölkerung eines Stadttheiles, eines Marktfleckens, eines Dorfes. Umsonst der Protest der Gelehrten und ihre Enthaltung von dem Besuche der Vorstellungen: die allgemeine Leidenschaft hält unbeirrt ihre Richtung ein. Bereits bilden die Tazyèh's eine beträchtliche Litteratur. Weit entfernt, dass man, über den gleichen Gegenstand, immer ein und dasselbe Stück gäbe. Die Art, dasselbe vorzustellen, verändert sich von einem Jahre zum anderen gänzlich. Es kommt vor, dass, wenn ein Stück zwei, drei, oder mehr Theile enthält, welche einen lebhafteren Eindruck hervorgerufen haben als das Uebrige, man nur diese Theile herausnimmt und sie ohne Umstände in einen anderen Zusammenhang überträgt. Die Folge davon ist, dass ein solches Tazyèh von grossem Ansehen, weit entfernt, das Werk eines einzigen Autors zu sein, das Ergebniss einer grossen Zahl von Umarbeitungen ist, die, nachdem sie allmählich ihre minder geschätzten Partieen verloren haben, um nur solche beizubehalten, die es in höherem Grade sind, auf diese Weise zu einer Art von Vollkommenheit gelangen, die als solche durch den öffentlichen Beifall bezeichnet wird.

Man kann schon jetzt zwei Punkte beobachten, von denen aus diese ununterbrochene Entwickelung dazu gelangen wird, den hieratischen Kreis, dem sie ihren Ursprung verdankt, zu durchbrechen, um sehr wahrscheinlich eines Tages die Mannigfaltigkeit und Feinheit der Formen mit dem Verluste Dessen zu erkaufen, was gegenwärtig das hauptsächlichste Element seiner Grösse ausmacht. Einerseits beginnt man von der Legende von Kerbela abzusehen und Stücke über die Abenteuer und das Leben zahlreicher Heiligen zu dichten. Allerdings erregen Kompositionen dieser Art bis heute weniger Jnteresse als die auf die Alyden bezüglichen; aber etwas Anderes ist von entscheidender Bedeutung, weil das Publikum offenbar daran Geschmack gewinnt, und weil es den allgemeinen Vorurtheilen ent-

spricht: es tritt der Gebrauch ein, den eigentlichen Stücken dramatische Prologe vorauszuschicken, um sie an Umfang und Bedeutung auszugleichen. Diese Prologe sind von sehr verschiedener Natur und umfassen die mannigfaltigsten Gegenstände. Zwei davon scheinen mir besonderes Gefallen gefunden zu haben.

Der Emir Teymour, den wir Tamerlan nennen, erscheint auf der Scene und vertraut seinem Vezier seine Absicht an, die Welt zu erobern. Der Vezier bewundert einen so grossen Gedanken; er lobt den hochstrebenden Sinn seines Herrn und spornt ihn mit der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang dazu an, so bald als möglich an das Werk zu gehen. Der Emir Teymour und der Vezier steigen alsbald zu Pferde und stellen sich an die Spitze eines Heeres. Hier bietet sich die Veranlassung zur Entfaltung eines so pompösen Schauspieles, als es die Mittel der Oertlichkeit, an welcher das Tazyèh gegeben wird, erlauben. Bald langt der Emir Teymour, der Besieger der Nationen, in Syrien an. Der Statthalter beeilt sich ihn zu begrüssen, und übergiebt ihm die Schlüssel von Damaskus. Aber dieser Statthalter ist ein Abkömmling von Schemr, dem Mörder der Imams. Man benachrichtigt Teymour hiervon, und voll Entsetzen über die Verbrechen, die man ihm in das Gedächtniss ruft, apostrophirt dieser lebhaft den Gouverneur, wirft ihm die Infamie seines Ahnherrn und die Vortheile vor, die er aus ihr ziehe, da er seinen Rang nur dem zu Kerbela grausam vergossenen, unschuldigen Blute und der Unterdrückung Persiens verdanke. Als er ihn somit nach Verdienst behandelt hat, lässt er seine, dem Blute Schemr's entsprossene, Tochter herbeiführen; und da er sie, wie ihren Vater, mit prächtigen Gewändern bekleidet sieht, schildert er ihr alle die Leiden, die Demüthigungen, das Elend, welches durch Schemr und seine Genossen über die heiligen Frauen der Zeltleute gehäuft ist, und schliesst mit dem Befehl zur Plünderung, Niedermetzelung und Vertreibung der schuldigen Raçe, der alsbald zur Ausführung gelangt. Aber Alles, was Tamerlan soeben gesprochen, hat in ihm selbst so traurige Bilder und Erinnerungen wachgerufen, dass er weder Ruhe noch Tröstung finden kann: er weint und wehklagt, und interpellirt seinen Vezier auf das Gedächtniss der Imam's; und dieser erklärt ihm, das einzige Mittel zur Beschwichtigung seines Schmerzes bestehe darin, dass er einem Tazyèh beiwohne. Der Welteroberer stimmt ihm bei, und alsbald beginnt das Schauspiel.

Ein anderer Prolog ist auf die Geschichte Joseph's und seiner Brüder begründet. Die Eifersucht der letzteren, die Würde und Reinheit des Patriarchen, die Liebe Jakob's zu seinem mutterlosen Kinde, die Scene in der Wüste, in welcher die neiderfüllten Brüder den eigenen Bruder berauben, misshandeln und mit Füssen treten, der Schutz, welchen Ruben ihm zu Theil werden lässt, endlich seine Versenkung in den Brunnen und die Ueberbringung seines Gewandes zu dem alten Jakob, alle diese Vorgänge sind in einer Weise dargestellt, welche ihre rührende Wirkung nicht verfehlt. Der Alte bleibt weinend und wehklagend allein zurück. Da erscheint ihm der Engel Gabriel als Bote Gottes, und, ihm seinen Kleinmuth vorwerfend, führt er ihm zu Gemüthe, wie andere Väter und andere Kinder noch weit schrecklichere Leiden zu ertragen haben würden, und dass er, bei all seiner Heiligkeit, nicht erstaunen dürfe, Das erleiden zu müssen, was Aly, Housseïn und dessen Tochter in hundertfachem Maasse zu erdulden haben sollen. Jakob zeigt sich ungläubig; er zweifelt, dass ein Herz mehr auf die Probe gestellt werden könne, als das seinige. Da kündigt ihm Gabriel an, dass ihm die Engel, dem Zeitenlaufe vorauseilend, ein Schauspiel aufführen würden, welches darauf wirklich seinen Anfang nimmt.

Es ist ersichtlich, ein wie schwaches Band diese Prologe mit dem eigentlichen Stücke verbindet. Indessen, ich wiederhole es, erregen dieselben das leb-

hafteste Interesse; und man kann sich der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass dieses Interesse sich besonders daran knüpft, dass ihr wirkliches Süjet der Legende von Aly vollkommen fremd ist. Der persische Geist sucht hier die Neuheit, einen weiteren Spielraum der Bilder und Stimmungen. Es scheint demnach wahrscheinlich, dass diese Prologe sich eines Tages von dem Tazyèh absondern und einen selbständigen Zweig scenischer Aufführungen bilden werden, die, ihre Stoffe von überall her entlehnend, zuletzt in ihrem Gebiete alle Länder und Zeiten und jeder Art Ideen umfassen werden. Die Neigung zur Mannigfaltigkeit, vielleicht auch die eigentliche Kunst als solche werden dabei gewinnen, aber gewiss wird die Grösse und Tiefe der Wirkung dabei Vieles, vielleicht selbst Alles, verlieren. Glücklicher Weise ist diese Decadence noch weit entfernt, und es ist gestattet, ohne Uebertreibung zu glauben, dass das Tazyèh im buchstäblichen Sinne noch nicht den Gipfelpunkt seiner Entwickelung erreicht hat.

So wie es heute beschaffen ist, trägt das Tazyèh nie den Namen eines Autors, und diess sehr natürlicher Weise, weil es das Produkt einer gemeinsamen Arbeit ist. Niemand macht sich darüber Gedanken. Der Autor ist entweder irgend ein kleiner Mullah, dessen Ehrgeiz nicht von der Versuchung berührt wird, sich der Urheberschaft eines Werkes von wenig geachtetem Genre zu rühmen; oder vielmehr einer jener Séyds Rouzèh-Khan's, von denen sogleich die Rede sein wird. Am gewöhnlichsten arrangiren sich die Darsteller selbst das Stück, welches sie spielen wollen. Haben sie wenig Zeit für die Vorbereitung, sind ihre Augenblicke gezählt und müssen sie sich beeilen, so opfern sie ohne Skrupel ganze Rollen, oder Scenen, oder Reden. Fehlt es ihnen an Personal, so wissen sie sich auf ähnliche Weise zu helfen. Haben sie im Gegentheile freie Hand, und ermöglichen die Umstände eine grössere Ausführlichkeit der Rezitationen, so fügen sie in ein Tazyèh gewisse Partieen eines anderen, und passen sie nach ihren besten Kräften dem Zusammenhange an. Aehnlich fügt man in den italienischen Opern bei Gelegenheit ein Stück aus einem anderen Werke und von einem anderen Meister ein. Gewisse Tazyèh's werden von den Schauspielern bevorzugt und der besonderen Theilnahme des Publikums empfohlen; z. B. dasjenige, welches den Namen führt: *„Die Hochzeit des Kassem"*. In Wahrheit ist dieses Stück eines der dramatisch lebendigsten und rührendsten. Es enthält wahrhaft schöne Partieen, und ich wäre nicht erstaunt, wenn es dereinst als ein monumentales Muster der ganzen Gattung übrig bliebe. Die Darsteller sind beständig um seine Verschönerung bemüht, um zu bewirken, dass das Publikum es wiederverlange. Diese Sorge verdankt sich dem seltsamen Umstande, dass die in dem Stücke vorkommenden Hochzeitsgeschenke von frommen Personen gestiftet werden und den Darstellern als Eigenthum verbleiben. Es giebt in der Litteratur gewisse Quellen des Schönen, deren sich die Kritik nicht immer versieht.

Die Schauspieler sind in Truppen organisirt und stehen unter der Führung eines Direktors. Im Allgemeinen sind es Ispahanier, denn das Volk von Ispahan besitzt eine natürliche Schönheit der Sprache und des Ausdruckes, und sein Dialekt, der lange Zeit hindurch für einen der angenehmsten Persiens gegolten hat, eignet sich gut für das Pathos der Deklamation und des Gesanges. Die Autorität des Direktors ist nicht gering. Er verlässt die Scene keinen Augenblick; er merkt auf Alles, überwacht Alles, nimmt Theil an Allem und leistet seinen Zöglingen jede Art von Beistand. Ausserhalb des Theaters lehrt er sie singen, deklamiren, sich auf der Bühne zu betragen, ihre Rollen zu rezitiren. Man hält es für kein wesentliches Erforderniss, dass die Schauspieler ihre geschriebene Rolle nicht in der Hand führten; indessen ist es ein geschätztes Verdienst, aus dem Gedächtnisse rezitiren zu können; nur sehr Wenige sind dazu im Stande und werden

desshalb höher als die Anderen geachtet. Die Truppen setzen sich aus Männern und Kindern zusammen. Die Ersteren stellen die Rollen der erwachsenen Personen und der alten Frauen, der Propheten und der Engel dar: in diesen drei letzteren Fällen erleichtern Sitte, Schicklichkeit und religiöse Vorschrift die Illusion, und erlegen ihnen nicht das Opfer ihrer Bärte auf, weil sie verschleiert sein müssen. Den Kindern fallen die so wichtigen Rollen des Aly-Ekber, des Kassem, des Zeyd-Alabeddin, und auch der Salynèh und der Zobeydèh zu. Eine der hervorragenden Quellen der Rührung in den Tazyèh's ist es, dass besonders die *Kinder* als Opfer fallen. Auch haben ihnen die Komponisten in der Regel die längsten Rollen anvertraut. Ein guter Sänger verdient mehr als alle anderen Glieder der Truppe, denn die Einnahmen werden nach Maassgabe des Talentes getheilt. Der Gewinn eines Knaben von 14—15 Jahren, dessen Stimme dem Publikum besonders werth ist, und der einer bedeutenderen Hochschätzung geniesst, beläuft sich während der zehn Tage des Moharrem auf 250 oder 300 Tomans, d. i. auf 2900—3400 Francs. Ein junger Schauspieler in dieser glänzenden Stellung wird auch ausserhalb der Scene beachtet. Seine Haltung ist stolz, wie die eines Mannes; er kleidet sich bequem und würdig; sein Djubbèh ist von europäischem Tuch, sein Koulah von feinem Lammsleder. Er hat einen Bedienten, der ihm den Esel führt, und hält darauf, dass diess Reitthier geziemend angeschirrt sei, verschönert durch einen Kopfputz von verschiedenfarbiger Wolle oder Seide, gehoben durch Kupferplatten, die wie feines Gold glänzen. Der junge Künstler bewegt sich so majestätischen Schrittes, als es ihm sein zierlicher Wuchs und seine kindliche Figur nur erlauben können, durch die Strassen; stolz durchschreitet er die Menge der Kinder seines Alters, die bei seinem Anblicke vor Bewunderung erstarren. Gegen seinen Direktor und seine Kameraden zeigt er oft Launen, er weint, weigert sich zu spielen, will immer geschmeichelt sein, und schlägt die Kleineren, denen man immer Unrecht giebt. Lässt ihn der Zufall seine Stimme verlieren, so findet er Gelegenheit, alle seine früheren Vorrechte wieder abzubüssen. Bis zu diesem Augenblicke ist er, wie es in dem Jargon unserer Journale heisst, ein „*Stern*", und Alles huldigt ihm.

Die schöne That, welche ein auf der Höhe seines Glanzes befindlicher Schauspieler und seine Truppe in den ersten zehn Tagen des Moharrem vollführen können, wird übrigens nicht ohne Arbeit errungen. Die Vorstellungen in den verschiedenen Tekyèh's oder Theatern einer grossen Stadt beginnen gegen fünf Uhr Morgens. Selten hat eine Truppe weniger als sieben oder acht Vorstellungen täglich zu geben. Am Schlusse der heiligen Dekade sind die Darsteller buchstäblich am Ende ihrer Kräfte. Kaum, dass sie die Nacht schlafend verbringen: entweder sie durchschwärmen die Stadt, um zu treiben, was alle Welt treibt, und schreien sich mit den Frommen die Kehlen heiser, oder sie berauschen sich, und oft vereinigen sie beide Arten von Anstrengungen. Auch ist der Moharrem, mehr noch als der Ramazzan, eine Epoche, zu welcher die persischen Städte von übernächtigten und abgespannten Physiognomieen überfüllt sind. Ausser diesem Monat können die Schauspieler nur auf zufällige Einnahmen rechnen; indess genügen diese, um sie in einer für sehr beneidenswerth erachteten Lage zu erhalten.

Die Schauspieler leben in beständigen und engen Beziehungen zu den Séyds Rouzèh-Khan's, deren bereits gedacht worden ist. Diese Séyds rühmen sich Abkömmlinge des Propheten zu sein, doch darf man ihren Stammbaum nicht allzu nahe betrachten. Sie nehmen im Klerus keine hervorragende Stellung ein, sondern bilden vielmehr eine Art von geheimer oder freier Kirche. Die grossen Mullah's verachten sie, die Gelehrten behandeln sie obenhin; aber das Volk hält grosse Stücke auf sie; sie leben mit ihm und es bezeigt ihnen Ehrerbietung. Sie leben

immer in grösseren Gruppen zusammen. Ihre Aufgabe ist es, in den Tekyèh's (Theatern) Reden zu halten, oder die Verdienste und die Leiden der Märtyrer zu preisen. Was die Schauspieler spielen, rezitiren sie mit Inflexionen der Stimme, mit Geberden und Thränen, welche die Rührung der Zuhörer erhöhen. Sie haben den Tazyèh's den Ursprung gegeben und die erste Idee derselben angeregt. Wie man sieht, sind sie jedoch in der ersten Kindheit ihres Werkes stehen geblieben. Sie predigen dem Volke unablässig die Verdienstlichkeit des Besuches der heiligen Tragödien; sie malen bereitwillig die unzähligen Wirkungen derselben für das Glück in diesem und jenem Leben aus. Während der Nächte des Moharrem lösen sie sich auf den Kanzeln der Tekyèh's ab; bald singend, bald deklamirend sprechen sie von ihrem erhabenen Vorfahren, dem Propheten, oder in seinem Namen. Zu anderen Zeiten des Jahres nehmen fromme Personen die Séyds Rouzéh-Khan's zu sich auf, um das Gebet auf eine feierlichere Weise zu sprechen, und laden alsdann Verwandte und Freunde zu sich ein. Man könnte sich die Séieds ohne die Schauspieler, ohne das Tazyèh, aber nicht Dieses ohne Jene denken.

Ihre Funktionen verlangen eine schöne Stimme und eine möglichst würdevolle Haltung, Ausdauer, ein geeignetes Kostüm, und vor Allem Beredtsamkeit. Wenn sie alle diese Eigenschaften in einem bemerklichen Grade vereinigen, üben sie einen unfehlbaren Einfluss auf das Volk aus; sie rühren es, wissen es zu lenken, und könnten unter Umständen ebenso nützlich als gefährlich werden. Gewisse Gebete, denen ich Abends auf dem freien Platze eines Dorfes beigewohnt habe, werde ich nie aus dem Gedächtnisse verlieren. Angezündete Mashhal's — eine Art von Fackeln aus Harz, welches in eisernen Behältern brennt — warfen ihren düsteren Schein auf eine Menge von Bauern und zusammengekauerten Derwischen, während ein Séyd von würdevollem Anstande den Schutz Gottes, des Propheten und der Imam's auf den Herrscher des Landes, die Grossen, das Volk und mich selbst herab beschwor. Seine Worte waren so feierlich, seine Geberden so majestätisch, seine Stimme so überzeugend, die Zuhörerschaft so durchdrungen und ergriffen, dass ich es mir nicht verziehen hätte, es nicht auch zu sein.

Mit den Séyd's figuriren in den Tazyèh's noch die Verbrüderungen. Es sind diess Männer und Kinder, die, von einer grossen, entweder ganz schwarzen, oder aus Shawl's gefertigten, in Flor gehüllten Fahne, bei Nacht mit Mashhal's, in Prozessionen die Tekyèh's betreten oder, unter Absingung von Gesängen, Umzüge um dieselben halten. Man muss diese Banden sehen, wie sie bei Nacht mit eilfertigen Schritten die Strassen durchziehen und sich von einem Tekyèh zum anderen begeben. Kinder laufen ihnen voran, mit scharfer Stimme den Schrei ausstossend: *Ay Houssein! Ay Abbas!* Sie stellen sich vor die Kanzeln der Rouzèh-Khan's, und singen, indem sie sich in einer wilden und bizarren, aber effektvollen Weise dazu begleiten: sie besteht darin, dass sie sich auf eine ganz besondere Art, die der Erklärung bedarf, die Brust schlagen.

Während der zehn ersten Tage des Moharrem ist die ganze Nation in Trauer. Der König, die Minister und der gesammte Hofstaat sind in Schwarz oder Grau gekleidet. Ebenso fast die ganze Bevölkerung. Aber das Volk begnügt sich nicht mit dieser regulären Trauer. Es hält noch darauf, dass das Hemd, welches bei den Persern nicht, nach europäischer und arabischer Sitte, in der Mitte der Brust, sondern auf der rechten Seite befestigt wird, offen sei und in der Art herabfalle, dass die Haut entblösst ist. Diess ist ein Zeichen grossen Kummers, und man sieht die Maulthiertreiber, die Soldaten, die Ferrash's, den Dolch an der Seite, die Kopfbekleidung über'm Ohr, mit zurückgefallenem Hemd und nackter Brust einhergehen. Aus ihrer rechten Hand machen sie eine Art von Muschel und schlagen sich heftig und im Takte unterhalb der linken Schulter auf die

Brust. Es entsteht dadurch ein dumpfes Geräusch, welches, durch viele Hände hervorgebracht, auf grosse Entfernung hörbar ist und einen grossen Effekt hervorbringt. Auf diese Weise begleiten die Brüderschaften ihre Gesänge, die unerlässlichen Zwischenspiele der Tazyèh's. Bald sind die Schläge schwer und zögernd und scheinen ein Gewicht an den Rhythmus zu hängen; bald sind sie schnell und gedrängt und reizen die Anwesenden auf. Auch geschieht es selten, dass, wenn die Brüderschaften einmal den Anfang dazu gemacht haben, nicht fast die ganze Zuhörerschaft, besonders die Frauen, sie nachahmen. Auf ein gegebenes Zeichen des Führers der Brüderschaft beginnen alle Glieder derselben zu singen und sich zu schlagen und zu springen, indem sie dabei eine mehr oder weniger lange Zeit mit kurzer und abgebrochener Stimme wiederholen; *Hassan! Housseïn! Hassan! Housseïn!*

Ausser dieser Art von Brüderschaft giebt es noch eine andere, die der Berber. Die Tradition erzählt, dass ein Mann dieses Stammes einst der Imam's gespottet habe. Zur Sühne dieses Vergehens figuriren seine Nachkommen in den Tekyèh's. Eine Musik von Tambourins verschiedener Grösse begleitet sie stäts. Ihr Oberkörper ist ganz nackt, der Kopf unbedeckt, die Füsse unbeschuht. Es sind Männer, bisweilen auch Greise, und Kinder von zwölf bis sechzehn Jahren. Ihre Hautfarbe ist stark gebräunt. Sie gleichen den Beludschen und den Unterworfenen der Afghanen. In der Hand halten sie eiserne Ketten und spitzige Nadeln. Einige von ihnen haben hölzerne Wurfscheiben, deren sie in jeder Hand eine tragen. Sie treten in Prozession in das Tekyèh und erheben, anfangs mit ziemlich gemässigter Stimme, einen Klagegesang, der allein aus den beiden Namen besteht: Hassan! Housseïn! Hassan! Housseïn! Die Tambourins begleiten sie mit immer heftigeren und geschwinderen Schlägen. Diejenigen unter ihnen, welche mit Wurfscheiben versehen sind, stossen dieselben aneinander, und Alle schicken sich zum Tanze an. Die Anwesenden begleiten sie, indem sie sich in der oben beschriebenen Weise die Brust schlagen. Nach kurzer Zeit beginnen die Berber sich mit ihren Ketten zu geisseln, anfangs sachter und mit bemerkbarer Vorsicht; dann gerathen sie in Leidenschaft und schlagen stärker; diejenigen, welche Nadeln tragen, stechen sich damit Arme und Wangen; das Blut fliesst, die Menge ist wie berauscht und schluchzt; die Begeisterung steigt, und wenn sie einen zu hohen Grad erreicht, lässt der Führer der Truppe, der die Reihen durchläuft, um die Schwachen zu ermuntern und den Arm der allzu Rasenden zurückzuhalten, plötzlich die Musik verstummen und Alles inne halten. Es ist schwer, sich dem Eindrucke einer solchen Scene zu entziehen; man empfindet zugleich Mitleiden, Sympathie, Entsetzen. Man sieht bisweilen Berber im Augenblicke, wo der Tanz anhält, ihre mit Ketten beladenen Arme zum Himmel erheben, indem sie mit einer so tiefen Stimme und mit einem so majestätischen und zuversichtlichen Blicke ausrufen: Ya Allah! dass man vor Bewunderung betroffen ist; so sehr ist ihr ganzes Wesen umgewandelt und so zu sagen verklärt.

Ausser den Berbern giebt es noch eine Truppe, die ihre Aktion förmlich studirt hat. Sie ist aus sehr geübten Tänzern zusammengesetzt, die einen Chor bilden. Sie sind gleichmässig mit Gewändern von Kalemkar, oder mit Blumen bedruckter Baumwolle, bekleidet, tragen Gürtel aus Seide und Mützen von Kaschemir. Wie manche der Berber, halten sie sämmtlich hölzerne, oben flache, unten runde, Wurfscheiben in der Hand. Auch sie werden bei ihren Bewegungen durch Tambourins, Schläge auf die Brust, und Gesänge der Anwesenden begleitet, die einen Gesang wiederholen, in welchem beständig, wie eine Art Refrain, die Namen der Imam's wiederkehren. Diese Tänzer springen von einem Fusse auf den anderen, taktmässig und mit einer vollkommenen Uebereinstimmung, welche

die Schönheit ihres Tanzes ausmacht, aber auch schwierig ausführbar ist und viele Uebung erfordert. Sie schlagen ihre Wurfscheiben gegeneinander, wie Schallbecken, bald vor ihrer Brust, bald hinter ihren Köpfen; und es entstehen dadurch Stellungen, wie sie sich häufig auf griechischen Vasen finden.

Man hat sich nicht darüber zu täuschen, dass alle die eben beschriebenen Chöre, die springenden Brüderschaften, die Berber, die Tänzer, ein Vermächtniss aus dem höchsten Alterthume sind. Nichts hat sich hier verändert, weder die Musik der Tambourins, noch das Schlagen der Brust, noch die Gesänge, noch die Klagelieder. Nur die Namen der Gottheiten sind andere geworden, und das heutige Persien umgiebt seine heiligen Schauspiele mit den selben Zeremonieen, den selben Sühnungsgebräuchen, dem selben feierlichen Pomp, welcher einst bei den Adonisfesten herrschte. Es ist ein Gegenstand, wahrlich des Nachdenkens werth: dieses in den Instinkten seiner Handlungen und seiner Neigungen so zähe Asien immer und überall zwei so mächtigen Kulten, wie dem Christenthum und dem Islam, trotzen und sie durchkreuzen zu sehen, um seine allerältesten Gewohnheiten zu bewahren oder wieder aufzunehmen.

Man sieht, welche Erregungen sich mit der an sich schon so gewaltigen Macht der scenischen Aufführungen verbinden, um sie zu ergänzen und sie mit noch grösserer Leidenschaft zu erfüllen. Man wird sogleich wahrnehmen, wie aller mögliche äussere Pomp, aller erdenkliche theatralische Glanz, nach den eben aufgezählten schon so mächtigen Anlässen zur Gemüthserregung, nur dazu dient, die Spannung und die Schaulust zu erhöhen. Auf eine solche Höhe gelangt, mit so vielen Mitteln der Aktion versehen, hat das persische Theater das Ansehen einer nationalen Sache, einer Angelegenheit, die alle Welt, hoch und niedrig, interessiren muss; und man kann in Wahrheit sagen, dass es nach Möglichkeit seiner Aufgabe gewachsen ist: die Religion, das Vaterland, und die engverbundenen und wie unzertrennlich gedachten Leidensgeschicke der einen und des anderen sichtbar zu verkörpern und zu erheben.

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XII. Ein Parlamentshaus für das deutsche Reich.

„Deutschland muss seinen Vertretern im Reichstag eine würdige Versammlungsstätte bereiten, einen prächtigen Reichstagspalast, als Symbol der deutschen Kraft, der deutschen Einheit, einen Musterbau ersten Ranges!“

Von verschiedenen Seiten des Hauses her ertönte während der ersten Session des Reichstages solcher Ruf und aus dem Volke antwortete ein vielfaches Echo. Im Hinblick auf die aus Frankreich herübergekommenen Milliarden bot der Kostenpunkt kein Bedenken dar; ohne Weiteres wurden 24 Millionen Mark für den Bau bei Seite gelegt und bald darauf zum Zwecke der Beschaffung eines Planes eine allgemeine Konkurrenz ausgeschrieben. Die in grosser Zahl einlaufenden Pläne gaben so ziemlich das Gegentheil deutscher Einheit zu erkennen; es war ein buntes Durcheinander von Stylen, Stylmischungen und Styllosigkeiten. Schon bei ihrem ersten Rundgange brach die aus Fachmännern und Laien bestehende Jury über die grosse Mehrzahl der Entwürfe den Stab. Schliesslich ward dem Architekten Bohnstedt in Gotha der erste Preis zuerkannt, dem Anscheine nach Dank seiner Prachtfaçade, einer antikisirenden, offenen Säulenhalle, aus deren

Mitte ein Triumphthor, oben mit einer Quadriga geschmückt, emporsteigt. Es ist anzunehmen, dass diejenigen, welche für die Krönung des Planes gestimmt hatten, von der Voraussetzung ausgingen, nach Fertigstellung des Baues werde der Reichstag, nicht wie bisher, während des Winters tagen, sondern zur heissen Jahreszeit berufen werden, um in der offenen Säulenhalle lustwandeln zu können. Der einzige in germanischem oder gothischem Styl ausgeführte Plan von Bedeutung rührte von dem Erbauer der Hamburger Nicolai-Kirche, Gilbert Scott, her. Wahrscheinlich waren die eingangs gedachten Fanfaren an sein Ohr gedrungen, und so hatte er denn des Guten etwas zuviel, möglicherweise über die 24 Millionen hinaus, planirt; insbesondere fand sich dem Hauptbaue eine prächtige Kapelle angefügt, ein unzeitgemässer Luxus, der nicht wenig Mitgliedern der Jury zum Anstoss gereichte. Demzufolge ward denn der hervorragendste Gothiker Englands, welchen dessen Königin durch seine Erhebung in den Adelstand, das Parlament, nach seinem Tode, durch eine Grabstätte in der Westminster-Kathedrale geehrt hat, nur mit dem fünften Preise bedacht. Ein preussischer Architekt, Namens Sarrazin, von dessen Werken noch nirgends die Rede gewesen war, dessen Fuss niemals den Boden Englands betreten hatte, liess ihn, beiläufig bemerkt, unlängst durch die Spalten der „Kölnischen Zeitung“ als Stümper Spiessruthen laufen.*) So erbarmungslos wie der vorbezeichnete Kritiker stand die Jury, zu welcher ich gehörte, dem englischen Meister nicht gegenüber. Das Hauptbedenken in Bezug auf dessen Plan Seitens der von mir dissentirenden Mitglieder ging dahin, dass, sofern überhaupt der gothische Styl in unsere Zeit passe, jedenfalls ein in Berlin zu errichtendes Baudenkmal das Gepräge des dort in allen Bildungen durchherrschenden *modernen* Geistes an sich tragen müsse. Es ist diess der Standpunkt, den der Chef des deutschen Postwesens, Dr. Stephan, wiederholt im Reichstage als denjenigen bezeichnet hat, von welchem aus er den stylistischen Charakter der für Zwecke des Post- und Telegraphenwesens zu errichtenden Bauten bestimme. Anderwärts (Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk S. 25) habe ich mich über diese Verfahrungsweise dahin geäussert, dass man darnach fast glauben sollte, auf dem Baubureau des obersten Postbeamten ständen etwa wie in Apotheken die verschiedenen Baustyle in Büchsen bereit, so dass der betreffende Untergebene nur, je nach Bedarf, zuzugreifen habe. Und Herr Dr. Stephan steht da keineswegs allein; seine Praxis kann sogar als die herrschende bezeichnet werden; den zur Fortschrittspartei zählenden Fachmann von Unruh hat sie zu der Bemerkung veranlasst, „in Berlin nicht blos, sondern auch in den anderen grösseren Städten Deutschlands, spreche man von *Architektur à la Carte*. Jedermanns Geschmack mache sich geltend: griechisch, römisch, byzantinisch, italienisch, auch etwas gothisch. Es sei ein trauriger Zustand, dass der Sinn für plastische Kunst bei uns so sehr der Ausbildung ermangle — mit den Alten könnten wir uns auch nicht entfernt vergleichen.“ So zeigt sich denn auch auf dem Kunstgebiete, um mit Richard Wagner (Bayreuther Blätter, Februar-März 1881 S. 39) zu reden, „der Mangel eines wahrhaften Racen-Gefühles“, es zeigt sich, „dass unser Volk nicht mehr den natürlichen Instinkt für das hat, was ihm genehm sein kann, was ihm wohl ansteht, was ihm wahrhaft förderlich ist, *sich selbst entfremdet, pfuscht es in ihm fremden Manieren*“. Anders war es während des Mittelalters; wie die echt deutsche Dichtung, so ging auch die echt deutsche Kunst „bis in die Bauernhöfe hinein“; von jenem „Instinkt“ getragene Meister erhoben sich allerwärts aus den Massen

*) Näheres in meiner Schrift: Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk (Köln bei Bacher 1880) S. 10 u. flgd.

und bedeckten das christliche Abendland mit ihren die gleiche Grundanschauung kund gebenden Erzeugnissen; es war eine grosse dem germanischen Volksgeiste entsprossene Sprache, welche die Kunst damals redete, in verschiedenen Dialekten, deren Fort- und Neubildung keine Grenzen hatte. Das ist anders geworden zufolge der sogenannten, in Italien aufgekommenen, der vorchristlichen Antike zugewendeten *Renaissance*. Die Kunst, vom Handwerk sich trennend, ward gelehrt und höfisch, während das Handwerk allmählich in der Tiefe versumpfte, nur noch in den Zünften krampfhaft die ererbte Technik festhaltend, bis endlich auch diese mit den Zünften abhanden kam. Mittels grosser Kraftanstrengung und nicht geringer Opfer ist es in neuerer Zeit gelungen, die Technik wieder auf eine gewisse Höhe zu bringen; allein Meisterhaftes und zugleich Billiges kommt, im grossen Ganzen genommen, auf die Dauer nur zu Stande, wenn durchherrschende, dem Naturelle oder dem angeborenen Instinkte der Arbeiter und den Lebensverhältnissen des Volkes entsprechende feste Prinzipien obwalten. An solchen Prinzipien fehlt es nun aber, wie zuvor gesagt, bei uns zu Lande auf dem Gebiete der plastischen Kunst, insbesondere der Architektur. So wird denn voraussichtlich in Berlin ein Parlamentshaus sich erheben, in einem Mischmasch-Style, welchen man, unbekümmert um den Widerspruch zwischen dem Haupt- und dem Beiworte, voraussichtlich als *deutsche Renaissance* bezeichnet, um dem Vorwurfe des Welschthums zu entgehen. Falls es solchergestalt kommt, bleibt freilich die bauliche Charakterlosigkeit der Reichshauptstadt ungetrübt; allein echt *deutsches* Selbstbewusstsein, echt *deutsche* Schöpferkraft wird dann wahrlich durch den Bau nicht an's Licht gestellt.

Auch in Bezug auf deutsche *Einmüthigkeit* gestattet wenigstens der bisherige Gang des Unternehmens keinen für deren Vorhandensein sprechenden Schluss. Ursprünglich war für den Bau der Platz in Aussicht genommen, auf welchem das mit einer Gemälde-Galerie verbundene Palais des Grafen Raczynski sich befindet. Das Projekt fand Widerspruch, auch von Seiten des Unterzeichneten, welcher die sehr kostspielige Erwerbung des stattlichen, unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. auf dessen Wunsch nach einem Plane von Strack errichteten Gebäudes, aus dessen Räumen die grossartigen Entwürfe für das Campo Santo des Meisters v. Cornelius hervorgegangen waren, zum Zwecke der Zerstörung desselben für unmotivirt, auch den Platz selbst für ungeeignet erachtete. Dazu kam die entschiedene Weigerung des Grafen, sein Eigenthum abzutreten. Ein demnächst Seitens des Bundesrathes in Vorschlag gebrachtes Terrain, westlich vom Königsplatze, worauf das Kroll'sche Etablissement sich weithin erstreckt, ward vom Reichstage zurückgewiesen und statt dessen auf meinen Antrag ein hinter dem nunmehrigen Reichstagsgebäude und dem Herrenhause gelegenes Terrain als vorzugsweise berücksichtigenswerth bezeichnet. Zwei der Kommission als Sachverständige assistirende höhere preussische Baubeamte erklärten jedoch: ein „würdiges, wahrhaft monumentales" Parlamenthaus lasse sich da nicht aufrichten; was aber entscheidend in's Gewicht fiel: preussischer Seits begann man ebendort mit dem Bau eines *Gewerbemuseums*, ohne erst ein schliessliches Votum des Reichstages abzuwarten. Dermalen erheben sich neben diesem im Renaissancestyl — von welcher Sorte Renaissance ist schwer zu sagen — errichteten Gewerbemuseum noch zwei mächtige Bauwerke auf dem von den „Sachverständigen" als unzureichend für ein „würdiges" Parlamentshaus verworfenen Platze, und ganz füglich könnten noch zwei weitere sich dort unterbringen lassen! Im Jahre 1879 kam der Bundesrath auf das Raczynski'sche Palais wieder zurück. Gestützt auf namhafte Berliner baukünstlerische Autoritäten, stellte und verfocht ich dagegen den Antrag, das Parlamentshaus auf dem noch unbebauten sogenannten kleinen Königsplatze zwi-

schen der Siegessäule und der Alsenbrücke zu errichten. Die diesem Antrage zur Seite stehenden ästhetischen und ökonomischen Gründe waren so gewichtiger Art, dass die Majorität des Reichstages sowie, nach dessen Schluss, auch die städtische Verwaltung und die Oberbaudeputation demselben beipflichtete; selbst in einer Berathung des Bundesrathes soll in diesem Sinne entschieden worden sein. Es blieb indess die höchste Bestätigung aus, und wieder ward dem Reichstagsbeschlusse in der Art eine vollendete Thatsache entgegengestellt, dass der kleine Königsplatz eine gartenartige Ausschmückung und eine Anzahl von Statuen erhielt. In wieweit letztere als *Schmuck* bezeichnet werden können, mag hier unerörtert bleiben.

Wie bekannt hat nun der neue Reichstag, unbekümmert um den Beschluss seines Vorgängers, wiederum zum Opfer das Raczynski-Palais nebst einer grösseren Anzahl in dessen Nähe gelegener Gebäude bestimmt, deren einige nur mittels gerichtlichen Zwangsverfahrens zu enteignen sein werden. Vergebens suchte ich von der Tribüne herab gegen den Plan die früher als durchschlagend befundenen Gründe, neue hinzufügend, zur Geltung zu bringen; in den Fraktionsberathungen waren bereits die schliesslichen Abstimmungen festgestellt. Der gegen mich das Wort nehmende Redner, Oberbaudirektor Gerwig aus Karlsruhe, bewegte sich in Allgemeinheiten. Wir sollten es nicht machen wie die Kinder, meinte er, die etwas haben wollen, was sie nicht kriegen können; die Sache müsse ein Ende nehmen, unseren Nachfolgern sollten wir nicht zumuthen, so gemächlich zusammenzuwohnen, wie wir im dermaligen Reichstagsgebäude; die von mir so herb angefassten deutschen Architekten hätten den Kölner Dom vollendet; darüber würde ich doch wohl nichts zu sagen wissen; während der 10 Jahre seit der Konkurrenz hätten erstere etwas gelernt; die Vorlage sei unverweilt, ohne jede vorherige Kommissionsberathung, die ihr sonst leicht ein „anständiges Begräbniss“ bereiten könne, anzunehmen. Zum Schluss glaubte Herr Gerwig die Versammlung noch darauf aufmerksam machen zu sollen, dass nach einer Zeit, in welcher der Verkehr schlecht gehe, man von allen Seiten Klagen höre, endlich einmal bessere Zeiten kommen müssten, dass man darum von Seiten des deutschen Reichs doch nicht mit dem zurückhalten dürfe, was die öffentliche Thätigkeit fördern, was das öffentliche Verkehrs- und Gewerbsleben vorwärts bringen könne. „Werfen Sie doch endlich einmal wieder — fuhr er fort — eine Summe, die schon lange parat liegt, hinein unter das Volk und lassen Sie die Menschen wieder etwas verdienen, lassen Sie die Künstler, die Architekten streben, geben Sie ihnen wieder einen Vorwurf und seien Sie nicht so entsetzlich nüchtern und verschlossen gegen die Bedürfnisse des Ganzen!“

Anlangend zunächst den Kölner Dom, die beiläufige Bemerkung, dass unsere bei dessen Fortbau thätig gewesenen Architekten schwerlich von Herrn Gerwig angerufen worden wären, wenn er deren Versündigungen an dem grossen Werke gekannt hätte, wie dieselben in meiner Schrift „Zur neueren Geschichte des Kölner Dombaues“ sich dargelegt finden. Noch weniger als die Hinweisung auf die Leistungen heutiger Architekten am Kölner Dom erscheint die Bezugnahme des genannten Abgeordneten auf das allseitige Klagen über Stockung des Verkehrs- und Erwerbslebens geeignet, seine Aufforderung zu einer unverweilten Annahme der Vorlage zu begründen. Im Gegentheil lässt kaum etwas anderes das Drängen auf Errichtung eines sehr entbehrlichen Prachtbaues in einem bedenklicheren Lichte erscheinen, als die so vielfach hervortretende Verkehrsstockung, die in stätem Anwachsen begriffene soziale Noth, in Verbindung mit dem immer fühlbarer werdenden Steuerdruck. Während man in unseren Parlamenten unausgesetzt auf Mittel sinnt — leider durchweg vergeblich — diesen Druck zu ermässigen,

oder doch minder fühlbar zu machen, die stäts wachsende Auswanderungsfluth zu dämmen, während die verschiedenartigsten Projekte auftauchen, um der ärmeren Schichte der Gesellschaft aus der Noth zu helfen, ohne die vermögendere allzusehr zu belasten, sollte nicht einmal eine allseitige Beleuchtung der einschlagenden Verhältnisse mittels einer Kommissionsberathung angezeigt sein, wenn es sich, wie hier der Fall ist, um einen mindestens auf 28 Millionen Mark sich belaufenden Aufwand für besagten Prachtbau handelt! Einer Erwäguug wenigstens möchte doch wohl meine an die Versammlung gerichtete Frage werth gewesen sein, ob nicht etwa die Beschaffung von gesunden Arbeiterwohnungen in bedeutenden Industrie-Plätzen einem dringenderen Bedürfnisse entspräche, als die Errichtung eines Palastes zur grösseren Annehmlichkeit derjenigen, welchen vorzugsweise die Obsorge für das Wohl Aller, namentlich aber der nothleidenden Volksklasse obliegt, und als die Beschaffung einer Präsidialwohnung „mit Stallung für 6 Pferde“ u. s. w.

Die Majorität suchte sich und Andere durch den Gedanken zu beruhigen, dass die fraglichen Millionen längst schon für den Zweck bereit lägen; schwerlich werden indess die Steuerzahler in diesem Umstande einen Trost finden, zumal wenn sie noch bedenken, dass Millionen zum Zwecke der Zerstörung bestehender Bauten und weiterhin an Repräsentationsgeldern für den bis jetzt unremunerirt gewesenen Posten des Reichstagspräsidenten, verausgabt werden sollen. Von der rechten Seite des Hauses her gab diesem Gefühle einer jedenfalls nicht geringen Anzahl von Steuerzahlern der Abgeordnete Perrot Ausdruck. Solange wir genöthigt seien, von Jahr zu Jahr eine Anleihe zu machen, meinte er, befänden wir uns nicht in der Lage, monumentale Bauten aufzuführen, am wenigsten Luxusbauten; hätten wir Geld zuviel, so möchten wir es zu nützlicheren Anlagen verwenden. — Den Ausführungen des Abg. Gerwig gegenüber sei meinerseits hier noch bemerkt, dass dem Allgemeinen wenig damit gedient ist, wenn Berliner Künstler, Bau- und Zimmerarbeiter oder Lieferanten aus dem Bau Nutzen ziehen, vielleicht sich daran bereichern; draussen im Reiche ist man überdiess schon vielfach der Meinung, dass die Hauptstadt bereits allzuviel, auch zu Kunstzwecken, absorbire, eine Meinung, für deren Stichhaltigkeit in meiner Rede sich mancherlei Belege angeführt finden.

Von keiner Seite her ist bestritten worden, dass das dermalige Reichstagsgebäude nicht blos dem Bedürfnisse, sondern sogar den Anforderungen des Comfort ein Genüge leistet, nachdem ungefähr 2 Millionen Mark auf den ursprünglich vorhanden gewesenen Bau verwendet worden sind. Mittels der zweijährigen Zinsen des bereitliegenden Millionen-Capitals kann demselben die ihm stellenweise noch mangelnde Solidität gegeben werden, und stehen die anstossenden, sehr ausgedehnten Räumlichkeiten der vormaligen Porzellanfabrik zu etwa nöthig werdenden Erweiterungsbauten sozusagen bereit. Es kommt noch hinzu, dass die ganze innere, sehr kostspielige Einrichtung des jetzigen Reichstagsgebäudes in dem grossartigeren neuen nicht am Platze sein wird. Endlich ist die Lage des ersteren, ganz in der Nähe der meisten Ministerien und in einem belebten Stadttheile, an grosse Gärten grenzend, eine in jeder Hinsicht überaus günstige, was von der nunmehr gewählten Oertlichkeit nicht gesagt werden kann. Allein das Alles soll für nichts gelten und ausser Betracht bleiben; „es soll“, rief der Abgeordnete Frhr. Schenck v. Stauffenberg aus, *„ein monumentales, grosses Gebäude errichtet werden zur Feier unserer Erinnerung an die Vereinigung der deutschen Stämme zur deutschen Nation.“* Sämmtliche gegen die Vorlage erhobenen Einwendungen sind ihm „kleinliche Gesichtspunkte“. Auch meine Hinweisung auf die wiederholte, allem Anscheine nach sehr ernst gemeinte, im Hinblicke auf die Vorkommnisse in

Berlin und Frankfurt während des Jahres 1848 auch nichts weniger als sachlich unmotivirte Aeusserung des Fürsten Bismarck, er trage sich längst schon mit dem Gedanken, das Parlament an einen kleineren Ort zu verlegen, ward nicht einmal der Erörterung werth befunden: es soll, es muss in Berlin „ein grosses monumentales Gebäude" für das deutsche Parlament errichtet werden. Leider hat der Abgeordnete Frhr. von Stauffenberg — ebenso früher die „sachverständigen" Oberbauräthe Lucae und Hitzig — vergessen, uns zu sagen, was er sich unter „monumental" denkt. Im Laufe der letzten Jahre sind auf Reichs- und Staatskosten gar viele als „monumental" qualifizirte und sehr hoch als solche bezahlte Bauten errichtet worden, welche einer ernsten Kritik nicht Stand halten können, so dass in dem Beiworte nichts Beruhigendes, weit eher das Gegentheil zu finden ist. Auch die Provinzen sind in dieser Beziehung nicht zurückgeblieben. Im Reichstage habe ich beispielsweise des in Düsseldorf jüngst, der herrschenden Mode gemäss, im sog. Renaissancestyl errichteten Ständehauses gedacht, dessen sehr reich ausgestattetes, mittleres Stockwerk nur von 2 zu 2 Jahren während 3 Wochen benutzt wird, während für die laufenden Geschäfte das Erdgeschoss und das auf 85 Stufen zu ersteigende oberste Stockwerk bestimmt sind. Ein als Kunstmäcenas sich aufspielendes Mitglied der rheinischen Provinzialstände glaubte zu noch grösserer Ehre der mit Steuern bereits überladenen Rheinprovinz auch noch die Ausstattung jenes mittleren Stockwerkes mit modernen Kunsterzeugnissen beantragen zu sollen und haben, dem Vernehmen nach, die Stände, ähnlich beseelt wie die Abgeordneten Frhr. v. Stauffenberg und Gerwig, dem „Ruhme" der Provinz noch das weitere recht theuer zu stehen kommende Opfer darbringen zu müssen geglaubt, während sie kalten Blutes die mächtigen, mittelalterlichen Thorburgen Köln's und so manches andere Kunstvermächtniss unserer Vorfahren fallen, beziehungsweise dem Ruin entgegengehen sehen, ohne eine helfende Hand darnach auszustrecken.

Welcher ästhetischer Charakter dem also in Berlin zu errichtenden monumentalen Musterbau, meines Dafürhaltens, zu Theil werden wird, habe ich oben bereits im Allgemeinen gesagt: halten wir uns gefasst auf aus Welschland bezogene Motive, dazwischen Anklänge aus Altgriechenland und Paris. — Alles um „die Vereinigung der *deutschen* Stämme zur *deutschen* Nation zu versinnbilden". Wie kann es auch anders sein? Wandern doch gerade unsere begabteren in den antikisirenden Akademieen gebildeten jungen Architekten fast ausnahmslos zum Zwecke ihrer Vervollkommnung nach Italien, von woher sie dann tausend- und tausendmal schon Gezeichnetes oder Kopirtes in die Heimath zurückbringen: etwa noch Fehlendes wird dann dort nach Anleitung französischer Musterbücher nachgeholt. Keinem kommt der Gedanke, einmal den Kanal zu kreuzen, zu sehen, was die Engländer, welche den germanischen Traditionen fast in jeder Hinsicht weit treuer geblieben sind, als wir Deutsche, auf dem Gebiete der Architektur leisten, und den so grossartigen und zugleich *echt* nationalen Schöpfungen der Scott, Street, Burges und noch vieler Anderen ihr Interesse zuzuwenden. In den Fachblättern spenden unsere Architekten sich wechselseitig lobende Anerkennung, und ignoriren nach Möglichkeit jede abfällige Kritik; wird dieselbe aber von „Dilettanten" geübt, so haben die examinirten „Träger der Wissenschaft" dafür nur ein vornehmes Achselzucken, wenn nicht schlimmeres, in Bereitschaft. Solchergestalt hält sich denn die deutsche Hochbaukunst auf der Höhe des Jahrhunderts.

Das Anfertigen zuverlässiger *Kostenanschläge* ist erfahrungsgemäss nicht die starke Seite unserer Architekten, wenigstens soferne es sich um Staatsbauten handelt. Schmeckt doch auch solche Arbeit für klassisch gebildete Künstler etwas gar zu sehr nach Handwerk. Am wenigsten lässt sich im Voraus übersehen, auf welchen

Betrag die innere Ausschmückung des neuen Parlamentshauses sich belaufen wird. Schon um der Würde ihrer Kunst willen kann bei den Malern und Bildhauern von Wohlfeilheit keine Rede sein; aus einem ähnlichen Grunde dürfen auch die Kunsttischler und -Schlosser sich nicht billig finden lassen. Eine einfache, stylgerechte, hauptsächlich durch Farbenharmonie wirkende Dekoration der Säle, wie solche in mittelalterlichen Schlossbauten üblich war, wird unserer fortgeschrittenen Zivilisazion nicht für entsprechend gehalten; an den Wänden müssen dramatisch komponirte Bilder in Staffeleimalerei-Manier prangen, soweit thunlich an irgend einen grossen, italienischen Maler erinnernd. Die in unseren Tagen stattgefundene Ausmalung der Meissener Albrechtsburg und in noch grösserem Maasse des umgemodelten Berliner Zeughauses u. A. legen für Vorstehendes Zeugniss ab. Hat man doch sogar den alten Goslarer Ottonen-Palast, nachdem derselbe „möglichst zeitgemäss“ zurecht gemacht war, mit einem grossen Wandgemälde modern-akademischen Styles bedenken zu sollen geglaubt, an welchem der betreffende Maler 8 bis 9 Jahre hindurch ihn reichlich lohnende Beschäftigung findet! — Natürlich wollen auch die Bildhauer zeigen, was sie zu leisten vermögen, und dieselben sind gewohnt, die Kunst des Meissels, schon weil dessen Erzeugnisse weniger Abnahme finden, höher anzuschlagen als diejenige des Pinsels. Ebenso wenig wie die Maler werden sicherlich die Bildhauer bei den Schöpfungen unserer deutschen Vorfahren sich nach Mustern umthun, schon weil letztere sich auf das *Nackte* nicht in dem Maasse verstanden und geworfen haben, wie die alten Heiden.

Zunächst handelt es sich nunmehr um die Aufstellung eines neuen *Programm's* und insbesondere um die Frage, ob zum Zwecke der Anfertigung eines Planes abermals eine Konkurrenz ausgeschrieben werden soll. Im Hinblick auf die Ergebnisse der ersten Konkurrenz dürfte es sich empfehlen, nur eine engere, unter auszuwählenden, bereits bewährten Architekten auszuschreiben. Natürlich würden die bisher verborgen gebliebenen „Genie's“, zu welcher Kategorie gewiss nicht Wenige sich zählen, dagegen grossen Lärm erheben. Wollte man aus Rücksicht auf dieselben von den vielen, überaus bitteren Enttäuschungen absehen, welche eine allgemeine Konkurrenz nothwendig im Gefolge hat, so wäre einem jeden, nicht ausdrücklich zur Konkurrenz berufenen Architekten des In- und Auslandes die Einsendung eines Planes freizustellen.

Eine ganz besondere Schwierigkeit bietet die Art der Zusammensetzung und des Verfahrens der *Jury* dar. Diesen Punkt anlangend, hatte ich in meiner bereits erwähnten Schrift „Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk S. 18“ den Vorschlag gemacht, bei einer engeren Konkurrenz den Preisbewerbern einen gewissen Einfluss auf die Zusammensetzung des Schiedsgerichtes zu gewähren und jedenfalls schliesslich „zu einer wechselseitigen, mündlichen Kritik der um den Vorrang streitenden Entwürfe vor versammeltem Schiedsgerichte, zu einer Art von kontradiktorischer Expertise zu veranlassen.“ Demzufolge würden auch nicht dem Baufache angehörende Jury-Mitglieder über die Schwächen und die Vorzüge der verschiedenen Entwürfe sich ein selbständiges, würdiges Urtheil bilden können. Zu angenehmer Ueberraschung gereichte es mir später, aus dem Werke von Viollet-le-Duc: Histoire d'un Hôtel de ville et d'une Cathédrale (S. 93 u. fgd.) zu ersehen, dass im Jahre 1219 aus Anlass einer Konkurrenz zum Zwecke des Neubaues einer Kathedrale in Clusy, ein Verfahren der zuvor bezeichneten Art unter dem Vorsitze des Bischofs mit dem besten Erfolge stattgefunden hat; die betreffenden sehr interessanten Debatten werden uns an der angeführten Stelle zur Kenntniss gebracht. Ueber zwei ganz ähnliche Konkurrenz-Assisen aus Anlass von Kirchenbauten in Gerona (Catalonien) und Salamanca finden sich ausführliche Berichte in dem Werke von Street: Gothic architecture in Spain S. 85, 320, 484 und 511 ff.

Der aus Mitgliedern des Bundesrathes und des Reichstages zum Zwecke der Förderung der Bauangelegenheit zusammengesetzten Kommission ist keine leichte Aufgabe gestellt. Ich, an meinem Theile, glaubte, dem Drängen meiner Parteigenossen, mich abermals der Kommission beigesellen zu lassen, nicht nachgeben zu sollen. Das im Vorstehenden Dargelegte dürfte wohl schon zur Erklärung meines Widerstrebens genügen. Zu den verschiedenen, mir gewordenen Enttäuschungen, musste eben noch kommen, dass bei der am 13. Dezember 1881 stattgefundenen Reichstagsverhandlung, sowie später in der Deutschen Bauzeitung und der Leipziger Illustrirten Zeitung, die Schuld an der Verschleppung der Angelegenheit mir beigemessen wurde! Freilich hegte ich stäts ernste Zweifel, dass unter den bei uns zu Lande obwaltenden Verhältnissen ein Musterbau zu Stande kommen werde; dennoch aber wirkte ich nach Kräften zu diesem Ziele hin. So bezweckte denn auch jüngst wieder mein auf vorgängige kommissarische Berathung der Regierungsvorlage gerichteter Antrag im Wesentlichen nur eine allseitige gründliche Erörterung der einschlagenden Momente, eine Erörterung, die um so nothwendiger erschien, als die gesammte Sachlage während der letzten Jahre eingreifende Veränderungen erfahren hatte. Allein es sollte *„ein Ende gemacht werden“* — komme, was da wolle, koste es, was es wolle. Wenn die an solche Ueberstürzung sich knüpfenden Besorgnisse sich wider Erwarten als unbegründet, wenn die dawider angeführten Gründe, zumal die aus den vorhandenen Bedürfnissen unseres Volkes selbst geschöpften, sich glücklicherweise als nicht stichhaltig erweisen sollten — dann möge am Königsplatze zu Berlin ein Musterbau echt deutschen Gepräges sich erheben: ein Gegenstand der Freude für die Mitwelt und für die kommenden Geschlechter!

Köln. Dr. **August Reichensperger.**

Geschichtlicher Theil.

Stimmen aus der Vergangenheit.

Aus „Rameaus Neffe“ von Diderot.

Mitgetheilt von Ernst Ludwig.

Unsere meist so überaus witzigen Gegner, d. h. Diejenigen, welche in öffentlicher Presse diese Rolle spielen, haben die Lauge ihres für uns so unendlich schmerzlichen und vernichtenden Spottes auch über jene ungeheuerliche Erscheinung unseres Jahrhunderts ausgegossen, dass sich sonst ganz friedfertige und vernünftige Menschen über „einige Neuerungen auf dem Gebiete der Musik“ wohl so erhitzen, sich so im Prinzipienstreit verbeissen konnten, dass allmählich zwei schroff gesonderte Parteien in beständigem erbitterten Kampf einander gegenüber getreten sind. So wenigstens muss jenen flinken Witzbolden der Kampf erscheinen, von dessen tieferen Motoren ja selbst eine Majorität der erhitzten Streiter selbst sich nicht recht bewusste Rechenschaft zu geben weiss. Für den äusseren Anschein bleibt es eben immer noch ein „musikalischer Prinzipienstreit“. Wenn diese Leute aber nur ein wenig rückwärts blicken wollten in der kaum 200 Jahre alten Geschichte der modernen Musik, so würden sie finden, dass jene „ungeheuerliche Erscheinung“ durchaus nicht neu sei. Bei jeder Neuerung auf dem

Gebiete der Musik, wie auf dem der Poesie, hat es sich darum gehandelt, aus dem Formalismus heraus und dem wahren unmittelbaren Ausdruck der Empfindung näher zu kommen. Auch diess ist ein „Fortschritt“ und mehr als das: das Werden und Wachsen einer menschlichen Kultur. Die Musik, als die seelischeste, körperloseste aller Künste, vermag naturgemäss auch die unmittelbarste Wirkung auf die Seele hervorzubringen; sie wird vom Zuhörer in eben dem Maasse unmittelbar empfunden, als ihr Schöpfer sie unmittelbar empfunden hat. Es liegt auf der Hand, dass ebendesswegen ihre Wirkungen viel hinreissendere sein können, als die jeder anderen Kunst, und weiterhin auch, dass jeder Mensch der „Musik hat in ihm selber“, auch wenn er gerade kein Musiker ist, überhaupt in seinen Empfindungen, und vielleicht auch in den Aeusserungen derselben, rascher, heftiger und tiefer sein wird. Daher denn auch musikalische Menschen im höheren Sinn gemeiniglich leidenschaftlicher, enthusiastischer, hingebender und beziehungsweise schroffer zu sein pflegen als nüchterne Wort-Menschen. Niemals haben Werke anderer Künste so überwältigende, aufregende Eindrücke hervorgerufen als diejenigen Musikwerke, welche eine entschiedene Annäherung an das Ziel der Gefühlsunmittelbarkeit darstellten. Wir haben noch Zeugnisse von der hinreissenden Wirkung der dritten Preismesse Palästrina's, welche derselbe im Auftrage der Kommission zur Reinigung des kirchlichen Gesanges komponirt und damit den Beweis geliefert hatte, dass man, trotz allen kontrapunktischen Künsten und melismatischen Verschlingungen, der durch den Text ausgesprochenen Empfindung einen allgemein verständlichen, ergreifenden Ausdruck zu geben vermöge. Palästrina ward seit dieser That wie ein Halbgott verehrt und später im St. Peter beigesetzt. Was Wunder, wenn jede derartige Neuerung auf dem Gebiete der Musik ihre begeistertsten Anhänger in den musikalisch-naiven Menschen, ihre erbittertsten Feinde in den Reihen der Zunftmusiker findet, welche sich, ihres Unvermögens zum Höhern zornig bewusst, um so ingrimmiger an das Ueberlieferte klammern. So sah die europäische Welt schon einmal einem erbitterten Musik-Streite zu, der mit dem, welchen wir heutzutage ausfechten, auch schon öfters aufgewiesene Aehnlichkeit hatte. Es war diess bekanntlich der Kampf der *Gluckisten* gegen die *Piccinisten* in Paris. Der Prinzipienkampf datirte von der Berufung der italienischen Operntruppe, der *Bouffons*, nach Paris, mit welcher bald die Anhänger *Rameau's*, des Nachfolgers *Lulli's* und damaligen Alleinherrschers auf dem Gebiet der seriösen Oper, in Konflikt geriethen. Trotz des grossen Respektes, den die Franzosen für den grossen Rameau, für sein eminentes technisches Können, seine übermässige Fülle der Instrumentation, seinen überaus kunstvollen, aber gegen das Orchester kaum mehr aufkommenden Gesang hegten, so brachte doch bald der sinnliche Reiz der leichten, melodiösen, lustigen italienischen Musik Viele zum Abfall; besonders seit Piccini, der damals berühmteste Vertreter der *opera buffa*, nach Paris berufen worden war. Fast der ganze Hof, Rousseau, Diderot und viele andre hervorragende Persönlichkeiten traten auf Seite der Bouffons, und der grosse Rameau, dessen Schwülstigkeit und Poesielosigkeit immer mehr durchschaut ward, verfiel dem Gespött seiner leicht gelangweilten Landsleute. Charakteristisch für ihn und den Spott seiner Gegner ist der Ausspruch, der ihm in den Mund gelegt wird: „Gebt mir eine holländische Zeitung, ich will sie in Musik setzen“. — Einen wunderbaren, wirklich genial zu nennenden Ausdruck hat diese Epoche des musikalischen Prinzipienstreites in dem herrlichen Dialog *„Rameaus Neffe“* von Diderot empfangen; ein Werk, das bekanntlich erst durch Goethes Uebersetzung des so lange sorgfältig verborgen gehaltenen Originals fünfzig Jahre nach seiner Entstehung an das Tageslicht kam. Der darin so drastisch geschilderte prächtige Lump, Erznarr, gewissenlose Schmarotzer und bissige Satyr

Rameau, Neffe des Tonsetzers, ist bei aller seiner Verkommenheit doch das wahre Urbild und die Quintessenz eines Musik-Menschen zu nennen. Alles was ich oben als Merkmal eines solchen hervorhob, ist in ihm vereinigt. Dass er nebenher ein so ausgemachter, verkommener Hallunke sein konnte, kommt vielleicht nur daher, dass er kein Geld und keine feste Beschäftigung hatte. — Geräth er aber in sein eigentliches Fahrwasser, in ein Musik-Gespräch, so verwandelt er sich plötzlich in einen ganz und gar idealen Menschen. Er stellt die höchsten Forderungen an seine geliebteste Kunst, beurtheilt alle Leistungen in derselben mit der Schärfe eines Philosophen und zugleich mit dem vorschauenden Propheten-blick des Empfindungs-Genies. Wenn er im Kaffeehaus des Palais royal vor einem zufälligen Publikum, um seine Ansichten klar zu legen, ganze Opern agirt, singt, pfeift, brüllt, quietscht, donnert, säuselt, so steht ihm der überraschendste Ausdruck der ganzen Skala menschlicher Empfindungen und Leidenschaften zu Gebote, und verwundert fragt man sich: wie kommt es, dass dieser wunderliche Lump nicht der grösste Dichter, Komponist, Sänger, Schauspieler, Instrumentalist seines Jahrhunderts ist? Ganz natürlich, dass solch einem enthusiastischen musikalischen Naturalisten die gequälte, bombastische Musik seines Oheims ein Gräuel sein musste, und dass er sich, wie auch Diderot selbst, daher mehr zu der frischen, anmuthigen Weise der Italiener hingezogen fühlte. Es ist festzuhalten, dass dieser Dialog vor dem Auftreten Gluck's, vor dem entscheidenden Umschwung der Dinge durch den Erfolg der „Iphigenie in Tauris" im Jahre 1779, stattfand — sonst hätte Rameau sicherlich zu den begeistertsten Gluckisten gehört. So aber hielt er sich äusserlich zu den Italienern, während sein innigst ersehntes Ideal weit über deren Leistungen hinausging, und er darin mit Seherblick das heute herrlich Vollendete ahnte.

Hören wir ihn selbst.

Auf die Frage Diderot's, wo denn in der Natur das Muster des Gesanges zu finden sei, denn jede Kunst gehe doch von der Nachahmung der Natur aus, antwortet Rameau:

„Es ist die Deklamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muss die Deklamation wie eine Linie ansehen, und den Gesang wie eine andre Linie, die sich um die erste herschlängelt. Je mehr diese Deklamation, Muster des Gesanges, stark und wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto schöner wird er sein . . . . . *Musice seminarium accentus*, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es giebt keine schöne Arie, daraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte, kein schönes Recitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, dass einer, der gut rezitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn der, der gut singt, nicht gut rezitiren sollte."

Wieviel neudeutsches Musikverständniss steckt nicht in diesen Aussprüchen der Franzosen aus dem vorigen Jahrhundert! Da haben wir ja unser melodisches Prinzip, unsere Ansicht von der Schätzung einer Melodie und zum Schluss auch noch von der Schätzung eines Sängers!

Er fährt dann fort, dass sich die Instrumentalbegleitung zum Gesang verhalte, wie dieser zur Deklamation, und fügt hinzu: „Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiss zum Affen des Violinisten macht? Aber man heftet uns nichts mehr auf! Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Natur-Accente, durch Gesang und Stimme und durchs Instrument gewöhnen: denn das ist der ganze Umfang musikalischer Gegenstände."

Man heftet uns nichts mehr auf! Ach was hat man uns nicht alles aufgeheftet, ehe wir uns wieder auf den Standpunkt zurückkämpften, den dieser Mann schon vor mehr als hundert Jahren erreicht hatte. Wie bald machten geistlos nachträllernde Epigonen des unsterblichen Seelensängers Mozart's mit ihrer „süssen" Melodik, zumal aber der lustig moussirende Klingklang des genialen Schaumkünstlers Rossini, und gar der anderen Italiener, jene Vorarbeiten der Franzosen und die Thaten Gluck's vergessen! —

Aber nun kommt das Beste. Er spricht von den Texten seiner Zeitgenossen und knüpft daran Betrachtungen über das Verhältniss von Text und Musik, welche uns aus der Seele gesprochen und für jene Zeit, wo im rezitirten Drama noch der steifste Klassizismus herrschte, schier unbegreiflich sind. Diderot fragt, ob denn die Texte der Quinault, la Motte, Fontenell so schlecht seien, und Rameau antwortet:

„Es sind nicht sechs Verse hintereinander in allen ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik setzen könnte. Es sind geistreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wissen, wie leer das von Hülfsmitteln für unsere Kunst ist, für die gewaltsamste aller Künste, selbst die Kunst des Demosthenes nicht ausgenommen, lasst Euch solche Stücke vorlesen und sie erscheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn nichts ist darin, was dem Gesang zur Unterlage dienen könnte. Ebensogern componirte ich die Maximen des Rochefoucault oder die Gedanken des Pascal. *Der thierische Schrei der Leidenschaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt.* Die Ausdrücke müssen übereinander gedrängt sein, die Phrase muss kurz sein, der Sinn abgeschnitten, schwebend, damit der Musiker über das Ganze sowohl wie über die Theile herrsche . . . . ." (Er führt einige Beispiele an und fährt dann fort:) „Die Leidenschaften müssen stark sein. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikus muss extrem sein. Wir brauchen Ausrufungen, Interjektionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, dass das Spiel der Theaterkünstler und ihre Deklamation uns zum Muster dienen könne. Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger manirirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsere Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. (Als die Italienische nämlich.) Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor."

Ich brauche dem wohl kaum noch etwas hinzuzufügen. Man behalte nur im Auge, welcher Zeit Kind Rameau, beziehungsweise sein Dolmetsch Diderot, war. Dass er über die gegebenen Formen seiner Zeit nicht hinwegkonnte, ist sehr begreiflich: er glaubte alle seine Forderungen innerhalb der alten Opernformen mit Arien, Duetten, Finales etc. erfüllbar, ja er sah sie in einzelnen Werken, oder mindestens Stellen in Werken seiner Zeit, wirklich erfüllt. Hätte er aber Gluck's Iphigenie noch erlebt, so würde er vielleicht in ihr die Vollendung seiner Forderungen erkannt haben und eben dadurch dazu gekommen sein, nun wieder weiter zu schauen und noch höhere Ziele zu setzen, Ziele, wie sie z. B. Herder im Geiste sah, als er über Gluck jenen prophetischen Ausspruch that, den jeder Wagnerianer eigentlich auswendig wissen sollte, und welchen ich desshalb zum Schluss noch hier anfügen will:

„Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der — diesen Trödlerkram werthloser Töne verachtend — die Nothwendigkeit einer innigen Verknüpfung rein menschlicher Empfindungen und der Fabel selbst mit seinen Tönen einsah. Von jener Herrscherhöhe, auf welcher sich der gemeine

Musikus brüstet, dass die Poesie seiner Kunst diene, stieg er herab und liess, soweit es der Geschmack der Nation, für die er in Tönen dichtete, zuliess, den Worten, der Empfindung, der Handlung selbst seine Töne nur dienen. Er hat Nacheiferer und vielleicht arbeitet ihm bald Jemand vor: dass er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opern-Klingklanges umwirft und ein Odeum aufrichtet, ein zusammenhängend lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Aktion, Dekoration Eines sind." —

Mittheilungen aus der Gegenwart.

Bayreuther Fonds und Sammlungen.

Wir bringen mit Folgendem die in Bayreuth oder für Bayreuth gegründeten Fonds, sowie sonstige Sammlungen, welche wir während des letzten Jahres eröffnet haben, in die Erinnerung unserer Leser:

1) den Fonds des Bayreuther Patronatvereines; freiwillige einmalige, oder in Raten gezahlte, grössere Gaben zur Unterstützung der Bayreuther Unternehmung (Ermöglichung jährlicher Festspiele und musikalischer Aufführungen, als dauernde Stylbildungsinstitution);
   Rechte dafür: je 100 ℳ. = 3 Besuche desselben Festspieles oder je 1 Besuch zweier verschiedener Festspiele,
   „ 1000 ℳ. = lebenslängliche Mitgliedschaft;
   (NB. hierzu kamen in letzter Zeit noch ℳ. 100 aus Berlin, und ℳ. 100 aus Mecklenburg)
2) die Garantiescheine, zu vorheriger Sicherstellung der Festspiele gegen ein etwaiges Defizit durch Zeichnung grösserer Summen, von 100 ℳ. an, davon eventuell ein prozentualer Theil zu zahlen ist, wenn ein Defizit sich herausstellt (ohne besondere Rechte);
3) den Wiesbadener Fonds, gegründet von der Mitgliederversammlung in Wiesbaden zu Ostern 1880, behufs Deckung der Kosten für besondere Unternehmungen zur Beförderung und Bekanntmachung der Bayreuther Sache (Vorträge, Zeitungsartikel etc.) — (NB. hierzu kamen neuerdings ℳ. 20 aus Graz);
4) den Fonds für Freiplätze, welche an Minderbemittelte bei den Festspielen vertheilt werden sollen;
   (NB. hierzu kamen neuerdings ℳ. 500 aus dem Hauptfonds, übertragen durch ein Berliner Mitglied, welches selbst die Festspiele nicht besuchen kann);
5) die Sammlung zu einem würdigen Grabdenkmal für Heinrich von Kleist;
   (NB. hierzu kamen in letzter Zeit ℳ. 10 aus Graz.) —

   Der gewöhnliche Jahresbeitrag der Mitglieder des Patronatvereines, welche nebst den Fondsspendern allein das Recht zum Besuche der ersten Vorstellungen der Festspiele besitzen, und auch die „Bayreuther Blätter" gratis erhalten, beträgt ℳ. 15. —

Vereinsnachrichten.

Der *akademische Wagnerverein* in Wien beschloss das Jahr 1881 mit einem „internen Abend“ (27. Dez.), welcher durch die Mitwirkung des früheren, unvergesslichen, musikalischen Leiters dieser Abende, des jetzigen Karlsruher Hofkapellmeisters Felix Mottl, ein ganz besonderes Interesse gewann. Derselbe brachte das Siegfried-Idyll und das Rubinstein'sche musikalische Bild „Parsifal und die Zaubermädchen“ zu Gehör, wie er auch den Klavierpart zu zwei von Frau Kupfer gesungenen Liszt'schen Liedern und in „Isoldens Liebestod“ ausführte. Ausserdem enthielt das Programm des Abends Haydn's Edur-Trio für Violine, Cello und Klavier, gespielt von Herrn Winkler, Luka und Reinhold, die Bach'sche Violin-Sonate in Edur, gespielt von Herrn Winkler und Reinhold, und Liszt's „Tasso“ auf 2 Klavieren gespielt von Herrn Schalk und Spigl. —

Einen *Vortrag im Interesse unserer Sache* über Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ hielt am 14. Dezember 1881 in Leipzig, mit Rücksicht auf die dortige Aufführung dieses Werkes, der frühere Vorstand der Leipziger Akad. W.-V.'s, Herr Paul Marsop. —

Auf Einladung des *Richard-Wagner-Vereins* in Cassel hielt am 21. Januar dortselbst der Hofschauspieler Max Martersteig einen Vortrag über Goethe's *„Faust“*. Indem er den Erlösungsgedanken in der Dichtung durch beide Theile nachzuweisen suchte, nahm er auch Bezug auf Wagner's „Ring der Nibelungen“, als ein in gleichem ideellen Boden wurzelndes Kunstwerk. —

Litterarische Neuigkeit.

Wenn wir ein Werk über Wolfram von Eschenbach's „Parzival“ an dieser Stelle empfehlend zur Anzeige bringen, so glauben wir uns versichert halten zu dürfen, dass unsere Leser durch die bisher in unseren Blättern veröffentlichten Artikel über „Parzival“ und „Parsifal“ zur richtigen Schätzung des Verhältnisses dieser beiden Werke zu einander vollkommen angeleitet und vor Missdeutungen und Irrthümern in dieser Hinsicht dauernd geschützt sein werden, denen man leider in weiteren Kreisen immer noch und zu oft zu begegnen hat. — Es ist ein rühmenswerther Vorzug des hier vorliegenden Werkes *„der Parzival Wolframs von Eschenbach“* von Wilhelm Meyer-Markau (Mitglied des Bayreuther Patronatvereines), dass es in keiner Weise jene irrthümliche Manier der üblichen „Kritik“ nachahmt, den „Parsifal“ Wagner's, dieses durchaus selbständige Dichterwerk, nach Wolfram'schen Maassen zu messen und wie eine dramatisch modifizierte Neudichtung des mittelalterlichen Epos zu betrachten. Bis auf einzelne Zitate aus W.'s Drama zur Charakterisierung verwandter Situationen und eine Stelle über die besonders klärende Auffassung des neuen Dichters im Bezug auf das schwierige Problem der „Frage“, wird Wagner in diesem Buche gar nicht erwähnt. Um so mehr war dasselbe der Annahme der Widmung von Seiten des Meisters werth, der sich darin eine fleissige und treffliche litterarische Arbeit über einen auch ihm werth gewordenen edelen deutschen Dichtungsstoff als Zeichen der Verehrung seiner Kunst von dem Verfasser dargeboten sehen durfte. Wir anderen Leser finden in dem Buche zunächst Wolfram's Leben und Wirken, nach den vorhandenen Quellen, uns mitgetheilt; danach eine belehrende, wohl konzentrierte Darstellung der Grals- und der Artussage, bei welcher Gelegenheit übri-

Sens auch die Widerlegung der Cassel'schen Gralsdeutung nach den Bayreuther Blättern (1881. IV. S. 181 ff.) zitiert wird; ferner die Angabe der Quellen der Parzivaldichtung und eine ausführliche Wiedergabe des Inhaltes des Epos mit vielen gutgewählten Zitaten; und endlich, für Manche wohl als interessantesten Theil, auf 4 Bogen eine eingehende kritische Abhandlung über die Komposition, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten, die Form, die äussere Eintheilung des Gedichtes, über seine Vergleichungen mit Goethe's Faust, Dante's divina commedia, dem Alexander des Pfaffen Lamprecht und Gottfried's Tristan, sowie über den Einfluss des „Parzival" auf Dichtungen des späteren Mittelalters. Ein Verzeichniss der Handschriften und Ausgaben bildet den Anhang. — Der alte berufene Kenner Wolfram's San Marte (A. Schulz) hat dem Verfasser seine besondere Anerkennung für die glückliche Bewältigung seines Stoffes ausgesprochen.

Dieses Werk (9 Bogen stark, mit einer Abbildung des Wappens Wolfram's) wird von der durch ihre ermässigten Preise Wagnerischer Musikwerke unseren Lesern schon wohl bekannten Firma P. Pabst in Leipzig (Neumarkt 13) an Vereinsmitglieder für ℳ 2 (anstatt ℳ 2.50) abgegeben.

Geschäftlicher Theil.

An unsere vegetarisch lebenden Mitglieder

richten wir auf Wunsch und Anregung einiger derselben die allgemeine Bitte um gef. Angabe ihrer Namen und der Zeit (Datum und Dauer) ihrer beabsichtigten Anwesenheit bei den diesjährigen Festspielen, um danach womöglich für die Einrichtung eines vegetarischen Tisches hierselbst Sorge tragen zu können.

Bayreuth, 1. Februar 1882.

Die Redaktion der „Bayreuther Blätter."

Diesem Doppelstücke liegt für sämmtliche Abonnenten, sowie für die Vereinsmitglieder in Deutschland und Oesterreich, als Beilage ein Vortrag von Otto Rabe „Die Thierschutzfrage im Lichte der vegetarischen Weltanschauung" bei; ausländischen Mitgliedern kann derselbe nur auf besonderen Wunsch, und soweit der Vorrath reicht, gratis zugesendet werden.

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

März. Drittes Stück. 1882.

Inhalt: — Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft. III. Eine Festbetrachtung zu Goethe's 50jährigem Todestage. Von Ludwig Schemann. — Das Persische Theater. Vom Grafen Gobineau. II. Die Tekyèh's oder Theater. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XIII. Die Frage der Vivisektion im deutschen Reichstage. Von Bernhard Förster. — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. —

Reklamationen ausgebliebener Exemplare der „Blätter" laufen bei der Redaktion oft erst nach Monaten ein da meistens die Absendung von hier richtig erfolgte, so wäre bei sofortiger Reklamation auf der Post das Fehlende wohl noch zu erhalten gewesen, während nun die Jahrgänge unseres Vorrathes zerrissen werden müssen, um den derart verspätet geäusserten Ansprüchen zu genügen. Diess kann fernerhin nur noch in besonderen Ausnahmefällen geschehen; um aber die rechtzeitige Reklamation auch unsererseits den Lesern zu erleichtern, werden wir von jetzt schon am Schlusse jedes Stückes das voraussichtliche Datum der Ausgabe des Nächstfolgenden angeben, so dass, wer dasselbe in der Woche nach diesem Datum noch nicht erhalten haben sollte, es gleich bei seiner Postanstalt reklamiren kann. Erst wenn diese den Ersatz nicht übernehmen zu können erklärt, würde bei der Redaktion zu reklamiren sein.

Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft.

III. Eine Festbetrachtung zu Goethe's 50jährigem Todestage.

Von Ludwig Schemann.

I.

Wir durften bei einer früheren Gelegenheit einen Gedächtnisstag Goethe's als einen Tag der Freude, ein denkbar schönstes Menschheitsfest bezeichnen; und in der That reisst uns Nichts aus der Stimmung reinster Erhebung, wenn es auch seinem Tode gilt. Als der Meister das Auge schloss, das liebevoll wie nur je eines auf den Menschen und ihrer Welt geruht hatte, wer wäre da der Vermessene gewesen, der in dem vollbrachten reichsten Lebenslaufe das Mindeste anders gewollt hätte? anders im Eingreifen des Geschickes, das hier einmal zwiefach gütig sich erwiesen hatte, indem es einen grossen Führer dem Menschengeschlechte nicht nur in's Leben sandte, sondern auch,

nach dessen Begriffen, „glücklich“ hindurchgeleitete; anders vollends in den weitverzweigten Wegen, die nun dieser grosse Führer durch das Leben gewandelt war? Wenn es zwar scheinen möchte, als sei gerade in diesem Leben übermässig Vieles verstreut, ja verloren, so steht dieser scheinbaren Thatsache die ganz anders wirkliche gegenüber, dass Goethe, wie bisher kein anderer Dichter und Denker seiner Nation, gewirkt hat. Nicht zwar in dem Sinne, dass etwa dem einen gewaltigen Gesammtideale, das schliesslich doch auch dieser universellste Geist angestrebt hat, einer Weltkultur, sich aufbauend aus national ausgebildeten Sonderkulturen, die Völker, oder auch nur sein eigenes, mit raschen Schritten näher gekommen wären. Aber er selbst hat sich jenes Ideal, wie zur Vorsicht, in eine Fülle von Einzelidealen aufgelöst, damit, wenn denn auch der schwerste und steilste Hauptweg nicht eingehalten werden könnte, doch auf vielen anderen Wegen ein Erreichen des Zieles möglich und ein völliges Verirren ausgeschlossen bliebe. Am Deutlichsten wird uns diess werden, wenn wir uns Goethe's Verhältniss zur Kunst, und daneben das analoge unseres Meisters vergegenwärtigen. Zweifellos hätte dieser, auf einer Erde ohne Kunst vom Schicksal ausgesetzt, als Erstes erkannt, dass er auf einen falschen Planeten gerathen sei, und als Zweites versucht, auf diesen Planeten die Kunst zu verpflanzen. Goethe dagegen würde auch ein anderes Lebenselement gefunden haben, in dem er sich zur Förderung der Kultur hätte angeregt fühlen können. Die Suprematie der Kunst im Wettringen der geistigen Mächte war zu seiner Zeit noch nicht eine so ausgemachte Sache, wie sie es uns heute erscheint.. Er hat daher auch nicht, wie Schiller, wie unser Meister, seine ganze Energie darauf verwandt, ihr zum Siege zu verhelfen, sondern sich damit begnügt, an seinem Theile eine hohe, unvergängliche Kunst zu schaffen, die immerhin zunächst nur im Stillen fortwirken mochte, und welcher grössere Einwirkungen zu ermöglichen er den kommenden Entwicklungen überliess. Wenn es ihm so möglich ward, verhältnissmässig ungestört, in rastlosem Schaffen, die Poesie in allen ihren Formen, von den unscheinbarsten bis zu wahrhaft übergewaltigen auszubilden, so trieb ihn, neben seinem künstlerischen Drange, ein kontemplativer Hang, sie alle mit ebenso mannigfaltiger Weisheit zu erfüllen. Es ist immer derselbe Lehrer, mag er nun durch das Kunstwerk selbst, oder nur in einer künstlerischen Form lehren; immer der gleiche Weise, sei er zahm oder wild in seinen Xenien — am Weisesten doch vielleicht in den zahmen! —, epigrammatisch oder sprichwörtlich, Verherrlicher von Natur und Kunst, oder Interpret von Gott, Gemüth und Welt. Mehr noch als durch die Verquickung von künstlerischen Formen und spekulativer Weisheit hat Goethe durch Anbau der reinen Wissenschaft dem Idealismus eine Atmosphäre, der Kunst Hilfsmächte zu schaffen sich bemüht. Die ungemein hohe Auffassung von der Wissenschaft, die er hierdurch bekundet, ist freilich vielfach verkannt worden, und gerade die Männer von Fach haben ihm sein Bemühen wenig gedankt, sodass erst hier Goethe'n Sorgen und Störungen

erwuchsen. Aber indem er nun auch hier gerade mit seiner wuchtigen Persönlichkeit ungleich nachdrücklicher eintrat — man beachte einmal die bis zur Schroffheit gehende Energie des Tones in seinen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen im Gegensatze zu seiner milden und toleranten Auffassung in Kunstangelegenheiten —, erzwang er eine Gesammtwirkung, der sich am Ende auch die Widerstrebendsten beugen mussten.

Kaum eine geistige Entwicklung in der Richtung auf eine deutsche Kultur, die nicht irgendwo an Goethe anknüpfte, sehr häufig gerade an solche Elemente, die dem oberflächlichen Blick verstreut und verloren schienen. Ausnahmslos allen bedeutenden Geistern, die nach ihm gekommen sind, hat er wie ein guter Genius an der Wiege gestanden; bei ihren schöpferischen Prozessen haben sie ihn wieder und wieder um Rath gefragt, und ihre produktivsten Ideen sind unter seiner Aegide ins Leben getreten. Wollen wir hierfür ein schönes symbolisches Zeichen, so haben wir nur darauf hinzuweisen, dass Goethe, wie nie ein anderer Dichter, der Mann der *motti* geworden ist*). Und diess nicht allein den geistigen Führern. Unendlich Vielen ist der Name Goethe's selbst ein Motto geworden, das sie sich an seinem Gedächtnisstage besonders gegenwärtig halten und seinen Sinn zu ermessen suchen mögen. Auch wir brauchen wohl einer solchen Beziehung uns nur deutlich bewusst zu werden, am Allerwenigsten aber eine solche erst zu entdecken. Und zwar können wir uns heute nicht damit begnügen — was wir ja übrigens in unsern „Stimmen aus der Vergangenheit" schon mehrfach gethan haben, und was uns freisteht ins Unendliche fortzusetzen — auf gut Glück aus dem unermesslichen Reichthum seiner Geisteswelt einen möglichst grossen Theil einzelner Paränesen und Maximen zur allgemeinen oder besonderen Bestätigung unserer Ideale und Tendenzen herauszugreifen. Wir würden damit nur einer Vergünstigung uns theilhaft machen, deren, unter den verschiedensten anderen, auch recht dubiöse Elemente sich gemeinsam mit uns berühmen dürften. Denn das ist ja nicht zu leugnen, es lassen sich auch Beziehungen zu Goethe einreden; und wenn man mit oberflächlichem Sinn an die Ueberfülle Goethe'schen Denkens und Dichtens als ein blosses *Nebeneinander* heranträte, dann würde am Ende ungefähr Alles sich aus ihm beweisen und Alles widerlegen lassen, und verwirrende Widersprüche nachzuweisen könnte dann nicht schwer sein. Wohl aber würde der Meister selbst mit verdientem Spotte dem also Verwirrten zurufen: „Thor, der Du das Widerstreitende der eigenen Existenz in mein Werk hinübertragen willst! Meine Weltweisheit ist einig in sich, wie die Welt selbst; mögen Hunderte sie verschieden auffassen, für *Stückwerk* kann nur der *unbelehrte Mensch*, das Fragment aller Fragmente, die eine wie die andere erklären!"

*) Hat es nicht etwas traulich Anmuthendes, wenn Schopenhauer, der sicher die Hälfte seiner Zitate Goethe'n entnommen hat, sehr oft ihn ganz ohne Nennung des Namens, oder aber mit „G." citirt — als die allbekannte, nie versiegende Quelle der Weisheit?

Fort also zuvörderst mit dem trügerischen Scheine, als sei das Lebenswerk Goethe's eine dürftige Musaik — ein Kunstwerk ist's, ein *Bild*, dessen Sinn dem liebevollen Beschauer nicht lange ein Geheimniss bleiben kann.

Wie ungemein leicht wäre es nun für uns, die Züge dieses Bildes zu uns sprechen zu lassen, wenn wir, mit einer heute weit verbreiteten Meinung, Goethe's „Universalität" so verstehen wollten, dass ihm, *unter Anderen*, auch die Musik, die Seele unserer Kunst, in ihrem Wesen und all ihren Aufgaben vollauf erschlossen gewesen sei. Dann stände er anscheinend noch viel unmittelbarer als Schutzpatron unseres Kunstwerkes der Zukunft da, als wir es auch so immer noch zu zeigen hoffen. Aber nur anscheinend; in Wirklichkeit wird uns recht wenig damit geholfen sein, wenn man ihn nun auch noch ganz akademisch als „musikalisch" aufputzt, und wir uns so mit einer allermindestens zweifelhaften Seite seines Wesens — einem kalten Streifblick des „Bildes" — begnügen sollten, da wir vielmehr uns sehnen, an der Ganzheit seines Geistes theilzunehmen, einen vollen und warmen Liebesblick von seinem Bilde uns zu gewinnen. Verhalten wir uns daher vorerst etwas vorsichtig und misstrauisch gegen jene in jüngster Zeit immer erneuten Versuche, und schliessen wir gleich aus der Thatsache, dass in die bienenhaft emsig betriebene Goethe-Forschung die Frage nach seinem Verhältnisse zur Musik erst seit kaum einem Jahrzehnt hineingeworfen worden ist, nicht mit dem Ersten, der sie beantwortet hat, dass hier ein langes, allzuspät gesühntes Versäumniss vorliege, sondern, dass man sich eine Aufgabe setzte, zu der eine innere Nöthigung eben früher nicht vorgelegen hatte und auch jetzt nicht sowohl aus gewichtigen Momenten oder neuen Aufschlüssen aus dem Leben des Meisters zu erwachsen schien, als aus der über jede Ahnungsmöglichkeit Goethe's hinausgehenden Entwicklung und Wirkung der ihm zuvindizirten Kunst in dem seit seinem Tode verflossenen halben Jahrhundert. Wie man sich im Uebrigen erfreulicher Weise gewöhnt hatte, den Geist Goethe's wie einen neuen Tiresias immer wieder unter sein Volk zu beschwören, wo es Räthsel zu lösen, Weisheit zu sprechen gab, so trug man nun auch das prophetische Voraushören der nach ihm immer mächtiger erklingenden Weltstimme der Musik in das Leben des Mannes hinein, der, wie mit dem „ewigen Weltauge" selbst, durch alle anderen Künste hindurch Vergangenheit und Zukunft überschaut hatte. Und wenn uns nun immerhin allmählich unwiderleglich klar gemacht worden ist, dass Goethe in seinen mannigfachen Beschäftigungen mit Musik es zuletzt zu recht respektabeln Kenntnissen in derselben gebracht habe, so wollen wir auf die kurzathmige Freude solcher Erkenntniss vorerst gerne verzichten und, das Nähere über Goethe's Verhältniss zur eigentlichen Musik einer besonderen Untersuchung vorbehaltend, an die unendlich bezeichnendere Erscheinung uns halten, dass er gerade in Höhenmomenten seines sonstigen, eigentlichen Schaffens die Musik selbst als ihm fern entrückt betrachtet und sehnende Blicke in ihr Wunderreich hinübergeworfen hat.

Da wir also in Goethe's Beziehungen zur Tonkunst nicht ohne Weiteres unsere Beziehungen zu ihm wiederfinden können, und andererseits doch einzig eben seine Stellung zur *„Musik“* uns jenes Motto zu erschliessen vermöchte, nach dem uns verlangte, so kann unsere Frage heute nur die sein: wie stand Goethe zu den geistigen Mächten, deren Gesammtwalten in ihrer Durchdringung mit der deutschen Musik Wagner unter dem „Geist der Musik“ begreift, zu Christenthum, Philosophie und tragischer Kunst?

II.

Als Ausgangspunkt für diese Betrachtung diene uns eine Stelle aus einem Briefe Wilhelm von Humboldt's,*) in dem dieser davon spricht, dass das klassische Alterthum eine Trümmer eines ursprünglich höheren Menschengeschlechtes sei, und wir Modernen uns daher immer nach diesen Zeiten zurücksehnten. Es heisst da:

„Durch das Christenthum und den Zustand gesellschaftlicher Wildheit wurde der Mensch so mürbe gemacht, dass natürliche Ruhe, ungestörter innerer Friede auf ewig für ihn verloren war, und beide jetzt uns erst durch einen sauern Sieg erkämpft werden müssen. Man spaltete seine Natur, setzte der Sinnlichkeit eine reine Geistigkeit entgegen, und erfüllte ihn mit nun nie mehr weichenden Ideen von Armuth, Demuth und Sünde. Wenn er nun so, in seinem Innern zerknirscht durch ein Gemisch gnostischer Spitzfindigkeiten und Schwärmereien, engherziger schreckenvoller Begriffe des Judenthums, in seinem Aeussern geschreckt und geplagt durch willkürliche Gewalt, die aber immer mit dem Namen des Rechts Unterwerfung forderte, wenn er so zum ersten Male aufblicken konnte zu jenen Geschlechtern, die in ganz entgegengesetztem Zustande gelebt hatten, wenn er ihre Werke noch dazu mit allem Zauber der Einbildungskraft umgeben sah, so musste er niederfallen, wie vor Göttergestalten, und da wir noch immer, nur hie und da geringer, in demselben inneren und äusseren Zwiespalt fortleben, so muss auch jene Anbetung bei uns fortdauern. Niemand hat je die moderne Welt aus der alten eigentlich deduzirt, und Niemand kann es. Es ist da eine Kluft, die Jeder bemerken muss, wo nur noch das plötzliche Erscheinen des Christenthums einen nothdürftigen Erklärungsgrund abgiebt“.

Es erhellt leicht, warum der Mann, in welchem unverkennbar etwas von antikem Wesen lebte, gerade an Den diese Worte richten musste, dem Schiller einen „griechischen Geist“ zusprach, und den Wagner den freiesten deutschen Menschen genannt hat. Wohl hat ja auch Goethe einmal, und lange! dem griechischen Ideal zu Füssen gelegen; aber durch allen „Zauber der Einbildungskraft“, der ihn doch wohl vorzüglich zu den Griechen hinzog, hat er sich nicht verführen lassen, mit der christlichen Kultur zu hadern, wie es Humboldt thut, weil er weder, wie Jener, die „gnostischen Spitzfindigkeiten

*) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt p. 217—18.

und schreckensvollen Begriffe des Judenthums", also den Dogmatismus, mit dem inneren Wesen des Christenthums zusammenwarf, noch sich verhehlte, dass der eigentliche Grundgehalt dieses letzteren nur damals erdrückend auf den Menschen lastete und somit kulturfeindlich wirkte, als er, gänzlich unvermittelt und ausschliesslich, als einzigster Lebensgehalt die Existenz der ersten christlichen Bekenner ausfüllte. Erst seit die christliche Lehre, obzwar immer in ihrer ganzen ungeschmälerten religiösen Naturgewalt über den Mittelsmächten schwebend, doch auch in philosophischer Begründung und künstlerischer Einkleidung immer wieder wie eine ganz neue ins Leben eintrat, kann man sagen, dass sich mehr und mehr christlich-nationale *Kulturen* herausgebildet haben. Und so kehrt und führt denn auch Goethe vom antiken Ideal zum deutschen und christlichen zurück, nachdem er ein gut Theil seines „griechischen Geistes" dem deutschen Volksgeiste eingehaucht und durch Einflössung solch lebenskräftiger Keime nicht am Wenigsten zu jener Wiedergeburt mitgewirkt hatte, die denselben zuletzt befähigte, bis zur Erzeugung eines eigenen tragischen Kunstwerkes sich zu vertiefen und in diesem sich zu sublimiren. Die gleiche Parallel-Entwicklung, wie in seinem Gesammtschaffen, die meditirend-kontemplative und die unmittelbar künstlerische, ist auch hier zu beobachten. Als Abschluss nach der ersteren Richtung fasse man etwa seine letzten, 11 Tage vor seinem Tode gegen Eckermann gesprochenen Worte über das Christenthum, oder noch besser den erhabenen Erziehungsplan der „Wanderjahre", der denn freilich bereits den Uebergang zur künstlerischen Behandlung bedeutet. In dem Gange seiner Kunst ist es nun vollends erhebend zu sehen, wie die Annäherung an das *christliche* Ideal aus der Bewältigung des *nationalen* hervorgeht; wie er, den deutschen Geist immer selbständiger erstarken gewahrend, in dessen Welt immer mehr wesenhaft heimisch wird und dem griechischen Elemente nur mehr eine formale, zuletzt geradezu nur eine symbolische Bedeutung belässt. Zwar, dass er immer in seinem Innersten ein Deutscher bleiben würde, hatte Goetz laut verkündet und ein für alle Male feierlich besiegelt; gleichzeitig aber, und so auch zwischen allen folgenden deutschesten Werken hindurch, ging er im Suchen nach dem tragischen Ideale ferne verlorenen Pfaden nach. Sie münden alle in die Wildniss; karge Trümmer von Goethe's ungeheuerster Dichtergrösse stehen uns da in Prometheus, Proserpina, Elpenor u. A. vor Augen, nur eine Lichtung zeigt Iphigenien's hehre Vollgestalt. Das ändert sich erst, seit ihm der Jugendgefährte, der deutsche Faust, auf seinen Irrgängen neu begegnet und ihn nun nicht mehr loslässt. Durch ihn wird der steckengebliebene Homeride, der fragmentarische Aeschyleer, zum *ganzen deutschen Goethe*. Von nun an bleibt Pandora ein Symbol, Helena inmitten deutscher lebendiger und christlicher verklärter Gestalten ein Schatten. Sechzig Jahre Goethe'schen Lebens und Schaffens mussten hingehen seit den Schlussworten des Prometheus, in denen uns Nichts hindert die *Kunst* als Retterin vor falschen Göttern im ungeheueren, wenn auch unbewussten Bilde zu erkennen, bis zu den Schlussworten

des Faust, wo nun diese Kunst im bewusstesten Bilde, im Mysterium des „Ewig-Weiblichen“, das Geheimniss des wahrhaftigen Gottes enthüllt. Diese Goethe'schen Werke, einerseits der Cyclus der um Prometheus sich gruppirenden tiefsinnig lyrischen Gedankendichtungen zu Anfang seines Schaffens, andererseits die Faustscenen der letzten Jahre, ragen wie als Gipfelpunkte aus dem Schaffen des Meisters hervor, so als Marksteine in die gesammte Kulturentwicklung hinein: in jenen ersteren wird das Problem einer Neubelebung griechischen Menschenthumes hingeworfen — das Problem des *Lebens*, das am vollkommensten die Griechen gelöst haben —; Faust zeigt diess Problem nach allen Seiten erschöpft, aber er endet nicht mit dem Tode des Helden, das Problem der *„letzten Dinge“*, das dem modernen Menschen ganz anders unabweisbar als dem Griechen sich aufgedrängt hat, konnte nur durch Hinwendung zum Christenthum ahnungsvoll sich erschliessen. Zwischen diesen beiden Endpunkten liegt das in hundertfältigen Strahlungen durchbrechende Bemühen, die Humboldt'sche Kluft zwischen der alten und der modernen Welt zu überbrücken.

„Frisch ins Leben hinein!“ konnte der lebenglühende Künstler dem alten Schwager Kronos erst zurufen, wenn den Menschen seiner Generation, die sich dessen waghalsigem Gefährt anvertraut sahen, wieder eine lebenswerthere Essenz eingeflösst war. Die grossen Aufklärer des vorigen Jahrhunderts hatten diess mit den mannigfachsten Waffen des Geistes vollbracht; durch Goethe sollte nun erst die höchste Anwendung ihrer Errungenschaften in der *Kunst*, in der einzig das antike Ideal mit dem christlichen sich begegnet, ermöglicht werden. Es ist wunderbar, wie er dabei durch eine gleichtheilige Verbindung von Kühnheit und Weisheit alle Fehler der eigentlichen „Aufklärer“ und Befreier — im Gebiete des Geistes wie des Staates — zu vermeiden gewusst hat, die, nachdem sie mit Allem, was tyrannisch je gewesen oder je werden könnte, aufgeräumt haben, zuletzt ganz schlechtweg „befreien“. Mit staunenswerther Kühnheit, für die er selbst mit Recht den Namen des kühnsten Halbgottes der griechischen Welt herangezogen hat, werden die Bande der „schreckensvollen Begriffe des Judenthums“ in Stücke geschlagen, Zeus-Jehovah der Dienst geweigert; aber wie erschreckt über die eigenen Wirkungen stellt er unmittelbar neben diesen „Prometheus“ die „Gränzen der Menschheit“, in denen er mit frommer Scheu das dunkle Sehnen nach einer unbekannten Gottheit als das den Menschen Stützende und Tragende aufweist, wie zur Rechtfertigung jenes titanischen Verwerfens eines Gottes, der sich mit angeblichen Wohlthaten zu Anbeginn als ein wohlbekannter aufdrängen wollte. Zum Entsetzen mancher Frommen, denen er daher auch, trotz des Schlusses des Faust, ein rechter Heide bleibt, hat Goethe sich nicht bemüssigt gefunden, anders als in der mystisch aus der Ewigkeit herüberdämmernden Symbolik jener Scene den christlichen Dogmen näher zu treten; ja, er lässt seine Anschauungen über die Gottheit überhaupt den darnach ihn scharf Ausforschenden im ganzen Umfange seines Schaffens nur in kaum

minderer Allgemeinheit erkennen, als Faust, in seiner berühmten Antwort, das gläubige Gefäss jener Frommen. *Pantheismus* hat man, mit Recht, als seine religiöse Grundauffassung bezeichnet, d. h. das Bestreben, überall in der Welt göttliche Einwirkungen aufzufinden; derselbe verwandelt sich schnell, wie in der grandiosen Kriegserklärung des Prometheus, in *Atheismus*, falls der unbekannte Göttlich-Einwirkende Miene machen sollte, dem unfrei-freien Geschöpfe Mensch als Kerkermeister gegenüberzutreten; weit häufiger steigert er sich zu einer fast *theistischen* Gläubigkeit zumal im Anschauen der Natur, in deren Offenbarungen der Künstler einen schaffenden Geist um so eher zu verehren vermag, je weniger sich derselbe darin vordrängt, geschweige Gegenleistungen oder Frohndienste von dem Geschaffenen beansprucht.

Alles in Allem hat Goethe das Gute — und das ist ihm die Gottheit! — genau da gefunden, wo der vielverschrieene Lehrer des „Pessimismus", nämlich erstens in der *Natur*, wo es tröstet, und dann gesteigert in der übernatürlichen Macht der *Kunst*, wo es befreit. Nur darum konnte Goethe fort und fort als „Optimist" aufgeführt werden, weil er im empirischen Aufsuchen und Feststellen des Guten mehr Eifer, mehr Milde, um nicht zu sagen mehr Konnivenz gegen die Weltordnung an den Tag legte, und so nur *quantitativ* optimistischer, oder weniger pessimistisch dachte, als unser Weiser. Ganz gewiss ist Goethe nicht Optimist im Sinne eines Voranstellens der „Menschenwürde", einer Bespiegelung des Wunders der Schöpfung, *Mensch*. Wie hat er denn dieses „Wunder" in seinen Werken behandelt? Ist es nicht hundertmal gehört worden, dass Goethe weniger als irgend ein grosser Dichter, ja dass er eigentlich „gar keine Helden geschaffen habe?" Wie leicht war es für Manche, daraus zu schliessen, dass er keine habe schaffen können! Aber gemach! Er hat keine Helden geschaffen, das heisst, sie spielen bei ihm der Regel nach nicht die Hauptrollen fünfaktiger Tragödien, sie lugen z. Th. nur hinein, wie ins Leben auch, in das ihnen feindliche Leben, wo ihnen denn auch das Schicksal gar oft nicht fünf Akte vorher bewilligt, ehe es sie vernichtet oder zum Siege führt! Goethe hat dem Heldenthum in der Kunst seinen Tribut dargebracht ebenso sehr durch seine gränzenlose Bewunderung Shakespeare's, wie dadurch, dass er die Helden seines grossen Freundes aus der Taufe hob. *Seine* Kunst wuchs, wie nie eine wieder, aus dem unmittelbaren Leben, aus einem Leben, das ihm keine „Helden" darbot; er fing es darnach anders an, aus einem Zustande der Erniedrigung und geschmälerter Menschenwürde die Möglichkeiten heroischer Bethätigung herauswachsen zu lassen. Mit liebevoller Innigkeit stieg er auf tausend Wegen in alle Schichten der Menschheit hinab, um allerwärts zunächst die Spuren eines Guten, Natürlichen, Gesunden aufzutreiben, aus dem sich dann bald ein Thatkräftiges, Mannhaftes, endlich ein Heldenhaftes entwickeln musste. So erst fügte er zu den *Beispielen*, die aus Schiller's Schöpfungen allein noch wie aus unnahbarer Ferne zu uns sprechen würden, die *Lehre*, wie ihnen nachzueifern sei. Und wie er endet, da leuchtet in

den Bergschluchten hoch oben der Glorienschein höchsten Heldenthumes auf, und aus dem Munde der siegreich Vollendeten entbietet uns der Meister seinen Abschiedsgruss.

Wie Goethe so, aus guten Gründen, mit Heldenthum und Christenthum haushielt, so auch mit dem tragischen Gewande, in welchem beides, wie im Leben einzig bestehen, so in der Kunst einzig zur Darstellung kommen kann. „Ich bin nicht tragisch", sagt er selbst. In Wahrheit aber hat er auch wieder nur in soweit tragisch sein wollen, als es sich mit dem von uns in's Licht gesetzten Befreiungswerke zu vertragen schien. Der Christensclave, der nach der prometheischen Befreiung aufgejubelt hatte, mochte sich zunächst nicht darauf besinnen, dass „Leiden" und „Tragik" an sich nicht, gleich einem falschen Gotte, *Fesseln* seien; ihm war für den Augenblick alles zu ersparen, was auch nur entfernt wie ein Rasseln seiner alten Ketten klingen konnte. Bilder der Genesung, der Gesundheit, des Lebens waren ihm vorzuführen; Leiden und Tod durften da nur hineinspielen, nicht als das Nothwendige und Wesenhafte erscheinen. So kommt denn schon das Grundmoment des Christenthums, das göttliche Leiden und Sterben, in keinem grösseren künstlerischen Zusammenhange zur Behandlung. Dahin, wo die Tragiker recht eigentlich zu Hause, wie in die Gräuel des Tantaliden-Geschlechtes, wirft Goethe nur einen streifenden Blick. Mild geht der Milde darüber hin, und es ist, als sühne jedes Wort Iphigenien's etwas von jenen Gräueln, dass wir am Ende, wie selbst mit entsündigt, tief und befreit aufathmen. Dagegen halte man nun einmal etwa die „Wahlverwandtschaften": Menschen ohne Arg und Harm in einer lieblichen, friedlich-idyllischen Umgebung, zu deren Herstellung Natur und Kunst liebevoll wetteifern — in kleinstem Rahmen ein ebenso schönes wie bedeutsames Bild für die Goethe'sche Maxime, dass Natur und Kunst vereinigt die einzige menschenwürdige Lebensatmosphäre bilden —; zwischen sinnigen gartenbaulichen und architektonischen Anlagen gehen wir hindurch, Feste und Spiele umgaukeln uns, und doch wird da im Grunde immer, während es uns recht wohlig werden zu sollen scheint, nur einen Augenblick Athem geschöpft, um uns zu den erschütterndsten Leidensprozessen zu stärken. Denn hier liegt nun, wie gebettet auf einem Blumenbette, die Tragik Goethe's, die zuletzt aus aller Lieblichkeit das herzzerreissendste Beispiel gebrochenen Lebenswillens in Ottilien aus sich gebiert. In gewissem Sinne kann man von den Wahlverwandtschaften sagen, dass in ihnen Goethe als der natürlichste aller Meister des Tragischen erscheine; ja, eine der höchsten Manifestationen desselben, die tragische Ironie, zu deren Erzielung die griechischen Dichter namenlosen Tiefsinn aufwandten, entwickelt sich hier ganz wie von selbst eben aus einfachster Verwendung der Natur. Wie konnte nun dennoch dieser Goethe von sich sagen, dass er „nicht zum tragischen Dichter geboren sei?" Die Lösung hat er selbst nahegelegt, indem er hinzusetzt, seine Natur sei *„conciliant"*; d. h., ihm war die Tragik nicht als schaffendem Künstler in dem Grade Lebenselement, dass er sie als Quelle der „höchsten Lust" aufgedeckt

und zur Darstellung gebracht hätte. So schaut er schon, indem er seine Gebilde schafft, nach einem Elemente der Versöhnung sich um. Liebevoller, als das Leben und als die Tragiker von Beruf, welche ihre Opfer todt oder lebend liegen und stehen lassen, muss Goethe immer gleichsam noch irgend einen Trost spenden, und ist diess ja einmal durch einzelne befriedende Gestalten oder Ereignisse nicht möglich, so geschieht es um so zweifelloser durch die gesammte dichterische Behandlung, durch den *Styl* des Meisters, der am Ende gar vom Stofflichen fast gänzlich abzieht. Denn es ist nicht möglich, dass wir, unbeschadet aller, und der reinsten, tragischen Wirkungen, an irgend ein Drama minder erregt, stofflich gespannt, herantreten, als an Iphigenie, Tasso, oder vollends das Wunder Goethe'schen Styles: die „natürliche Tochter". Eine im idealsten Sinne adelig vornehme, abgeklärt ruhige Haltung aller Handelnden tritt hier an die Stelle des Waltens einer schönen Ordnung, einer gewissen ästhetischen Beschaulichkeit in den Romanen: diese wie jene umfängt den Zuschauer und Leser wie mit einem lindernden Schleier.

Was sich uns so, subjektiv, als Ursache aus der Seele Goethe's gelesen, als ein beherrschender Drang nach Versöhnung darstellte, wäre nunmehr objektiv, in seiner Wirkung, dahin zu fassen, dass er allen seinen tragischen Entwicklungen den scheinbaren Charakter einer nur individualen Nothwendigkeit zu wahren gewusst hat. Er lässt Situationen und Persönlichkeiten so ganz unmittelbar aus dem Leben hervorgehen, dass uns unwillkürlich das Gefühl kommt, auch die tragischen Geschicke gehörten nur in eben dieses Leben, seien unlösbar nur mit diesen Situationen und Persönlichkeiten verbunden. Kaum irgendwo ist das Tragische, eben in seiner wunderbaren Natürlichkeit, mehr Weltgesetz, aber kaum irgendwo scheint es weniger solches, als bei Goethe. Hiermit ist nur dasselbe gesagt, wie wenn wir nunmehr konstatiren, dass Goethe seine tragischen Gestalten und Situationen nicht dem Mythos entnommen hat, der Heimstätte des höchsten künstlerischen Heldenthumes und zugleich der Werkstätte der Tragik als Weltgesetzes. Von Iphigenie hatten wir schon zu sprechen, in der der mythische Urstoff, insoweit er tragisch war, aus der eigentlichen Handlung fast gänzlich ausgeschlossen ist; noch deutlicher spricht hierfür der Faust, in dessen Gesammtgefüge der Mythos herrscht, welcher denn auch dem Dichter die unermesslichen Tiefen seiner Weltweisheit erschloss, noch nicht aber den Schacht der Tragik aus sich selbst eröffnete, sodass er vielmehr hierfür noch einmal in's Leben hinaufsteigen musste, ins einfachste bürgerliche Leben, um in der Gestalt des Gretchens die ganze entsetzliche, bei Goethe'n fast erschreckende Tragik nun schon fast nur noch als Weltgesetz zur Darstellung zu bringen. Aber wo alles, und eigentlich der ganze Künstler Goethe selbst, seine letzte Lösung findet, im zweiten Theile des Faust, da kehrt auch seine tragische Muse in ihre mythische Urheimath zurück; das Bürgermädchen, das tragische Menschenweib, dem die mater dolorosa nur erst, in Zeit und Raum, als Bildwerk nahe sein durfte, erhält in den ungemessenen Weiten des Mythos

im Angesicht der wahrhaftigsten Herrlichkeit der Himmelskönigin als *una poenitentium, sonst Gretchen genannt* über den Tod hinaus seine mythische Verklärung.

III.

Wollen wir, nach den Ergebnissen der vorangehenden Betrachtung, das Gesammtresultat des Goethe'schen Schaffens uns vergegenwärtigen, so können wir, im Hinblick auf die in Humboldt's Worten aufgewiesenen modernen Kulturaufgaben, nunmehr sagen: getreu der Maxime, dass erst in der Beschränkung der Meister sich zeige, hat er, der allergrössesten Meister einer, die Wurzeln der Kunst erst wieder fest ins Leben eingesenkt, der „gesellschaftlichen Wildheit" entgegengearbeitet und eine „natürliche Ruhe, einen inneren Frieden" als durch die Kunst wiederzuerringend aufgewiesen, vermittelst welcher er denn am Ende auch noch „allen Zauber der Einbildungskraft", den sein Freund nur im Alterthume finden wollte, überreich in der heimischen Welt ausgestreut hat.

Noch unter Goethe's Augen hatte sich eine künstlerische Bewegung angekündigt, die in ihrem Verlaufe und ihren Endzielen sein Gesammtwirken zu ergänzen berufen war. Schon Schiller stellte die tragische Kunst mit um so grösserem Nachdrucke und um so ausschliesslicher in den Mittelpunkt der neuen durch Goethe errungenen Geisteskultur, als gerade in ihm die Suprematie des *Künstlers,* die Hinfälligkeit des ihm früher Höchsten, der Historie wie einer von Kunst nichts wissenden oder wissen wollenden Philosophie, am Evidentesten sich offenbart hatte. Er durfte nach der ersten Aufführung seiner „Braut von Messina" das Bekenntniss ablegen, dass er hier zum ersten Male den Eindruck einer wahren Tragödie erhalten habe, ein Bekenntniss, das, ach! schon nur todgeweihten Lippen sich entringen sollte. Er, der nicht in der Dichtung allein, nein im leidenschwersten Leben dem Tode fort und fort ins Auge geblickt, ihm ein Lebensjahr und ein Werk nach dem anderen in heissem Kampfe abgerungen hatte, er brach zusammen, da er eben die Schwelle überschritten hatte, vor allen Helden seiner Werke selbst ein tragischer Held! Aber zur selben Zeit begann mit Beethoven's heroischer Symphonie die neue Macht ihren höchsten Flug, die in dem Augenblicke, da sie nach einem Ausdrucke für ihren Triumph rang, nur in einem Worte Schiller's ihn finden konnte. So vollzog sich nebeneinander eine Entwicklung von Tragödie und Musik, deren umittelbares Erleben vielleicht mitgewirkt hat, unseren grossen Weisen zu seiner tiefsinnigen Deutung beider zu befähigen, wie nun diese Deutung wieder mit Naturgewalt auf den Künstler zurückwirken musste, der jene beiden Entwicklungen aufgegriffen und vereinigt fortgeführt hatte. Erst er durfte den freundlichen Schleier „Weltenglück" fallen lassen, dessen die Kunst ohne Musik immer zwischendurch benöthigt war, und vermochte dennoch zu erweisen, dass die Kunst nun noch viel weniger aufhöre, die Trösterin zu sein. Erst in seinen Kunstwerken, wie in Schopenhauer's Lehrgebäude,

gipfelt die geistige Bewegung, die wir als eine vermittelnde Neueinführung der christlichen Ideen in das Leben bezeichneten: erst die Musik konnte wieder Freude aus dem Leiden offenbaren. Es ist ganz erklärlich, wenn die Konsequenzen, die Schopenhauer und Wagner aus Schiller und Beethoven gezogen, Viele, denen jener wundersame „Geist der Musik" fremd geblieben war, auf's Aeusserste erschreckt, ja abgeschreckt haben. Ja, wenn ein Mann wie W. von Humboldt heute wiederkäme, er würde zu unserer ganzen Kunstentwicklung den Kopf schütteln und das Ungoethische derselben, das bedingt zuzugeben ist, als ein unbedingtes Zurücksinken in die Zeiten vorgoethe'scher Barbarei bezeichnen. Schopenhauer's Lehren würden ihm, dem das Christenthum nur Kulturverderberin war, die neue und schwerere Fesselung der Menschheit in unkünstlerische Bande, und unseres Meisters Kunst dem Verächter der Musik ein Titanisiren ohne titanische Kräfte bedeuten. Nun ja doch, er hat Ernst gemacht mit dem Prometheus, in weltumspannenden Dramen ein Leben lang die Riesentragödie des Mikrokosmos, die Goethe in überschäumender Jugendkraft in ein paar Verse zu bannen wagte, sich austoben lassen; Ernst gemacht vor Allem aber auch mit dem Gleichnisse, das wir in Prometheus' trotzige Schlussworte nur verschämt hineinzulesen wagten, von dem *Künstler, der Menschen bildet.* Was dabei herauskam, die verwunderlichen „künstlerischen Menschen", würde der feinsinnige Humanist mit seinen Renaissance-Begriffen ebenso wenig verstehen, wie er, der Uebersetzer des *Agamemnon,* die Gebilde des Nibelungenringes und des Parsifal sich zu deuten wissen würde, weil nämlich in beiden Erscheinungen das dem antiken Ideale Entnommene und Verwandte ihm entgehen müsste vor den überwältigenden Wirkungen der Musik, die in seinem Kulturideale keine Stätte fand, das unsrige aber recht eigentlich erst begründet.

Durch sie ist nun aber die Kunst erst eine erobernde geworden; und treibt sie uns auch vorerst noch in unabsehbare Fernen, so ist doch das erste, was wir mit grösster Bestimmtheit sagen können, dass sie uns an Goethe nicht vorüber, geschweige von ihm forttreiben wird. Wir haben es schon betont, wie das Anschmiegen Schopenhauer's an Goethe, bis zur Traulichkeit gehend, die tiefinnige Versenkung in dessen Geist fast auf jeder Seite bekunde;*) und wer hätte Wagner's Schriften mit Sinn gelesen und nicht gefunden, dass ihm der Faust eines seiner „symbolischen Bücher", ein nothwendiges Supplement des eigenen Lebens und Schaffens bedeute? Und wenn so unsere Häupter, wie dann wir? die wir ihn vor Allem ganz anders noch, als Jene, nöthig haben?

*) Bedarf es erst eines Hinweises darauf, dass Schopenhauer (wie übrigens auch *Schiller* in seinen ästhetischen Briefen) bei seiner Schilderung des Künstlers *Goethe* im Auge gehabt habe? Das „ewige Weltauge" hatte ja auf ihm selber geruht, und er hatte das „Sehen und die Farben" davon gelernt — den Blick zunächst in die Natur, und durch sie ins Menschenherz, nach seines Meisters Worten:

„*Ist nicht der Kern der Natur — Menschen im Herzen?*

Denn das war nun einmal nicht anders möglich, als dass eine künstlerische Kultur, die mit den ungemeinsten Zielen und Ansprüchen in's Leben tritt, selbst ihre Bekenner nur unter schweren Wehen und Erschütterungen in sich aufnehmen konnten, welche Symptome ihres Eintrittes in die Aussenwelt Kurzsichtige schlechtweg für organische Bedingnisse der künstlerischen und philosophischen Werke selbst genommen haben. Diese nun werden in alle Zukunft nicht aufhören, in dem, was man heute als Gift an ihnen bezeichnen hört, vielmehr als Gegengifte gegen noch ungeahnte Mächte der Zerstörung, und endlich als Lebenstrank sich zu offenbaren; am Schwersten muss es naturnothwendig in dem Augenblick halten, die rechte Formel für ihren Inhalt zu finden, wo dieser bis zum Zersprengen die Brust Weniger erfüllt. Chaotisch mag er dort Anfangs in Manchem hausen! Wehe dem, der, ohne sich selbst zuvor gestählt zu haben, nach dem zweischneidigen Stahle Schopenhauer's griffe; und, kaum minder gefährlich, stürmt die Hochfluth der Musik auf Solche ein, die ihr nicht gewachsen sind — die ungeheuren Gestalten, welche die Zauberer Bach und Beethoven aus der Tiefe beschwören, sind zunächst nicht diesem Tageslicht angemessen, können visionsartig wirken! Zwar schafft nun in unseres Meisters Werken der „Geist der Musik", der über diesen Wassern schwebt, neue, ganz andersartige Gebilde aus dem Chaos, aber auch sie möchten leicht noch Den blenden, der unmittelbar von den Realitäten des Lebens hinweg, über denen sie unerreichbar hoch zu schweben scheinen, sich ihnen nahte. Und endlich, selbst diejenigen, die sich gerade an allen diesen Mächten innerlich gefestigt, Trost, Frieden, Hoffnung, Glück daraus gewonnen haben, und sich zum ersten Male als *Ganzheiten* erscheinen, dem Leben gegenüber fühlen sie sich nur zu häufig wieder zerrissen, weil sie vorzeitig daran verzweifeln, dass ihnen je ein Echo auf jene Stimmungen daraus entgegentönen werde. Das theilt unserem Wesen und Wirken etwas Krampfhaftes mit, alles geht hitzig bei uns, in wildem Zeitmaasse; überall starke Accente, psychische Superlative; eine Hast, ein Keuchen, dann Müdigkeit und Erschöpfung. Hätten wir Thoren uns doch rechtzeitig unseres Motto's aus dem Meister Goethe versichert! Denn die Erlösung aus dem schmerzlich-seligen Traum-Innenleben, in dem wir dahin taumeln, nicht krank, aber auch nicht gesund, allzu geistig und allzu begeistert, um mit dem Besitze unserer Kunst im Leben ein Glück finden zu können, aber allzu menschlich, um uns mit ihr in die Wüste zurückzuziehen, — die Erlösung aus der Täuschung eines glücklichen in die rettende Möglichkeit eines beglückenden Lebens kann uns nur Der bringen, der uns auf jeder Seite seines Lebensbuches lehrt, wie wir es zu beginnen haben, um auf dem Lebenswege selbst auf die Kunst zu treffen. Das aber thut Der, der im Walde für sich hinging um Nichts zu suchen, und den Faust fand, der an die kleinsten und unscheinbarsten Formen des Lebens die immer bedeutsameren Formeln seiner Kunst zu knüpfen wusste und aus dem Leben selbst heraus, in das er, wie nie Einer, frisch hineingestürmt war, in stätigem Aufstieg die mystische Bergeshöhe erklomm,

wo „die Aussicht frei“ ist. Wer nach seinen Wanderungen im Reiche der Kunst nicht mehr weiss, wie es im Leben war, weiss in solchen Momenten nicht, wer Goethe war. Aber so ist es: wir nahen uns vermessen in unreifer Begeisterung den höchsten Idealen, die unser ganzes Wesen umgestalten müssten, ohne nur unser Wesen erst — am Goethe'schen Ideale — ausgestaltet zu haben; wir wollen eine neue Sprache verstehen, in der wir uns durch Goethe zuvor hätten unterweisen lassen sollen; wir treten, müde vom Lebenswege, an Beethoven, Schopenhauer, Wagner heran, ohne bei Goethe gerastet, alt, ohne uns je zuvor an seiner ewigen Jugend erlabt zu haben. Und doch hat Goethe, ausser sommerlichen Waldspaziergängen, auf denen er seine Kunst entdeckte, auch Winterreisen unternommen und Verirrten mit ihr den Weg gewiesen, so sie vor „ungenügender Selbstsucht“ bewahrend und es ermöglichend, dass, als Signatur der tragischen Kultur, nicht das Leben des Einzelnen unter ihren Geweihten eine Tragödie werde, sondern „ein Schauspiel nur“ bleibe, dessen Rollen er in den von ihm geschilderten künstlerischen, wie vor allem auch im eigenen Lebenslaufe vorgezeichnet hat. Freilich ist seitdem auf das wahre Urbild jenes Schauspiels erst aus der Welt der Musik eine neue tönende Erleuchtung gefallen, die dem Meister Goethe, wie seinem „Meister“, noch nicht aufgegangen war; aber Goethe würde, auch wo er uns nicht nachfühlen könnte, doch nicht aufhören, für uns zu fühlen, er würde es freudig aufgreifen, wenn er jener wundersamen Musik, die er für sein eigenes Schaffen nicht zu verwenden wusste, die Wege ebnen helfen könnte. „Wunderliche Menschenkinder Ihr“, würde er sagen, „dass Ihr glaubt durch eure Musik ein Recht gewonnen zu haben, nun kein Leben mehr anzuerkennen! Ist denn nicht die Musik, nach Eurem eigenen Weisen, ein Abbild der Welt? und soll doch so höchstens als auf ihren Endpunkt auf ihre Selbstaufhebung hinführen, ja in ihren höchsten Werken solche vollzogen und damit in symbolischer Wirklichkeit auch die einstige Selbstaufhebung des Erdenlebens gewährleistet zeigen, nimmer aber in allen ihren Theilen die Vernichtung gewaltiger und edler Lebenskräfte predigen, ohne die sie selbst nicht zu ihrer Sonnenhöhe sich hätte erheben können! Denn auch in ihr stecken Keime des Lebens, wie sollte sie also das Leben ertödten wollen? Gewöhnt Euch einmal das Bild, das Ihr und Eure Mitmenschen in diesem Leben abgebt, recht aufzufassen: da sind zwei singende Chöre, der grosse Chor der „Kinder der Welt“, der, ohne besondere Veranlassung, von Anbeginn „*gaudeamus*“ singt, und Ihr, die Ihr erst drei Sätze neunter Symphonie nöthig habt, um den Ruf „Freude“ anzustimmen. Wer von Euch hat Recht? Kann das eine Macht der Erde entscheiden? Für jetzt werden Euch Jene für Narren erklären, dass ihr solange zaudert; Euch steht zur Abwehr das Gleiche frei, aber zuvor versucht, ihnen Eure Musik beizubringen. Diess aber nicht dadurch, dass Eure Lippen von stätem Leiden und Tod, Tragik und Weltflucht überfliessen, sondern dadurch, dass Ihr Eure Pflegbefohlenen kühnlich mithineinnehmt in jene mystisch ertönenden Bilder der Er-

lösung und des Weltendes, um sie dadurch zum freudigen Weitertragen ihrer Weltfesseln zu stärken, dass Ihr mit ihnen zur Andacht im Reiche des Todes weilet, um dann mit muthigem Beispiele ihnen voran zurückzukehren, „frisch in's Leben hinein“! Ich habe Euch einst gelehrt, an wen Ihr Euer junges, gutes Glühen nicht wegwerfen solltet; aber habe ich Euch geheissen, in unfruchtbar heissem Sehnen, in liebloser Einsamkeit zu verglühen? Was Euch doch begegnen wird, wenn Ihr den Jüngern Anakreon's einzig mit Aeschyleischer Unerbitttlichkeit gegenübertreten wollt! Aber Euer Philosoph bleibt in grauer Theorie befangen, wenn er nur Anakreon und Aeschylos vergönnen will, ihr Thema auf den Saiten des Lebens anzuschlagen: ich trete zwischen sie, an mich haltet Euch, wenn Ihr es erreichen wollt, dass Aeschylos und seines Gleichen nicht vergebens gewesen sein sollen“.

So denken wir uns Goethe's Zuspruch; und fürwahr, wer das Gelüste des Widerspruches gegen ihn, den weisesten Meister, selbst da abzuweisen vermöchte, wo er uns in einer uns zur anderen Natur gewordenen Auffassung unserer Pflichten zu beirren scheint, der würde, zur ersten Natur zurückkehrend, diesen Pflichten nur in einem höheren Sinne genügen! Diese erste Natur aber trieb uns aus dem selbstischen Genügen (das ist unsere „ungenügende Selbstsucht!“) im Kreise der Genossen, in dem wir uns heimisch fühlen, aber bald wirkungslos finden, hinaus in die Weiten der Welt, in denen wir nimmer heimisch werden können, aber als Werber nöthig sind, und hiess uns nur zum Lohne, zum Ausruhen in die Heimath hie und da zurückkehren. Ein schwerer Abschied, so oft es wieder ins Leben gehen soll; aber schon in der Pforte des Lebens selbst blickt nun das Bild Goethe's auf uns herab, in dem wir als unser Motto lesen:

„nur wenn Ihr selbst gelernt haben werdet, mit Eurer Kunst zu leben, wird auch Eure Kunst leben können“.

Wir werden bald Gelegenheit finden, zu zeigen, ob wir von ihm gelernt haben. Nur durch eine kurze Frist getrennt, bringt das gleiche Jahr den Tag, der eine Epoche fünfzigjähriger erhebender Weimarischer Erinnerungen beschliesst, und den anderen, der eine, im hoffnungsvollen Zukunftschimmer nur zugern endlos gedachte, Bayreuthischer Erlebnisse eröffnet. Nur wenn wir uns des Mannes, der *Weimar* zum Stolz des deutschen Namens erhoben hat, als Bundesgenossen würdig machen, werden wir erreichen können, was wir ersehnen, dass *Bayreuth* in Zukunft nicht mehr nur geographisch im Herzen Deutschland's, liege.

Und so töne denn die Todtenglocke, die durch ein halbes Jahrhundert von geweihtester Stätte zu uns herüberdringt, uns nicht blosse Trauerklänge her: Freudenklänge in der Gewissheit, dass der Geist, dessen sterbliche Hülle dort in der Fürstengruft zur Ruhe gebracht ward, in einem lebenden Meister waltend fortwebt — Feierklänge, so oft wir uns rüsten, von diesem Walten an seiner eigensten Heimstätte uns umfangen zu lassen!

Das persische Theater

vom Grafen Gobineau.

II.

Die Tekyèh's oder Theater.

Die Regierung als solche unterstützt die dramatischen Vorstellungen in keiner Weise; aber der König und die Grossen des Landes machen es sich zur Verpflichtung, Tekyèh's zu haben, in denen sie die heiligen Schauspiele vorstellen lassen. Sie thun diess als Privatpersonen; kein Pfennig aus den Staatseinkünften wird zu diesem Zwecke verwendet. Nicht allein der König und die hohen Würdenträger haben Tekyèh's, sondern ebenso jede hervorragend reiche Persönlichkeit aus dem Beamten- oder Kaufmannsstande. Es ist diess an sich eine so geheiligte und verdienstliche Handlung, dass Jeder schon aus diesem Grunde, und ohne Zweifel auch etwas des weltlichen Ruhmes wegen, sich die Vortheile davon für diese und für jene Welt zu verschaffen sucht. Im Uebrigen sind alle Mittel vorhanden, um nicht allein die Reichen, sondern auch jeden ärmsten Unterthan an den Verdiensten des guten Werkes theilnehmen zu lassen.

Es giebt also Tekyèh's des Königs und der Grossen; aber auch die Städte besitzen die ihrigen. In Teheran zählt jeder Stadttheil deren mehre, und man trägt Sorge, jeden grösseren oder kleineren Platz, alle Kreuzwege, derart anzulegen, dass sie zu theatralischen Vorstellungen dienen können. Nicht genug: die Stadtviertel schiessen zusammen, um einen geeigneten Platz zu kaufen, und lassen daselbst auf ihre Kosten ein mehr oder weniger geräumiges und gut eingerichtetes Tekyèh errichten. Immer findet sich auch eine fromme Seele, die in ihrem Testamente dem Tekyèh etwas vermacht und ihm eine Rente aussetzt. Das schöne Tekyèh des Wely-Khan, Schatzmeisters des Königs, eines der geräumigsten der Stadt, ist von seinem Begründer mit dreissig Läden in einem der besuchtesten Bazar's dotirt worden, und die Pachtsumme dafür wird für seine Erhaltung und für die Kosten der Vorstellungen verwendet. Nicht selten werden den Tekyèh's auch kostbare Zeuge, Shawls, jederart Utensilien geschenkt. Man bestimmt ihnen auch eine Art von Schatz, der, unter die Obhut der Religion gestellt, nicht weniger heilig ist als die Güter der Moscheen und Amtsgenossenschaften. Es wäre eine ruchlose Frevelthat, irgendwie auch nur den geringsten Gegenstand, sobald er das Eigenthum eines Tekyèh's ist, entwenden zu wollen. Ausserdem erlässt im Beginn des Monats Moharrem jeder Eigenthümer eines Tekyèh's, sei es auch der König selbst, sowie jedes durch einen Rishséfyd oder Quartierchef repräsentirte Stadtviertel, einen Aufruf an die Untergebenen, die Freunde, die Nachbarn, zur Vermehrung des Glanzes der Vorstellungen Alles herzuleihen, was sie an Schönem, Werthvollem oder Seltenem besitzen. Auch trägt ein Jeder von seinem Gelde dazu bei; man nimmt alles entgegen, so wenig es auch sei, damit sich die Armen dasselbe Verdienst, wie die Reichen, erwerben können, und es muss Jemand schon sehr arm sein, um nichts zu geben. Die Verschiedenheit der religiösen Meinungen hat hier durchaus nichts zu sagen. Ich habe Nossayry's, die nicht einmal an einen persönlichen Gott, geschweige denn an seinen Propheten und die Familie des Propheten glauben, ebenso für die Tazyèh's passionirt

gefunden, wie den frömmsten Muselman. Wenn man in den Imams nicht die geheiligte Person verehrt, so ist es Persien, welches man in ihnen anbetet, oder dessen einstiges Unglück in ihnen beweint wird. Man hat sich nie einen Skrupel deshalb gemacht, mich selbst um Pferde, Teppiche, Shawls, Gewänder, Fackeln, Lampen anzugehen. Niemand verfiel darauf, dass ich aus der Verschiedenheit der Religion einen Beweggrund zur Ablehnung solcher Gesuche schöpfen könnte. Für die grossen Tekyèh's, wie die des Königs oder die soeben erwähnten des Schatzmeisters Wely-Khan, pflegen angesehene Personen eine besondere Loge für sich auszuschmücken. Daraus entsteht ein eifersüchtiger Wettstreit, wer die schönste Loge haben werde, und wie der höfische Geist aus Allem Vortheil zu ziehen weiss, führt man einen Grosshändler von fürstlichem Vermögen, Hadjy Aly, an, der alljährlich auf seine Kosten für eine Summe von mehren tausend Tomans im königlichen Tekyèh eine Loge ausschmückt, und seine Reichthümer nach dem Feste, anstatt sie zurückzunehmen, ehrfurchtsvoll Seiner Majestät darbietet.

Die kleinen Tekyèh's umfassen kaum mehr als zwei bis dreihundert Zuschauer. Aber es giebt andere, wie die des Sipèhsalar und des Wely-Khan, und dasjenige im Stadtviertel von Sertjeshmèh, welche für wenigstens zwei oder dreitausend Personen verfügbare Plätze haben. Alle sind durchaus öffentlich; wer da will, tritt ein: der zerlumpteste Bettler, wie der vornehmste Herr, erscheint hier mit voller Freiheit und nimmt ungehindert Platz. Das Verdienst der Veranstalter des Tekyèh ist in den Augen Gottes um so grösser, als sie dafür gesorgt haben, dem Manne von geringerem Stande, der schmutzigsten Bettlerin, dem kleinen elternlos umherirrenden Kinde, die grösste Summe aller möglichen Genüsse darzubieten. Ohne Zweifel nehmen die reichen und vornehmsten Personen die ersten Plätze ein, zwar nicht diejenigen, von denen aus man am besten sieht, denn man sieht von überall her gleich gut, sondern diejenigen, welche am reichsten geschmückt sind; wenn jedoch diese ausgezeichneten Plätze leer stehen, nimmt man nicht den geringsten Anstoss daran, dass es sich das niederste Volk darin bequem macht, und man sieht es, ohne Aergerniss, seine Lumpen auf Teppichen von Faroun, auf Seide und Sammet ausbreiten. Die Idee der ganzen Institution verlangt es so. Man hat später nur auszustäuben und abzubürsten; was der Geldbeutel dabei verliert, gewinnt das Gewissen.

Vor dem Beginne der Vorstellung vergehen oft zwei Stunden der Vorbereitung. Diese Stunden werden für die aufeinanderfolgenden Prozessionen, für Tänze, Gebete, Gesänge und für lange Zwischenpausen verwendet, während welcher man unter der Menge Erfrischungen umherreichen lässt. Die bevorzugtesten Diener der grossen Häuser, in Persien die stolzesten Menschen, geben sich bereitwillig dazu her, den geringsten Mann aus dem Volke zu bedienen. Sie durcheilen die Reihen um Kaffee zu serviren; junge Leute von Familie, oft erwachsene Männer, elegant und reich gekleidet, aber in tiefer Trauer, tragen Sorbet mit Eis herum und geben davon Jedem, der es wünscht. Würdige Greise, reiche Kaufleute, mächtige Mirza's bewegen sich mitten unter dem gemeinen Marktvolke, in der Hand Fläschchen mit Rosenöl, und giessen davon auf Hände, Bärte und Köpfe, welche eine genauere Bekanntschaft mit dem Wasser nöthiger hätten. Kalian's (Tabakspfeifen) von Gold und Silber gehen von einem Soldaten auf einen Packträger über. Das Erstaunenswertheste aber ist die vollkommene Ordnung, die anstandsvolle Ruhe inmitten dieser Volksmassen. Zwar giebt es von Zeit zu Zeit kleine Streitigkeiten, aber die allgemein bemerkbare Missbilligung erstickt sie unverzüglich im Entstehen. Scheint es einmal, als wenn die Sache zu weit ginge, so entfernt man den Störer, und die Ruhe ist sofort wieder hergestellt. Die Polizei hat nichts dabei zu thun. Der Eigenthümer des Tekyèh oder der Quar-

tierchef tritt für sie ein und urtheilt selbst, ohne Appellation, da er in den Augen der administrativen Autorität die Verantwortlichkeit für Alles hat, was bei ihm vorfällt. Ich habe nie die Spur von einem Skandal gesehen. Lassen wir für jetzt die hübschen jungen Leute, die Pagen des Königs, die Hauptleute der Armee, den Rücken mit einem ledernen Schlauche belastet, in eigener Person der Menge Wasser vertheilen, in Erinnerung des Durstes der Märtyrer von Kerbela; lassen wir die Khan's barfuss unter ihnen einhergehen zum Gedächtnisse dessen, dass es den Imam's an Allem gefehlt habe, und versuchen wir eine möglichst lebendige Vorstellung von der Beschaffenheit des Zuschauerraumes zu geben, in welchem wir uns befinden. Ohne Zweifel giebt es deren von ärmlicherer und dürftigerer Beschaffenheit; ich werde einen der schönsten zur Beschreibung wählen.

Es ist ein Parallelogramm, das, wie bereits angegeben, drei- bis viertausend Personen fassen kann. Diess ist noch nicht der äusserste Grad von Grossartigkeit. Man feiert in Ispahan Tazyèh's, denen zwanzig- bis dreissigtausend Zuschauer beiwohnen; aber das Maass, auf welches ich mich beschränke, ist bereits von der Art, dass es ein bedeutendes Beispiel von Glanz und Aufwand darbietet. In der Mitte des Raumes erhebt sich, bis zu einer Höhe von vier oder fünf Fuss, eine Plattform, welche *Sakou* genannt wird, aus gebrannten Ziegeln, an beiden Enden mit etwas steilen, etwa fünf Fuss breiten, Rampen versehen. Rings um den Sakou tragen schwarz gestrichene Pfähle lange horizontale, ebenfalls schwarz gefärbte Stangen, an welchen zur nächtlichen Beleuchtung bestimmte farbige Gläser und Laternen hangen. Denn die Vorstellungen finden bei Tage statt, und man spart den grössten Theil der Reden, der Gesänge und Tänze für den Abend auf. Riesige Mastbäume in der Mitte des Parallelogrammes, deren einige auf dem Sakou selbst ruhen, tragen ein Zeltdach oder Velarium, welches sich über das ganze Hans ausbreitet, und die Versammlung im Sommer vor den glühenden Strahlen der Sonne, im Winter vor Schnee und Regen schützt, denn die Mondmonate sind, wie bekannt, veränderlich und führen die nach ihnen bestimmten Feste durch alle Jahreszeiten hindurch. Die Masten sind bis zu einer gewissen Höhe in Tiger- und Pantherfelle gehüllt, um den gewaltsamen Charakter der bevorstehenden Scenen anzukündigen. Schilde aus Stahl oder aus dem Felle des Hippopotamus sind an den Masten befestigt, hinter einem jeden kreuzen sich ein nackter Säbel und eine Fahne. Diess ist die eigentliche Bühne die man von allen Seiten, aus allen Winkeln des unermesslichen Raumes vollständig überblickt. Dekorative Ausschmückungen in unserem Sinne giebt es nicht. Der jedesmalige dramatische Vorgang benachrichtigt die Zuschauer zugleich davon, dass sie sich in einem Lager, auf einem Schlachtfelde, in einem geschlossenen Raume, zu Medina, Damaskus oder in Kerbela befinden; es ist ihre Sache, sich durch ihre Einbildungskraft völlig zufriedenstellen zu lassen. Es kommt sogar vor, dass sich auf dem Sakou zu gleicher Zeit mehre sehr entlegene Oertlichkeiten vereinigt finden. Niemand stösst sich daran; die theatralische Konvention ist hier bis an ihre äussersten Gränzen gerückt. Handelt es sich um die Darstellung des Tigris, so wird in die Mitte der Bühne ein grosses Bassin aus Kupfer gesetzt, und Niemandem fällt es ein, sich über eine so summarische Ortsbezeichnung zu beschweren. Das Publikum bezeigt durchaus dieselbe Geschmeidigkeit des Geistes und denselben Reichthum der Einbildungskraft, wie unsere Kinder, wenn sie Besuch spielen und aus drei Stühlen sich ein Zimmer bauen. Fehlt es aber auch an Dekorationen, so wird doch auf allen anderen Zubehör, auf Alles, was mit der Aktion selbst in unmittelbarem Rapport steht, mit aller Strenge gehalten. Man wird diess bemerken, sobald von den Stücken selbst die Rede sein wird.

Gegenüber dem Sakou, d. i. der Langseite desselben, befindet sich eine Loge

auf einem, an die Mauer gelehnten und sich bis zu einer Höhe von etwa fünfzehn Fuss erhebenden Gerüste. Man gelangt zu derselben auf vier oder fünf Stufen, die, um keine zu grosse Breite einzunehmen, ziemlich stark erhöht sind. Die Mauer, das Gerüste und die Stufen sind mit reichen Teppichen, seidenen Tapetenbehängen, gold- und silberdurchwirkten Stoffen aus Benares, Shawl's von Kaschemir und von Kerman bedeckt; auf allen Seiten hangen Kronleuchter von farbigem böhmischen Krystall und breiten sich Vasen aus chinesischem und europäischem Porzellan, Kupferstiche und Lithographien, und geschliffene Spiegelgläser, wie deren in früherer Zeit viele aus Venedig importirt wurden, in verschwenderischer Fülle zur Schau aus. In der Loge selbst und auf den verschiedenen Stufen finden sich kostbare Polster und Lehnstühle. Diese Loge, oder, wie man sie nennt, dieses *Tâgnumâ*, ist ein Zubehör des Sakou. In vielen Stücken bedient man sich ihrer, sobald gewisse Personen an hervorragender Stelle sichtbar werden sollen. Alsdann gehen und kommen die Schauspieler vom Sakou auf das Tâgnumâ, indem sie von der Plattform, ungeachtet ihrer Höhe, herabspringen. Wenn es noth thut, lassen die Zuschauer es sich eifrigst angelegen sein, ihnen wieder hinaufzuhelfen. In der That sind sie in der, zu dieser Handreichung erforderlichen Nähe; denn mit Ausnahme des Sakou und der Loge, und eines Zwischenraumes von drei oder vier Fuss, den man rings um die Bühne frei zu erhalten sucht, gehört aller übrige Raum dem Publikum, das sich dort niederlässt, wo es will und wo es kann.

Auf beiden Seiten der reservirten Loge, in der ganzen Ausdehnung der Seitenwand, und ebenso auf der entgegengesetzten Seite, sieht man nichts als Logen, mehr oder weniger reich möblirt und geschmückt, je nach dem Geschmacke und den vorhandenen Mitteln der Eigenthümer oder den Hilfsquellen des Tazyèh; aber überall verschwinden Ziegel und Kalk unter den reichsten Stoffen, den kostbarsten Shawl's. Ganze Pyramiden von Porzellan, von den enormsten Vasen aus Kanton bis zu den kleinsten Kaffeetassen, thürmen sich auf kaschemirbedeckten Gerüsten; eine Welt von krystallenen Lampen und Laternen, mit grossen Kosten vom Handel importirten Kronleuchtern, von europäischen Gemälden und, die verschiedensten Gegenstände darstellenden, kolorirten Lithographieen, schichten sich, mischen sich, drängen sich, von allen Seiten. Die hölzernen Stützpfeiler, ganz mit rothen Shawl's von Kerman bedeckt, sind mit Bändern aus kunstreich gearbeitetem Silber und Gold eingefasst. Der Boden verschwindet unter Teppichen aus Kurdistan und Filz von Ispahan und von Yezd. An dem einen Ende des Parallelogrammes bieten mehre über einander gelegte Ränge nicht nur zeitweilig errichteter, sondern zur Konstruktion des Gesammtbaues gehöriger Balakhanèh's oder wirklicher Logen ihre in Holz geschnitzte und wie ziselirte Vorderseite zur Schau, und Alles diess ist Kopf an Kopf mit Menschen angefüllt; an dem andern Ende öffnet sich, was wir nach unseren Begriffen eine Bühne nennen würden: es ist ganz und gar die Anlage eines europäischen Bühnenraumes, nur dass die Kulissen fehlen. Hier sammelt sich dichtgedrängt das Volk, sich dicht auf den Fersen sitzend. Ist diess Alles schön, klassisch schön, kalt und regelmässig schön? Sicherlich nicht; aber wollte man hier Klassizität suchen, so thäte man besser sich gleich zu entfernen. Es ist nicht schön, aber es ist grossartig, prächtig, imponirend, voller Kontraste, die durch ihre Gegenüberstellung frappiren, in vollkommener Harmonie mit dem Publikum, mit dem Zusammenhange von Ideen, dem diess Alles seinen Ursprung verdankt, mit dem vorgesetzten Zwecke. Es ist unmöglich, von diesem Anblicke nicht ergriffen, gerührt, bewegt zu werden, und sich nicht instinktmässig zu sagen, dass hier Alles sehr ernst genommen wird.

Es ward bereits erwähnt, dass die Schauspieler einen sehr geachteten Stand bilden. Die weisen und strengen Mullah's verdammen sie ohne Zweifel, und

würden einem unparteiischen Zuhörer ohne grosse Mühe beweisen, das Werk dieser Schauspieler begründe eine wahrhafte und gefährliche Häresie. Aber das Volk lässt solche Argumentationen unbeachtet; es hat keinen Sinn dafür; es verachtet sie und, wollte man ihm damit zusetzen, so würde es sie übel aufnehmen. Man erspart sie ihm also, und es überlässt sich einer entschiedenen Vorliebe für die Personen, die ihm das gesuchteste Vergnügen von der Welt gewähren. Eine so grosse Begünstigung stachelt den Ehrgeiz auf, und viele Sèyd's setzen sich nicht allein darüber hinweg, eine Meinung zu bekennen, die von derjenigen der eigentlichen Vertreter der Religion sehr verschieden ist, sondern ergreifen selbst den Schauspielerberuf. Das Publikum belohnt sie dafür mit seinem Beifall und empfindet ein um so grösseres Vergnügen und eine um so lebhaftere Erregung, wenn es die Leiden der Märtyrer von Kerbela durch die eigenen Enkel dieser Märtyrer dargestellt sieht. Es erwächst ihm daraus ein unwiderstehlicher Eindruck der Wahrheit, und es lässt sich mit um so grösserer Hingebung rühren und erweichen, wenn es die späten Nachkommen die Schicksale ihrer Vorfahren darstellen sieht.

Nach Maassgabe unserer Aesthetik liesse sich kaum behaupten, dass diese Schauspieler im Allgemeinen gut seien. Sie haben keine Ahnung von theatralischer Konvention. In keiner Weise lassen sie sich Genauigkeit des Kostümes angelegen sein; wenn nur die männlichen Personen Turbane tragen, so ist diess für die Einbildungskraft der Zuschauer ein genügendes Merkmal der arabischen Tracht jener Zeiten. Die weiblichen Personen befestigen ihren Schleier, wie man es heut zu Tage in Bagdad oder in Damaskus thut. Wichtiger ist es, dass Gewänder und Aufputz so reich als möglich seien, sowohl um dadurch die Pracht des Schauspieles zu erhöhen — ein wichtiger Grund! —, wie auch, um den dargestellten heiligen Persönlichkeiten einen grösseren Respekt zu bezeigen. Die Imam's tragen demzufolge Gewänder von Kaschemir, breite grüne Turbane von Seide oder kostbarer Wolle; die Frauen sind bedeckt mit Stickereien, Halsketten, Ohrgehängen. Niemand fragt danach, ob sich die Familie des Propheten wohl so gekleidet habe, deren hervorragendste Tugenden Strenge und Armuth waren; aber hierbei handelt es sich um die Befriedigung des Ideales einer Nation, welche nichts von der arabischen Nüchternheit an sich hat.

In einem Tazyèh wird der Hof des Yezyd dargestellt. Bei dieser Gelegenheit geben sich die Veranstalter der Vorstellung mit grösserer Wahrscheinlichkeit und mehr als gern der Entfaltung alles nur erdenklichen Glanzes und Reichthumes hin. Die vermögenden Familien des Stadtviertels setzen sich selbst in Kontribution, indem sie Alles herleihen, was sie an Schönem und Werthvollem besitzen. Das Sakou ist vollkommen mit den reichsten Teppichen bedeckt; in der Mitte steht eine ungeheuere Tafel, wie es bei den grossen Empfangsfeierlichkeiten der mächtigsten Herren Gebrauch ist, und verschwindet unter dem Porzellan, den silbernen Schüsseln, emaillirten Vasen, mit Zuckerwerk und Konfitüren angefüllten Krystallschalen. Auf dem Tâgnumâ erhebt sich, gelagert auf den kostbarsten Stoffen Syriens, Persiens, Turkestans, Europa's und Indiens, wie eine strahlende Pyramide, der ganze Hofstaat Yezyd's. Obenan der Khalif, in seiner Herrscherglorie, bekleidet mit einem goldenen Gewande; ihm zur Seite Pagen, aus den anmuthigsten Kindern von fünfzehn bis achtzehn Jahren gewählt, und über und über mit Geschmeiden bedeckt: ihre Kopfbedeckungen sind mit Edelsteinen bordirt, ihre lieblichen Gesichter umrahmt von den Perlen-, Smaragden- oder Rubinenschnüren, die einen so vorzüglich reizenden Schmuck der persischen Frauen bilden, ihre Finger mit Ringen beladen. In dem königlichen Tekyèh gelangen hierbei alle Reichthümer der Krone in dieser Weise zur Verwendung, und die Diener Yezyd's

tragen den Werth von mehren Millionen Toman's an sich. Ferner sieht man seine Frauen, ebenfalls durch Kinder dargestellt, mit unbedecktem Gesichte, drapirt mit Mousselineschleiern von Benares, auf rothem, blauem, grünem, orangefarbenem Grunde mit grossen und schweren Gold- und Silberblumen gestickt: Alles strahlt, funkelt, flimmert einem vor den Augen. Aber diese Frauen sind der Menge verhasst, weil sie in dem Augenblicke, da der General Yezyd's, Ibn-Sayd, die heiligen Gefangenen von Kerbela in Ketten vor ihn führt, sich von ihren Plätzen erheben und mit Steinen nach diesen werfen. Soviel über das Kostüm.

Die Haltung des Schauspielers auf der Scene ist keinem Kalkül und keiner Regel unterworfen. Da er von allen Seiten zugleich gesehen wird, hat es keinen Zweck für ihn, eine besonders günstige Stellung zu studiren, um sich in ihr dem Publikum vorzustellen. Er giebt sich, wie er kann, einfach, mit der Würde und Grazie, oder mit der Geberde gewöhnlichen Schlages und der Ungeschicklichkeit, die ihm von Natur zu eigen ist. Aber da der Schauspieler, wie das Publikum, von der Bedeutung des Aktes durchdrungen ist, den er in seiner Rolle respektirt, und bei dem er mit ganzer Seele ist, so entstehen auch hieraus Effekte von eigenthümlicher Art. Er steht unter dem Zauber dieses Aktes; und dieser beherrscht ihn so sehr und so vollkommen, dass man fast stäts Yezyd selbst, den unwürdigen Ibn-Sayd, den ruchlosen Shemr in dem Momente, als sie die blutdürstigsten Schmähungen gegen die von ihnen zu erwürgenden Imam's oder deren von ihnen misshandelte Frauen ausstossen, in Thränen zerfliessen und ihre Rollen unter Schluchzen sprechen hört. Diess erregt weder das Erstaunen noch das Missfallen des Publikums, vielmehr schlägt es sich bei diesem Anblicke die Brust, erhebt unter Anrufung Gottes die Arme und verdoppelt seine Seufzer. Oft aber geschieht es auch, dass die Darsteller unter dem unmittelbar überzeugenden Einflusse des von ihnen angenommenen Charakters sich augenscheinlich mit ihrer Rolle identifiziren, und, wenn die Situation sie hinreisst, so scheint es nicht, als ob sie spielen; sie *sind*, was sie vorstellen, mit einer solchen Wahrheit, einem so vollkommenen Entrücktsein, einem so gänzlichen Selbstvergessen, dass ihr Spiel eine bald erhabene, bald erschreckende Realität erreicht und sie in der, schon von so vielen Eindrücken affizirten Seele des Zuschauers jene leidenschaftlichen Empfindungen wachrufen, die in den papierenen Dramen unserer tragischen Poeten zu suchen mir immer wie die vollendete Lächerlichkeit vorgekommen ist: das Entsetzen, die Bewunderung, das Mitleiden. Hier ist nichts geschraubt, nichts falsch, nichts konventionell; die Natur selbst, die Thatsache spricht zu uns. Ich lasse es unbetont, dass nichts daran gemein sei; denn nie und bei keiner Gelegenheit habe ich in Asien das eigentlich Gemeine angetroffen; aber ich hebe ausdrücklich hervor, dass von der Höhe, bis zu welcher diese Schauspieler den Geist ihrer Hörer hinreissen, nichts ihn wieder herabzuziehen vermag, nichts, selbst nicht der Mangel an Sorgfalt in der Unterdrückung gewisser Geberden oder Betonungen, deren sie sich in der täglichen Gewohnheit des Lebens zu bedienen pflegen. Auch sollte ich denken, dass, wer sich je von dem Unterschiede des wahrhaft Erhabenen und theatralischer Erhabenheit, oder der Majestät eines Merovingers und der eines Louis XIV. Rechenschaft gegeben, ohne Schwierigkeit verstehen wird, was ich meine.

Die Personen der Familie Housseïn's verlassen die Scene nicht anders, als um in den Kampf oder in den Tod zu gehen. Der Grund hiervon leuchtet ein: sie sind von der feindlichen Armee in der Umwallung ihres Lagers von wenigen Zelten eingeschlossen, und das Publikum muss beständig ein sichtbares Zeichen dieser fürchterlichen Situation unter den Augen haben. Sobald sie nicht unmittelbar an der Aktion betheiligt sind, halten sie sich abseits, und man spricht von

ihnen, als wenn sie es nicht vernehmen könnten, ohne zu dem *a parte* Zuflucht zu nehmen. Immer giebt es einen Lehnsessel auf der Bühne, auf welchem der Imam Housseïn und der besondere Held des Stückes sitzen, Niemand sonst nimmt darauf Platz. Es ist diess eine besondere Art eine Person dem vorzüglichen Respekt des Publikum zu empfehlen.

Ein anderes unumgängliches Zubehör eines jeden Schauspieles ist ein Haufen gehackten Strohes, von welchem die Schauspieler sich handvollweise nach Bedürfniss versorgen, um es an die Stelle des Sakou zu bringen, auf welchem sie ihre Rolle zu rezitiren haben. Dieses Stroh stellt den Wüstensand von Kerbela vor, und jeden Augenblick streuen sich, in den besonders tragischen Momenten, die Frauen, die jungen Leute und die Kinder der „Zeltleute" nach einem alten, noch jetzt überall bestehenden Brauche, dieses Stroh, oder vielmehr diesen Sand, auf das Haupt, indem sie sich gleichzeitig heftig mit der Hand auf den rechten Oberschenkel schlagen. Man weiss daher, sobald man den Schauspieler, der im Begriffe ist zu reden, einen Haufen Stroh vor sich aufhäufen sieht, dass er ein neues Unglück zu melden oder eine verzweifelte Rede zu halten haben wird. Sollte er es aber durch Zufall versäumt haben, sich mit diesem unerlässlichen Zubehör zu versehen, so würde es doch der Direktor der Truppe nicht vergessen. Während des ganzen Verlaufes der Vorstellung hält sich der Direktor auf dem Sakou auf, überall gegenwärtig, überall thätig eingreifend. Das Manuskript des Stückes in der Hand, zeigt er Jedem an, was er sagen muss; er überhört von Zeit zu Zeit die Rollen der jüngeren Kinder, um sich zu versichern, dass sie keine Fehler begehen werden. Muss sich ein Held, beim Auszuge in einen hoffnungslosen Kampf, nach orientalischer Sitte in sein Leichentuch hüllen: der Direktor steht ihm zur Seite, das Leichentuch in der Hand, und legt es ihm um. Muss der Held sich seines Säbels bedienen: der Direktor zieht ihm, während er rezitirt, die Waffe aus der Scheide und überreicht sie ihm. Er hält ihm den Steigbügel, um ihn zu Rosse steigen zu lassen. Er ergreift die jüngeren Schauspieler bei der Hand und führt sie an den Platz, wo sie ihre Rollen rezitiren müssen; offen betheiligt er sich an Allem und hat so in der Entwickelung des Drama's seine unumgängliche Rolle.

Ich stelle mir vor, dass bei den Athenern der Chorführer ursprünglich fast dieselben Obliegenheiten erfüllt habe, ohne den Geschmack zu sehr zu beleidigen oder der Illusion Eintrag zu thun. Ueberdiess ist der persische Direktor, gerade wie der griechische Chorag, eine durch ihre Funktionen geheiligte Persönlichkeit. Man betrachtet ihn mit Ehrfurcht; er ist kein Eindringling; fast stäts ist er nicht allein der Veranstalter des Festes, sondern auch der Anordner desselben, nicht selten auch der Verfasser des Drama's. Es kommt vor, dass er, mitten in der Handlung, sich direkt an das Publikum wendet: mit fliegenden Worten giebt er eine kurze Erklärung Dessen, was sich dem Anblicke und der frommen Andacht der Gläubigen darbietet; er regt das Mitleiden an, er ruft die Thränen hervor, die ihm niemals die Antwort schuldig bleiben. In Ermangelung eines Séyd Rouzèh-Khan ist er es oft, der die Gebete spricht oder irgend eine noch unbekannt gebliebene Anekdote erzählt, welche das Martyrium der Imam's oder eines der Wunder betrifft, die zu Kerbela, auf dem Schauplatze dieses Martyriums, stattgefunden haben und noch täglich statt finden. Der Direktor ist nicht allein Anordner, er ist ein geheiligter Dichter; er hat die Autorität eines solchen; und man erweist ihm die diesem gebührende Ehrerbietung. Man bezeichnet ihn übrigens einfach als *Oustad*, oder „Meister", gerade wie einen Handwerker. Sein Titel ist kein erhabener, und er beansprucht keinen anderen, indem er hierin, mitten in einer so alten, so verdorbenen, so anspruchsvollen und titelstolzen Gesellschaft,

die Einfachheit jener jüngeren Epochen nachahmt, in denen ein grosser Maler oder Skulptor nichts anderes als ein *Ymaigier* oder Bildschnitzmeister war. Wenn die Vorstellung einen ausserordentlichen Erfolg erzielt, so geschieht es oft, dass die hervorragendste Persönlichkeit aus der Versammlung der Zuschauer während der Aufführung, und ohne die Schauspieler zu unterbrechen, den Oustad oder Direktor der Truppe mit einer glänzenden Belohnung beehrt; man applaudirt aber nicht und bezeigt keine Bewunderung schöngeistiger Art: man weint, man schluchzt, man schlägt sich die Stirn, und ich habe, mitten unter den Thränen Aller, dem Oustad einen kostbaren Shawl bringen sehen, den er unverzüglich als Schärpe über seinen Hals legte.

Gleichwohl haben auch die Schauspieler eine Art von Verdienst, welches sie auf eine ganz besondere Weise dem unmittelbaren Enthusiasmus des Publikums empfiehlt: es ist ihre Stimme. Die Hauptdramen unter den Tazyèh's sind im Volksdialekte geschrieben. Jene in anderen Dichtungen so beliebten und gesuchten arabischen Worte, die der einfache Mann vom Markte, der Soldat, die Frauen nicht verstehen würden, kommen hier nicht vor; wohl aber kann man aus ihnen eine Menge der altvertraulichsten Redensarten, der geläufigsten Wortverkürzungen sammeln, mit einem Worte, alles Das, was die gewöhnlichste und alltäglichste Sprechweise ausmacht. In ganz gleicher Weise bediente sich das griechische Theater mit ungeschränkter Freiheit jener Atticismen, die von den Autoren, als der lebendigen Sprache angehörig und der Menge verständlich, bevorzugt, nachmals unter der Feder ihrer Kommentatoren ein so gelehrtes und abstruses Ansehen erhalten haben.

Diese Volkssprache ist hier zur Abfassung kurzer und anmuthiger lyrischer Verse verwendet, die nach einer Art ziemlich geschickt gearbeiteter Melodie gesungen werden. Sie wimmelt von eigenthümlichen Tonfällen und Portamenten. Man hat in diesem Gesang ohne Begleitung eine Nachahmung der persischen Nachtigall versucht, deren Modulationen einfacher als die der unseren und von sehr melancholischem Charakter sind, und diese Klagelaute der Natur mit den verschiedenartigen Tönen der weinenden und seufzenden Menschenstimme vermählt. Die Wirkung dieser Gesänge ist von grösster Eindringlichkeit, und verursacht, selbst ohne dass man die Worte versteht, einen so lebhaften Eindruck der Traurigkeit, dass man wider seinen Willen gerührt wird. Es giebt auch Zwiegesänge und bisweilen Chöre, aber nach orientalischem Gebrauche stäts im Unisono. Im Allgemeinen sind die am reichsten mit solchen Tonfällen gezierten Rollen zugleich die der Hauptpersonen, die sich deshalb, wie auch aus manchen anderen Gründen, in den Händen der besten Sänger der Truppe befinden. Das Publikum kennt die Namen dieser Virtuosen, und man sucht sie sehr. Jede Truppe wünscht sie an sich zu fesseln, und man bezahlt sie nach besten Kräften. Aber nur die wichtigsten Personen des Drama's, die Imam's und die Heiligen, die Propheten und die Engel, singen. Die verhassten Personen, wie die des Ibn-Sayd, Yezyd, Shemr, singen nicht. Sie deklamiren nur, und diess verleiht der Dichtung ein Element der Mannigfaltigkeit, welches einen ähnlichen Effekt erzielt, wie die Prosa in den Dramen Shakespeare's.

Noch bedarf der Erwähnung eine gewisse Kategorie von Akteuren, die eigentlich keine Schauspieler sind, aber eine ausserordentliche Wirkung auf das Publikum ausüben. Es sind Kinder von drei bis sechs Jahren, oft Enkelinnen der vornehmsten Familien, die in Begleitung ihrer Lélèh's oder Erzieher, das Sakou besteigen, um in der Familie der Imam's zu figuriren. In den Augen des Volkes scheint nichts verdienstlicher, und nichts vermöchte den Kindern und

selbst ihren Eltern allgemeinere Segnungen zuzuziehen, als diese Art von Weihe, welche, indem sie dieselben zugleich in der Idee und in Wirklichkeit der Familie der Heiligen zugesellt, ihnen selbst den Abglanz der Heiligkeit zu Theil werden lässt. Nichts ist rührender als der Anblick dieser Kleinen, wenn sie in Gewänder aus schwarzer Gaze mit weiten Aermeln gekleidet, das Köpfchen bedeckt mit kleinen runden schwarzen, mit Silber oder Gold gestickten Kappen, auf dem Körper des Schauspielers niederknieen, der den Märtyrer des Tages darstellt, ihn umarmen, und sich zum Zeichen des Schmerzes mit ihren kleinen Händen statt des Sandes mit gehacktem Stroh bestreuen. Die Kinder können sich mit dem vollen Interesse, welches ein Spiel ihrem Alter einflösst, frei bewegen; aber sie glauben nicht zu spielen und sind sichtlich von der Empfindung erfüllt, dass sie einen ernsten und wichtigen Akt ausüben. Es kann bezweifelt werden, ob sie einen deutlichen Begriff davon haben, was sie thun, wo sie sind, was sie vorstellen; dazu sind sie zu jung; aber sie verstehen im Ganzen, dass es sich um etwas Trauriges und Feierliches handelt. Sie halten sich, indem sie sich die Hand reichen, oder auch allein, auf dem Platze, den sie einnehmen sollen; die Arme gekreuzt, in ehrerbietiger Haltung, empfangen sie den Segen des Imam Housseïn; ihre kleinen Gesichter sind würdevoll und ernst; nichts zerstreut oder stört sie, und das ganze grosse Publikum, das sie mit Schluchzen, Weinen und Wehklagen umgiebt, scheint für sie nicht vorhanden zu sein.

Ich habe ein kleines, sehr liebliches Mädchen von vier Jahren, das Kind angesehener, den Imam's sehr ergebener Eltern, mit mehr als stummem Spiele auf dem Sakou figuriren gesehen: sie hatte Verse auswendig gelernt, füllte eine thätige Rolle im Drama aus, griff Yezyd mit Schmähungen an, erlitt das Martyrium und ward als todt auf eine Bahre gelegt, ganz ruhig, die Augen geschlossen, mit grossem Pompe rund um das Tekyèh getragen, ohne von Allem im mindesten beirrt zu werden. Sie spielte mit wirklichem Feuer, und zeigte erst Schüchternheit, als man sie, in den Armen ihres Lélèh, mir zuführte.

Aber genug der Beschreibungen; es gilt ein Bild zu zeigen. Das Tekyèh ist von unten bis oben gefüllt. Es ist gegen Ende Juni. Man erstickt fast unter dem ungeheueren Zeltdache. Die Menge nimmt Sorbet und Kaffee zu sich und raucht Kalians. Ein Derwisch besteigt das Tekyèh und stimmt einen Lobgesang an. Das Brustschlagen beginnt. Seine Stimme ist wenig fortreissend, er macht keinen Eindruck und die Gesänge schlafen ein. Er scheint es zu merken, er hält inne, steigt vom Sakou und verschwindet. Die Stille will wieder eintreten, als ein grosser und starker Soldat von dem Regimente Maragha, ein Türke, die Stimme des Donners anzunehmen scheint und mit verdoppelten Schlägen die Resonanz seiner mächtigen Brust erweckt. Ein anderer Soldat, ein anderer Türke, aber vom Regimente Karabâgh, ebenso zerlumpt, wie der erste, nimmt den zweiten Vers auf, das Brustschlagen beginnt mit Präzision von Neuem. Während fünf und zwanzig Minuten wird die keuchende Menge von diesen beiden Männern fortgerissen und zerschlägt sich aus Leibeskräften. Die monotone, aber scharf rhythmisirte Melodie berauscht sie; die Schläge erzeugen ein dumpfes, tiefes, regelmässiges Geräusch, welches aber noch nicht Jedermann befriedigt. Ein junger Neger, dessen äussere Erscheinung den Hammal oder Packträger ankündigt, erhebt sich inmitten der dichtgedrängten Menge; er wirft seine Kappe ab und singt mit voller Stimme, indem er seine beiden Fäuste im Takte auf seinen geschorenen Kopf fallen lässt. Er war kaum zehn Schritte von mir entfernt, und ich verfolgte jede Bewegung seiner Gestalt; er ward bald aschfarben und seine Lippen erhielten ein blasses Violett; je mehr er sich entfärbte, desto mehr erregte er sich, schreiend und wie auf einen Ambos schlagend. Er fuhr während ungefähr zehn

Minuten so fort; aber als die beiden Soldaten nicht weiter konnten und der Schweiss ihnen von der Stirn floss, begann der nicht mehr von zwei präzisen und mächtigen Stimmen geführte und angefeuerte Chor zu schwanken und sich zu verwirren; ein Theil der Stimmen schwieg und der Neger, als wenn ihm jeder äussere Stützpunkt versagte, schloss die Augen und liess sich erschöpft auf seinen Nachbar sinken. Jedermann schien für ihn viel Mitleid und Hochachtung zu empfinden. Man legte ihm Eis auf den Kopf und reichte ihm Wasser. Aber er war ohne Bewusstsein, und es bedurfte einiger Zeit, um ihn wieder zu sich kommen zu lassen. Als diess geglückt war, dankte er zart und höflich allen denen, die sich um ihn bemüht hatten.

Sobald sich die Ruhe wieder ein wenig hergestellt hatte, bestieg ein Mann in einem Rocke von grüner Baumwolle das Sakou. Er hatte durchaus nichts Bemerkenswerthes in seiner Persönlichkeit, und schien nichts weiter als ein Bakal oder Marktkrämer zu sein. Nicht allein war seine äussere Ausstaffierung sehr vernachlässigt und abgetragen, sondern auch seine sehr gewöhnliche Figur zeigte nichts weiter als einen mittelmässig gepflegten, ziemlich langen und schlecht gekämmten Bart, und jenen Ausdruck einer abgefeimten Schlauheit und sophistischen Phantasie, welche, bei dem gewöhnlichen Perser, die Stelle unseres groben gesunden Menschenverstandes vertritt. Die linke Hand in seinen Gürtel gesteckt, mit pedantischer Miene, streckte er die rechte auf den Rand des Sakou, mit dem Anstande eines Professors, indem er Sorge trug nicht mehr als drei Finger ausgespreizt zu halten, und richtete diese Worte an die Menge:

„Ich sehe euch sehr zufrieden, o Muselmänner, dass ihr da ganz nach eurem Gefallen im Schatten sitzen könnt, und ihr meint, dass das Paradies schon weit vor euch offen steht. Wisset ihr denn, was das Paradies ist? Ein Garten, ohne Zweifel; aber ihr könnt euch doch einen solchen Garten nicht vorstellen. — Ihr werdet mir sagen: „Vater, sage uns, wie er ist.“ — Glaubt ihr, dass ich es nicht weiss? Kein Zweifel, ich bin nicht darin gewesen; aber genug Propheten haben davon gesprochen, und Engel haben davon Nachrichten gebracht. Ich beschränke mich trotzdem darauf, dass ich euch sage: alle braven Leute werden bequem darin Platz finden, denn er hat eine Länge von dreimal hundert und dreissig tausend Meilen. Wenn ihr mir das nicht glaubt, erkundigt euch selbst! Da ich aber nun unter braven Leuten bin, so erkläre ich euch, dass es dazu nicht genügt, den Koran des Propheten zu lesen (Gottes Heil und Segen über ihn)! Es genügt nicht, Alles zu thun, was dieses göttliche Buch befiehlt; es genügt nicht, in die Tazyèh's zu kommen und Thränen zu vergiessen, wie ihr es täglich thut, ihr Hundesöhne, die ihr nichts Nützliches wisst; sondern es ist auch nöthig, dass ihr eure guten Werke (möchtet ihr solche thun können! aber ich zweifele sehr daran!) im Namen und zu Ehren Housseïn's thut. Housseïn, ihr Muselmänner, ist die Pforte des Paradieses; Housseïn, ihr Muselmänner, erhält die Welt; Housseïn, ihr Muselmänner, ist der Quell alles Heils! Ruft: Hassan, Housseïn!“

Die ganze Menge schreit: O Hassan! O Housseïn!

— „Gut so! Und jetzt noch einmal:“

— O Hassan! o Housseïn!

— „Bittet Gott, dass er euch in der Liebe Housseïn's erhalte. Auf, rufet zu Gott!“

Die ganze Menge erhebt mit einem Ruck die Arme zum Himmel und ruft mit dumpfer und lange nachhallender Stimme:

— Ya Allah! O Gott!

Der Père Maillard oder der Petit-père André haben nicht anders gepredigt. Dieser Mensch, in seinen Manieren gemein, konnte in seiner Weise für beredt gelten. Er hatte etwas Durchdringendes in seiner Stimme, in seinem Auge, in der Gebärde; und das Publikum, seinerseits, war so geneigt sich ergreifen zu lassen.

Die Predigt fuhr fort, als ein Trommelwirbel, der schrille Ton von Pfeifen, Trompeten und Zinkenstösse sie unterbrachen, und, Alles beherrschend und übertönend, der feierlich prächtige Ton der Kerna's erscholl. Der Prediger stieg vom Sakou und verschwand. *Kerna's* sind lange kupferne Trompeten von fünf bis sechs Fuss Länge, denen man einen auf sehr beträchtliche Entfernung vernehmbaren Ton entlockt, den ich mit nichts besser zu vergleichen wüsste, als mit dem Klange einer Glocke. Für gewöhnlich dröhnen zwei oder drei Kerna's zu gleicher Zeit: es ist ein völliges Glockenläuten. Man sagt, der Erfinder der Kerna's sei Djemshyd gewesen; es ist ein Vorrecht des Königs und der Fürsten, sie erschallen zu lassen, und überall, wo sich eine Person von fürstlichem Range findet, hört man früh und spät diesen feierlichen Klang. Die den Imam's geweihten Tazyèh's haben dasselbe königliche Vorrecht. Der Ton des Kerna und der kriegerischen Klänge der Regimentsmusik verkündeten die Ankunft der Schauspieler und den Beginn des Stückes. Ich werde in einem folgenden Hefte dieser Blätter seinen Inhalt mittheilen, damit sich der Leser über die den Tazyèh's von mir zugeschriebene Bedeutung ein eigenes Urtheil bilden könne. Es handelt sich um das Stück, welches den Titel führt: „Die Hochzeit des Kassem."

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XIII. Die Frage der Vivisektion im Deutschen Reichstage.

Ein Stück Kulturkampf.

Von Bernhard Förster.

Der *„Deutsche Reichstag"*, als eine ideale Einrichtung betrachtet — die oft unerfreuliche Wirklichkeit zuvörderst bei Seite gelassen — würde zu bezeichnen sein als eine Vereinigung weiser, kenntnissreicher, reifer Männer, welche zu ernster Arbeit zusammentreten, um mit den verwaltenden Behörden des Deutschen Reiches, diese letzteren berathend und kontrollirend, in selbstloser Hingebung die Wohlfahrt des Volkes zu fördern. Der seinen Reichstagsabgeordneten wählende deutsche Mann wird — sofern er überhaupt dabei denkt — sich offenbar Das denken müssen, dass in den Händen des von ihm Gewählten materielle und moralische Wohlfahrt des Landes, Religion, Sitte und Kultur am besten gewahrt sind; er würde in hohem Maasse unwillig werden, gelänge es ihm begreiflich zu machen, dass heilige, allgemein gültige Satzungen, die nicht erst gestern erfunden wurden, sondern schon seit Urväter Zeiten bestanden haben, dass wesentliche Elemente unserer ethischen Grundanschauungen und unseres Glaubens von den betreffenden Reichsboten geringschätzig behandelt, wohl gar hohnlachend bei Seite gelegt wurden; — zur Entrüstung würde sein Unwille sich steigern, wenn er sähe, wie

bei diesem recht unritterlichen Sprunge über die geweihten Schranken der Moral und der Urväter-Weisheit, ja selbst der Logik und des gesunden Menschenverstandes, die Vertreter der Regierung mild lächelnd zusehen, wohl auch am Zerstörungswerke mithelfen.

Soviel es nun auf mich ankommt, soll nichts unterlassen bleiben, diesen gerechten Unwillen, diese heilige Entrüstung zu steigern, ob sie sich vielleicht hier und da zur helfenden und befreienden That verdichte. In dieser Arbeit begrüsse ich den Reichstag selbst als meinen besten Bundesgenossen, der in der letzten Session alles gethan hat, was nur menschenmöglich war, um eine scharfe Kritik herauszufordern. Die groben Verstösse gegen die in der guten bürgerlichen deutschen Gesellschaft üblichen Regeln der Schicklichkeit, wohl zurückzuführen auf die zahlreichen nicht-deutschen Elemente im „Deutschen" Reichstage, haben das Ansehen des letzteren vor dem ganzen Lande schwer erschüttert; — glücklicher Weise! — möchte ich sagen; denn diese Thatsache erleichtert mir meine Kritik eben dieses „Reichstages" gegenüber der Frage der *Vivisektion.*

Lassen wir zuvörderst den Thatbestand selbst in aller seiner Unbefangenheit sprechen.

Am 23. Januar dieses Jahres fand die 32. Plenarsitzung des deutschen Reichstags statt. Nach anderen Berathungen unwesentlicher Art erfolgte die Besprechung einer Reihe von Petitionen, und nachdem die Bittschrift des Berliner Lederhändlers Philippi, welcher die von ihm importirte eingesalzene *„Schweineleber"* in die Kategorie des *frischen Fleisches* gerechnet wissen wollte, dem Reichskanzler „zur Berücksichtigung" überwiesen worden war, gelangte eine Reihe von Petitionen zur Berathung, durch welche strafgesetzliche Bestimmungen *gegen den Missbrauch der Vivisektion* herbeigeführt werden sollten.

Man achte auf die Bescheidenheit dieser Petenten: sie sprechen nicht von Abschaffung der Vivisektion; sie wollen nur, dass, sofern sich Missbräuche bei der Vivisektion konstatiren lassen, diese auf dem einzig möglichen Wege beseitigt werden.

Die eingesalzene Schweineleber des Lederhändlers Philippi hatte Gnade vor den Augen der Kommission gefunden, die bescheidenen Wünsche unserer Petenten zu Gunsten der edelsten, treuesten, klügsten, liebenswürdigsten Thiere fanden kein Gehör. Die Kommission, welche diese Bittschriften vorher zu berathen hatte, schlug vor „über dieselben zur Tagesordnung überzugehen", also aus den parlamentarischen Rothwälsch in's Deutsche übersetzt, sie schlechtweg unbeachtet, unbesprochen zu lassen! — Gesalzene Schweineleber, das lohnt schon; — aber tagelange entsetzliche Marter eines treuen Pudels oder eines klugen Dachshundes, — nicht der Rede werth! Was diesem abgekürzten Verfahren ein leidliches Aussehen von Berechtigung geben sollte, war natürlich die sogenannte „Wissenschaft", und es waren besonders zwei meines Wissens in der Wissenschaft sehr hervorragende Männer, welche der Wissenschaft das bedingungslose Recht zuerkannten, jene grässlichen Hekatomben zu fordern: Herr von Köller und Herr von Manteuffel.

Indessen trotz des Kommissionsantrages *„auf Tagesordnung"* führte diese einschneidende Kulturfrage doch zu einer lehrreichen Debatte. Der erste Redner war Freiherr von Minnigerode, welcher sich an jenem Tage den Namen eines „Freiherrn" in noch höherem Maasse verdiente, denn fürwahr *frei* ist der *Herr* von der unerträglichen Phrasendrescherei der Bildungsphilister; und wenn

wir ihn als echten „Edelmann“ bezeichnen, so meinen wir, dass er sich, wenn irgend einmal so an jenem Tage als einen hervorragend *edlen Mann* bewiesen hat. Als er in seiner warmempfundenen Rede die männlich schönen Worte gesprochen hatte, *„sein Standpunkt sei der der Barmherzigkeit gegen die Kreatur, besonders gegen die der Vivisektion am häufigsten geopferten Thiere, die Hunde, welche die treuesten Gefährten des Menschen seien, treuer oft, als der Mensch selbst“*, — da lachten die Abgeordneten auf der *linken* Seite des Hauses, die nämlichen Abgeordneten, welche eine halbe Stunde zuvor mit grossem Ernste die „Schweineleber“ des Lederhändlers Philippi dem Fürsten Reichskanzler zur Beachtung empfohlen hatten. Gleichzeitig mit diesem, das Anstandsgefühl und die Moral der linken Seite des Hauses ehrenden Gefühlsausbruche scheinen sich „unsere jüdischen Mitbürger“ auf der Journalistenbühne in so wenig bescheidener Weise benommen zu haben, dass der Präsident des „hohen Reichstags“ — erfahrungsmässig einer der langmüthigsten Menschen — ihnen mit Entfernung drohen musste.

Hierauf sprachen alternirend die Herren Möller aus Königsberg und Virchow aus Berlin für die Nothwendigkeit der Vivisektion mit dem bekannten Refrain von der alleinseligmachenden sogenannten „Wissenschaft“. Herr von Kleist-Retzow, eine der ritterlichsten und festesten Gestalten des modernen preussischen Adels, redete klar wie immer und mit gewohnter Energie gegen dieselbe; Herr Windthorst ebenfalls, wennschon nicht mit der Schneidigkeit, die man sonst an ihm kennt. Es sprach aber auch der *Kultus-Minister* des Hohenzollernstaates, dessen sehr beachtenswerthe Aeusserungen wir zu registriren haben. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Studien (Herr von Gossler hat Jurisprudenz studirt und ist bislang Verwaltungsbeamter gewesen) müsse er bitten, gar nicht erst zu untersuchen, ob etwa Missbräuche bei den vivisektorischen Versuchen in den Laboratorien vorkommen. Eine solche Möglichkeit sei bei der Qualität deutscher Professoren (Ludwig, Cohnheim, du Bois-Reymond etc.) völlig ausgeschlossen; die deutsche Wissenschaft stehe zu hoch, als dass sie eine solche Maassregelung verdiene etc. — Diese Aeusserungen, von welchen man gerne glauben und wünschen möchte, dass sie nicht gethan wären, brachten dem Minister nicht nur den zweifelhaften Beifall derselben Linken ein, welche bei den Worten des Herrn von Minnigerode gelacht hatte, sondern er musste es auch am andern Tage erleben, dass ihre bekannten Pressorgane ihn mit ihrem ausgesuchtesten Lobe verfolgten — es war nicht unverdient!

Nun war die Debatte zu Ende, und es stimmten alle „Liberalen“, einige Mitglieder des Centrums und auch mehre Conservative gegen den Antrag des Herrn von Minnigerode, welcher eine einfache Untersuchung der in den manigfachen Petitionen gerügten Uebelstände für wünschenswerth erklärt hatte.*)

Also die Vertretung der deutschen Nation in der höchsten berathenden Körperschaft lehnt es ab, eine von Tausenden von deutschen Bürgern gestellte Bitte, welche dahin geht, dass die etwa bei den vivisektorischen Experimenten in den physiologischen und pathologischen Laboratorien vorkommenden Missbräuche

*) Nachträglich erfahre ich, dass Herr Dr. August Reichensperger sich ebenfalls zum Worte gemeldet hatte, um mit Entschiedenheit gegen die Vivisektion zu sprechen, aber durch den Schluss der Debatte an seinem Vorhaben gehindert wurde. Die Frage wird noch öfters zur Behandlung kommen, und so richte ich im Namen der Tausende von Gesinnungsgenossen die herzliche Bitte an den verehrten Mann, dieser tief ernsten Sache das nächste Mal seine bewährte Kraft zu widmen und zu einer siegreichen Beendigung dieses wahrhaftigen *„Kulturkampfes“* beizutragen.

B. F.

zu bestrafen seien, auch nur zu untersuchen. Die Bittsteller werden einfach abgewiesen. In welcher Form, unter welchem Titel? — fragen wir erstaunt. Die manigfachen Antworten laufen auf Eins hinaus: Man solle die *Freiheit der Wissenschaft* nicht beeinträchtigen!

Wer ist jene „*Wissenschaft*", welche eine so bedingungslose „Freiheit" zu thun und zu lassen, was sie will, für sich in Anspruch nimmt? Mag es sich dieser Begriff gefallen lassen, genauer von uns untersucht zu werden.

Das Streben nach Wahrheit, nach immer genauerer Erforschung der Gesetze, durch welche die Dinge bestehen, nach welchen sie auf einander wirken, das unersättliche hungrige Verlangen nach stäts höher gesteigerter Erkenntniss ist einer der höchsten, der echtesten, menschlichsten Triebe. Bei fortgesetzter Erkenntniss ist es unvermeidlich, dass diess Streben nach Erkenntniss der Welt, ihrer Kräfte und Gesetze, sich daran gewöhnt auch kleine Wegstrecken als Etappen zu dem letzten grossen Ziele zu betrachten; immer deutlicher wird es dem Einzelnen, dass die Arbeit eine ungeheure, endlose ist, dass man sie theilen muss, um dem Einen diese, dem Andern jene Provinz zur Erforschung zu überlassen. So entstehen die sogenannten „*Wissenschaften*", die bisweilen kraus und seltsam genug aussehen, aber unsern Anspruch auf Achtung haben, wenn sie sich als berechtigte Theile der Gesammtwissenschaft der Philosophie ausweisen. Einen Zweck in sich selbst mögen diese Unterabtheilungen wohl für den Forscher haben, der sein volles Genügen darin findet: — in dem Plane einer „*Erziehung des Menschengeschlechtes*" zu immer grösserer philosophischer Klarheit, Tiefe des Glaubens und Reinheit der Sitte haben sie nur relativen Werth.

Nun begegnen uns auf diesem Gebiete der „Spezialforschung" Erscheinungen so bizarrer, ungeheuerlicher Art, dass wir nach einer Erklärung derselben zu suchen haben. So z. B. giebt es eine gewisse wissenschaftliche Sammelthätigkeit, deren Vertreter man neuerdings auch Philologen — nicht zu verwechseln mit den echten Freunden des Logos — nennt, und welche alles Ernstes von dem unbedingt wissenschaftlichen Werthe ihrer Untersuchungen spechen. Diese Art philosophischer Schatzgräber, die „froh ist, wenn sie Regenwürmer findet", zeigt vielfach Freude an allerhand boshaften Streichen und an giftigem Gezänk, wie um den augenfälligen Beweis zu liefern, dass eine Beschäftigung, die so wenig veredelnd wirkt, nur in sehr bedenklichem Sinne als Wissenschaft angesehen werden kann. Doch ist es im Grunde noch immer eine harmlose Menschenklasse; verführen werden sie nur Köpfe, an denen die echte Wissenschaft ohnehin nichts verliert, denn ihre Methode und ihr Inhalt ist von einer bodenlosen Trivialität und langen Weile; im Schimpfen sind sie freilich Virtuosen, aber das ist auch der einzige Kummer, den sie bei all ihrer emsigen Thätigkeit Andern anthun. Weit schlimmer sind die Detaillisten einer andern Art: die neue Schule der sogenannten Physiologen; denn ihre Thätigkeit macht sie zu wirklichen *Thätern*, ja Tödtern. Die genannte Wissenschaft an sich nennen wir mit höchster Achtung: ins Innere der Natur einzudringen, dem Leben seine Gesetze ablauschen zu wollen — es ist ein erhabenes Ziel, ein echt wissenschaftlicher Trieb. *Als Wissenschaft nun soll sie frei sein*, frei in dem Sinne, wie das Wort überhaupt bis jetzt verstanden worden ist und allein verstanden werden kann, frei in ihrem Denken und in dem Aussprechen ihrer Resultate, frei in ihren Annahmen, Zweifeln und Lehren, frei in ihrer Verbreitung. Auch frei in allem ihren Thun, welches dem Adepten der Wissenschaft etwa in den Sinn kommt? Eine solche Behauptung, welche man früher vermuthlich einfach als Wahnsinn bezeichnet hätte, aufzustellen, war unsrer verworrenen Zeit vorbehalten. Also um ein gleichviel wie hohes Resultat des Wissens zu erlangen, soll mein Thun völlig frei, d. h. ungehemmt durch die Schranken der

Moral, der Sitte, des Glaubens sein? Dem Psychologen fällt es ein, es für wissenschaftlich werthvoll zu erklären, zu wissen, wie ein unmündiges Kind sich benimmt, wenn man seinen Eltern vor seinen Augen den Kopf abschlägt, und er besteht auf Durchführung dieses „wissenschaftlichen" Experimentes. Ein Andrer wird von Wissbegierde geplagt, zu erfahren, mit welcher Quantität Dynamit eine Mine geladen sein müsste, um das physiologische Laboratorium in B. oder L. zu zerstören, und will in der „Freiheit" der „wissenschaftlichen" Forschung nicht gehindert sein. Wenn diese Beispiele noch wie Uebertreibungen aussehen, so vergleiche man doch die zahlreichen ähnlichen Fälle aus den Werkstätten unserer „wissenschaftlichen" Physiologen damit; der Unterschied ist in der That nicht mehr gross, und die Scheu Menschenleben zu opfern ist ja wenigstens von Einem der gelehrten Physiologen bereits überwunden worden! Ernst von Weber, Grysanowski, Christoph Schultz, Fr. Zöllner, und wie die edlen Männer, die Vertreter echter Wissenschaft heissen, haben sich der peinlichen und doch leider so nothwendigen Aufgabe unterzogen, die grauenhaften Vorgänge zusammenzustellen, welche eine irregeleitete Wissenschaft im Namen der „freien Forschung" gegen das Lebende, gegen die Heiligkeit der Natur und der Moral verbrochen hat. Was da in den Laboratorien der Professoren, was in Folge dessen in den stillen Kammern der unreifen Schüler derselben, unbewacht vor sich geht, das hat lange aufgehört den Ehrentitel „Erkenntniss der Wahrheit" beanspruchen zu dürfen; es handelt sich da nicht mehr um wirkliche Forschung und Entdeckung, sondern um endlose Wiederholung des längst mit mehr oder minderem Glücke Erforschtem, zur Einübung der grausamen Handgriffe für immer weitere Wiederholungen oder für den leichtfertigen Gewinn nichtiger und widersprechender Resultate aus brutalen Spielereien der gereizten Martersucht, wofür Polizei und Strafrichter am Platze sind. Möchte der Tag bald kommen, da diese ihres Amtes walten können!*)

Ich meine also, dass ein Abgeordneter, wie wir ihn uns recht bald in die vertretenden Körperschaften wünschen, etwa Folgendes nach der Rede des Ministers von Gossler hätte erwidern können:

„Die Petenten verlangen ja zuvörderst noch sehr wenig; sie wollen ja nur die *Missbräuche*, welche bei den Vivisektionen vorkommen, beseitigt wissen, noch gar nicht die Vivisektion selbst. Nun meine ich freilich, dass man über das Maass der fraglichen Forderungen hinausgehen, die Vivisektion an sich bekämpfen, wenigstens ihre Einschränkung auf das geringste Maass beantragen kann. Insoferne habe ich nichts dagegen einzuwenden, dass meine Herrn Vorredner, selbst der Herr Minister von Gossler, die Wünsche der Petenten als gegen die Vivisektion direkt gerichtet anzusehen scheinen. Ich wende mich also gegen die von meinen Vorrednern in's Feld geführten Gründe. Man giebt dort wohl zu, dass es schlimm ist, sensible Thiere unter entsetzlichen Martern zu opfern, aber man hält es für ein nicht abzuweisendes Opfer, welches den hohen Zielen, der *„wissenschaftlichen*

*) Dem Jahresberichte des Hannöver'schen Filialvereins gegen die Vivisektion entnehmen wir Folgendes:

„Schliesslich hat der *Londoner Congress* die Vivisektoren noch vor das Gericht geführt. Professor Goltz-Strassburg hatte einen Hund mit treparnirtem Schädel und halb zerstörtem Gehirn mit nach London gebracht (es scheint, dass vivisecirte Thiere jetzt zum Handgepäck der Physiologen gehören) und Professor Ferrier in London hatte an einem in gleicher Weise verstümmelten Affen demonstrirt, dass die Folgen nicht die von Goltz behaupteten, sondern *andere* wären. Die Berichte der Fachblätter hierüber hatten die Sache kund werden lassen, und Ferrier wurde wegen Vergehen gegen das Vivisektions-Gesetz vor den Strafrichter gestellt. — Der Prozess ist am 17. November 1881 verhandelt, und da beschworen wurde, dass nicht Ferrier selbst (sondern sein College Yeo) die Vivisektion vorgenommen, so musste er freigesprochen werden."

Erkenntniss“ gebracht werden muss. Nun kann ein hohes erstrebenswerthes Ziel verwerfliche Mittel zwar nicht „heiligen“, wie man sich wohl wenig geschmackvoll genug auszudrücken pflegt, aber es kann uns allerdings bestimmen, etwas gelten zu lassen, was, ohne zur Erreichung eines hohen Zweckes zu dienen, nimmermehr zu dulden wäre. Nehmen wir an, dass wirklich eine tiefgehende folgenreiche Erkenntniss in Aussicht stünde, dass die Wahrscheinlichkeit vorliegt, die Natur wolle und werde sich uns enthüllen, und wir könnten einen tiefen Blick in das Wesen vitaler Vorgänge thun: dann — aber erst dann — träte die Frage uns nahe, ob an der Pforte der Erkenntniss ein grosser, genialer Forscher, den selbständige Geistesarbeit soweit geführt, zur Hebung des letzten Riegels die Schwelle des Geheimnisses mit dem Opferblute eines Lebenden besprengen dürfe? Freilich würde hierbei sofort die zweite Frage aufgestellt werden können: „Wenn es Euch, Ihr Herrn Physiologen, wirklich so tiefer heiliger Ernst mit Eurer Erkenntniss der animalischen vitalen Funktion ist, und Ihr der Wissenschaft durchaus Opfer gebracht wissen wollt, — warum nicht einen aus Eurer Mitte?? Ihr erklärt die Sache Eurer Wissenschaft für hoch und heilig — so dient Ihr doch in Gottes Namen mit Eurem Leben! *hic Rhodus, hic salta!*“

In dem Satze: „Die Wissenschaft fordert solche Opfer“ — liegt indessen eine recht erkennbare *petitio principii*, die Aufstellung eines Axioms, welches thatsächlich keines ist. Was Ihr da in Euren Laboratorium treibt, ist doch bestenfalls nicht die Wissenschaft, sondern etwa eine kleine Seitengasse, die in dem Gesammtplane wohl gar entbehrlich wäre. Die wahre Wissenschaft aber fordert vor Allem zu ihren Dienern ganze Männer, welche edel und einfach empfinden, den Muth haben, den Erscheinungen scharf ins Auge zu sehen, ihnen das Wesentliche abzulesen verstehen und das so Erfasste in kausalen Zusammenhang bringen, bis sie an einer letzten Stelle ankommen. An diese letzten Stellen, die wir Grundsätze, Prinzipien, Axiome nennen, rütteln wir zuvörderst nicht weiter. Nun ist in dem Gewoge von Thatsachen der Werth der Einzelerscheinungen vielfach ein recht zweifelhafter, sie tauchen auf, verschwinden wieder, und wir werden den für einen recht untergeordneten Diener der Wissenschaft halten müssen, dem die Erforschung alles und jedes Details für so unbedingt werthvoll gilt, dass er ihr jedwedes Opfer bringen möchte — selbst das seiner Sittlichkeit. „„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!““ Gehörte zu den Requisiten der wissenschaftlichen Forschung die unmenschlichste Grausamkeit, müssten ihre Diener Henker und Folterknechte sein, so könnten wir eine solche Wissenschaft nicht mehr als Kulturmacht gelten lassen. Die Veredelung und Erziehung des Menschengeschlechtes wird durch das einseitige Wissen nicht allein bewirkt, wir wollen gleichzeitig Moral und Charakter entwickeln. Wir verabscheuen ein unmoralisches, glaubensloses, charakterloses Aufsammeln von Erkenntnissen und Wissen. Die Wissenschaft unsrer Tage ist ohnediess arg degradirt, vielfach zu einer rein mechanischen sammelnden Thätigkeit herabgesunken; sie hat sich viel zu sehr und zu einseitig in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gestellt und damit so bedenkliche Einseitigkeiten wie die Vivisektion hervorgerufen; eine echtere Erzieherin des Volks ist denn doch die Kunst, welche gerade von Staatswegen in wahrhaft nationaler, verständnissvoller Weise in diese ihre Rechte eingesetzt werden muss.

Das schlimmste und verabscheuenswertheste Argument indessen haben unsere Gegner aus der *praktischen Seite* der Frage hergeholt. Also um Menschenleben vielleicht erhalten zu helfen — bewiesen ist es noch nicht — soll man aufs unbarmherzigste und schonungsloseste gegen Leben und Gefühle der Thiere wüthen dürfen? Teuflischer habe ich noch niemals argumentiren hören. Hiergegen pro-

testiren wir im Namen echter Humanität und Toleranz und einer wahren Liberalität der Gesinnung. Wollen Sie, meine Herren auf der Linken ruhig, heiter und so schmerzlos leben, wie es armen Erdensöhnen nur immer möglich ist, — so kann ich Ihnen einen besseren Weg zeigen, der nicht über Tausende von ächzenden blutenden Hunden und nicht über die Leichen unserer Mitgeschöpfe geht: werden Sie Anhänger der natürlichen Lebensweise; geniessen Sie soviel reine Luft als Sie haben können, meiden Sie Alkohol und Nikotin in jeder Form, meiden Sie die dem Menschen unnatürliche Fleischkost. Dann werden zwar viele der berühmten Aerzte feiern, aber die Menscheit wird sich im Ganzen wohler fühlen und leichter im Stande sein ihre grossen Aufgaben zu erfüllen.

Also weder die angeblich bedrohte „Freiheit der Wissenschaft", noch das „Wohl der Menschen" erfordern diese blutigen Hekatomben stöhnender Thiere. Vielmehr wäre es für Menschen, welche „wissenschaftliche" Erkenntniss oder leibliches Wohl um diesen entsetzlichen Preis erkaufen wollen, besser, sie wären nicht geboren. *Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?*"

Erst wenn einmal ein Abgeordneter etwa in dieser prinzipiellen, unbefangenen und rückhaltslosen Weise spräche — unbeschadet des Beifalls, den wir den trefflichen Worten der Herrn von Minnigerode, von Kleist-Retzow und Windhorst zollen — würden wir in der höchsten berathenden Körperschaft unseres Vaterlandes die echtesten Kulturinteressen mit dem Maasse von Treue, Kenntnissen und Beredtsamkeit vertreten glauben, dass wir Vertrauen zu ihr gewönnen. Vielleicht würde sich eine solche Versammlung auch einen Präsidenten wählen, der das an der denkbar unpassendsten Stelle ausbrechende Gelächter einer schlecht erzogenen Minorität zu unterdrücken im Stande wäre.

Aber eine Frage stellen wir noch zu guter Letzt an unsere Leser: auf welcher Stufe politischer und sittlicher Bildung steht ein Volk, das in den Reichstag solche Männer entsendet, Männer, welche in einer der einschneidendsten Kulturfragen zunächst eine beleidigende Leichtfertigkeit, dann einen grauenhaften Mangel an Verständniss für den Kern dieser Frage bekunden?

Haben wir Deutschen wirklich eine „Kultur"? Haben wir einen Glauben? Gott bessere es! —

Geschäftlicher Theil.

Da die PARSIFAL-Aufführungen am 26. und 28. Juli c., welche nur von Mitgliedern des PATRONATVEREINS besucht werden dürfen, vollständig besetzt sind, können neue Mitglieder mit Aussicht auf Eintrittsberechtigung zu diesen Aufführungen in den Verein nicht mehr aufgenommen werden, und wir erlauben uns, die Nichtmitglieder auf die öffentlichen Aufführungen hinzuweisen.

Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele.

NB. Das April-Stück der „Bayreuther Blätter" erscheint in der dritten Woche des nächsten Monates.

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

April. Viertes Stück. 1882.

Inhalt: — Brief an H. von Wolzogen. Von Richard Wagner. — Luther und die Bauern. Von Heinrich von Stein. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XIV. Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft. 3. Zur Säkularfeier Fr. Fröbel's. — Geschichtlicher Theil: Mittheilungen aus der Gegenwart (Litteratur. Unsere vegetarischen Mitglieder). — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. —

Brief an H. v. Wolzogen.

Mein lieber Freund!

Im nächsten Herbst werden es fünf Jahre her sein, dass Sie auf meine Bitte sich mir aufopferungswillig zur Seite stellten, um bei einem erneueten Versuche der Gründung eines Patronates für die praktische Durchführung meiner Idee mir zu helfen. Wir sind nun soweit, nicht zwar die letzte Erreichung des Zieles, so doch einen Abschluss unsrer Bemühungen dafür in das Auge fassen zu sollen.

Namentlich Ihrem Antheil an diesen Bemühungen ist es gelungen, eine weitere Kenntniss von jener meiner Idee zu verbreiten, als es mir bisher, selbst durch die Vorführung der Bühnenfestspiele vor sechs Jahren, gelungen war. Gerade mit dem Innewerden dieser Fortschritte hatten wir uns jedoch auch davon zu überzeugen, dass wir auf dem eingeschlagenen Wege der Werbung von Patronen nicht zu unserem nächsten praktischen Ziele, der Ermöglichung neuer Bühnenfestspiele, gelangen konnten. Der theilnehmenden Ungeduld meiner Freunde hatte ich endlich durch den Entschluss zu begegnen, die Aufführungen des „Parsifal", um diese bereits in diesem Jahre 1882 zu ermöglichen, zugleich dem allgemeinen Publikum, unter den gewöhnlichen Bedingungen der Zulassung zu öffentlichen Aufführungen, stattfinden zu lassen. Dem bisherigen Patronatvereine habe ich demnach, praktisch aufgefasst, die

Beschaffung der Mittel für den Angriff einer Unternehmung zu verdanken, auf welche ich, in der Annahme einer weiteren Betheiligung des grösseren Publikums, gefahrlos mich einlassen konnte. Den neuesten mir zugekommenen Berichten nach, scheint jede Gefahr eines finanziellen Misserfolges bereits beseitigt zu sein, sodass zu erhoffen steht, ich würde, nach der Einlösung meiner Verpflichtungen gegen den Patronatverein, mich in den Stand gesetzt sehen, selbständig die begonnene Unternehmung damit fortzusetzen, dass ich alljährlich, auf dem nothgedrungen nun betretenen Wege der vollkommenen Oeffentlichkeit derselben, die Bühnenfestspiele in Bayreuth wiederhole.

Zu diesen Wiederholungen bestimme ich für das nächste einzig Aufführungen des Bühnenweihfestspieles „Parsifal“, und es geschieht diess aus einem äusserlichen wie einem innerlichen Grunde. Der äusserliche betrifft die Einträglichkeit solcher Aufführungen, sobald diese nirgends anders, als einzig nur unter meiner Aufsicht in Bayreuth, dem Publikum dargeboten werden; der innerliche Grund, aus welchem jener äusserliche selbst eben nur sich bestimmt hat, betrifft dagegen den durchaus unterschiedlichen Charakter dieses meines Werkes, welchem ich die Benennung eines Bühnenweih-Festspieles zu geben mich veranlasst fand. Hierüber haben Sie, mein Freund, in diesen unseren Blättern sich bereits so richtig ausgesprochen, dass ich dem nichts weiter hinzuzufügen für nöthig halte, als etwa den Hinweis auf die Veranlassungen, welche den „Ring des Nibelungen“ dem Bühnenfestspielhaus in Bayreuth entführten, welchen ich aber für den „Parsifal“ jede Bestimmung meiner Entschlüsse schon dadurch unmöglich gemacht zu haben glaube, dass ich mit seiner Dichtung eine unseren Operntheatern mit Recht durchaus abgewandt bleiben sollende Sphäre beschritt.

In welcher Weise die einzigen Aufführungen des „Parsifal“ in Bayreuth den Hoffnungen dienen können, welche ich wohlwollenden Freunden erweckt habe, und die nun von diesen sorglich festgehalten werden dürften, nämlich den Hoffnungen auf die Begründung einer „Schule“, — wird sich aus dem Charakter dieser Aufführungen und der Umstände, unter denen sie stattfinden, leicht ergeben. Schon jetzt sah ich mich, der im Laufe eines Monates beabsichtigten vielen Aufführungen wegen, veranlasst, namentlich die anstrengendsten Partieen mehrfach zu besetzen, um so jedenfalls der Störung durch mögliche Erkrankungen vorzubeugen: es ward mir diess leicht, da ich die Zusage jedes der talentvollen Künstler, um deren Mitwirkung ich warb, gern und willig erhielt. Dieser freundliche Umstand hat es mir eingegeben, für jetzt und in Zukunft die Bayreuther Bühnenfestspiele jedem mir bekannt werdenden begabten Sänger als Uebungs-Schule in dem von mir begründeten Style zu eröffnen, was mir im praktischen Sinne zugleich den Vortheil gewährt, durch eine hierfür getroffene Uebereinkunft den störenden Einwirkungen der, unter den bestehenden Theaterverhältnissen sehr erklärlichen, eifersüchtigen Rangstreitigkeiten der Künstler vorzubeugen. Der Vorzüglichste wird sich nämlich sagen, dass, wenn er heute zurücktritt, er dem für ihn eintretenden Genossen in

jeder Hinsicht ein bildendes und förderndes Beispiel giebt; von dem Geübtesten wird der weniger Erfahrene lernen, ja, an den Leistungen des Andern sogar ersehen, was zur Vervollkommnung der allgemeinen Kunstleistung überhaupt noch fehlt. In diesem Sinne würde ich die besten Sänger jährlich zu Uebungen berufen, die ihnen hauptsächlich nur dadurch förderlich sein können, dass sie sich gegenseitig selbst beobachten und belehren; wogegen diejenigen von diesen Uebungen von selbst ausgeschlossen sein würden, welche in ihrer Gegenüberstellung eine Kränkung ihrer Ranges-Ehre ersehen dürften, wie sie Theater-Intendanten gegenüber zu einer nicht ganz undünkelhaften Maxime geworden ist.

Ich halte nun gerade alljährliche Wiederholungen des „Parsifal“ für vorzüglich geeignet, der jetzigen Künstler-Generation als Schule für den von mir begründeten Styl zu dienen, und dieses vielleicht schon aus dem Grunde, weil mit dem Studium desselben ein nicht bereits durch üble Angewohnheiten verdorbener Boden betreten wird, wie diess bei meinen älteren Werken der Fall ist, deren Aufführungs-Modus bereits den Bedürfnissen unsrer gemeinen Opernroutine unterworfen ward. Nicht ohne Grauen zu empfinden könnte ich jetzt nämlich mich noch der Aufgabe gegenübergestellt sehen, meine älteren Werke in gleicher Weise, wie ich diess für den „Parsifal“ beabsichtige, zu Musteraufführungen für unsere Festspiele vorzubereiten, weil ich hierbei einer erfahrungsgemäss fruchtlosen Anstrengung mich zu unterziehen haben würde: bei ähnlichen Bemühungen traf ich, selbst bei unsren besten Sängern, als Entschuldigung für die unbegreiflichsten Missverständnisse, ja Vergehen, auf die Antwort meines *reinen Thoren*: „Ich wusste es nicht!“ Dieses Wissen zu begründen, hierin dürfte unsre „Schule“ bestehen, von welcher aus dann erst auch meine älteren Werke mit richtigem Erfolge aufgenommen werden könnten. Mögen die hierzu Berufenen sich finden: jedenfalls kann ich ihnen keine andere Anleitung geben, als unser Bühnenweihfestspiel. —

Wenn ich nun für alle die Theilnehmungen, welche uns bis zur Ermöglichung dieser Festspiele verholfen haben werden, mit innigster Werthschätzung derselben mich dankbar verhalte, sehe ich andrerseits doch auch den Zeitpunkt gekommen, welcher die gegenseitigen Verpflichtungen unserer Vereinigung löst. Sie selbst, mein Freund, haben zuletzt in unsern Blättern mit tiefem Verständniss der hierbei zu berührenden allerernstlichsten Anliegenheiten sich ausgesprochen. Mussten wir darauf verzichten, die Möglichkeit der Fortdauer unsrer Bühnenfestspiele aus dem Vermögen eines Patronatfundus' zu gewährleisten, und sahen wir uns genöthigt, sofort bereits die Beisteuer des allgemeinen Publikum's in Anspruch zu nehmen, dessen Beitrag nicht mehr der Verwirklichung einer Idee gilt, sondern für einen Theaterplatz gezahlt wird, so ist, wie Sie diess sehr richtig erfanden, das Band der bisherigen Vereinigung unsrer Freunde zu einer nur noch rein theoretischen Beziehung geworden. Zu einer solchen haben bereits unsre „Bayreuther Blätter“ hinübergeleitet, nachdem wir sie Anfangs nur zu Mittheilungen über den Fortgang unsrer

Unternehmung, sowie wohl auch zur Klärung des Verständnisses derselben bestimmt hatten. Da nun zu jeder Erkenntniss zweies gehört, nämlich Subjekt und Objekt, und für unsern Gegenstand als Objekt unser Kunstwerk gestellt war, so war eine Kritik des Publikums, dem das Kunstwerk vorzuführen war, als des Subjektes nicht zu übergehen. Ja, es musste uns endlich eine vorzüglich gründliche Untersuchung der Eigenschaften des Publikums nicht minder zweckmässig dünken, als dem grossen Kant die Kritik der menschlichen Urtheilskraft erschien, als er aus dieser Kritik erst richtige Schlüsse auf die Realität oder Idealität der Welt als Objekt zu ziehen sich getrauen vermochte. Durch die Nöthigung zu einer Kritik des Publikums, ohne welches die Existenz namentlich eines dramatischen Kunstwerkes gar nicht zu denken ist, geriethen wir von unserm nächsten Zwecke scheinbar soweit ab, dass gewiss auch mir schon vor länger eine gewisse Bangigkeit davor ankam, wir möchten vor unseren Patronen nicht mehr an der rechten Stelle stehen. Was hierin Unverhältnissmässiges lag, dürfte nun verschwinden und zu einem durchaus deutlichen Verhältniss sich gestalten, sobald die „Bayreuther Blätter“ ihrer ersten engeren Bestimmung entrückt, und offen der ihnen nun erwachsenen, weiteren Bestimmung zugeführt werden. Als Herausgeber dieser sonach erweiterten Monatschrift, deren Tendenz Sie kürzlich gewiss recht zutreffend bezeichneten, werden Sie zu dem Publikum etwa in dieselbe Lage gerathen, in welche ich für meine Bühnenfestspiele nach der Einlösung meiner Verpflichtungen gegen den Patronat-Verein versetzt sein werde. Vielleicht treffen wir Beide dadurch auf das Richtige, schon weil es unter den obwaltenden Umständen das einzig Mögliche erscheint. Gern werde ich, was ich an Mittheilungen aus den von mir betretenen Gebieten der Kritik des „Subjektes“ noch schulde, an Sie einzig zur freundlichen Verwendung für die „neuen Bayreuther Blätter“ abliefern, und diess vielleicht dann mit weniger Befangenheit, als jetzt, wo ich manchen unserer geneigten Patronen gegenüber oft wohl etwas zu weit ausschweifte. Immerhin aber muss ich glauben, dass eben in der Kritik des Publikums die weiteste Ausschweifung aufweckender und deutlicher wirken dürfte, als — wofür wir uns hüten müssen — zu enge Einzwängung in das, wegen zu nahe liegender Bekanntschaft damit, einschläfernde sehr Gewohnte. Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Uebersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen! Vor Allem scheuen wir uns vor jedem Behagen, selbst bei Vegetarierkost! —

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr

Palermo, 13. März 1882. **Richard Wagner.**

Luther und die Bauern.

Von
Heinrich von Stein.

Wieland. In Noth bin ich, doch lehrte mich Noth,
dem Jammer mich zu entschwingen.
Schwanhilde. Schmiedest du Waffen, starker Schmiedt,
zu Streit und Kampfe zu steh'n?
Wieland. Waffen schuf ich für meinen Feind!
Nicht wüsste ich zum Kampfe zu steh'n!
Schwanhilde. O Wieland! Künstler! Was wirkst du nun,
um Freiheit dir zu erwerben?
Wieland. Ein Werk wirk' ich,
das soll mir helfen.

R. Wagner, Wieland der Schmiedt, als Drama entworfen III, 3.

Wer es nur völlig ernst nähme mit den besten und tiefsten Empfindungen, welche ein Werk Wagner's, in edelster Vorführung, in ihm erweckte, dem könnte es unmittelbar hierdurch unmöglich werden, fernerhin an den nur scheinbar gleichgiltigen, im tiefsten Grunde aber mörderischen Alltäglichkeiten des Lebens Theil zu nehmen und also der grossen Lüge heutiger Zivilisation sich mitschuldig zu machen; ja, möglich wäre es uns, als einer in diesem Sinne muthvoll geeinten Genossenschaft, in der That schon einen weiten Abstand zwischen einer solchen Gemeinde und jenem Trugbilde moderner Wirklichkeit uns zum Bewusstsein und der Welt gegenüber zum Ausdruck zu bringen. In jedem Falle ist das der historischen Kultur verlorene Paradies idealer Menschlichkeit in der deutschen Kunst deren Jüngern wiedergewonnen, und kann denselben auch bei der Rückkehr in die Wirklichkeit des Lebens nicht völlig wieder verloren werden. Doch aber ist es ihnen bei solcher Rückkehr nicht ohne bitteren Kampf fernerhin zu besitzen gegönnt; der Gegensatz der ihnen selber ihr Gebahren abermals aufnöthigenden Zivilisation vermag sie zwar nicht mehr zu beirren, aber wohl zu peinigen: denn an Stelle der freudigen Gewissheit, welche uns im Anhören und Anschauen des Kunstwerks durchströmte, tritt nun das in die Ferne weisende, entfremdende Bewusstsein eines traumhaft entlegenen Ideals. Da, in dieser uns Alle noch befangenden Lage würden wir Eines dankbar froh empfinden, wenn sich nämlich auch in der noch der Kunst fremden Welt, unklar und unter mannigfachen Unformen und Vorbehalten, dennoch Regungen zeigten, welche ein gleiches Verlangen nach einer milderen, menschlichen Gestaltung des Lebens, der Gesellschaft aussprächen: solche Regungen also, wie sie der Meister im dritten Abschnitte von Religion und Kunst namhaft gemacht hat. Diese Regungen, durch welche die Wirklichkeit aus sich selbst unseren Ideen sich zugestaltet, scheinen einzig thatsächlich zu bekunden, inwiefern der illusionäre Traum des Kunstwerks als reformatorisches Ideal angesehen werden dürfe,

und tragen also dazu bei, jener Pein seiner Anhänger ein Ende zu machen. Dennoch bringen sie auch eine neue Gefährdung der idealen Sache mit sich. Wohl darf eine Bewegung in den Massen, welche auch nur die entfernteste, elementare Uebereinstimmung mit unseren Absichten erkennen lässt, unseren Muth stärken zu getrostem Festhalten, zu immer kühnerer Ausbildung des Ideals; wollten wir uns aber derselben soweit hingeben, dass wir ein gewaltiges, augenblickliches Gelingen dem im Einzelnen rein bewahrten Gehalte jener Ideen selbst vorzögen, so hätten wir die erhabene Pflicht unbesonnen verkannt und übermüthig unser eigenes Werk vernichtet: der daherbrausende Bergstrom zertrümmert die Planke, welche doch an sich so wohl geeignet war, dereinst auf dem weiten, ruhigen See zum sicheren Kahne zu dienen. — Leben und Kunst derart harmonisch zu gestalten, wie im Kunstwerk selbst Lichtwelt und Schallwelt zu einer Harmonie vereinigt sind: so dass also das alltägliche Dasein der Exaltation des künstlerischen Eindrucks etwan entspräche, wie das Bild des szenischen Vorgangs dem durch die Klänge des Orchesters erregten visionären Zustande des Beschauers entspricht, und demnach, wie hier das Drama durch den Athem der Musik, so dort die allgemeine Kultur durch den Geist der Kunst beseelt erschiene; dieser Gedanke einer Regeneration der Menschheit aus dem erwachten und gestalteten Gemüth enthält zwar den Anspruch auf universelle Wirklichkeit, würde aber durch voreilige Verwirklichungen entwürdigt werden und sodann, in seinem idealen Gehalte geschädigt, auch seiner hoffnungsvollen Gewalt beraubt sein.

Die Geschichte der deutschen Reformation belehrt uns in dieser Beziehung entscheidend über das Verhältniss der Idee des Einzelnen zu den etwan in Regungen der Gesammtheit sich ausdrückenden historischen Möglichkeiten. Diese Belehrung erscheint um so werthvoller, als sie Gelegenheit giebt, den tiefen, inneren Zusammenhang zu erwägen, welcher That und Gedanken des deutschen Künstlers mit dem Werke Luther's verbindet.

Zunächst ergiebt diesen inneren Zusammenhang eine Beachtung der feindlichen Mächte, welchen Luther's Auflehnung in der That gegolten hat. — Nicht ohne Widerstreben waren wir zu belehren, dass es ein Gewebe fremder, undeutscher Zivilisation sei, welches dem deutschen Gemüthe den Lebensathem hemmt; ebendasselbe Gewebe, dessen künstliche Textur dem grübelnden Verstande durch ihre immer peinlichere Verfeinerung als intellektueller Fortschritt erscheint; dasselbe, dessen Fäden wir angesponnen sahen, wenn italienische und französische Renaissance die Gewaltsamkeit blutgieriger Dynasten mit bildnerischen Zierlichkeiten umkleiden und verhüllen. Nun erkannte der deutsche Mönch zuerst in dem Glanze römischer Kunst den Verfall der katholischen Religion, in jenen Tagen seines Aufenthalts zu Rom, welche ihn innerlich bereits zum Reformator machten. Dass dann 1517 den Zorn des Wittenberger Beichtigers der Seelenraub entflammte, dessen Entgelt schliesslich der künstlerischen Prachtliebe Leo des Zehnten zu Gute kam, mag noch als Zufall angesehen werden. Wie viel jedoch dieser Zufall für Gesinnung und

Absicht Luther's bedeute, erhellt aus Titel und Inhalt seiner hauptsächlichen reformatorischen Schriften. Hier ruft er gegen die *babylonische Gefangenschaft* der Kirche Kaiser und Adel *deutscher Nation* auf: schon diese Worte allein offenbaren einen allgemeineren Inhalt der ursprünglichen Reformation, als er sich später in dem Unterschied der Bekenntnisse ausgeprägt hat. Die Aufforderung des Reformators an den deutschen Adel zur Aufhebung der römischen Zehnten und zur volksthümlichen Gestaltung der heimischen Verhältnisse ist fast ohne jede Beziehung auf eine dogmatisch-kirchliche Spaltung, und gar innerhalb des deutschen Volkes, wie sie doch einzig, im Verlaufe, aus jener Anregung hervorging. Und die Schärfe der lutherischen Kritik traf den Götzendienst des lateinischen Kultus, sowie das gleissende Aeussere des Papstes und der Prälaten, noch ehe das Eingeständniss eines prinzipiellen Gegensatzes der Lehre dem ordenstreuen Mönche von den Gegnern abgedrungen ward. Wie hätte Luther jemals zweifeln dürfen, dass seine Lehre vom erlösenden Glauben die katholisch-christliche sei? Mit gleicher Sicherheit aber bezeichnete er das ersichtlich unchristliche Element der Kirche in dem Auftreten und Aussehen der römischen Hierarchie. Die Vergleichung derselben mit Babel, eingegeben durch die Erzählungen und Prophetien des alten Testaments, ist in der That historisch noch weit bedeutsamer, als sie es im Sinne des Schriftstellers zunächst sein konnte. Wir ermaassen im Studium der Racengeschichte des Grafen Gobineau, wie in ähnlichem Sinne, obschon unter wechselnden Verhältnissen, schwarze und weisse Race sich miteinander in universellen Zivilisazionsformen beständig auszugleichen versuchten, als deren erste am Horizonte der Vergangenheit die assyrisch-babylonische erscheint — beständig auch neue Einmischung arischer Stämme diese Formen vernichtet oder umgewandelt hat, bis endlich deren letzter, die Germanen, zwar das römische Reich zu einem fränkisch-hohenstaufischen umgestalteten, jedoch die lateinische Zivilisation als katholische Kirchenherrschaft annahmen. Man könnte demnach sagen, dass gegen den immer gleichen Feind nochmals ein heroisch-germanischer Instinkt in Luther erwacht sei; inzwischen nimmt diese dem deutschen Geiste feindliche Kultur, zwar unter dem Einflusse einer solchen Regung, aber doch schliesslich von derselben ungehemmt, die jesuitisch-romanische Form an, welche seit der Renaissance die modernen Jahrhunderte beherrscht.

Aber wir erkennen auch unmittelbar in dem, was uns von Luther's Werk noch heute ersichtlich ist, *deutsche Art* als den Sinn seines Wollens. Was nämlich besagt auch heute noch die Vergleichung eines lutherischen mit einem päpstlichen Gottesdienste? Beide seien in möglichst ursprünglicher Gestalt uns vor Augen: dieser auf italienischem Boden, jener administrirt von einem unmittelbaren Nachahmer der Reformatoren, einem schlicht evangelischen, kräftig begeisternden Prediger. Sogleich erscheint das Verhalten der Gemeinde als ein in beiden Fällen geradeswegs entgegengesetztes. Die Schaustellungen einer römischen Messe erzielen sich, bei günstigem Erfolge, ein in stummem

Anstaunen gefesseltes Publikum; dagegen jede Handlung des protestantischen Ritus, sobald ihr die volle eigene Betheiligung der Gemeindeglieder abgeht, unmittelbar als gänzlich sinnlos erscheinen muss, da derselben eben ein etwa auch dann noch reizvoller, äusserer Anschein von vorneherein fehlt. Hier spricht die Gemeinde mit dem Geistlichen die Formeln der Liturgie, und verstummt sie vor dem Evangelium und dessen Auslegung, so ist ihr Schweigen beredt in der Mitbewegung andachtsvoller Gedanken; die Weihe des Sakraments, bei dem Opfer der katholischen Messe ein leis geheimnisvoller Vorgang, wird, nach Luther's ausdrücklicher Anweisung, durch den lauten Gesang der Einsetzungsworte vollzogen; und hierauf das Sakrament nicht angebetet, sondern völlig ausgetheilt; erklingt nun aber Orgel und Gemeindegesang, so drückt diess den Geist der frommen Vereinigung in dem Maasse deutlich aus, dass nach dem Charakter dieses Gesanges ein jeder Hinzutretende unwillkürlich und untrüglich die religiöse Gesinnung der Gemeinde beurtheilt. Luther's Wort: „alle die sind rechte Pfaffen, und halten wahrhaftig rechte Messe" überzeugt uns in solchen Klängen mit unwiderstehlicher Gewalt; in diesen begeistert sich äussernden, deutschen Männern und Frauen ist sein reformatorischer Gedanke *„von der Freiheit eines Christenmenschen"* Wahrheit und That. Versuchen wir indessen auch noch die weitere historische Ausdeutung dieses Vorgangs, so schweift die Erinnerung in die entlegenste germanische Vergangenheit zurück. Denn hier erscheinen auf einmal jene durch den modernen deutschen Gelehrten wissenschaftlich als Utopien nachgewiesenen Schilderungen, welche von der Gemeinde deutscher Vorzeit in ihrer Andacht, Rechtsübung und Wahrhaftigkeit Tacitus überlieferte, neu belebt, wirklich und gewiss, wenn auch nur hier so unverfälscht, und auch hier nur auf einen Augenblick. Freie, dass heisst der Knechtung durch leibliche Noth sich enthebende Menschen, welche gemeinsam einen erhabenen Gedanken hegen und diesem Ausdruck zu geben wissen, dort wie hier, wenn wir von den näheren, äusseren Bestimmungen dieses ihres gemeinsamen Gedankens absehen. — Wer sich noch ferner gerne mit dergleichen Utopien befasste, fühlt sich dann wohl gar in solchem Anblick abermals des von Goethe einer unerschlossenen Zukunft ahnungsvoll entnommenen Bildes gemahnt, welches wir, in unserer Auslegung der Wanderjahre*), als einen schönen Typus menschlicher Regeneration im Geiste der Musik betrachteten.

Jedoch gedachten wir auch bereits, dass die hier symbolisch zu ersehenden Anregungen des Reformators zu deutscher Umgestaltung der Kultur kaum irgendwie zu ihrem Rechte gekommen seien. Er selbst ward seines Werkes nicht froh. Wenn nicht in jedem deutschen Herzen das Evangelium widerhallte, so war die gerade Meinung eines Luther schmerzlich enttäuscht, und während Anderen die in immer mehren deutschen Städten und Ländern eingeführten, rituellen und konfessionellen Neuerungen genug thaten, sah er mit tiefer Bekümmerniss die Spaltung seiner Nation, sah ihre Zerrüttung durch

*) Bayreuther Blätter, 1881. Seite 229.

innerdeutsche Kriege voraus. Daher ergriff ihn bitterer Unmuth bei jenem Reichstags-Abschied von Augsburg, welcher den Politiker nicht überraschen konnte; und wenn sich gar Unsicherheiten, Zweifel und Streit unter den wenigen Freunden erhoben, flammte sein Zorn hell auf, wie der eines Verzweifelnden. Insbesondere erfahren wir, dass Wittenberg, die Stadt der Reformation, ihm in Gesinnung und Leben, in Handel und Wandel gar übel reformirt erschien und arg missfiel: wir hören, dass er im Alter habe den Ort verlassen wollen, und wenn er schnell von diesem Entschlusse wieder abstand, so scheint diess mehr aus Todesmüdigkeit geschehen zu sein, denn etwa aus frohem Herzen oder zum Guten umgewandelter Ueberzeugung*).

Die ersten Spuren nun dieser Stimmung Luther's seinem Erfolge, seinem Werke gegenüber sind in Aeusserungen aus der Zeit des Bauernkrieges ersichtlich. Als er das Evangelium, auf welches sich die Bauern beriefen, durch deren Thun entwürdigt sah, entschloss er sich zwar überschnell, diesem Uebel zu steuern, und „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" im Namen des Evangeliums aufzutreten; aber er wusste auch, dass er hiermit einem andern, schlimmen Uebel anheimfiel, nämlich der Ungunst des deutschen Volkes. Hinfort galt er der Menge für einen Fürstenknecht, die Kirchenvisitation der nächsten Jahre für ein reaktionäres Beginnen; „Herren, Pfaffen und Bauern", klagt er, „seien jetzt zugleich wider ihn und drohen ihm den Tod." Auch scheint er wirklich einmal zu jener Zeit in unmittelbare Leibesgefahr unter dem erregten Volke gerathen zu sein, und gewiss ist, dass er nicht vor einer solchen geflohen wäre. Lesen wir doch schon in jenem berühmten Briefe, in welchem er dem Kurfürsten seinen Entschluss kundgab, gegen die Schwarmgeister in Wittenberg aufzutreten, ein Entschluss, welchem dann das Verhalten gegen die Bauern genau entsprach: „Mich hat auch selbst der Jammer also getrieben, dass, wo ich nicht gewiss wäre, dass lauter Evangelium bei uns ist, ich verzaget hätte an der Sache. Ich wollt's auch, wenn es könnte sein, mit meinem Leben gern erkauft haben." Für so unheilvoll hielt der Reformator die Wendung, welche es in dieser Epoche und insbesondere durch den Bauernkrieg mit der Predigt des Evangeliums in Deutschland nahm.

Hätte er sich aber demnach ein froheres Alter und besseres Gelingen bereiten können, wenn er sich anders entschied, wenn er für die Bauern eingetreten wäre und sich an die Spitze einer deutschen Revolution gestellt hätte? Dass sein Wort vor allem die allgemeine Erregung Deutschlands bewirkt, und insbesondere den Geist der Selbständigkeit im niederen Volke geweckt hat, kann nicht bezweifelt werden; das Volk hatte, vielleicht mehr als jemals sonst in Deutschland oder anderswo geschehen, die reformatorischen Gedanken dieses einen Mannes mitgedacht, wie die vor dem Bauernkrieg namenlos im Lande umlaufenden unzähligen Flugschriften bewiesen; war es

*) M. Köstlin, Martin Luther II, 593 ff.

nicht nun auch sein Werk, was die zu vollbringen gedachten, die gegen Bischöfe und Fürsten sich erhoben?

Wollen wir, auf diese Uebereinstimmung hin, die Absichten der Aufständischen eingehender prüfen, so begünstigt uns der Umstand, dass ihr berühmtestes Manifest, die zwölf Artikel, uns erhalten sind. Auf dieses hat auch Luther zunächst nicht durchaus ablehnend geantwortet. Konnte diese Schrift doch sogar, von dem weniger bewanderten Leser, fast für ein Werk Luther's selbst gehalten werden, so sehr sind hier die evangelischen Forderungen betont, so milde sind im Ganzen diese Artikel gefasst, und kaum einem fehlt das ihn bestätigende Bibelwort. Zwar weicht die Art und Weise dieser letzteren Berufungen sehr von derjenigen Luther's ab, und wurde auch vor allem von diesem in seiner *„Ermahnung zum Frieden"* getadelt; beharrte er bis zum Starrsinn auf dem einzelnen Worte, so sollten vielmehr die Anführungen der Artikel allgemeinere Uebereinstimmungen mit dem Sinne christlicher Lehren und den Formen urchristlicher Gemeinden hervorheben. Diess aber ist dem Theologen, welcher dieselben vielleicht erst nachträglich gesammelt hat, sehr wohl gelungen. Ja, wir lernen den Geist einer Bewegung, welche sich zu einem solchen Manifest bekannte, schätzen, wenn hier das Begehren nach erwählten, evangelischen Pfarrherrn durch das Beispiel der Wirksamkeit des Paulus unterstützt wird, und der neunte Artikel mit seinem besonders inständigen Verlangen nach einem Strafrecht anstatt des Frevels der willkürlichen Bestrafung sich auf die „christliche Haustafel" Eph. 6. beruft. Vor allem ist unseres Erachtens der berühmteste dieser Sätze von der Aufhebung der Leibeigenschaft durch Luther's Einwand, hier sei die — von ihm gemeinte — „geistliche Freiheit mit fleischlicher Freiheit vermengt", nicht widerlegt. „Es ist der Brauch bisher gewesen," so lautet der Beginn des dritten Artikels, „dass man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen dass uns Christus alle mit seinem kostbaren, vergossenen Blute erlöst und erkauft hat." — Der achtsame Leser der Wagner'schen Schriften erinnert sich, dass schon in „Kunst und Revolution" die positive Bedeutung des Christenthums in die nachdrückliche Belehrung gesetzt wird, inwiefern wir gleich und Brüder seien; in anderer Form ist diess dann wieder in „Heldenthum und Christenthum" ausgesprochen und damit begründet: dass die einzige, den Menschen in allen verschiedensten Abarten und Verhältnissen als Menschen bezeichnende Eigenschaft die Fähigkeit zum bewussten Leiden sei, und demnach das diese Fähigkeit als erlösende That darstellende, göttliche Beispiel den Begriff einer Menschheit einzig zugleich bestimme und weihe. Wie nun eine solche Ansicht sich zu den gründlichsten Erwägungen und weitesten Aussichten heutiger Politik verhalte, sagten die ersten „Ausführungen zu Religion und Kunst": Wir müssen ein völliges Unverständniss derselben von demjenigen erwarten, welcher seinen Ernst noch irgend einer der politischen Parteiungen und Diskussionen zuwendet. Man erwäge nur, mit welchem Hohne die Politiker aller Fraktionen das Programm einer Partei

begrüssen würde, welches einen in dem angegebenen Sinne christlichen Satz an die Spitze stellte, ebenso eigenthümlich etwa, so schön und innig ausgedrückt, wie der angeführte Artikel der Bauernschaft es ist. Was aber aus dieser vergleichenden Annahme für die Bedeutung der deutschen Revolution in den Tagen Luther's folge, leuchtet ein. — Nun haben wir oben insbesondere den nationalen Sinn der Luther'schen Kirchenreformation kenntlich zu machen uns bemüht, und dass dem Geiste seiner Auflehnung gegen das Papstthum die Gesinnung der aufständischen Bauern verwandt war, als unbezweifelbar erwähnt. Hier ersehen wir, dass beide Regungen nicht nur der gleiche Feind einte, sondern sogar, recht verstanden, ein gemeinsames Ziel denselben eigen gewesen zu sein scheint. Wir bezeichnen dieses gemeinsame Ziel mit dem bereits geschilderten Bilde einer deutschen, freien Gemeinde. Wie nämlich die Vereinigung edel begeisterter und laut theilnehmender Genossen als die charakteristische Form des protestantischen Ritus Luther's Absicht und Gesinnung heute noch am deutlichsten ausspricht, so muss das durchaus gleiche Wort zum zusammenfassenden Ausdruck der Gesinnung der zwölf Artikel angemessen bedünken: dieselben bezeichnen als das Ideal der Bauern — den Luther's geistiger Freiheit eines Christenmenschen entsprechenden leiblichen Zustand des deutschen Volks. — Als Einwand gegen das Recht der Bauern wäre hiernach nur dieses übrig, dass sie nicht aufrichtig und wahrhaft nach dem Inhalte der Artikel sich gehalten hätten; diese Ansicht werden wir als den Kern der Abneigung des Reformators gegen sie sogleich nachweisen und weiter verfolgen. Inzwischen bleibt die historische Thatsache gewiss, dass fast alle Bauernschaften sich zu jenem Manifeste bekannten, auch noch im Verlaufe des Kampfes, da man die Artikel dem erst später hinzugetretenen Müntzer obwohl irrthümlich, doch sehr allgemein zuschrieb*); und die Annahme, dass sie sich auch wirklich mit den hier ausgesprochenen Forderungen begnügt haben würden, ist, da nicht eine einzige dieser Forderungen von den Fürsten jemals gewährt wurde, jedenfalls unwiderlegt. Diese Thatsache erhellt als eine einmal vorhanden gewesene Möglichkeit der deutschen Geschichte, wie sie niemals wiederkehrte. Was Sickingen und Hutten wollten, was in Goethe's Götz von Berlichingen lebt, das bewegte hier die Menge, das Volk in Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen, es begeisterte Alle, obwohl es nicht Jeder gleich auffasste und verstand. Hieraus nun musste ein Bauernkrieg entstehen mit seinen hunderttausend erschlagenen deutschen Männern, verwüsteten Ländern, und schliesslich bestätigter ärgerer Knechtschaft. So laut und kühn hat niemals die That eines Volkes dem Gedanken des Einzelnen geantwortet, als es Luther'n durch die Bauern geschah. Jedoch dieser Eine, auf den sie hofften, greift zum Schwerte, schärft es ingrimmig und nöthigt es den Gegnern des Volkes, den Unterdrückern seiner eigenen Sache auf.

*) Nach Zimmermann, Geschichte des Bauernkriegs.

Auch scheint sich Luther hierzu wirklich nur im Banne mannigfachen Irrthums entschieden zu haben. Er glaubte an einen gewaltsamen Untergang des Antichrists in nächster Zukunft, durch göttliche Fügung; das Vertrauen in die unbedingte Wahrheit seiner Lehre versicherte ihn eines solchen Erfolgs. Nur diese seine Lehre hatte er hierbei im Auge, setzte aber voraus, dass dieselbe, wie auch immer solches zugehen möge, als Umwandlung der religiösen Gesinnung die gesammte und insbesondere die deutsche Christenheit durchdringen werde; wer mit ihr ein anderes Begehren vermischte, hielt ihren sichern Fortschritt auf. Da wir es nun so ansahen, dass ein zu evangelischer Gesinnung derart umgewandeltes Volk eine äussere Gestalt würde angenommen haben, welche den Forderungen der aufständischen Bauern etwa entsprochen hätte: so schliesst diess die Möglichkeit ein, dass durch eine Durchsetzung dieser politischen Forderungen auch Luther's Absicht vielmehr gefördert worden wäre. Hätte nun der Reformator vorausgewusst, dass sein religiös-reformatorisches Beginnen niemals zur Vollendung gedeihen würde, sondern sein Erfolg am Ende seines Lebens als ein zuchtloses Wittenberg ihn zur Flucht und Verzweiflung einstens treiben werde, so hätte er zwar auch dann nicht das Thun der Bauern zu billigen vermocht, aber es steht dahin, wie weit ihn, in ernster Beachtung der besseren Elemente des Aufstandes, die seinem klareren Blicke nunmehr nur hier ersichtliche Möglichkeit eines schnellen wirklichen Erfolges seiner Predigt hätte verlocken können. — Es ist bereits erwähnt, dass Luther die Revolution von vorneherein nach jenen Wittenberger Unruhen beurtheilte, die ihn von der Wartburg herabgerufen hatten: die damals betheiligten Karlstadt und Müntzer hatten sich jetzt zu den Aufständischen gesellt. Doch hatte ja gegen Diese sein Wort damals die Wittenberger zu bekehren vermocht, und das Volk, ohwohl für die greifbaren Vorschläge der neuen Propheten schnell empfänglich, hatte dennoch dem Worte und der Person des unvergleichlich grösseren und weiseren Luther gehorcht. So liesse sich denn annehmen, dass auch auf die Aufrührer der Reformator gewirkt haben würde, hätte er unter ihnen, mit gleicher väterlicher Milde wie zuvor in seiner heimischen Gemeinde, die Verführten von den Verführern trennen wollen. Er aber warf sich vor, dass er in seiner „Ermahnung zum Frieden“ bereits zu milde gewesen sei. Es scheint, dass ihn bei dem Fortschritt des Aufstandes zwar nicht die Furcht des bedrohten Städters, aber doch ein fast übermässiges Entsetzen angewandelt habe, wie einen weltunerfahrenen Mönch. Wie mochten auch die Berichte in jenen Tagen klingen, deren Erinnerung sich bis heute im Volke erhalten hat, unverlöscht durch Schwed und Kaiserliche, und einzig dem ebenfalls noch unvergessenen Schauder vor den Hussiten vergleichbar. Wenn diese letztere Vergleichung etwa schon damals Luthern in den Sinn kam, mag sie vor allem ihn geschreckt haben; denn da er sogar erst nach langem Widerstreben seine Uebereinstimmung mit Huss, der Lehre nach, zugegeben hatte, so musste er ich um so sorgfältiger gegen eine Vermengung mit den Thaten der Böhmen

verwahren: nun aber sah er gleich furchtbare Folgen der eigenen Lehre mit einem Anschein der Berechtigung, und jedenfalls allgemein, zugeschrieben. Diess Entsetzen und Erschrecken also bestimmte den Ton der nach wenigen Monaten erschienenen zweiten Schrift, wider die Bauern, welcher als thatsächliche Bestätigung der Sieg der Fürsten bei Frankenhausen in wenigen Tagen nachfolgte.

Um von der hiermit beginnenden Reaktion nicht erdrückt zu werden, nahm die Reformation diejenige politische und dogmatische Gestalt an, welche in der protestantischen Kirche unserer Tage überdauert. Zu den jetzt erforderlichen, theologischen Unterscheidungen fand sich das Talent eines Melanchthon wohl geschickt, den wir hinfort stäts neben Luther genannt finden; diesen selbst müssen wir von da an, wollen wir den Luther der früheren Jahre wiedererkennen, weniger mehr in seinen Thaten, als vielmehr in seinem Haus und Heim aufsuchen, wo wir ihn dann etwa an der Orgel sitzen finden, spielend und singend.

Wenn die katholischen Fürsten ihre Bekämpfung der Revolution auch auf die Wittenberger kirchlichen Neuerungen wollten ausdehnen als deren Ursache, so konnte man ihnen entgegnen, dass ja doch gerade evangelische Fürsten den Aufstand entscheidend besiegt hatten. Unmittelbar also wirkte der Tag von Frankenhausen auf den numerischen Zuwachs des konfessionellen Lutherthums nicht ungünstig ein: der durch ihn der reformatorischen Sache angethane Schaden war ein weit grösserer und betraf ihren innersten Kern. — Es sollen nachmals, zur Zeit Kaiser Max des Zweiten, neun Zehntel der deutschen Bevölkerung zur Augustana sich bekannt haben, und das Reich protestantisch demnach hätte genannt werden dürfen, — wenn nicht den Habsburger die Aussicht auf die spanische Erbschaft am Uebertritt verhindert hätte: diese dynastische Rücksicht jedoch hatte die Herbeiziehung der Jesuiten zur Folge, deren Bemühungen die Konfession jener Neun-Zehntel-Majorität bald grossen Theiles zum Opfer fiel. War dieser Protestantismus, die Beute des dreissigjährigen Krieges und wechselvoller politischer Abmachungen, noch Luther's Religion, „die Freiheit eines Christenmenschen“? — Unsere Aufgabe nun gehet hier dahin, diese Religion Luther's ihrem wahren Gehalte nach von ihrer Verzerrung in Kirchen- und Staatengeschichte zu unterscheiden; und demnach ihren edlen Sinn auch da zu erkennen, wo die Ereignisse denselben fast verhüllen, in der Katastrophe des Bauernkrieges.

Herbe und deutlich spricht diesen Sinn der Satz aus: „es ist unmöglich, dass ein so grosser Haufe rechte Christen seien“; mit diesem wandte sich Luther bereits in der „Ermahnung zum Frieden“ von den Bauern ab, selbst unter dem Zugeständniss, dass ihr Manifest christliche Forderungen enthalte. Er bezweifelte bereits die Aufrichtigkeit dieses Manifestes und seines Verfassers, auf's entschiedendste aber das wahrhafte Christenthum seiner Bekenner; wo Raub und Mord erfolgt, kann nicht christliche Gesinnung zu

Grunde gelegen haben, so schloss er dann weiter unbekümmert um etwaige Rechtfertigungen einzelner Fälle. Sollte der Reformator nun auch wirklich zu dieser Strenge in dem Wahne eines baldigen, anderen Erfolges seiner Lehre gelangt sein, wie wir vermutheten, so hat ihn doch sicherlich hierin sein Wahn wahr gewiesen. Denn er rettete sein Werk, obwohl er seinen Erfolg zerstörte; ein revolutionärer Protestantismus hätte die deutsche Geschichte umgestalten können, aber ein unwahrhaftig sich fügender Luther das Vertrauen auf den deutschen Geist vernichtet: nun jedoch blieb uns in ihm das Beispiel des christlich-heldenhaften Mannes, erkennbar selbst durch die unentrinnbaren, düsteren Nebel der historischen Verderbniss unseres deutschen Volkes, eben als reformatorisches Werk: der christliche Gedanke in der Gestalt deutscher Männlichkeit den kommenden Jahrhunderten überliefert. — Nur wird, wer das Wiedererwachen des Mannesmuthes deutscher Vorzeit auch in dem Beginnen der Bauern anerkannte, immer nachdrücklicher fragen müssen, was denn hier als so viel werthvollerer, christlicher Gedanke des genaueren verstanden werde.*)

Vor allem historischen Christenthum ist der christliche Geist einzig und auf's deutlichste in der Person seines Stifters zu erkennen; der auch gegen diese sich richtenden, historischen Kritik gelang es nicht, die Einfachheit und Wahrhaftigkeit dieses Bildes zu trüben. Denn es erzeugt sich dasselbe, wie durch ein Wunder, in wirklich christlichen Persönlichkeiten beständig auf's neue, so dass es, in dem Beispiel der Heiligen wie in den Werken der grossen christlichen Künstler, jedem Zweifel unzugänglich, uns erfüllt und bestimmt. Zur Kraft gedeihen aber kann diese Form der Ueberzeugung wohl immer mehr nur dann, wenn die Frage, was jener göttliche Mann gelehrt habe, als wesenlos empfunden wird, und also in der That Geist statt des Buchstabens gewonnen ist: so dass die künstlerische Anschauung und durch sie belebte Schätzung des Beispiels das Dogma ersetzt. — So verstanden wir die bezüglichen Erwägungen von „Religion und Kunst."

Demnach konnte kein noch so sichtbarer, historischer Erfolg, wohl aber strenge bewahrte Wahrhaftigkeit den deutschen Reformator zu einem Träger und Beispiel des christlichen Geistes machen: die unverfälschte Grösse seiner Person übt eine religiöse Wirkung aus, mehr, als umgestaltete Einrichtungen, selbst wenn sie gut und fromm gewesen wären, das innige Glück des religiös begeisterten Gemüthes jemals hätten befördern können. Sollten wir nun von dieser seiner religiösen Einwirkung Luther's christliche Lehre noch abgesondert betrachten dürfen? Vielmehr, diese lebendig bewährte Gesinnung und Haltung ist eben auch der Inhalt seiner Lehre, die rechte Deutung seines Wortes vom selig machenden Glauben. Wäre nämlich dieser Glaube Luther's durchaus dogmatisch zu verstehen, so dürfte der Reformator wohl auch kirchlich und päpstlich verblieben sein; denn als dogmatische Ansicht war derselbe

*) Wir verweisen hier zur vergleichenden Beachtung, auf Dühring, Sache, Leben und Feinde, z. B. Seite 238, 240 ff.

keine Neuerung, da ja das Dogma vom Glauben von allen Autoritäten gelehrt, von einigen sogar aber auch mit etwa den gleichen Worten, als sie Luther gebrauchte, betont worden ist. Also nicht ein besseres Verständniss gewisser Sätze, trieb Luther an zu reformiren, — so mochte es in den theologischen Disputationen erscheinen, wesshalb er in diesen auch nie überzeugend gesiegt hat — sondern ein besseres und anderes Gefühl davon, dass er durch Christi Tod erlöst sei, eine persönliche Eigenschaft demnach, welche mit Nothwendigkeit jeden dogmatischen Verstand verwirren und in feindseligem Erstaunen dem Reformator abwenden musste. Denn dieses lebendig christliche Gefühl, welches auch in den romanischen Heiligen des Mittelalters im Grunde nichtkirchlich gewesen war, musste als widerkirchlich erstehen in der Periode der Renaissance: hatten deren Meisterwerke noch den christlichen Gedanken wahrhaft dargestellt, so lernten wir doch bereits in deren künstlerischer Form den Geist des Verfalls erkennen, und begreifen, dass in demselben geschichtlichen Momente jenes Gefühl in einem deutschen Manne alle diese schmiegsameren Formen verschmähte. — Als dogmatisch entscheidend galt und gilt den beiden Konfessionen die Auffassung des Verhältnisses des Glaubens zu den Werken. In eigenthümlichster Gestalt nun kam diese Frage eben damals zur Behandlung, als statt der Werke der Liebe ein gewaltthätiges Beginnen sich im Dienste des neuen Glaubens regte, und zugleich erscheint der Reformator, aus dem Zustand tiefster religiöser Besinnung in der Einsamkeit der Wälder und Berge sich diesem Wirrsal zuwendend, hier am ernstesten und grössesten. Hören wir ihn, wie er etwa sich vor den Wittenbergern in diesen Tagen nach seiner Rückkehr von der Wartburg vernehmen liess. „Wir sind Alle zum Tode gefordert“, so begann er seine erste Predigt, „und kann da Niemand für den Anderen einstehen, weder ich für euch, noch ihr für mich. Da muss es denn ein Jeder unverbrüchlich und gewisslich in sich tragen, was ihn aus der Noth errette, muss es festiglich glauben und wissen, dass Christus ihn erlöst habe. Das ist das erste und nöthigste Stück des Christenthums; in diesem seid ihr wohl belehrt und habt darin nicht gefehlt. Darin aber, dass es minder nöthige christliche Werke giebt in Ordnung des Gottesdienstes und des Lebens der Gemeinde, die frei sind, nicht nothwendig, und darum allein nach der Liebe, die ihr Einer zu dem Andern tragt, sollten vollbracht werden, habt ihr geirrt und gefehlt. Ihr seid jach zugefahren und habt die Bilder von den Wänden gerissen, die euch zwar unnütz waren zu eurem Glauben, aber doch nicht schadeten in demselben; nun ärgert euer Thun den schwächeren Bruder, dass er darüber auch nicht einmal zum reinen Glauben gelangt. So sehe ich, dass ihr zwar gläubig, aber noch unbelehrt und unvollkommen in der Liebe seid.“ Wer nun diese Reden als Dogmatiker erforscht, muss finden, dass hier Luther wohl gar wieder der katholischen Lehre sich zuneige. Wer aber ihrem Sinne folgt, der sieht vielmehr in diesem dogmatisch unfassbaren Einklang von Glaube und Liebe das *christliche Gemüths-Ideal* von einem deutschen Geiste herrlich aufgefasst, und dazu so licht und deutsch dargestellt, dass es auch wohl ein Kind verstehen mag.

Die Menge, welche sich evangelisch und gläubig benennend, erst Bilder und Altäre, dann Mauern und Burgen brach, hatte eine Formel für dieses Ideal ersonnen, wie an einer solchen auch die kirchlichen Dogmatiker festhielten, nur freilich in ihrer ernsteren, ja furchtbaren Art: als eine Formel war ihr Begehren Luther's lebendigem Gefühle fremd. Demnach, obwohl wir in Anlass und Absicht der Auflehnung des Reformators gegen den römischen Papst uralt-germanische Instinkte erkannten, und die gleiche Regung in dem Aufstande der Bauern wiederfanden; so dass wir auch in der That, und mehr wie Luther selbst, annehmen müssen, ein Erfolg der deutschen Revolution hätte etwas Besseres und Echteres schaffen können, denn alles Kirchenthum der Welt: so deuten wir doch seine Absage an die Bauern als ein ewiges, wahrhaftiges Wort. Der Historiker würde dasselbe etwa dahin näher auslegen, dass hier mit grosser Bestimmtheit aus noch vielfach irrthümlichem deutschen Wollen und Wesen der christliche Gedanke hervortrete, bestätigend, dass deutsches Christenthum eine neue Möglichkeit da enthält, wo germanisches Heldenthum verderbte und unterging.

Luther selbst musste durch eine so grosse und schwere Erfahrung dazu erzogen werden, diess sein Wort wahnlos zu erfassen, und auch sein Wirken glaubensvoll dem Worte anzuvertrauen. „Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein gross Blutvergiessen gebracht haben. Aber was wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen. Ich hab Nichts gemacht, ich hab das Wort lassen handeln. . . Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen, und wenn die gefangen sind, so muss das Werk hernach von ihm selbst zufallen.“ Und während die Melanchthon, Zwingli und später Calvin dasselbe abermals in Formeln über Formeln fügten, belebte es sich dem grossen, einzigen Manne zum Liede: „das Wort sie sollen lassen stahn!“ Er dichtete seine ersten Lieder und gab sie der Gemeinde zu singen gerade in jenen Jahren, als die Zwickauer Propheten ihr Wesen trieben, und der Bauernkrieg entbrannte. — Auch sollen ihn um diese Zeit seine Freunde einst aus einer Ohnmacht, in welche er durch schwere geistige Kämpfe und körperliche Leiden verfallen war, mit sanft erklingender Musik geweckt haben. So rettete Frau Musika den an seinem Werke fast Verzagenden, und rettete uns eben diess sein Werk. Es erstand aus tausendfachem Missverständniss in der Kunst eines Bach und Beethoven auf's Neue; es mahnt uns, in Richard Wagner's Worten und Werken, als deutsche Religion und durch diese möglicherweise auch zu vollbringende Regeneration des menschlichen Geschlechts: Liebe und Glaube erklingt auch hier, im „Parsifal“, als dieser Gedanken Sinn und Gehalt. — Was nun aber vermöchte der Bayreuther Gemeinde jene Hoffnungslosigkeit abzuwehren, welche den greisen Luther von seinen Genossen aus Wittenberg fliehen hiess?

Was der Reformator, in der grossen hier betrachteten Entscheidung, sich echt und rein bewahrte, die christliche, gläubige Männlichkeit seiner Person,

vereinsamte die Tage seines Alters unter seinem Volke; schuf aber zugleich jenen protestantischen Geist, welcher in den kommenden Jahrhunderten sich eine neue Welt gewann. Der Protestantismus steht zu der Kolonisation von Nord-Amerika in einem ähnlichen Verhältniss, als die Religion der Spanier, welche in dem Werke Loyola's die Reformation überdauert hat, zu der Vernichtung des einheimischen Lebens in Mexiko und Peru: in ihm erkennen wir die positive Macht einer etwa absehbaren, nordamerikanischen Kultur. Das sagen uns jene grossen Einzelnen, jene freien, frommen Männer, die Penn und Zinzendorf, die Franklin und Washington, welche den Charakter dieser Kolonisation bestimmten und darstellten; wir erlauschen eine so ruhmvolle Auffassung in den Klängen, mit welchen unser Meister zu den Festgenossen von Philadelphia gesprochen hat. — Ob es nun diesen weitesten historischen Erfolg der deutschen Reformation durchaus zerstört haben würde, wenn dieselbe zum Panier des aufständischen deutschen Volkes geworden wäre? Immerhin mag das Beispiel der Böhmen lehren, dass nationaler Kampfesmuth einen christlichen Gedanken in seiner menschlichen, reformatorischen Wirkung schädige, indess er demselben eine nach Zeit und Raum beschränkte Verwirklichung erringt; denn offenbar hätte der Sieg der Bauern die Deutschen den romanischen Völkern gegenüber in eine ähnliche Lage versetzt. Der Gewinnung dieses Sieges nun zog Luther die strenge Bewahrung des christlichen Ideales selber vor und bethätigte insofern allerdings gerade in dieser Verwerfung der Revolution diejenige Gesinnung, welche dann selbst auf geschichtliche Bildungen reformatorisch eingewirkt hat. In der unsäglichen Herbheit aber eines solchen Vorgangs, als es die Rache der Fürsten an den Bauern war, bleibt es trostreich zu sehen, wie in diesem Augenblick derselbe Mann, dem diess Alles von Vielen Schuld gegeben ward, die ferne Stätte neuer und grössester Aufgaben seinem daheim immer unseligeren Volke durch sein Beispiel gleichsam erschliesst.

Der zukünftige Zustand, welchen „Religion und Kunst" zuerst bezeichnete, und den „Heldenthum und Christenthum" ein göttliches Enden nennt, würde diejenige Kultur wirklich enthalten, deren Aufgabe durch die Kolonisationen der neueren Jahrhunderte ersichtlich geworden ist: denn sodann müsste sich zwar auch neues, reiches Land dargeboten haben, aber nur einer gleich machtvollen, bildnerischen Kraft; wenn eine im Dienste der höchsten Ideale geeinte, besonnene Genossenschaft sich des Ueberflusses südlicher Natur annähme, könnte einstmals Kultur geschaffen und das menschliche Jahrhundert aus den Träumen der Dichter zu einer Zone des Erdballs herabgezogen werden. Diese mildeste und edelste Form irdischen Daseins würde dem Werke von Bayreuth etwa so entsprechen, wie die Union dem Worte von Wittenberg: also nicht als Verwirklichung, sondern als „Gleichniss". Aus diesem Grunde billigen wir aber auch das Bedenken der Freunde, welche an dieser Stelle mehr im Sinne einer Verständigung über unseren gegenwärtigen idealen Besitz, als im Hinblick auf etwaige weitere und zukünftige Möglichkeiten unterhalten sein

wollen. Dieselben würden, auf unsere historische Betrachtung eingehend, mit Recht bemerken, dass den Anfechtungen eines Luther weit weniger aus der Vorhaltung jenes weltgeschichtlichen Erfolgs, welchen der spätgeborene Enkel seinem Werke zuschreibt, Trost hätte erwachsen können, als aus einem ihm unmittelbar ersichtlichen Leben seines Ideals in einer Gemeinde; eben weil an einer solchen Wirkung zu zweifeln ihn das Thun der Wittenberger zwang, verzagte er — zagte vielleicht selbst zwar nicht an der Wahrheit, aber doch an der Vollkommenheit des Ideales, wie er es gelehrt hatte.

„Ihr seid keine rechten Christen", so hatte Luther sich von dem deutschen Volke abwenden müssen; milder, aber in ähnlichem Sinne hatte er die Schwarmgeister zu Wittenberg gemahnt: „ich finde wohl *Glauben*, aber keine *Liebe* unter euch walten". Der hierin ausgesprochene, und den Reformator von da an immer häufiger befallende Zweifel stellt sich uns dar als die Ahnung einer möglicherweise weniger auf Erziehung des Glaubens allein als vielmehr zunächst auf Bildung des Gemüthes zur Liebe gerichteten Predigt des evangelischen Worts. Wenn nämlich, was ihn selbst erfüllte und beseelte, Glaube als Alles bestimmende, lebendige Macht, durch die Bemühungen eines ganzen Lebens dennoch nicht eigentlich auszubreiten und im genau gleichen Sinne mitzutheilen gelungen war, musste dann vielleicht eben diese Forderung des Glaubens als zu starr gelten, um religiös umbilden zu können? Trat sie doch stäts als immerhin fremder und formalhafter Ausspruch an den Verstand des zu reformirenden Volkes auf. Wie, wenn vielmehr die natürlichen Antriebe des menschlichen Gemüthes an sich selbst in Anspruch zu nehmen gewesen wären? Die menschliche Eigenschaft des Mitleids zur Liebe gestaltet, und hierauf durch die Symbole des Glaubens befestigt und bestätigt: hätte durch ein solches, *regeneratorisches* Verfahren nicht sogar, was der Reformator für unmöglich erachtete, ein grosser Haufe, ein Volk rechter Christen erstehen können?

Wir erinnerten daran, wie Luther sich von solchen Beängstigungen und Zweifeln half, die unlehrbare Gewissheit des Wortes im Liede erklingen liess, und hiermit zumeist auch wirklich reformirt hat. Und ferner nun wissen wir, dass der Meister, welcher diesen Geist des Protestantismus zu erneuter, göttlicher Verehrung in das Heiligthum des Kunstwerks bannte, wenn er den Freunden die Wege zeigt, auf welchen sie aus der „Halle des Tempels" zu ihrem Volke und zu der Menschheit helfend zu gelangen vermöchten, als die erste Möglichkeit des regeneratorischen Werkes Liebe dem Glauben voranstellt. („Was nützt uns diese Erkenntniss?") Auch sehen wir hier dem entsprechend das reformatorische Ideal mit keinerlei Formel mehr einschränkend verknüpft, sondern in dem ideellen Gebilde des Kunstwerks zu unmittelbarer, unbedingter Wirksamkeit ausgedrückt. Der künstlerisch dargestellte tragische Vorgang versetzt durch die Macht der Musik das Gemüth des Zuschauers in einen Zustand thätiger Theilnahme, völligen und eigentlichen Mitgefühls: hierdurch aber wird offenbar auf die „Grundeigenthümlichkeiten" selber, welche

sich sodann als ethisches Verhalten, als heroische That äussern, gestaltend eingewirkt. Demnach beobachten wir auch, während Luther's Lehre, als sie von seinem Volke ergriffen ward, zur Gewaltthat wurde, vielmehr den Zustand des Volkes, welches sich allerorten, und nicht nur in Deutschland, zur Anhörung Wagner'scher Werke hinzudrängt, „wie von unbewusstem Verlangen getrieben, hier die Lösung des Räthsels alles Daseins zu erfahren“ (VIII, 86), als einen Zustand der Besinnung, welcher gewiss nicht für kraftlos zu gelten hat, wie er sich denn auch gelegentlich auf's leidenschaftlichste äussert, aber doch im tieferen Sinne sprachlos ist und einen Gegenstand seines wirklichen Ausdruckes jedenfalls auch in den radikalsten Forderungen und allgemeinsten Gedanken heutiger Oeffentlichkeit nicht anzuerkennen vermag; und dieser vorhandene, aber kaum deutlich empfundene Gegensatz müsste in demselben Maasse zu einem Bewusstsein von entscheidender, positiver Bedeutung werden, als es dem Volke den Zugang zu der Kunst Wagner's in ihrer echten Gestalt zu vermitteln gelänge. Entstand „der Ring des Nibelungen“ in einer Abwendung seines Schöpfers von allem Thun und Gedenken der „Revolution“, so spricht sich ja mit Nothwendigkeit seine Wirkung als versöhnende, liebevolle Gesinnung aus, das Element einer wahrhaft ästhetischen Erziehung der Menschheit hiermit erschaffend: dem Werke von Bayreuth ist also das Verhältniss zu einer deutschen Revolution ein heilsamer Anfang geworden, während die Wittenberger Lehre, bereits laut ausgesprochen, und dennoch revolutionär gedeutet, unheilbar geschädigt ward. Auch stellt es diejenige Gestalt des Ideales, welche in ihrer Bedeutung für den Einzelnen von allen denkbaren Verwirklichungen unabhängig ist, vollkommener, als selbst die edelsten Satzungen der Kirche dar.

Wer nun den auf dieses Werk neu begründeten Gedanken der Regeneration erfasst, den kann es demnach nicht beirren, dass allem Anscheine nach die Regungen, welche diesem Gedanken gegenwärtig entsprechen, nicht entfernt mit der Erregung des deutschen Volkes zu Gunsten Luthers's verglichen werden können: denn sie sind ihrem Wesen nach zunächst auf der Oberfläche des öffentlichen Lebens weniger ersichtlich, zu besserem, einstigem Werden tiefwaltend und geheimnissvoll. Darum verhält sich, was, „draussen“ im Sinne dieses Werkes und Gedankens bereits heute verlautet, zu dem, was wir ernstlich wollen, im besten Falle kaum wie etwan das Beginnen eines Hutten und das Begehren der zwölf Artikel zu dem von Diesen noch ungeahnten Thun des deutschen Ansiedlers in den nordamerikanischen Wäldern, — bedroht uns nur dafür auch nicht mit einem so verhängnissvollen Missverständniss, als es der Bauernkrieg und die in ihm enthaltene Katastrophe der Reformation war. Und während ein Luther mit dem Blitze einer tödtlichen Absage die ihm aus falscher Theilnahme aufsteigenden Verdüsterungen seines Horizonts zerriss, vermag die Gemeinde von Bayreuth diese Regungen sich in Liebe zu gewinnen, ohne darum ihren bestimmten Zielen untreu zu werden. Eine solche Gesinnung ist in der Einführung der Blätter

in das Festjahr ausgesprochen; milde und wahrhaft zugleich solle die Beziehungen, welche sich auf ein anderwärts und in anderer Form hervortretendes Bedürfniss nach zarterer Pflege und inniger Bethätigung des Gemüths begründen, ein liebevolles Verständniss gestalten. Sind es doch auch Werke der *Liebe*, welche der hinzutretende Jüngere als Wahrzeichen von Bayreuth erblickt: das festliche Haus, dessen weihevolles Innere die strenge Einfachheit einer protestantischen Kirche zu der heiteren Grösse der Kunst erhebt — und was in demselben mit freudevollen Mühen geschaffen wird, ohne gebieterischen Zwang, um eines „Spieles", um eines Augenblickes erhabener Täuschung willen — ein erster Anblick lehrt ihn den „schönen Zauber" ahnen, der einstens hier gewaltet hat, nun und künftig hier walten soll. So begreift er denn auch Liebe als die gemeinsame Gesinnung der Genossen, deren künstlerisch bewegtes Gemüth, artistischer Liebhaberei kraftvoll entfremdet, sich also bethätigt hat; ihm gerade, dem Neuling, darf es zu bekennen geziemen, dass mehr als Hoffnung auf eine Zukunft, dass eine reformatorische That gegenüber der herzlosen, herrschenden Gesellschaft in dem Einklange der Empfindungen einer durch das Kunstwerk geeinten, kleinen Gemeinde enthalten sei.

Als ein unschätzbares Gut aber für die Gegenwart und die wahrhaft untrügliche Bürgschaft für alle Zukunft würde innerhalb dieser Genossenschaft ein Zustand des vollkommenen Vertrauens dadurch hervorgebracht werden, wenn sich der so mannigfach thätigen Liebe ein starker *Glaube* zugesellte, ein religiöses, unbedingtes Bewusstsein von dem, was wir zu Bayreuth erleben. — Wer erfuhr es nicht an sich, dass er den Anderen um so milder zu begegnen gestimmt war, je Grösseres er im Sinne trug? Der innere Wohlklang eines erhabenen Gedankens theilte sich, in leisem Erzittern, der ihn umgebenden Natur, dem wie theilnehmend zu ihm aufschauenden Thiere mit; wie hätte er nicht auch dem Freunde gelten sollen! Nur aber, wie vermag der Misslaut eines unverständigen Wortes, wenn es nun gar von Freundes Munde kam, Schmerz und Ingrimm aus diesem seelenvollen Schweigen allzujäh wieder wach zu rufen. Und andererseits, wie unverbrüchlich könnte ein liebendes Verhalten zu einander aus einer solchen Stimmung hervorgehen, wenn ich in dem Freunde vielmehr den gleichen Gedanken und ein gleiches Walten desselben voraussetzen dürfte! So ist demnach eine bestimmtere Gestaltung unserer Gefühle mit der Achtung unserer Erkenntniss fest verwoben; zwar lehrt uns in Jenen der Philosoph das schöpferische Element alles Seins unmittelbarer ausgedrückt finden: aber auch alles Irrsal des Daseins ging aus diesem Elemente hervor, was denn eben derjenige erproben würde, welcher sich dem Wogen seiner Empfindungen überliesse, und nicht vielmehr mit klarsichtigem Bewusstsein die edelsten aus ihnen hervorhöbe, hierdurch dieselben kräftigend und die von der Natur gegebene bessere Möglichkeit muthvoll und bewusst ergreifend. Auch die Empfindung eines künstlerischen Eindrucks klingt dem Ohre des Gedankenlosen

vorbei, ein wohliger Augenblick. Diejenigen aber, welchen einmal ein solcher Eindruck mehr gesagt hat, bewahrten ihn; so reifte er zum Entschlusse und zur That; aus solcher Besinnung reich Empfindender ward Bayreuth. Wer wollte nun von dem hiermit bereits beschrittenen Wege abweichen, wenn er sodann auch den also vorbereiteten, herrlichsten Augenblick des Festspieles sich zu deuten und anzueignen aufgefordert wird: durch Anwendung der in demselben waltenden Empfindung auf die Erkenntniss von Welt und Leben? Daher sehen wir denn des Meisters im Zusammenhange geschichtlicher Betrachtungen „Regeneration“ benannten Gedanken als das zu dem Gefühle für seine Kunst nothwendig zugehörige, glaubensvolle Wissen an. — Zu der charakterlosen Wissenschaft des Tages bildet solche aus Gewissheiten des Gemüthes geformte Erkenntniss einen nicht weniger bedeutsamen, hoffnungsreichen Gegensatz, als das Thun und Empfinden der Bayreuther Gemeinde zu der Gesellschaft der Nützlichkeit und Macht. Wenn wir soeben sagten, dass das Element dieser Erkenntniss in dem starken Bewusstsein von der gehegten Empfindung selbst bestehe, so bezeichneten wir mit dieser Wendung Schopenhauer's philosophisches Prinzip; er ist demnach Vorkämpfer in jenem grossen Kampfe um die Herrschaft im geistigen Gebiete: eben dadurch, dass er mit vollendeter Verständlichkeit als Deutung der Welt aussprach, was dem Einzelnen wie eine gläubige Ahnung bewusst, nun zur Gesinnung, zur Religion zu werden vermag. Der Denker fand und gewann sich diese Wahrheit wie eine starke, aber unkenntlich gewordene Waffe, welche ein mächtiger Gott der Vorzeit in dem Stamme der deutschen Eiche barg; der Künstler schmiedete die Waffe neu und formte ihren Griff, in Kreuzesgestalt: solche Waffe sollen wir gebrauchen, muss es sein, als eines Schwertes, besser aber und mehr noch als einer der Aussaat helfenden, einstige Ernte bereitende Pflugschaar. — Ein Gebrauchen, welches, unbildlich es auszusprechen, als besonnene Wahl der wissenschaftlichen Aufgaben, und im Falle von Ausschreitungen (z. B. der Vivisektion) als Kritik der Methode zu bestimmen wäre. Offenbar nämlich ist es von der Gesinnung des Forschers zu allererst abhängig, worauf er seine Nachforschungen richten wolle; sodann, wie er dieselben anstellt. Was er schliesslich erkennt, wird demnach immer noch deutlich bekunden, wie er gesinnt sei. Das ist nun diejenige Grundüberzeugung, welcher sich der moderne Wissenschaftler, zu Schaden seiner geistigen Arbeit, und zu Gunsten einer nichtigen intellektuellen Virtuosität, verschliesst. Wer aber derselben beistimmt, und jene von dem Denker und dem Künstler bewährte Gesinnung auch in Erweiterungen des Wissens zu bethätigen sich bemüht, sieht sich gerade dem heutigen Betreiben der Wissenschaft bald entfremdet, wird jedoch erfahren dürfen, dass er durch eine bessere Art gemüthvoller Erkenntniss seinerseits jenes abergläubisch gefürchtete „Gespenst“ zu beschwören vermag. Mögen nachsichtige Freunde diese meine Arbeiten als einen derartigen Versuch betrachten auf einem engeren, historischen Gebiete angestellt. Denn hier ward nicht etwan nach ferne liegenden Be-

stätigungen eines aus sich selbst gewissen Gedankens gesucht; wohl aber leitete uns der Geist einer solchen Uebereinstimmung zu einer Ansicht über die ideelle Artung grosser Menschen und hierauf auch zu Andeutungen ihr Volk und ihre Zeit betreffend: wodurch dann allerdings auch manche Belehrung, die unmittelbar Thun und Denken der Bayreuther betraf, möglicherweise zu gewinnen war. Zugleich sollten diese Skizzen, im Sinne jener besonnenen Annäherung an verwandte Regungen des „Draussen", den Leser auf den bereits vorhandenen Gegensatz besserer Erscheinungen zu der modernen Entartung des gelehrten Wesens hinweisen: denn gaben Humboldt und Grimm früheren Generationen einen würdigeren Begriff von Wissenschaft, als uns die heutigen akademischen Grössen geben, so erscheint gegenwärtig das wissenschaftliche System eines Dühring werthvoller als die scholastische Tradition des Universitäten. — Beachtet man nun die allgemeine und entscheidende Beeinflussung des ungelehrten Verstandes in den heutiger Zivilisation Angehörigen durch das gebieterische Ansehen der Wissenschaft, so wird man die Bedeutung einer prinzipiellen Bekämpfung und Ersetzung derselben durch eine bessere Art der Erkenntniss nicht unterschätzen wollen, da nur durch eine solche Umgestaltung der allgemeinen Denkweise ein Verständniss echter Ideale ermöglicht wird. Ja, diess Beginnen dürfte vielmehr als zu gewaltig erscheinen, um durch theoretische Diskussionen gefördert werden zu können: wenn nicht eine thatsächliche Umwandlung im Dienste eines grossen Beispiels diese Besprechungen anregt und unterstützt. Ein solches Beispiel aber einte die Gemeinde von Bayreuth, damit sie selbst ein Beispiel geben möge: hier ist also der natürliche Anlass zu jener Reformation des gesammten ideellen Gebietes unzweifelhaft gegeben, und dieser Gemeinde fällt demnach eine innige Verständigung zugleich über Tiefe und Umfang der durch die That von Bayreuth angeregten Gedanken als erste, die Erreichung eines solchen Zieles selbstthätig vorbereitende Aufgabe zu. Luther's Werk und Person gab uns für das derart sich bildende Bewusstsein das Wort: „Glaube" ein: eine Mahnung, keineswegs nur eine historische Erinnerung. Lehrte uns aber dessen Geschichte einen Unterschied seiner mittheilbaren Absichten von den tiefsten Antrieben seines religiösen Singens und Sagens kennen, und dass derselbe seinem Erfolge verhängnissvoll wurde; so ist ein solcher Widerspruch in dem Werke von Bayreuth nicht vorhanden, wenn die entlegenen, regeneratorischen Hoffnungen einen thatsächlichen und gegenwärtigen Gegenstand in der Gesinnung einer Gemeinde besitzen, welcher die Kunst Wirklichkeit ward, und Wahrheit bedeutet.

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XIV. Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft.

3. Zur Säkularfeier Friedrich Fröbel's.

Es ist ein eigenthümlicher und oft gerühmter Vorzug des deutschen Wesens, dass wir uns für das Grosse und Schöne, was fremde Völker in Wissenschaften und Künsten hervorbringen, leicht empfänglich zeigen, dasselbe neidlos anerkennen und unser geistiges Eigenthum gern damit bereichern. Wie aber dieser kosmopolitische Zug schon oft dazu verleitete, alles Fremde zu überschätzen, ja unter Umständen sogar die eigene Nationalität zu verläugnen, so geschieht es auch oft, dass, während wir auf hoher Warte stehen und Umschau über alle Welt halten, wir ganz übersehen, was sich zu unsern Füssen, inmitten des eigenen Volkes, Grosses entwickelt. Da bewahrheitet sich dann das Wort „der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande!“ —

Zu diesen in ihrer Zeit nicht erkannten und auch jetzt noch oft verkannten Propheten zählt auch Friedrich Fröbel, der geniale Pädagog, dessen hundertjährige Geburtstagsfeier wir am 21. d. M. begehen werden. Möge dieser festliche Tag dazu beitragen, das Andenken des grossen Mannes aller Orten zu ehren und das Verständniss für seine reformatorischen Ideen immer mehr zu verbreiten! Dann dürfen wir hoffen, dass allmählich mit der Verwirklichung dieser Ideen auch die Schuld abgetragen werde, die unser Volk sich diesem seinem Wohlthäter gegenüber aufgeladen hat.

Auch Fröbel war es nicht gelungen, eine grosse Idee, welcher sein ganzes Leben begeisterungsvoll gewidmet war, seinem Volke zu klarem Bewusstsein und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen; vielmehr war sein ganzes Leben ein Kämpfen und Ringen für dieselbe. Dass aber auch er das herbe Schicksal, das dem Genius auf Erden bereitet ist, theilen musste, erscheint um so auffallender, als seine Thätigkeit nicht etwa einem dem allgemeinen Interesse ferner liegenden Gebiet zugewendet war, sondern gerade demjenigen, welches zu bebauen und zu kultiviren das deutsche Volk, in seiner Gesammtheit, wenn nicht mehr Interesse, so doch jedenfalls mehr natürliche Begabung und Neigung hat als irgend ein anderes Volk der Welt: das der Erziehung. Oder fände sich eine andere Nation, in deren Kulturleben die Familie, die Schule, dieses eigentliche Feld der Thätigkeit Fröbel's, eine bevorzugtere Stellung einnähme, als in der unsrigen? Allein wieviel auch Fröbel für seine Idee gestritten und gelitten hat, seine Mühe war keine vergebliche. Jene Idee hat trotz aller Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, schon zu tiefe Wurzeln getrieben, als dass ihr ferneres Schicksal noch zweifelhaft erscheinen könnte, und was davon bereits realisirt ist, gehört gewiss zu den „Lichtblicken“ aus unserer Zeit. —

Wenn es jemals eine Zeit gab, welche Ursache hatte, sich mit der Frage der Erziehung zu befassen, so ist es die unsrige. Die alten Grundlagen, auf welchen Jahrhunderte lang die nationale Bildung ruhte, sind zerstört oder unsicher geworden, und neue Bildungselemente ringen um die Herrschaft. Die noch unvermittelten Gegensätze zwischen dem starren Dogma auf der einen Seite und dem Unglauben und Indifferentismus auf der andern, vor allem aber das jetzt herrschende Missverhältniss zwischen Wissen und Können, zwischen einseitigem

Doktrinarismus und der hervorbringenden Thätigkeit, dem Schaffen, diess alles hat das Gleichgewicht unseres nationalen Wesens und Charakters verschoben und Zustände geschaffen, welche dem Materialismus und Radikalismus auf allen Gebieten jeden Vorschub leisten. Hier kann nur auf dem Wege einer verbesserten Menschenerziehung geholfen werden. Auch wird von allen Seiten bereits eine Reorganisation des Erziehungswesens gewünscht und verlangt, und der grosse Reformator auf diesem Felde wird herbeigesehnt. Dass dieser schon längst sein Werk vollbracht und den Schauplatz der undankbaren Welt verlassen hat, das wissen wir kaum. Es giebt aber kein anderes Heil, als auf der von ihm betretenen Bahn weiter zu schreiten und das begonnene, doch noch nicht vollendete Werk zu Ende zu führen.

Wohl wäre es eine würdige Aufgabe, aus Anlass der Säkularfeier Fröbel's dessen Lebensgang zu schildern und eine Darstellung der Kämpfe zu geben, die er für seine grosse Idee zu bestehen hatte. Es würde diess jedoch den uns hier zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. Daher ziehen wir es vor, zum näheren Verständniss seiner Erziehungsidee selbst in Nachfolgendem einiges beizutragen.

Obwohl es gegenwärtig nur wenige geben mag, welchen der Name Fröbel nicht bekannt geworden wäre, so ist doch ein allgemeineres Verständniss für das, was dieser ausserordentliche Mann gewollt, selbst heute noch, in Deutschland wenigstens, nicht vorhanden. Während Fröbel im Auslande zahlreiche Anhänger und Bewunderer fand, und seine Methode dort vielfach schon eingebürgert ist und Unterstützung von Seite der maassgebenden Faktoren gefunden hat, ist er bei uns, im gepriesenen Land des Schul- und Erziehungswesens, und namentlich in pädagogischen Kreisen selbst, seiner wahren Bedeutung nach fast noch unbekannt. — Die Jünger, welche er unter den praktischen Schulmännern bei uns gefunden hat, sind leider noch zu zählen. Die Meisten lassen ihn höchstens als wohlmeinenden Kinderfreund gelten, dessen Bedeutung jedoch über den Kindergarten kaum hinausreiche. Und doch handelt es sich bei ihm um mehr als das, und wer seine Methode ernstlich prüft, wird leicht erkennen, dass wir es hier mit wahrhaft reformatorischen Gedanken zu thun haben, welche die gesammte Menschenerziehung umfassen.

Fröbel's Grundsätze stehen im innigsten Zusammenhang mit denen seiner grossen Vorgänger auf dem Gebiet der Pädagogik und namentlich mit denen Pestalozzi's. Er hat nicht etwas durchaus Neues gewollt. Fröbel zieht nur die letzten Konsequenzen und bringt, wie das bei allen bedeutenden Erfindungen der Fall zu sein pflegt, eine Reihe von allmählich darauf hinführenden Gedanken zum Abschluss. An die Erfindung selbst knüpft sich stäts der Name des letzten Vollbringers, aber auf den Namen kommt es nicht an, sondern auf die Sache, und mit Fröbel steht und fällt der beste Theil dessen, was jemals über eine würdige Menschenerziehung gedacht und was für eine solche erstrebt und gearbeitet wurde. Das Grosse und Neue bei ihm besteht hauptsächlich in seiner Auffassung der menschlichen Natur, sowie darin, dass er mit genialem Blick in das Wesen derselben die Mittel fand, den Gedanken einer neuen Erziehung, wie er ihm und allen grossen Denkern und Pädagogen früherer Zeit vorschwebte, auch praktisch zu verwerthen. Das im Ganzen noch geringe Verständniss für Fröbel dürfte hauptsächlich darin begründet sein, dass seine Erziehungsmethode überhaupt erst auf einer und zwar der frühesten Altersstufe zur Anwendung gekommen ist, und auch da erst, wie nicht anders zu erwarten, nur in unvollkommener Weise. Dem Kindergarten in seiner jetzigen Gestalt fehlt noch die organische Verbindung einerseits mit der Familie, in welche auch Fröbel den Schwerpunkt aller Erziehung

legt, anderseits mit der Schule, und er vermag in seiner isolirten Stellung den Gedanken Fröbel's nicht zur vollen Anschauung zu bringen. Leider ist dieser auch aus seinen Schriften selbst nicht jedem leicht zugänglich; denn Fröbel war vor allem ein Mann der That, weniger gelang es ihm, seine Idee theoretisch zu entwickeln.

Der Kernpunkt der Lehre Fröbel's ist in Kürze folgender. Fröbel fasst den Menschen als schaffendes Wesen auf und will demgemäss den Schaffenstrieb, diesen innersten Naturtrieb desselben, als Faktor bei der Erziehung verwerthen. Als die ersten Aeusserungen des dem Menschen angeborenen Schaffenstriebes erkannte er mit Recht den Spieltrieb der Kinder, und folgerichtig knüpft er an diesen den Anfang seiner methodischen Erziehung. Fröbel selbst sagt: „Die Spiele dieses Alters sind die Herzblätter des ganzen künftigen Lebens; denn der ganze Mensch entwickelt sich und zeigt sich in denselben in seinen feinsten Anlagen, in seinem innersten Sein. Das ganze künftige Leben des Menschen hat in diesem Lebenszeitraum seine Quelle, und ob diess künftige Leben klar oder getrübt, sanft oder brausend, thatenreich oder thatenarm, bildend oder zerstörend, ob Krieg oder Frieden bringend sei, das hängt davon ab, ob dieser Beginn des Daseins richtig gepflegt wurde.“ Ferner heist es in der geistvollen Abhandlung von B. v. Marenholtz-Bülow über die kindlichen Triebe und die Bedeutung des kindlichen Spiels*): „Die Erkenntnis des kindlichen Wesens ist zunächst aus den Aeusserungen desselben zu gewinnen und zwar aus solchen Aeusserungen, welche allen Kindern gemein sind, welche die Kindheit als solche kennzeichnen. Diese Aeusserungen aber, diese freie Entwicklung des kindlichen Wesens, in der es sich am allgemeinsten offenbart, ist unbedingt das Spiel. Jedes Kind, wenigstens jedes gesunde Kind spielt, muss spielen; denn es ist die einzige freiwillige Thätigkeit, zu welcher es befähigt ist. Ein Kind, das nicht spielt, das verhindert wird zu spielen, hört auf Kind zu sein. Ohne Thätigkeit ist keine Entwicklung denkbar. Auch in der Natur entwickelt sich alles durch Thätigkeit, wenn diese auch nicht immer sichtbar und als solche hervortritt. Der überall stattfindende Stoffwechsel bedingt Bewegung, mithin Thätigkeit. In der geistigen Welt ist es nicht anders. Die Bewegung der Kräfte, ihre Uebung durch Thätigkeit, ist Bedingung ihrer Entfaltung. Und je weiter die Entfaltung des Wesens fortschreitet, um so bewusster und damit um so freier wird diese Thätigkeit. Die freie Thätigkeit der Kindheit ist also das natürliche Mittel zu ihrer Entfaltung. In dieser Thatsache liegt die hohe Bedeutung des kindlichen Spiels, und darin ist auch die Wichtigkeit des Fröbel'schen Kindergartens begründet. Gar oft und vielfältig ist auf den hohen Sinn im kindlichen Spiel hingewiesen worden, aber seine wahre Bedeutung wurde doch erst durch Fröbel an das Licht gestellt, indem er in der spielenden Thätigkeit des Kindes die freie Aeusserung der menschlichen Kulturtriebe erkannte, die nach Entwicklung, nach Bildung ringen. — — Gesetz ist des Kindes Spiel, denn Gesetz ist alles, was jeder einzelne einer Gattung immer wiederkehrend ausspricht, was allgemeines Kennzeichen des Wesens dieser Gattung ist. Wie alle Bäume Blüthen treiben, wie alle Vögel Nester bauen und alle Füchse Höhlen graben, so spielen alle Kinder.“

Der natürliche Schaffenstrieb des Menschen tritt also in der Kindheit nur im Spiel hervor und kann zunächst nur unter dieser Form eine methodische Behandlung erfahren. Fröbel organisirt das Spiel in der Weise, dass es Vorschule zur Arbeit wird. Dem Kinde wird aber damit die Freude am Spiel nicht ver-

*) Gesammelte Beiträge zum Verständniss der Fröbel'schen Erziehungsidee. Bd. II. Kassel 1877. G. H. Wigand.

leidet, sondern im Gegentheil, sie wird erhöht, indem das Spiel stäts zu einem bestimmten Resultat geführt wird. Nach gewissen Gesetzen wird das Spiel geleitet, so dass das ganze Interesse des Kindes fortwährend gefesselt ist und es sich stäts einer schaffenden, niemals einer zerstörenden Thätigkeit zuwenden kann. Es ist Spiel und zugleich körperlich-geistige Gymnastik, welche letztere auch auf den ferneren Stufen des Schul- und Jugendgartens und der Schulwerkstätten unausgesetzt geübt werden soll. Die Art und Weise nun, wie Fröbel das Spiel für seine höheren Zwecke organisirt, ist höchst einfach und genial zugleich: er giebt dem Kinde als Spielmittel gleichsam die Elemente der Formen- und Farbenwelt in die Hand und lässt es damit nach dem allgemeinen Gesetz alles Schaffens („Vermittelung der Gegensätze", oder „Gesetz der Harmonie") manipuliren. Gleichzeitig wird das Kind durch die Beschäftigungen im Garten selbst im innigsten Verband mit der Natur erhalten, so dass also der Kindergarten in seiner Gesammtheit betrachtet gewissermaassen die Welt im Kleinen darstellen soll, da der noch unentwickelte Sinn die grosse Welt in ihrer bunten Mannigfaltigkeit noch nicht zu fassen vermag. In diesem Sinne sagt schön und treffend Edgar Quinet, welcher, wie zahlreiche andere Franzosen, die Lehre Fröbel's mit Begeisterung aufnahm: „Mir scheint, als wenn Fröbel es mache wie die Weisen aus dem Morgenlande. Diese legten die Schätze der Natur in die Hände des göttlichen Kindes. Fröbel bietet dem Menschenkind die Schätze der menschlichen Weisheit und behandelt das Kind als den künftigen Repräsentanten der Menschheit. Er sieht den Baum schon im Keime, das unendlich Grosse in dem unendlich Kleinen, den einstigen Mann in dem Säugling. Seine Methode ist also die der Natur selbst, die immer das Ganze und seinen Zweck berücksichtigt in allen Phasen der Entwickelung."

Das Gesetz aber, welches der Methode zu Grunde liegt, ist kein anderes als ein allgemeines Naturgesetz, welches in gleicher Weise die instinktiven Gebilde der Natur, wie das selbstbewusste höhere Schaffen des Menschen lenkt und leitet: das Gesetz der Harmonie oder der Vermittlung der Gegensätze. Dem aufmerksamen Beobachter offenbart sich diess Grundgesetz vom geringsten Organismus der Natur bis hinauf zum Kreislauf der ewigen Gestirne, und was Menschenhand und Geist Grosses und Erhabenes leisten, geschieht einzig auf Grund desselben. Es ist das grosse Verdienst Fröbel's, dieses kosmische Gesetz seiner neuen Erziehung zu Grunde gelegt und diese somit in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Weltgesetz gebracht zu haben. Seine Behandlung der ersten Lebensjahre, weiter die Spiele des Kindergartens, beruhen schon auf jenem Gesetz, welches hier dem Menschen gewissermaassen eingepflanzt wird und ihm in Fleisch und Blut übergeht. Die Entwicklung der Menschen ist damit zum ersten Mal in das richtige Verhältniss zu den im Grossen waltenden Naturgesetzen gebracht. Und wenn es in der heiligen Schrift heisst: Gott schuf den Menschen zu seinem Ebenbild, zum Ebenbild Gottes schuf er ihn, . . . so ist damit auch Fröbel's Auffassung von der menschlichen Natur als einer schaffenden bestätigt; der Gott-Schöpfer des ethnischen Mythos ist für unsere philosophisch bewusste Vorstellung der ewig schaffende Geist.

So findet das Kind zugleich mit der ersten Uebung der Hand unbewusst die Gesetze der hervorbringenden Thätigkeit und wird in leisen Uebergängen durch die Arbeit zur Arbeit hingeführt, was das eigentliche Ziel Fröbel's ist. Am ausführlichsten handelt hiervon B. v. Marenholtz-Bülow, auf deren Schriften wir mehrfach Bezug nehmen müssen, weil sie den vollkommensten Ausdruck der Fröbel'schen Ideen enthalten, in ihrem für das Verständniss Fröbel's wichtigen

Werk: „Die Arbeit und die neue Erziehung nach Friedrich Fröbel's Methode.“ (2. Aufl. Kassel und Göttingen, G. H. Wigand, 1875).

Der praktische Vortheil, welchen die Methode für industrielle Berufsarten bietet, ist leicht zu erkennen. Sie giebt sogar die beste Vorschule für Kunst und Kunstgewerbe. Denn in der Kunst vollbringt ja der nach dem Gesetz der Harmonie ausgebildete Schaffenstrieb des Menschen seine schönsten Werke. Die deutsche Arbeit, einst wegen ihrer Solidität und Schönheit, die beide stäts Hand in Hand gehen, in allen Ländern hoch berühmt, war in neuerer Zeit in beiderlei Hinsicht mit Recht ebenso missachtet. Nach den traurigen Erfahrungen, die wir in dieser Richtung gemacht haben, ist es um so mehr geboten, zu den soliden Grundlagen alles Schaffens zurückzukehren und namentlich das heranwachsende Geschlecht zu denselben hinzuführen. Sollen aber die hierauf gerichteten Bestrebungen Erfolg haben, so müssen Geschmack und Handfertigkeit schon in frühester Jugend vorgebildet werden.

Der Kindergarten in seiner jetzigen Gestalt bildet indessen noch nicht den Uebergang zur Schule, welcher nothwendig ist, wenn Zusammenhang in der Erziehung und im Unterricht stattfinden soll. Fröbel's Vermittlungsklasse soll diesen Zusammenhang herbeiführen. Sie führt das vom Kindergarten Angefangene mit den nämlichen Materialien und der nämlichen Methode weiter, aber nicht nur in den Produktionen nach der Seite des Handwerks und der Kunst fortschreitend, sie giebt auch die Belehrung durch Worte bis zum eigentlichen Unterricht. Die Vermittlungsklasse hat, gleich der Elementarschule, nur im Allgemeinen Organe, Sinne und Anlagen zu wecken und zu entfesseln für die später zu erwerbenden positiven Kenntnisse, noch nicht aber diese selbst zu geben. Auch hier ist jede Belehrung mit Arbeit verbunden, so zwar, dass Lern- und Arbeitsschule gleichmässig in ihren Elementen darin vertreten sind. Stäts aber ist die Arbeit als Bildungsmittel aufgefasst, noch nicht als Arbeit zum Erwerb. Sie soll nur verhindern, dass Einsicht und Verstand reifen ohne Entwicklung der Thatkraft; nur deshalb hat die Erziehung mit arbeitender Beschäftigung zu beginnen. Wie der Schwerpunkt von Fröbel's Lehre in einer harmonischen Ausbildung aller im Kinde liegenden Kräfte zu suchen ist, so will sie auch der reiferen Jugend ihre volle Entwicklung angedeihen lassen, und was der Kindergarten begonnen, sollen später die Schulgärten und Schulwerkstätten fortsetzen. In ihnen soll alles vereinigt und organisirt werden, was der Jugend Lust und Freude ist. Arbeit und Spiel, die Gefühls- und Phantasiewelt der Jugend sollen hier in gleicher Weise berücksichtigt werden und Hand in Hand mit allem Ernst des Lernens. Hier sollen Sammlungen und kleine Museen angelegt, Musik, Gymnastik, dramatische Kunst geübt, auch Feste abgehalten werden.

Es ist zu keiner Zeit mehr von Erziehung und Schule die Rede gewesen als heute. Nachdem diese Fragen lange Zeit hindurch von Philosophen und Schulmännern auf theoretischem Gebiet diskutirt wurden, sind sie jetzt zu allgemeinen und brennenden geworden. Die Nothwendigkeit, die Nothwehr im Kampfe gegen die alten, längst todt geglaubten, aber immer noch sehr lebensfähigen Dämonen der Zerstörung, legt endlich auch dem Staat die zwingende Nöthigung auf, die Frage der Erziehung ernstlich zu der seinigen zu machen. Giebt man die Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts, die Möglichkeit eines Fortschritts zum Guten und Schönen, zu einem Ideal menschlicher Zustände zu, so muss es unsere heiligste Pflicht sein, mit Aufbietung aller Intelligenz aus den halben und unklaren Versuchen und Maassregeln, die immer mehr verderben als Gutes stiften, endlich herauszukommen und die Entwicklung in die rechten Bahnen zu lenken. Die

Bildung aber, wie wir sie verlangen und wie sie unserer Zeit noth thut, wird nimmermehr erreicht durch die sinnlose Vielwisserei, wie sie heute auf der Schule, bis zur letzten Dorfschule herab, gepflegt wird — damit wird man weder den Materialismus wirksam bekämpfen, noch der auf sozialem Gebiet drohenden Anarchie begegnen — sondern wir verlangen von der heutigen Erziehung Erweckung der Thatkraft und Bildung des Charakters. Das aber sind Fröbel's Ziele. Möge das Jubelfest des Unvergesslichen dazu dienen, uns ihnen näher zu bringen!

G. Wittmer.

Geschichtlicher Theil.

Mittheilungen aus der Gegenwart.

Litteratur.

(Der Thier- und Menschenfreund. — Goethe, Weimar und Jena. — Wagner-Biographie. — Harmonik R. Wagner's. — Die Bühnenproben der „Walküre". — Internationale Monatsschrift. — Der Kulturkämpfer. — Leitfaden zu „Parsifal". — Guide through „the Niblungs ring". — Klavierauszug des „Parsifal". —)

Da wir hoffen dürfen, unsere Leser — soweit sie es nicht schon zuvor gewesen — zu ernstlichen Freunden des Thierschutzes, zumal in Sachen der sogenannten *Vivisektion*, gewonnen zu haben, so halten wir es auch für unsere Pflicht, sie mit besonders empfehlenden Worten auf die Zeitschrift *„Der Thier- und Menschenfreund"*, Organ des internationalen Vereines zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter, aufmerksam zu machen, welche monatlich in Dresden (Amalienstrasse 8) erscheint und jährlich nur 2 ℳ kostet. Ohne eine regelmässige Lektüre dieses ebenso unterrichtenden wie anregenden Blattes kann man kaum über die jetzt so vielfach ventilirten Fragen des Thierschutzes und besonders der Vivisektion mit einiger Sicherheit mitreden. Was die gelesensten Tageszeitungen, uud auch grössere, angesehene Revuen, dem Publikum darüber mittheilen, ist meistentheils, wenn nicht geradezu der Sache feindlich, so doch von der wissenschaftlichen Gegnerschaft autoritativ entstellend angefärbt. Nur in einigen Organen der deutschen Konservativen (da doch nun einmal allewege über unsere öffentlichen Verhältnisse die Schablone politischer Parteibegriffe sich deckt), so z. B. im „Deutschen Tageblatte", konnte man eine entschiedene Richtung gegen die Ausschreitungen der abstrakten Wissenschaftlichkeit und für das Recht der Moral und Humanität eingehalten finden. Wer im Uebrigen sich auf die Belehrungen unserer grossen, sogenannten „liberalen" oder „fortschrittlichen", Journalistik verlässt, oder gar in unsere Parlamente hineinhorcht, die sich von dem würdigen Ernste der englischen, schwedischen und dänischen Volksvertreter im germanischen Norden durch eine ungemein bildungstüchtige Verlachung der ernstesten Menschlichkeitsfragen so unerfreulich auszeichnen, — der wird gänzlich im Unklaren bleiben und oft wohl gegen das eigene Gefühl dem Uebergewichte der als unwiderlegt hingestellten wissenschaftlichen Gründe sich beugen zu müssen glauben. Wie wenig dieses in der That geboten ist, auf wie schwachen Füssen das Gebäude der mächtigen Gegnerschaft steht, erfährt man aus dem oben genannten „Thier- und Menschenfreunde", der von vornherein den rechten, menschenwürdigen Standpunkt eingenommen hat, wonach, was in das Gebiet des menschlichen Handelns fällt, auch unbedingt zu allererst unter das moralische Urtheil zu stellen ist. Dazu kommt noch die Einzelnachweisung, in wie fern auch das wissenschaftliche Urtheil schief oder gefälscht sei; was besonders schon daraus erhellt, dass von der einen Seite der Gegnerschaft der Satz verfochten wird: „Die Thiere müssen für den Nutzen der Menschheit geopfert werden", während von der anderen Seite der Ruf erschallt: „Nein, nicht dem egoistischen Nutzen, sondern der reinen Erkenntniss!" Letzteres Prinzip vertreten die Idealisten der Thierfolterei mit ihrem Wortführer Prof. L. Herrmann in Zürich, Schüler von du Bois-Reymond, dem beredten Propheten des „Ignorabimus." Den Gipfelpunkt erreicht dieser Idealismus,

wenn er darauf gerichtet ist, die reine Erkenntniss des Schmerzes zu fördern, worin Mantegazza in Florenz mit italienischer Meisterschaft sich hervorgethan hat, indem er zum Behufe seines Werkes „*Physiologie des Schmerzes*“ jene satanische Stufenreihe der *dolori forti — dolori atroci — dolori atrocissimi* bei den Quälereien der Thiere erfunden hat. Wir wollen diese Blätter nicht beflecken durch die blutigen Spuren solcher Scheusslichkeiten; aber wer bei den Klagen und Anklagen der Antivivisektionisten mitunter an Uebertreibung glauben möchte, der lese die vom Thier- und Menschenfreunde zitirten wörtlichen Aussprüche und stolzen Selbstbekenntnisse der wissenschaftlichen Folterprofessoren, worin er das Uebertriebenste noch übertroffen finden wird durch die Thatsachen! — Wir fühlen uns danach mitten in einer Zeit, von welcher das Wort Goethe's gilt: „In solchen Augenblicken entsteht eine Art von *unnatürlichem, wissenschaftlichen Hunger,* welcher nach der *widerwärtigsten Befriedigung,* wie nach dem Anmuthigsten und Nothwendigsten, zu begehren aufregt.“ Bei dieser Gelegenheit aber seien unsere Leser zugleich daran erinnert, dass obige Worte in einem sehr nachlesenswerthen Kapitel der „*Wanderjahre*“ über die Anatomie und die anatomischen Experimente und Präparate (III. 3.) zu finden sind, als dessen Motto man etwa jenen andern Satz aus demselben Kapitel anführen könnte: „Sie sollen in Kurzem erfahren, dass Aufbauen mehr belehrt als Einreissen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes beleben mehr als das Getödtete weiter tödten.“ Hier ist heilsame Fassung, wohlthätige Erholung zu gewinnen nach den entsetzlichen Erfahrungen aus der heutigen Wirklichkeit; hier wird die Brücke geschlagen von den Schrecknissen einer missleiteten und berauschten Wissenschaft zu den Offenbarungen edeler Kunst. Es ist aber das Grausen vor dem Vergehen wider die Natur, welches den wandernden Helden unseres Dichters in die Arme des tröstlich-thätig belehrenden Weisen und Künstlers führt. Wahrlich, den *horror humani,* bis er selbst zum *dolor atrocissimus* würde, sich einmal recht gründlich durch die Adern bis in das Herz hinein rieseln zu lassen, hat auch sein Gutes; und wiederum mit dem schaudernden Worte des Goethe-Faust: „Das ist deine Welt! Das heisst eine Welt“ beginnt für den Ernsten und Wahrhaftigen die Möglichkeit eines neuen Lebens, einer neuen, wirklich „reinen“, moralischen Welterkenntniss. Mephistopheles ist es, welcher noch zuletzt für den höchsten Weltbeglückungszweck des Faust, wie einst in den Jugendtagen der dunkle Ehrenmann, der ärztliche Vater, die Schuld am Leben der Mitgeschöpfe ihm auflädt, dass der hundertjährige Weise vom „düstern Reimwort — Tod“ erschreckt, beklagen muss: „Noch hab' ich nicht in's Freie mich gekämpft! — Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann, allein: dann wär's der Mühe werth ein Mensch zu sein!“ — Die Männer, welche der Natur siegreich gegenüber treten wollen, müssen den mephistophelischen Geisterspuk des wissenschaftlichen Hochmuths und Aberglaubens sowie die unmenschliche Grausamkeit und Würdelosigkeit „von ihrem Pfad entfernen“, und sich durch ein reines Streben der Gnade jenes „Ewigweiblichen“ werth und theilhaftig erweisen, welches in dem Wesen des Mitleidens und in den zarten, edelen Gefühlen echter Menschlichkeit sich als „höchste Herrscherin der Welt“ lebendig offenbart.

Von der Buch- und Kunstverlagshandlung des Herrn Edwin Schloemp in Leipzig erhalten wir soeben noch einen schönen und interessanten Beitrag zur *Goethe*-Feier, ein festlich ausgestattetes, Leopold von Ranke gewidmetes Büchlein: „*Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806,* nach Goethe's Privatakten, am 50jährigen Todestage Goethe's, herausgegeben von Richard und Robert Keil“ (10 Bog. Pr. ℳ 3, geb. ℳ 4, Liebhaberbd. ℳ 5). Diese Gabe wird eine willkommene und bedeutende sein für einen jeden Deutschen, welcher sich wohl und erhoben fühlt in der edlen menschlichen Gesellschaft seiner grossen Künstler, wie sie aus den zeitgenössischen Erinnerungen sich ihm neu belebt. Aus der grimmigen Noth der schreckensreichen Invasionstage im Oktober des Unglücksjahres 1806 dringt der rein erfreuende Strahl hilfreich-thätiger, unwandelbar besonnen-gütiger Persönlichkeit des Grossen in den einfachen Worten der ergreifenden Berichte seiner hier zum ersten Male veröffentlichten Privatakten zu uns herüber und gebietet Schweigen den thörigen Stimmen immer noch kleinlich nörgelnder Nachwelt, welche selbst an seinem Festtage es nicht unterlassen konnte, mit Selbstgefühl auf das traditionell gewordene „Unverständniss des Menschen Goethe für das Schicksal seines Volkes“ hinzudeuten. Es ist heut zu Tage sehr leicht „patriotisch“ und „national“ sich zu bezeigen, und ganz besonders leicht sich in die patriotischeste Erregung für eine nationale Wiedererwachung deutschen Geistes zu versetzen, welche wir aus sicherer Ferne von der Seite ihrer näheren und weiteren Resultate her wohlweise zu betrachten in der glücklichen Lage sind. Was der *Mensch* seinem Volke in der gegenwärtigen Noth seiner Zeit, ganz nach seiner Art nächsthelfend, unmittelbar thätig fürsorgend, zu leisten vermochte, das erfahren wir auf die schlichteste Art aus jenen Berichten. Was aber der weitblickende weise Seher seiner Nation, über die vergänglichen Phasen miterlebter wildwechselnder Geschichtlichkeit hinweg, etwa in den gleichzeitigen Entwürfen der „Wanderjahre“ (1807) für die Zukunft des deutschen Geistes gedacht und ge-

deutet hat, darin lebt das wahrhaft Unsterbliche alles patriotischen Wesens fernhin fort, dessen Sterbliches nach seiner momentanen edelsten und thatkräftigsten Erhebung so bald wieder in den Geweben politisch-diplomatischer Historie untergehen musste. Der Sechzigjährige durfte geruhig der Jugend jener Zeit die blutige Ordnung des Tages überlassen; er stand auf seiner hohen Warte deutscher Weisheit, und wie seine Hand mit sorglicher Güte des nächsten Menschlichen gleich seines Eigenen sich annahm, so schaute sein Auge über die Tiefen nach den Bergen, „von denen die Hoffnung kommt", und die wir durch den Blick seines Auges beleuchtet noch heute als die ewige Wiege unserer Ideale vor uns liegen sehen, sehnsüchtig nach ihren Gipfeln strebend und andachtsvoll ihre Götterstätten verehrend. Zwischen diesen Höhen der Geister stand damals, Alles verdunkelnd, aus den blutdampfenden Tiefen hervorragend, ein glutgezeugter Erzkoloss noch auf unerschütterten Füssen, wie der furchtbare Weltrichter über alles Wirre, Winzige und Widerwärtige in sinnlos langhinsiechendem Geschichtströdelwesen. Dass es selbst nur der geflickte Metallkönig war, das prophetische Bild aus jenem Goethe'schen Märchen, welches 10 Jahre zuvor (1795) in denselben Herbsttagen der ersten entscheidenden Pariser Grossblutthat Bonaparte's gedichtet worden, — das sollte sich in naher, gewaltiger Zukunft offenbaren; noch aber warf er kolossal aufrechtstehend den „Schatten des Riesen" (Schillers Brief vom 16. 10. 95) über die deutsche Welt; und der deutsche Dichterfürst sah dem europäischen Kriegsfürsten, in der Grösse des Momentes ein Gleicher, in der Unendlichkeit der Zeiten ein weit über ihn Erhabener, gross in das scharfblitzende Auge. So sandte er ihm noch im Jahre 1812 durch die deutsche Kaisertochter, wie ein ebenbürtiger Sprecher der leidenden Völker, der das Mächtige als das Vermögende würdigend anerkennt, jenen tiefen Friedenswunsch einer ganzen Welt über die zum Schweigen gebrachten Oeden niedergeworfener Sklavenlande tönend zu:

„Wer *Alles* will, kann auch den *Frieden* wollen!"

Ein letztes Mahnwort des Volksgenius an den Weltdämon; — und Jener erwiderte mit dem despotischen Schwertwink in die blutigen Schneegefilde des ungemessenen Nordreiches, darin sein ehernes Glück unter Blut und Eis die furchtbare Wende fand. Zwei Jahre darauf, als dennoch durch Blut und Eisen allein im Ringkampf der Völker der Friede gewonnen war, durfte der deutsche Dichter sich selbst auf jene Fehlbitte die rechte Antwort geben, in dem Motto seines Friedensfestgesanges:

„Den *Frieden* kann das *Wollen* nicht bereiten;
Wer Alles will, will sich vor Allen mächtig" u. s. f.

Dieses Motto wiederum konnten wir an die Spitze eines Buches stellen, worin wir selbst es versuchten, uns bei dem Lichte der grössesten Meister unserer Kunst in unserer eigenen Zeit zurecht zu finden, welche uns zwischen den Bergen der Geister wohl nicht gleich dämonische Kolossalgestalten zeigt, doch genugsam gleich dämonische Nebelbilder die Thale unserer Tage wallend tief und dicht erfüllen lässt. Vergessen wir nicht, dass auch uns darin noch immer die Leuchte desselben Weisen den Weg finden hilft, der damals, wie sie sagen, „sein Volk nicht verstand", und der doch „durch Mitleid wissender" war als all die Thoren, welche so vielfach ihr unreines Spiel mit den gerne gefeierten Grössen der Vergangenheit treiben. Das vorliegende Buch bietet auch zu solchem thörigen Benehmen einen wohlthätig würdigen Gegensatz dar und sei darum unseren Freunden mit besonderem Nachdruck zu gutem Gedenken freundlich empfohlen. —

Das schon oft von uns warm empfohlene, vorzügliche biographische Werk Glasenapp's *„Richard Wagner's Leben und Wirken"* (2 Bände) ist kürzlich in den Verlag von Breitkopf & Härtel (Leipzig) übergegangen. Damit eröffnet sich ihm zu unserer Freude, der Bedeutung jener Firma gemäss, auch die Aussicht auf eine seinem eigenen Werthe entsprechende Verbreitung in weiteste Kreise. Wer von unsern Lesern, besonders von den Vereinsmitgliedern, noch nicht im Besitze des in seiner Bibliothek eigentlich unentbehrlichen Buches sich befinden sollte, möge das Versäumte jetzt wenigstens nachholen. Der sehr niedrige Preis für Mitglieder, der bisher galt, (6, resp. 9 ℳ) wird nun wieder ein wenig erhöht, nämlich auf ℳ 10 (geb. 12), und ist zu diesem noch immer recht mässigen Preise das Werk auch von Bayreuth direkt zu beziehen. Uebrigens wird der Verfasser seine Arbeit jetzt ergänzend bis auf die neuste Zeit weiterführen. —

Im Oktoberstücke des vorigen Jahrgangs machten wir gelegentlich unseres „Nachrufs an Karl Mayrberger" unsere Leser bereits darauf aufmerksam, dass der Patronatverein die vollständige Arbeit jenes so plötzlich verstorbenen trefflichen Musiktheoretikers: *„Die Harmonik Richard Wagner's,* erläutert an den Leitmotiven aus Tristan und Isolde" als Broschüre zum Besten der Hinterbliebenen des Verfassers veröffentlichen würde, nachdem der erste Abschnitt derselben in unsern Blättern (1881. V/VI) als Fragment zum Abdruck gelangt war. Diese zumal für Musiker ungemein interessante Schrift ist nun bei Ernst Schmeitzner in Chemnitz erschienen (Preis: 1 ℳ); und wir wiederholen hier die damals an unsere Leser

gestellte Bitte, dass sich dieselben durch den Kauf dieser Broschüre an dem von dem Vereine intendirten wohlthätigen Werke reichlich betheiligen und jene in den Blättern enthalten gewesenen, dort aber nicht fortgesetzten Theile der bedeutenden Arbeit dergestalt sich ergänzen mögen.

Der Separatabdruck von der zweiten Abtheilung der Artikel über *die Bühnenproben des Jahres 1876* von Heinrich Porges („Die Walküre", Preis ℳ 1,25) ist in demselben Verlage erschienen. —

Bei E. Schmeitzner in Chemnitz erscheint ferner seit diesem Jahre eine *„Internationale Monatsschrift"*, welche sich als „Zeitschrift für allgemeine und nationale Kultur und deren Litteratur" bezeichnet. Dieses journalistische Unternehmen will an den modernen Gedanken der Association anknüpfen, und scheint einer Erörterung der moralischen Resultate aus den internationalen Bestrebungen in Wissenschaft und Politik gewidmet sein zu sollen. Solch ein weites Programm wird sich nun erst im Besonderen deutlicher auszugestalten haben, bevor wir abwägen können, ob die einzeln hervortretenden Berührungspunkte oder die schon hier und da sich anzeigenden Abweichungen zwischen den dort vertretenen geistigen Anschauungen und unseren eigenen Ueberzeugungen für den Charakter des Ganzen von mehr entscheidender Bedeutung seien. Das erste Heft brachte den Anfang eines grösseren Aufsatzes unseres Mitarbeiters, des Hrn. Dr. Heinrich von Stein, über Leben und Person des Giordano Bruno, unter dem Haupttitel: *„Der Wahn eines Helden"*. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 4 ℳ —

Für weitere Kreise bietet die von Otto Glagau in Berlin herausgegebene Zeitschrift *„Der Kulturkämpfer"* sehr frisch, lebhaft, charaktervoll und durchaus populär geschriebene Mittheilungen und Aufklärungen über die sozialen, politischen, gelegentlich auch wissenschaftlichen Tagesfragen, sowie über ländliche und städtische Zustände in Deutschland, nicht vom Parteistandpunkte aus, sondern im gesunden und aufrichtigen Interesse des Volkswohles und der Wahrhaftigkeit. Im ersten Hefte d. J. erschien u. A. eine Besprechung, resp. exzerpirte Mittheilung, des Aufsatzes „Erkenne dich selbst" von Richard Wagner (Bayr. Bl. 1881 II/III.) Das soziale Element in Goethe's Wanderjahren ward ebenfalls dort besprochen, wie unsere Blätter (1881. VIII) auf dieses Thema bedeutend hingewiesen hatten. Auch über Vegetarismus und Vivisektion brachte die Zeitschrift mehre verständige Artikel. Das neueste Heft (55.) endlich enthält einen längeren Aufsatz über „Bayreuth" mit eingehender Würdigung auch unserer Sache, zugleich als eine Art von Wegweiser durch die Stadt, ihre Geschichte und ihre Gegend, für Besucher der Festspiele geeignet. Die Hefte erscheinen zweimal des Monats, das einzelne Heft kostet 60 ₰. und das vierteljährliche Abonnement beträgt 3 ℳ. —

Im Verlage der Gebr. Senf, Leipzig, ist soeben erschienen: *„Thematischer Leitfaden durch die Musik des Parsifal* nebst einem Vorworte über den Sagenstoff des Wagner'schen Dramas" von Hans von Wolzogen (5 Bog. mit ca. 50 Notenbeispielen, Ladenpreis 2 ℳ, auf Velinpapier 3 ℳ) Den Vereinsmitgliedern wird diese Schrift von der Verlagsfirma, sowie von der bekannten Musikalienhandlung P. Pabst, Leipzig (Neumarkt 13), zu dem ermässigten Preise von ℳ 1,60 (resp. 2,40) geliefert. —

Eine englische Uebersetzung des Leitfadens durch die Musik des Nibelungenringes, zunächst für die bevorstehenden Aufführungen der Tetralogie in London bestimmt, erscheint gleichfalls in obigem Verlage, zum nämlichen Preise, unter dem Titel: *Guide through the music of R. Wagner's the Nibelungs ring, by H. v. Wolzogen, english by Ernst v. Wolzogen.* —

Der *Klavierauszug des „Parsifal"*, welcher Anfangs Mai ausgegeben werden soll, ist von den Vereinsmitgliedern durch die Musikalienhandlung von P. Papst (s. o.) zum ermässigten Preise von 24 ℳ (eleg. geb. 26 ℳ) zu beziehen. —

Unsere vegetarischen Mitglieder

haben sich zwar schon in beträchtlicher Anzahl zu dem geplanten vegetarischen Tische während der Festspiele in Bayreuth angemeldet, doch dürften immer noch Einige mit ihrer Anmeldung im Rückstand geblieben sein, welche wir hierdurch, und mit Verweisung auf unsere Aufforderung im Doppelstücke dieses Jrs. (S. 64), zur besseren Ermöglichung der gewünschten Einrichtung, nochmals um gefl. baldige Angabe ihres Namens und der Zeit ihres hiesigen Aufenthalts ersuchen.

2. April 1882.

Die Red. d. Bayr. Blätter.

Geschäftlicher Theil.

Wir erlauben uns hiermit, diejenigen Mitglieder des Vereines, welche ihre Eintrittskarten noch nicht erhoben haben, aufmerksam zu machen, dass die Eintrittskarten gegen Einsendung sämmtlicher Quittungen, welche über die eingezahlten Beiträge von uns ausgestellt wurden, eingetauscht werden können. Für zu Verlust gegangene Quittungen ist ein Revers zu unterzeichnen, welcher gegen Missbrauch der Quittungen schützt.

Gleichzeitig bemerken wir wiederholt, dass verschiedene Umstände es nicht gestatten, dass die Hauptprobe zugänglich ist, dass aber dagegen den berechtigten Mitgliedern das Eintrittsrecht zu einer weiteren Aufführung eingeräumt ist.

Im Verhinderungsfalle können Mitglieder anstatt Eintrittsberechtigungen zu den Aufführungen am 26. und 28. Juli auch solche für die späteren vom 30. Juli bis 29. August stattfindenden öffentlichen Aufführungen erhalten.

Wegen Wohnungsunterkunft bitten wir im Interesse der Festspielbesucher sich nur der Vermittelung des Comité's (Adresse Sekretär Ullrich Rathhaus) zu bedienen. Anmeldungen werden jetzt schon entgegengenommen, während die Vermittelung erst Anfangs Mai beginnen wird.

Bayreuth, April 1882.

Der Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele.

NB. Das nächste Stück der „Bayreuther Blätter" erscheint in der vierten Woche des Mai.

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

Mai. Juni. | Doppelstück. Erste Hälfte. | 1882.

Inhalt: — Die Epidemien als Kulturkrankheiten. Von Dr. E. Grysanowski. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XV. Stylproben. Von Hans von Wolzogen. — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. —

Die Epidemieen als Kulturkrankheiten.

Von Dr. E. Grysanowski.

I. Die natürlichen Faktoren.

Das Schicksal des Menschen, als Inbegriff seiner Freuden und Leiden, erscheint dem nichtreflektirenden Verstande als etwas schlechthin Gegebenes, und der Geber dieses Gegebenen, wenn überhaupt nach ihm gefragt wird, hypostasirt sich zunächst als Zufall, Fatum, Parze oder in sonst einer Form des unbewussten voraussetzungslosen Willens. Es wäre Thorheit diesen Willen nach dem Warum zu fragen: der Mensch hat nur zu empfangen, gleich viel ob Freude oder Schmerz; in beiden Fällen ist er leidend, weil passiv.

Erst wenn er klagend, bittend oder dankend zu reagiren anfängt, personifizirt er das Gebende und macht es zum lohnenden und strafenden, also gerechten Gott. Da aber hienach nur der Gute auch glücklich, nur der Böse auch unglücklich sein könnte, was von jeher durch die tägliche Erfahrung widerlegt worden ist, so musste sich dieser Gottesbegriff sehr bald zu dem Begriff eines gnädigen und liebenden Gottes erweitern, an dessen Liebe dann selbst der Leidende nicht zu verzweifeln brauchte, da er sein Leiden als Prüfung ansehn durfte und die Prüfung, weil heilsam und erziehend, nicht minder dankenswerth erschien als das gemeine Glück.

Neben dieser christlichen Auffassung erhielt sich noch lange die antike des Polykrates und seines weisen Gastes, der auch schon das Uebermaass des Glückes fürchtete und eine Beimischung von Leiden für wünschenswerth hielt, damit der Neid der Gottheit nicht erregt werde. Man sollte zwar meinen,

diese Anschauungsweisen schlössen einander aus, denn was hat eine neidische, eifersüchtige Gottheit mit einer liebevoll strafenden, väterlich erziehenden gemein? was die Furcht vor jener mit der Ergebung in den Willen dieser Gottheit? Doch stimmen beide darin überein, dass sie dem Menschen die Versöhnung mit seinem Schicksal erleichtern, und diese Resignation musste, ganz unabhängig von ihren Motiven, für das praktische Leben von der allergrössten Wichtigkeit sein. Auch brauchte man ja, theoretisch, für die neidische Gottheit der Heiden nur den Teufel und die „bösen Geister" zu substituiren, um innerhalb der mittelalterlichen Kirche für beide Anschauungsweisen, also auch für Sühnopfer und Exorcismen, Raum zu finden.

Erst spät entwuchs der Mensch der heidnischen Furcht, aber auch der christlichen Ergebung musste er entwachsen, sobald er anfing seiner eigenen Kräfte und Verantwortlichkeiten bewusst zu werden. Zu diesem Bewusstsein konnte ihm natürlich nur die Wissenschaft verhelfen: für Benjamin Franklin war der Donner nicht mehr die Stimme Jehovahs, und die zehn Gebote kommen nicht mehr über dem Blitzableiter zu Stande, ebenso wenig wie sie unter ihm zur Geltung kommen.

Der moderne Prometheus, welcher Zeus entwaffnet hatte, meinte ihn auch entthront zu haben und freute sich unmässig über diese Erfolge. Er wähnte sich nun frei, wurde aber gerade durch sein trotziges Faustschütteln an die klirrenden Ketten erinnert, die ihn immer noch fesselten. Dieselbe Wissenschaft, die die Freiheit des Menschen der Gottheit gegenüber geltend gemacht hatte, musste durch diesen Prozess selbst, wenn auch nur allmählich, zur Verneinung aller Freiheit und aller Verantwortlichkeit gelangen. Es musste dem Freiheitsbegriff gehn, wie es dem Gottesbegriff gegangen war: er musste in der materialistischen Wissenschaft, die den Gott als Freiheitsfeind vernichtet hatte, mit diesem Gott untergehen. Und so wären wir glücklich wieder bei der alten *Τύχη, Μοῖρα, Ἀνάγκη* angelangt, von der der Mensch in seiner historischen Kindheit ausgegangen war. Sich als des eignen Schicksals Schmied zu fühlen, war ein königliches Bewusstsein; hinterher aber finden zu müssen, dass dieses Schmieden nur ein automatischer Prozess ist, ist demüthigend und verwirrend!*)

In der That hat diese Weltanschauung ihre Schrecken, ganz wie die antike Welt sie hatte. Aber da doch nur Wenige hierüber nachzudenken Musse, Lust und Fähigkeit haben, so fühlen die Meisten nur das Bequeme dieser Theorie, welche jeder zu schätzen weiss, weil er der Mühe der Selbstprüfung und Selbstbeschränkung durch dieselbe überhoben wird. „Klein, verschwindend klein ist das Ich, und gross, unendlich gross die Aussenwelt: suchen wir also nach den Keimen des Uebels, so dürfen wir annehmen, dass das unendlich Grosse unendlich viele, das unendlich Kleine unendlich wenige dieser Keime

*) Die Kenner und Anhänger Schopenhauer's wissen, dass es noch eine andere, und wahrhaft göttliche, Macht giebt, welche diese Demüthigung und Verwirrung uns erspart: die liebende Gottheit, wie wir sie im *Mitleiden* des eigenen Gemüthes als befreiende sittliche Kraft thätig wieder zu erkennen haben. (Die Red.)

enthalte.“ So wird auch wohl der Doctor Podalirius gedacht haben, als im griechischen Lager vor Troja eine Pest ausbrach. Was war natürlicher und leichter als Aphrodite für das ganze Unglück verantwortlich zu machen, denn die kluge Athene war gegen die Ränke dieser Göttin schon damals machtlos und ist es bis heute geblieben.

So ging es Jahrtausende lang, und als die Götter verschwunden waren, da erfanden die Asklepiaden den *Genius epidemicus*, den sie als Inbegriff der kosmisch-tellurischen Einflüsse verehrten und dem sie die Erzeugung aller unbekannten, unsichtbaren, imponderabeln, nur durch ihre Wirkung erkennbaren Krankheitskeime zuschrieben.

Erst ganz neuerdings hat sich eine Reaktion gegen diese Auffassung in der Gelehrtenwelt kundgegeben. Das sittliche Bewusstsein, welches lange geschlummert und durch die Mechanisirung der Welt noch mehr gelitten hatte als das Bewusstsein der menschlichen Würde durch die heidnische Personifizirung der Naturkräfte, musste später oder früher erwachen, um sich als Anerkennung der eigenen Verantwortlichkeit zur Geltung zu bringen. Der Mensch will nicht mehr willenloser Spielball des Unbewussten sein, nicht mehr Theil der Natur, sondern Beherrscher derselben, nicht todtes Reagens, sondern begeistertes Agens, das mit den Ehren der Freiheit auch ihre Lasten auf sich nimmt und sich ihrer freut.

Es wäre zu früh von einer neuen Phase des öffentlichen Bewusstseins zu reden, aber die Parakleten dieser Phase sind schon da, und ihre Opposition äussert sich theils als Skeptizismus den Dogmen des Materialismus gegenüber, theils als Selbstanklage den Kalamitäten der Zeit gegenüber. Nicht Wind und Wetter, nicht Bodengase sind die Ursachen der Seuchen, sondern die eigne Verderbtheit der Völker: ihre Schwächen, ihre Laster, ihre Sünden. Wozu die Verschanzungen? fragte der Römer: der Muth der Bürger ist die beste Mauer. Wozu der Panzer? fragte der Christ: thue Recht und scheue Niemand. Und wozu eure Sperren und Quarantänen? fragt man heute, wenn ihr selber reines Bluts und reines Herzens seid? — Aber ihr seid nicht rein. Euer Blut ist voller Schlacken, eure Instinkte sind lasterhaft und euer Herz ist unlauter. Euer Körper hat ein böses Gewissen, und darum fürchtet ihr euch vor den blinden Kräften der Natur und den Spukgeistern des *Genius epidemicus*.

Kein medizinischer Schriftsteller ist in dieser Richtung weiter gegangen als Oesterlen. Er leugnet jede Spezifizität des Erkrankens, weil es nach ihm nur eine Krankheitsursache giebt: die Herabstimmung der Lebensenergie durch Noth und Sorgen, Schmutz und Laster. Die Seuchen, meint er, haben keine typische Bestimmtheit, sie gehen oft in einander über, und da die Erkrankung eben nichts als eine innere Anlage voraussetzt, so braucht es auch kein Kontagium zu geben. Da nun Noth und Sorgen, Schmutz und Laster permanent und überall vorhanden sind, so könnte man fragen, wie es komme, dass die Seuchen nur periodisch auftreten. Aber weder dieses ruck-

weise Auftreten, noch das gleichzeitige, gleichortige und gleichartige Erkranken von Tausenden von Menschen verschiedener Rassen und verschiedener Zonen macht Oesterlen und seinen Anhängern die geringste Schwierigkeit, weil sie dem innern Krankheitsfaktor alle jene geheimnissvollen Kräfte beilegen, die sie dem äuseren absprechen müssen, weil sie an dessen Existenz nicht glauben.

Während nun diese Positivisten den *Genius epidemicus* leugnen aus Furcht sich des Aberglaubens schuldig zu machen, haben einige Neuere versucht ihn wieder zu Ehren zu bringen. So sucht Herr Dr. Spinzig in St. Louis den Grund zur Massenerkrankung ausschliesslich in den kosmisch-tellurischen Einflüssen der Aussenwelt und hat durch Vergleich der Sterblichkeitslisten für Cholera und der Wetter-Ephemeriden einen Parallelismus der statistischen Kurven nachgewiesen, der über einen kausalen Zusammenhang keinen Zweifel lässt.

So schroff sich diese beiden Ansichten entgegenstehen, so stimmen sie doch darin überein, dass sie die Existenz der Kontagien ausschliessen. Beide aber stehen feindlich der jetzt herrschenden Infektionstheorie gegenüber, die sich nur wenig um die innern und äussern Faktoren bekümmert, um so mehr aber das Produkt dieser Faktoren, die Krankheit, und das Produkt dieses Produkts, die verschiedenen Virusformen, Fermente und Mikroben betont, die wie Samen das wieder erzeugen, was sie erzeugt hat, und die dadurch zu spezifischen Miasmen und Kontagien werden. Und fragen wir diese Infektionisten nach den ersten Anfängen und den Stammbaum dieser Keimwesen, so verweisen uns die Einen auf eine Urzeugung im Organismus, die andern auf eine Entwickelung aus panspermistischen Keimen in Luft und Boden.

Das Merkwürdige an diesen drei Anschauungsweisen ist, dass jede derselben ihre Berechtigung hat, dass keine die ganze Wahrheit enthält, dass ihre negativen Theile einander ausschliessen, ihre positiven aber sehr wohl mit einander vereinbar sind und sich gegenseitig ergänzen.

Es bedarf in der That keiner speziellen Studien, um diess einzusehen. Man braucht nur von denjenigen Prämissen der Evolutionstheorie auszugehen, deren Wahrheit allgemein anerkannt wird, um behaupten zu können, dass es eine individuelle Disposition als Resultat säkulärer Vererbung geben muss, dass das Leben des Individuums aus einer Reihe von Anpassungen an äussere Verhältnisse besteht, und dass folglich der innere Faktor keine konstante Grösse sein kann, sondern im ganzen Verlauf des Lebens stätigen, wenn auch immer nur allmählichen Aenderungen unterworfen sein muss. Auch muss es neben dem innern und dem äussern ein drittes neutrales Gebiet geben, welches beiden zugleich, also keinem von beiden ausschliesslich angehört, dem beweglichen Eigenthum vergleichbar, welches unstreitig dem Nicht-Ich angehört, zugleich aber auch als Theil des erweiterten Ichs aufgefasst werden kann, weil es den Charakter unserer Individualität annimmt und unserm Willen unterworfen ist. Diess neutrale Gebiet ist im vorliegenden Falle die unmittelbare Umgebung des kranken oder erkrankungsfähigen Subjekts, und als solche ist es der Sammelplatz von Krankheitsprodukten und die mögliche Brutstätte neuer Krankheitskeime; wir sagen „mögliche“, denn ob es wirklich und

in allen Fällen in den Kleidern, den Geräthen und der Zimmerluft des Kranken zur Neubildung spezifischer Kontagien kommt, ist für die allgemeine Richtigkeit und sittliche Nothwendigkeit unserer Annahme gleichgültig.

Wollten wir auf die späten und in biologischen Fragen doch stäts unsichern Entscheidungen der Wissenschaft warten; wollten wir uns alles gesunden Denkens enthalten, bis es den Physiologen einmal gelingt, das Entstehen und die Verbreitung der Epidemieen zu erklären, so würden wir Gefahr laufen in immer grösseres Dunkel, in immer grössere Verwirrung zu gerathen. Denn dem Gelehrten geht es heutzutage wie jedem andern Berufsmenschen: er hat nur selten jene allgemeine Geistesbildung, die ihn befähigen würde, nicht nur mit dem induktiven Theil seines Verstandes, sondern als konkreter Mensch mit der Totalität seiner Seelenkräfte zu denken. In seinem Durst nach exaktem Wissen tritt er an alle, selbst die komplizirtesten sozialen Probleme mit den Axiomen und Methoden der exakten Wissenschaften heran, als könnte man mit der Pflugschar Statuen meisseln, und handelt es sich vollends um eine Erscheinung wie die Epidemieen, die den engen Kreis des physiologischen Denkens so weit überragt, dass es den Anschein hat, als müssten alle Wissenschaften, von der Staatskunst bis zur Mathematik, sich vereint an dem Werk ihrer Erklärung betheiligen, so ist es begreiflich, dass er als blosser Physiolog rathlos und machtlos vor ihr dastehen muss.

Unsere obige Auffassung dieser Erscheinung und die Dreitheilung ihrer Bedingungen gewährt vor allen Dingen den Vortheil, dass sie uns zur Besprechung der ethischen Seite der Frage nöthigt, indem aus ihr (als einer egozentrischen Auffassung) sofort die Mahnung an uns herantritt, weder die äussern noch die innern Faktoren, noch die Produkte derselben als etwas schlechthin über uns Verhängtes gelten zu lassen, sondern die Grenzen zu suchen, innerhalb welcher sie unter den Einfluss unsers Wollens und Thuns gebracht werden können.

Dass wir für unsre ererbte Anlage nicht verantwortlich sind, versteht sich von selbst; auch nicht für das Walten der Naturkräfte um uns her sind wir verantwortlich, wohl aber für die Art, in der wir bei gereiftem Bewusstsein gegen diese äussern Faktoren reagiren. Gehören Dürre und Ueberschwemmung zu den gefährlichsten Seuchenerregern, so steht es in unserer Macht, durch Waldkultur die Dürre des Klimas zu mildern und die Ueberschwemmungen durch Anpflanzungen seltner, durch Eindämmung unschädlicher zu machen. Auch hängt es von uns ab, ob wir in Sümpfen oder auf Bergen, im Sonnenschein oder in Moderluft unsre Wohnung bauen, ob wir reinlich, thätig, mässig oder schmutzig, träg oder lasterhaft in unserm Lebenswandel sind. Und selbst in der dritten neutralen Sphäre, die uns als unmittelbares Produkt unseres Unglücks oder unserer Unsitte umgiebt, werden wir eine Abstufung unserer Verantwortlichkeiten nachweisen können, denn sind wir für das Entstehen der Krankheitsprodukte gar nicht, für die Verschleppung derselben nur theilweise verantwortlich, so steht es doch ganz in unserer Macht, einer Anhäufung und Konzentrirung derselben vorzubeugen durch Anwendung von Wasser, Luft und

Licht, den drei mächtigsten Desinfektionsmitteln, die Jedem zu Gebote stehen oder doch stehen sollten.

Wie es Pflicht des Richters ist, die Unschuld des Angeklagten zu präsumiren, bis die Schuld desselben erwiesen ist, so ist es auch unsere Ehrenpflicht mit der Präsumption unserer eignen Verantwortlichkeiten anzufangen und den Beweis des Gegentheils der Wissenschaft zu überlassen. Wir können dabei ganz unparteiisch den äussern neben dem innern Faktor und das Krankheitsprodukt neben beiden gelten lassen; wir können in dem binären oder ternären Zusammenwirken dieser Faktoren die einzig wahre Krankheitsursache vermuthen. Soll aber doch der eine oder der andere dieser Faktoren betont werden, so ist es wünschenswerth, dass diess der innere sei. Denn bei dem natürlichen Hang der Menschen die Schuld ihrer Leiden auf die Aussenwelt zu schieben, können wir nicht oft genug daran erinnert werden, dass die Sphäre unserer Zurechnungsfähigkeit in's Aeussere wie in's Innere hineinragt, dass sie eine stäts wachsende ist, ja dass aller wahre Fortschritt der Menschheit in der Ausdehnung dieser Willenssphäre besteht, deren Wachsthum nach innen dem „natürlichen Willen", nach aussen dem Fatum und dem Zufall Grund und Boden abgewinnt.

II. Die historisch-ethischen Faktoren.

So wichtig und werthvoll aber auch diese Erkenntniss sein mag, so ist doch leicht ersichtlich, dass sie nicht die ganze Wahrheit enthält, und dass die obige Anschauungsweise nicht genügt, um die Frage erschöpfend zu behandeln. Sie würde genügen, wenn uns an den Seuchen nur das Moment der individuellen Erkrankung interessirte. Nun sind aber die Seuchen Massenerscheinungen, deren Eigenthümlichkeit und Räthselhaftigkeit nicht in der besondern Art der Erkrankung, sondern in der Massenhaftigkeit derselben d. h. in ihrer Gleichartigkeit, Gleichortigkeit und Gleichzeitigkeit liegt. Als Subjekt dieser Erscheinung wird also nicht mehr das individuelle Ich, sondern die Gesellschaft zu betrachten sein, und indem wir diese zu einem Kollektivwesen machen, werden wir nach dem Aeussern und dem Innern dieses Kollektivwesens zu fragen haben.

Die Aussenwelt der Gesellschaft d. h. dasjenige, woran die Gesellschaft in ihrem geschichtlichen Leben sich anpassen muss, besteht aus zwei Medien, einem kosmisch-tellurischen und einem historischen, der Welt des natürlichen Geschehens und der Welt des geschichtlichen Geschehens. Und in gleicher Weise besteht das sich anpassende Innere des Kollektivwesens, seine ererbte Anlage, aus zwei Faktoren, dem natürlichen oder ethnischen und dem sittlichen oder ethischen. Da nun die Wechselwirkungen der beiden natürlichen Faktoren, also des äussern physikalischen und des innern ethnographischen, als Gegenstand biologischer Forschung hier keine Berücksichtigung finden können, so bleibt uns nur die Betrachtung der historischen und ethischen Faktoren übrig, insofern sie in ihren Wirkungen und Wechselwirkungen gelegentlich Massenerkrankungen erzeugen oder begünstigen können.

Auch fehlt es hier nicht an jener dritten neutralen Sphäre, die weder ganz historisch noch ganz ethisch ist und an beiden Kategorieen theilhat. Beim Individuum war es seine pathologische Atmosphäre als Trägerin und Vehikel seiner unwillkürlichen Krankheitsprodukte; bei der Gesellschaft wird es das sozial-ökonomische Medium sein, das uns als Industrie und Handel bekannt ist.

Stellt es sich nun heraus, dass diese drei Sphären, die den Inbegriff dessen ausmachen, was wir Kultur nennen, zugleich auch die Bedingungen enthalten, unter denen allein die natürlichen Keime der Massenerkrankungen zur Geltung kommen können, so werden wir genöthigt sein, diese Massenerkrankungen als Kulturkrankheiten der Völker aufzufassen: — eine Auffassung, durch die das ganze Phänomen aus der physisch-physiologischen Sphäre, in der es nie hat erklärt werden können, auf das Niveau der ethisch-historischen Forschung erhoben wird.

Unter den neuern Epidemiologen sind es namentlich Hecker und Rittmann, die diesen Standpunkt vertreten. Der Letztere giebt uns in seiner Schrift über „die Kulturkrankheiten der Völker“ *) eine Eintheilung derselben, zu der ihm die Weisheit des physiologischen Laboratoriums nimmermehr hätte verhelfen können. Freilich werden derartige retrospektive Studien auch spekulativ und müssen es werden, so oft sie in die Nebel prähistorischer Vergangenheit dringen wollen, aber solche Spekulationen haben doch die volle Dignität wissenschaftlicher Induktion, weil sie auf einer breiten Basis historischer Daten ruhen.

„Sowie wir,“ sagt Rittmann auf Seite 25, „im Leben der Nationen „einer vierfachen kulturhistorischen Entwickelungsstufe begegnen, nämlich „dem Nomadenthum, dem Ackerbau, dem Bürgerthum und endlich dem „multiplen Verkehr der Neuzeit, so begegnen wir auch einer vierfachen Pestperiode:“

1) Die Nomadenvölker waren bei dem innigen Verkehr mit ihren Heerden der Ansteckung mit allen jenen Thierkrankheiten ausgesetzt, die auf den Menschen übertragbar sind, oder die durch den Genuss des Fleisches und das Trinken des Blutes von kranken Thieren erzeugt werden, und diese Nomadenpesten mit ihren Blattern, Beulen und Schmarotzern, die zunächst bei den semitischen Völkern, später bei den Völkern Griechenlands und Italiens reichliche Nahrung fanden, ragen hinein in alle Jahrhunderte, soweit wir Menschen und Thiere neben einander leben sehen.
2) Als dann die Völker Mitteleuropas nach beendeter Völkerwanderung bleibende Wohnsitze nehmen und Ackerbau treiben mussten, wurde es ihnen schwer die nützlichen Getreidegattungen aus der Familie der Gräser mit Vermeidung der mehr oder weniger schädlichen herauszukultiviren: sie mussten meist vergiftete Mischgetreide essen und daraus auch ihr Volksgetränk bereiten. Und diess nennt Rittmann die Periode der Brandpest oder des Antonifeuers.

*) Brünn, bei Fr. Kalafial. 1867.

3) Die dritte Pestperiode umfasst die Zeit der Burgen und ummauerten Städte, wo in engen Gassen und in dumpfen Stuben die gewerbtreibende Bürgerklasse sich der grossartigsten Entwickelung der Typhusseuchen aussetzt.

4) Die vierte Pestperiode endlich, in der wir heute leben, ist die des multiplen modernen Verkehrs, die Periode der Cholerapest. Das Choleragift, meint Rittmann, konnte, da es nur in einem einjährigen Vegetationszyklus lebens- und verbreitungsfähig ist, bei der grossen Entfernung seiner Entstehungsstätte und der Trägheit des Verkehrs der vorigen Jahrhunderte, nur selten die Völker Europas heimsuchen, that diess aber häufig genug, als der durch die Dampfkraft beschleunigte Verkehr eine solche Wanderung innerhalb der einjährigen Vegetationsperiode des Seuchengifts ermöglicht hatte. „Die Wissenschaft arbeitet rathlos daran, eine Spur dieses spezifischen Giftes zu entdecken, und noch rathloser ragt unsere Pestkontumaz in die überfluthenden Wogen des modernen Verkehrs hinein.“

So weit Rittmann. Wir haben uns hier nicht darum zu kümmern, ob seine Vertheilung der bekannten Seuchenformen unter diese vier Kategorien in allen Fällen eine richtige ist, die Richtigkeit der Kategorien selbst aber kann kaum bestritten werden, und ob die Zukunft uns eine fünfte schenken werde, muss von dem sittlichen Erbtheil abhängen, das wir der Nachwelt hinterlassen werden.

Viel lehrreicher wird die historische Untersuchung, wenn wir von aller Klassifikation der Seuchen absehen, das Phänomen der Massenerkrankung in seiner vollsten Allgemeinheit auffassen und nur die chronologische Gruppirung dieser Erscheinungen betrachten, wie sie die Annalen der Weltgeschichte uns aufweisen. Wir werden dann auf den ersten Blick bemerken, dass die Unregelmässigkeit dieser Gruppirung viel grösser ist als die Unregelmässigkeit jener natürlichen Katastrophen, die man oft für die alleinige Ursache der Seuchen gehalten hat. Hingen nämlich die Seuchen nur (oder hauptsächlich) von Ueberschwemmungen, grosser Dürre und ähnlichen Phänomenen ab, so müssten sie fast alljährlich in einem oder dem andern Winkel der bewohnten Erde entstanden sein und von dort aus ihren Umzug gehalten haben, was durchaus nicht der Fall ist. Dagegen lässt sich ein gewisser Parallelismus zwischen der Heftigkeit und Häufigkeit historischer und sozialer Katastrophen nicht verkennen, und wenn wir die verglichenen Zeiträume nicht zu klein wählen, wenn wir also nicht von Monaten und Jahren, sondern von Jahrzehnten und Jahrhunderten als Zeiteinheiten ausgehen, so ergiebt sich unzweideutig, dass die Maxima der Häufigkeit und Heftigkeit für beide Phänomene zusammenfallen.

Historische Details dürften hier kaum am Platze sein, doch wollen wir diese Koïnzidenz an zwei Epochen hervorheben, an denen sie mit ganz besonderer Deutlichkeit erkennbar ist: an dem Zeitalter der Völkerwanderung und an dem Zeitalter der mongolischen und türkischen Invasionen.

Wohl niemals ist die Menschheit von verheerenden Seuchen so heimgesucht worden, als während des dritten und vierten, des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; und wohl niemals war die menschliche Gesellschaft politisch, ökonomisch und sittlich verkommener. Wir dürfen (soweit uns überhaupt ein Einblick in die sozialen Verhältnisse der Vergangenheit gestattet ist) diese Epochen die zwei traurigsten in der Geschichte des Menschengeschlechts nennen, auch ohne diese Behauptung durch historische Schilderungen zu rechtfertigen. Denn wir erinnern uns an allgemein Bekanntes, auf dessen Widerwärtigkeit man nur aufmerksam gemacht zu werden braucht, um ihre Superlativität sofort anzuerkennen, wenn sie auch bei der allgemeinen und durchschnittlichen Widerwärtigkeit der historischen Vergangenheit sich bei flüchtiger Betrachtung nur wenig von ihrem Hintergrunde abzuheben scheint.

Dem Zerfallen des römischen Reichs sowohl wie der kirchlichen Reformation gingen Zeiten der Verwilderung und Verwirrung voraus, in denen die edeln Ueberreste einer sterbenden Kultur neben den rohen Keimen einer noch nicht entstandenen vergebens sich zu behaupten strebten, so dass für den Augenblick nichts übrig blieb als das Hinsterben der einen und die Rohheit der andern. Der Civis romanus war mit seinem Stolz und seinen Göttern verschwunden, und der dreieinige Gott des Athanasius war wie der Codex Justinian's eine müssige Formel in einer Welt von wandernden Horden. Und ebenso ging es am Ende des Mittelalters: der fahrende Ritter mit seiner Treue und seinem Glauben war verschwunden; die Rüstung und der Federbusch war wohl noch sichtbar, Treu' und Glauben aber hatten sich in ein widerwärtiges Gemisch von Verrath und Grausamkeit verwandelt, gegen welches uns selbst die Brutalitäten des alten Faustrechts erquicklich erscheinen müssen.

In beiden Fällen sehen wir Europa von wilden asiatischen Stämmen bedroht, die der westlichen Kultur fremd waren und an ihr nichts zu schätzen wussten als ihre sinnlichen Verlockungen und ihren falschen Schimmer; und da sie nicht als Gäste oder Einwanderer kamen, sondern als Eroberer, so konnte auch von einer allmählichen Anpassung an die neuen Verhältnisse, also von einer körperlichen und geistigen Akklimatisirung keine Rede sein. Statt der Anpassung finden wir nur den Kampf der Gegensätze, die gegen einander reagirten, als wäre die Welt zu klein für sie. Die Menschheit fieberte, und die lokalen Entzündungen, aus denen dieses Fieber entsprang, und die durch Blutvergiessen nie gemildert wurden, erzeugten in den entlegenen Gliedern Brand, Eiterung, soziale Entartung.

Selbst die Kreuzzüge, die den ersten provozirenden Anstoss zu der asiatischen Gegenströmung des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gegeben zu haben scheinen, führten, trotz der Idealität ihrer Motive, sehr schnell zu einer gewissen Entartung der Sitten unter den heimkehrenden Rittern. Die Kriegsreisen hatten ihnen eine Art von Aufklärung verschafft und der Kreis ihrer Interessen hatte sich erweitert. Der Tempelorden starb an seiner eignen Macht und Ueppigkeit, und wer weiss wie es dem deutschen Ritter-

orden in Venedig gegangen wäre, wenn Hermann von Salza ihm nicht im fernen Preussenlande einen neuen Kampfplatz und ein neues Zion angewiesen hätte. Dort ging es, wie es im gelobten Lande gegangen war. Die Idealität des Zwecks liess es während des ersten Jahrhunderts jener nordischen Kreuzzüge zu keinem Sittenverfall kommen, aber das furchtbare Mittel, welches diesem Zwecke diente, musste ihn allmählich verdunkeln und entstellen und wurde zuletzt selber Zweck. Der Heidenkrieg wurde zur Heidenjagd, die wie jede andere Jagd ihre Jahreszeit hatte. Ohne Grund und Vorwand zog man, bloss um des Gelübdes willen, und um den hohen „Kriegsgästen" einen ritterlichen Sport zu verschaffen, alljährlich wenigstens einmal hinaus in's Land der Heiden, die jedes Widerstands längst überdrüssig, in ihre Wälder flohen, wo man sie umzingelte und wie Hochwild erlegte. Die leeren Dörfer verbrannte man *en passant*, und wenn man des Brennens und des Mordens müde war, da zog man heim in die Burg der Himmelskönigin. So ging es fast ein Jahrhundert lang. Das Blut fror, aber trocknete nie auf den baltischen Gefilden, bis es endlich dem heidnischen Fürsten Lithauens einfiel, um Hedwig's Hand zu werben und als christlicher Polenkönig dem Orden die Spitze zu bieten. Der hundertjährigen Heidenjagd folgte nun ein hundertjähriger Jagellonenkrieg, den man sich hätte ersparen können, weil durch Jagals Bekehrung der apostolische Zweck, also auch die *raison d'être* des Ordens vernichtet worden war. Der Orden war nur noch weltliche Macht, und als solche musste er innerlich und äusserlich, sittlich und politisch, zu Grunde gehen. Auf seinen Trümmern entstand Preussen, der moderne Staat.

Man kann sagen, dass erst mit der Auflösung des deutschen Ritterordens durch Albrecht von Brandenburg, den Freund Luthers, das grosse Zeitalter der Kreuzzüge seinen Abschluss gefunden hat. Dieses Zeitalter aber war, mit Abrechnung seiner schwungvollen Anfänge, ein Zeitalter namenlosen Elends, ein Zeitalter der Noth, des Lasters, des Krieges und der Seuchen. Gleich nach dem dritten Kreuzzuge brach eine verheerende Pest unter den heimkehrenden Rittern aus, welche lange im westlichen Europa umherzog und eine Blatternepidemie gewesen zu sein scheint. Ihr folgten andere derselben Art, die im vierzehnten Jahrhundert den höchsten Grad der Virulenz erreichten und unter dem Namen des „schwarzen Todes" bekannt sind. Den höchsten Grad der Häufigkeit aber finden wir bei den Typhuspesten, welche während der Heidenkämpfe im deutschen Ordenslande wohl zwanzig Mal in wenig mehr als einem Jahrhundert ausbrachen, um sich von dort über die deutschen Lande und weiter westwärts zu verbreiten.

Ganz ähnliche Folgen hatte später auch die Entdeckung Amerika's, oder richtiger die Entdeckung und Eroberung Mexico's, wo im Jahre 1520 drei Millionen Menschen einer Blatternpest erlagen, nachdem zwei Jahre vorher Haïti durch eine ähnliche Seuche fast entvölkert worden war.

Alles diess bezieht sich auf längere Zeiträume, in denen wir einen Parallelismus zwischen politischer Sündhaftigkeit und epidemischer Durchseuchung nachweisen konnten. Noch beredter fast und noch unzweideutiger drückt sich

dieser kausale Zusammenhang in den mehr vereinzelt stehenden Heimsuchungen belagerter Städte aus, wie in der von Josephus beschriebenen Pest in Jerusalem und der von Thukydides geschilderten Pest in Athen, von tausend andern nicht zu reden, die keines Meisters Feder beschrieben hat.

Zu dieser Klasse mehr vereinzelter Erscheinungen müssen wir auch die Choleraepidemien der Neuzeit rechnen, die, gleich den modernen Kriegen, kurz sind und nie nach Jahren, sondern nur nach Monaten gemessen werden können. Die Analogie mag eine zufällige sein: wir nennen eben Zufall alles dasjenige, dessen kausalen Zusammenhang wir nicht ergründen können. Jedenfalls hat es den Anschein, als stehe die Cholera auf der Höhe ihres Jahrhunderts, und als wisse sie, dass die moderne Gesellschaft weder zu langen Kriegen noch zu langen Seuchen Zeit hat.

Die kurze Geschichte der Cholera giebt uns folgende Daten für die hauptsächlichsten Epidemieen seit 1817, der Zeit ihres ersten Ausbruchs in Indien: 1826—27, 1828—29, 1831—32, 1854—55, 1866 und 1873. Diess sind aber genau die Daten des russisch-persischen, des russisch-türkischen, des russisch-polnischen, des Krimkrieges und des deutschen Krieges und nur die Seuche von 1873 fällt in eine Zeit des Friedens, wogegen jedoch das Jahr des deutsch-französischen Krieges sich durch eine Blatternepidemie gerächt zu haben scheint, die unter den geimpften Soldaten ausbrach und drei Jahre lang (diess sei hier beiläufig erwähnt) in sämmtlichen Ländern des Impfzwanges gehaust hat.

Dass Seuchen aller Art auch während sogenannter Friedenszeiten ausbrechen können, soll natürlich nicht geleugnet werden, doch müssen wir angesichts obiger Daten zugeben, dass Kriege, Völkerwanderungen, Belagerungen, kurz alle politischen und sozialen Katastrophen das Entstehen und die Verbreitung der Epidemieen ausserordentlich begünstigen.

Das Wort Völkerwanderung ist offenbar ein bukolischer Euphemismus für Invasion, Krieg, Mord und Plünderung. Aber selbst der moderne Krieg mit seinem Genfer Kreuz und seinen quittirten Rechnungen ist immer noch ein Inbegriff von Leiden und Greueln. Denn Krieg bedeutet nicht nur Märsche und Entbehrungen, zerstörte Saaten und Hungersnoth, Belagerung und Schlachten; er bedeutet auch Trennung und Heimweh, Angst und Sorgen, Müssiggang und Schmutz, barbarische Diät und unlautre Lebensweise: kurz, er bedeutet alles, was den Körper zerrüttet, das Herz bedrückt, den Geist herabstimmt. Allerdings kann der Krieg auch als Reizmittel aufgefasst werden, denn er härtet ab und bringt bei Manchen eine Art von Exaltation zu Stande, die zu muthigen, ja tollkühnen Thaten befähigt. Auch Pflichtgefühl, sowie die Hoffnung auf prompte Belohnung, und die Gewissheit, dass die Strafen der Angst noch grösser sind als die Gefahren des Muths, verleihen dem Kriege, ja der Schlacht selbst, ein keckes munteres Ansehn, das aber wenig mehr als eine grinsende Maske ist. Es giebt Kriegslieder, es giebt eine Poesie des Schlachtfeldes: wer könnte Körner's herrliche Oden ohne Begeisterung lesen. Und doch, wie ohnmächtig ist diese Poesie gegen den Realismus

der Schlachten! Die Soldaten singen wohl, aber wahrlich nicht aus Frohsinn. Wo sollte auch der Frohsinn herkommen in einer Armee von Bürgern, die, fern der Heimath und in erzwungenem Müssiggang, der zurückgelassenen Lieben und der zerstörten Berufsthätigkeit gedenken.

Wir geben gern zu, dass der moderne Krieg den Forderungen der Humanität Rechnung trägt. Man hat den allerbesten Willen, aber das Gewollte scheint unerreichbar, und was man auf der einen Seite gewinnt, verliert man auf der andern. Die allgemeine Wehrpflicht hat dem rohen Kriegshandwerk und dem Söldnerwesen ein Ende gemacht: es wird nicht mehr geplündert und geschändet wie zu Tilly's Zeiten, denn die Soldaten sind Bürger und anständige Menschen. Aber gerade als Bürger und anständige Menschen haben sie das traurige Vorrecht, einer Menge von subtilen Leiden unterworfen zu sein, die dem rohen Kriegsknecht fremd waren. Der Kriegsknecht, der das Kriegshandwerk aus Neigung zu seinem Lebensberuf wählte, konnte darin eine gewisse Befriedigung finden; der gebildete Mann dagegen, der urplötzlich aus der Sphäre seiner Thätigkeiten oder idealen Bestrebungen herausgerissen ward, und dessen Ansichten auf Heimkehr und Unversehrtheit kaum grösser sind als die Chancen im Roulette, kann seinem sogenannten Feinde, an welchem er persönlich gar nichts zu rächen hat, nur in einer Stimmung grösster Niedergeschlagenheit entgegentreten. Man bedenke ferner, dass eine schwungvolle Stimmung unmöglich ist in einem Wesen, das seiner persönlichen Freiheit vollkommen entsagt hat. Man kann Gefahren lieben, so lange man weiss, dass man ihnen als freier Mann begegnen darf; der Soldat aber steht der Gefahr wie ein Sklav gegenüber, der auf Commando in den Tod geht, auch wenn er weiss, dass das Commando (wie das des englischen Generals vor Balaclava) eine Tollheit war. — Wir wissen sehr wohl, ja es versteht sich ganz von selbst, dass von den Armeen dasselbe gilt, was ein Pabst von den Jesuiten gesagt hat: *aut sint ut sunt, aut non sint.* Aber eben weil diess so ist und so sein muss, dürfen wir behaupten, dass der Soldat selbst in der zivilisirtesten aller Armeen sich physisch, moralisch und psychologisch in einem Zustande der Depression befindet, die der Entwickelung irgend eines Krankheitskeimes günstig sein muss. Und diess ist so wahr, dass selbst das blosse Kasernenleben in Friedenszeiten zu gewissen Krankheiten, und ganz besonders auch zum Selbstmorde disponirt.

Der Zusammenhang zwischen Krieg und Epidemieen wird uns noch erklärlicher, wenn wir erwägen, dass die Epidemieen Massenerscheinungen sind, und dass der Krieg, und der Militarismus überhaupt, indem er auf kollektivem Handeln beruht, die Anhäufung menschlicher Individuen in Kasernen, in belagerten Städten und auf Schlachtfeldern, aber stäts unter physisch nnd psychologisch deprimirenden Umständen mit sich bringt. Auch werden im Kriege grosse Massen von Individuen, die vorher unter gleichen hygienischen und sozialen Verhältnissen gelebt hatten, ganz plötzlich in neue Verhältnisse versetzt, den Einflüssen eines neuen Klimas, neuer Genüsse und ungewohnter Entbehrungen unterworfen, an die sie keine Zeit haben sich allmählich anzu-

passen: und diess allein würde schon genügen, die Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit des Erkrankens, also den epidemischen Charakter desselben, zu erklären, ohne nothwendige Vermittlung eines in der Natur erzeugten Miasmas.

Unentbehrlich freilich ist die innere Empfänglichkeit, die bei der staatlichen Gesellschaft von ihrem ethnischen und ethischen Charakter abhängen muss, von welchem ja auch die Art und Weise ihres offensiven oder defensiven Reagirens gegen ihre politisch-historische Aussenwelt bedingt war. Dieser innere Faktor unterscheidet sich nun vor allem dadurch von den äussern Faktoren, dass er als Resultat der Vererbung und der Tradition keinen plötzlichen Veränderungen unterworfen ist. Die Sitte wirkt stätig, langsam, prädisponirend und wird nur selten zum selbständigen Seuchenerreger.

Auch hat die moderne Zivilisation eine unverkennbare Tendenz, die deprimirenden Einflüsse der Aussenwelt durch aufregende zu ersetzen, die wohl auch für sich krankmachend wirken, aber in ganz anderer Weise als die deprimirenden. Diesen aufregenden, stimulirenden Einflüssen, sowie dem stäten Zunehmen des Wohlstandes und der Reinlichkeit in den untern Schichten der Gesellschaft ist es zuzuschreiben, dass die modernen Kulturvölker im Allgemeinen widerstandsfähiger geworden sind. Das *plectuntur Achivi* gilt zwar noch immer, aber man scheint gelegentlichen Depressionen mehr gewachsen, und die Sünden des politischen Geschehens rächen sich weniger furchtbar an den Völkern als in früheren Zeiten, wo man von öffentlicher und persönlicher Polizei nichts wusste.

Doch das Bessere ist der schlimmste Feind des Guten. In der stolzen Freude über unsere Errungenschaften vergessen wir nur allzu leicht die Masse des noch nicht bekämpften Uebels. Die Sitte ist etwas Ehrwürdiges und will rücksichtsvoll und schonend behandelt sein, auch wenn sie schlecht ist. Wer kämpfte gern gegen das Bestehende, da dieser Kampf, welcher Selbstprüfung voraussetzt und den Tadel Anderer involvirt, stäts demüthigend und gehässig zugleich ist.

Auch lehrt die Erfahrung, dass die Reform der Sitten nie eine umfassende ist. Sie geht immer nur langsam und stückweise vor sich, und wo sie umfassend und gründlich zu sein strebt, wie im heutigen Japan, da wird sie zum politischen Geschehen, zur Revolution, und gehört, wie der Krieg, in die Kategorie der historischen Katastrophen. Eine kritische Besprechung der Sitten aber braucht sich keine Grenzen zu setzen, und ihre einzige Schwierigkeit liegt in dem Umfang und der Komplizirtheit des Gegenstandes selbst.

Oft handelt es sich hier um scheinbare Kleinigkeiten, wie den Schnitt einer Nationaltracht. Auch die Tollheiten und Schamlosigkeiten der Mode werden theils Krankheitserreger theils prädisponirende Morbilitätserreger, weil sie oft das einzige Bleibende im raschen Wechsel der Moden sind. Dass der lokale Baustyl und die Wahl des Baumaterials, dass die Hygiene der Schulen, der Gefängnisse, der Fabriken, der Begräbnissstätten, dass namentlich auch Volksfeste und Wallfahrten als sehr mächtige Faktoren hier in Betracht gezogen werden müssen, wird heutzutage von Niemand mehr bezweifelt, wie

wir denn schon aus dem Begriff der Seuche als einer Massenerscheinung die Thesis deduziren können, dass alle diejenigen Sitten, die eine längere Anhäufung menschlicher Individuen und eine Konzentrirung menschlicher Emanationen begünstigen, als Morbilitätserreger anzusehen sind.

Die Städte sind von jeher die Brutstätten der Massenerkrankung gewesen. Und wenn auch die beengenden Mauern gefallen sind und die Strassen immer breiter und gerader werden, so wird ein Theil dieser Vortheile doch durch das habsüchtige Aufeinanderthürmen der Wohnungen vernichtet. Auch wachsen die Städte mit Schrecken erregender Schnelligkeit, und, was das Schlimmste ist, man freut sich dieses Wucherns der Riesenstädte und nennt es Blüthe und Prosperität, ohne zu bedenken, dass, wenn dieses Wachsen Blüthe ist, die korrelative Verödung des offnen Landes das Gegentheil von Blüthe sein muss, und dass die einzigen Motive dieses Drängens nach den Hauptstädten Gewinnsucht und Vergnügungssucht sind. Es ist allerdings ein Triumph der modernen Kultur, das Zusammenwohnen von vier Millionen Menschen in einer Stadt wie London ermöglicht zu haben, ohne dass der Sterblichkeitsquotient die Höhe erreicht hätte, an die wir bei den viel kleinern Hauptstädten des Kontinents gewohnt sind. Allein man thut Unrecht, London als statistische Einheit zu betrachten, da es vielmehr als Agglomerat mehrer sorgfältig auseinander gehaltener Städte angesehen werden muss, deren Mortalitätszahlen sehr verschieden sind und genau der lokalen Bevölkerungsdichtigkeit entsprechen. Wie nun die Beschaffenheit des Integrals von der Beschaffenheit des Differentials bedingt ist, aus welchem es sich aufbaut, so muss auch die Schädlichkeit des Stadtlebens und der städtischen Uebervölkerung um so grösser sein, je schädlicher die Sitten und Gewohnheiten der einzelnen Einwohner sind: und so kommen wir in letzter Instanz auch hier auf die Ethik des Privatlebens und die Hygiene des Individuums zurück.

Dass Reinlichkeit des Körpers und des Hauses vor Krankheit schützt, das wissen Bauern und Städter. Weniger geläufig ist ihnen das Ventiliren, weil die Unreinigkeiten der Luft nicht sichtbar sind; und noch viel weniger, ja man kann sagen, gar nichts, wissen sie von jener innern Reinheit, die man weder durch Saxsaparille noch durch Soolen und Sprudel erschleichen, sondern nur durch das *sacrificium palati*, durch eine reine und blutlose Nahrung erkaufen kann. Zwar haben bis jetzt in vielen Ländern die ärmeren Klassen und namentlich die Landbewohner eine solche Diät beobachtet, ja es unterliegt keinem Zweifel, dass der grösste Theil des Menschengeschlechts sich heute noch von Brot und Früchten nährt, und dass fast alle harte Arbeit der Welt gerade von diesem frugivoren Theil der Menschheit, und zwar ohne allen Nachtheil für ihre Gesundheit verrichtet wird. Allein diese Menschen leben, so wie sie leben, doch nur aus Nothdurft oder aus Gewohnheit, oder weil sie nichts anderes kennen: der eigentliche selbstbewusste Vegetarismus wird, so alt er auch sein mag, doch nur von Wenigen bekannt und geübt, und nur im Laufe der letzten zehn Jahre hat sich die Zahl seiner Bekenner, nun aber auch um so merklicher und schneller, vermehrt.

Vielleicht begehen die Vegetarier einen polemischen Fehler, indem sie ihre Lebensweise die naturgemässe nennen. Die Behauptung mag richtig sein, ist aber schwer zu beweisen, und es wäre doch zu bedauern, wenn der Erfolg einer so hochwichtigen Lehre von der Evidenz eines historisch-zoologischen Beweises abhängig gemacht würde. Die wahre „Natur" des primordialen Menschen kennen wir nicht. Die anatomischen Data scheinen die Hypothese der Vegetarier zu unterstützen; die historische Induktion macht das Nomaden- und Jägerleben zum Vorgänger des Ackerbaues; die praehistorische Legende fängt mit dem Gartenbau in Eden an. Unter diesen Umständen würden sich die Vegetarier ihre Polemik erleichtern und ihr Apostolat fruchtbarer machen, wenn sie die blutlose Diät als eine hygienisches und sittliches Postulat hinstellten: denn wäre auch der Mensch zuerst als Raubthier auf der Erde erschienen, so würde doch sein idealer Beruf, als eines entwickelungsfähigen Wesens, nicht in der Geltendmachung, sondern in der allmählichen Abstreifung seiner primordialen Natürlichkeit zu suchen sein; die Natur des Menschen ist die Werdelust des sittlichen Kunstwerkes. Seine Altäre sind blutlos geworden: er reinige nun auch seinen häuslichen Herd vom Blut seiner Mitgeschöpfe, und er thue diess vor allem aus intuitivem Pflichtgefühl.

Hat er diess Gefühl nicht, so mag er es aus Egoismus thun, denn für die geringen Entbehrungen, die er sich auferlegt, entschädigt ihn die gütige Natur reichlich und schnell durch das Gefühl erhöhter Gesundheit und vor Allem durch erhöhte Widerstandskraft. Die blutige Diät verunreinigt das Blut im besten Falle, und nicht selten vergiftet sie es, denn ihre Voraussetzungen sind Mästung, Viehtransport, Jagd und Schlachten, also Fettsucht, Hunger und Durst, Todesangst und Schmerz. Schmerz aber ist Gift, und jedes gequälte Thier ist ein krankes Thier.

Wenn nun thierische Nahrung, selbst die gesündeste, die Kraft hat, unser Blut zu düngen und für die Aufnahme epidemischer Krankheitskeime empfänglicher zu machen, so muss diess *a fortiori* von der Impfung gelten, bei welcher ein thierisches Krankheitsprodukt direkt und ohne Vermittelung einer desinfizirenden Verdauung in's menschliche Blut gebracht wird. Wir reden hier nicht von jenen immer häufiger werdenden Fällen von Krankheitsübertragung durch die Impflanzette, sondern nur von den nothwendigen Wirkungen sogenannter reiner Lymphe, die den thörichten Erwartungen Jenner's nicht nur nicht entsprochen, sondern in einer Zunahme der Seuchenfrequenz und einer erhöhten Empfänglichkeit der geimpften Individuen bestanden haben. Natürlich konnte diess nur durch das systematische, zur Sitte gewordene Impfen und Wiederimpfen mehrer Generationen bewerkstelligt werden, vor allem aber durch den Impfzwang, eine Barbarei, die sich selbst das freie Volk der Briten hat gefallen lassen, deren wir uns aber schämen müssten, wenn Angst und Unwissenheit nicht mächtiger in uns wären als das Gefühl der persönlichen Würde.

Man sieht, wie verderblich selbst die wissenschaftliche Mode auf unsere Sitten wirken kann, ja die Verirrungen dieser Mode sind schon desshalb viel

gefährlicher als die Verirrungen der Kleidermode, weil die wissenschaftliche Mode sich nur äusserst langsam ändert, und auch dann fast nie aus eignem Antrieb. So wurde die glänzende aber falsche Nahrungstheorie Liebig's zuerst von vegetarianischen Laien angezweifelt, nachdem ihre Irrthümer Zeit gehabt hatten, die Sitten einer ganzen Generation zu beeinflussen. Und ebenso wird es mit der hundertjährigen Herrschaft der Jenner'schen Impfmode gehen: die Impfung wird sich zwar noch lange erhalten, als Kosmetikum, und das Impfdogma wird noch lange spuken in den Köpfen der Aerzte, aber dem Staate wird die Lanzette aus der Hand gerissen werden, und zwar von Laien, die ihn fragen werden, ob er nichts besseres zu thun habe, als das Blut seiner Bürger zu vergiften, ehe er es zapft.

Es bleibt uns jetzt nur noch jene dritte Sphäre zu betrachten übrig, die zwischen dem politischen Geschehen und dem Privatleben in der Mitte stehend, die Früchte beider in sich aufnimmt und durch die Vertheilung auf beide, sei es schädlich oder wohlthuend, zurückwirkt. Schon Herr Professor Krönig*) hat darauf aufmerksam gemacht, dass es ausser der organischen und unorganischen auch eine industrielle Welt giebt, die von den Philosophen ganz ignorirt zu werden pflegt, obgleich sie ein wirkliches Drittes ausmacht, welches weder unter das Erste noch unter das Zweite subsumirt werden kann. Diese industrielle Welt steht nun auch als Drittes in der Mitte zwischen der politischen und der sittlichen Welt, und ihr Inhalt ist alles, was durch den Menschen zu Stande kommt und ohne ihn nicht zu Stande kommen kann, also nicht nur Kunstwerke und Rohstoffe, sondern auch alle unwillkürlichen Produkte und Schlacken der menschlichen Lebensthätigkeit, wie Rauch, Asche und die Emanationen der gesunden oder kranken Organismen. Nun ist klar, dass was der gesunde Körper ausscheidet, nur desshalb ausgeschieden wird, weil es für seinen Haushalt nicht mehr brauchbar ist. In diesem Sinne stehn diese Absonderungen, obgleich sie Gesundheitsprodukte sind, dem Körper feindlich gegenüber und müssen künstlich durch Lüftung und Waschung entfernt werden. Wo diess weder auf künstlichem noch natürlichem Wege geschieht, da werden jene vereinzelt unschädlichen Produkte durch blosse Anhäufung und Konzentrirung entweder geradezu zu Giften (wie Kohlensäure) oder zu Krankheitskeimen, die dann nur eines fruchtbaren Bodens harren, um aufzugehn.

Anhäufung ist also auch hier die wahre Quelle des Uebels. Und ist das Uebel einmal entstanden, so findet es bald in dem beweglichen Eigenthum des Menschen und in seinen noch viel beweglicheren Industrieprodukten die nöthigen Träger und Vehikel, die es verbreiten.

Wir wissen sehr wohl, dass diess streitiger Boden ist. Denn Viele leugnen die Existenz der Kontagien ganz und gar, Andere unterscheiden die fixen von den flüchtigen. Die Einen beschuldigen den Lumpenhandel, die Andern den Handel mit Wolle und Pelzen. Die Einen schreiben die plötzliche Abnahme der Epidemieen am Anfang dieses Jahrhunderts dem allgemeinen Ge-

*) Das Dasein Gottes. Berlin. E. Staude. 1874.

brauch der Leibwäsche zu, während Andere gerade die Wolle als die einzige „seuchenfeste“ Kleidung des Menschen preisen. Und so erklärt es sich denn, dass Viele in Quarantänen, Sperren und Absonderung das einzige Schutzmittel zu finden glauben, während Andere sich mit Desinfizirung begnügen und noch Andere, auch diese verwerfend, nur Mässigkeit, Reinlichkeit und Lüftung predigen.

Dass dieser letzte der sicherste Weg zum Heile ist, unterliegt keinem Zweifel. Gewiss ist, dass Quarantänen sich nicht bewährt haben, und wenn die Absonderung der Kranken von einander und der Gesunden von den Kranken sich oft nützlich erwiesen hat, so dürfte das nicht der Sperre als solcher, sondern der Verdünnung der Krankenatmosphäre zu verdanken sein.

Andererseits ist gewiss, dass manche Epidemieen eine Vorliebe für Hafenstädte, Grenzstädte, Handelsemporien haben, was auf Verschleppung deuten würde, ohne sie gerade zu beweisen. Auch könnte ja die Lösung der Frage für die einzelnen Seuchen eine ganz verschiedene sein, und so lange die Frage eine offne ist, sind wir theoretisch berechtigt, die Industrieprodukte als mögliche Träger von Krankheitskeimen, und die Transportmittel, also den Handel überhaupt, als mögliche Vehikel zur Verbreitung dieser Keime zu betrachten.

Aber nicht bloss als Träger und Vehikel von Krankheitskeimen werden Handel und Industrie der menschlichen Gesellschaft gefährlich, sondern auch durch ihre eigne Riesenhaftigkeit und den Exzess ihrer Organisation. Wir sind stolz auf den Industrialismus, auf die Massenindustrie, und fürchten diese Ungeheuer nur desshalb nicht, weil wir uns an ihren Anblick gewöhnt haben und ihre Gefahren nicht kennen. War doch einst die Industrie die Dienerin und Gefährtin des Menschen, die wir lieben und achten mussten und der wir zu Dank verpflichtet waren. Die moderne Massenindustrie aber ist Herrin, ist Tyrannin geworden und tritt als Kapital ihren Arbeitern, als Arbeit ihren Konsumenten mit geballter Faust und frecher Stirn entgegen. Sie wartet nicht mehr auf unsere Bedürfnisse, sondern produzirt, um ihre Fabriken, also sich selbst, im Gange zu halten. Sie sinnt rathlos auf Neues und wirft es unter die gaffende Menge, da sie an die Macht der langen Weile und an die Unbegrenztheit menschlicher Wünsche glaubt; und hat sie dann neue Bedürfnisse in uns erschlichen oder erzwungen, so beschliesst sie sofort dieselben nur unvollkommen zu befriedigen und ihre chemische Gelehrsamkeit zur Verfälschung ihrer Waare zu verwerthen.

Der enorme Ueberfluss der Produktion hat in der That eine solche Inkontinenz der Begierden erzeugt, dass auch die wohlthätigsten Einrichtungen und Empfindungen sich sehr schnell in quälende Werkzeuge der Entsittlichung verwandeln. So hat die Nähmaschine, die ein edler Menschenfreund erfand, den Arbeitstag der armen Nähterin um keine Minute gekürzt; wohl aber hat sie die Forderungen der Arbeitgeber verdoppelt und verzehnfacht, ja man darf behaupten, dass es ohne sie nie zu den Exzessen der heutigen Mode hätte kommen können.

Wenn aber die Massenindustrie dem Laster fröhnt und fröhnen muss, weil sie nur von seiner Kundschaft lebt; wenn sie es liebt unsere Kleidung zu verfälschen und unsre Nahrung zu vergiften, und wenn sie die Anhäufung von Arbeitern in riesigen und doch engen, von Staub und Dunst der Arbeit verpesteten Fabriken nicht nur begünstigt, sondern geradezu voraussetzt: so sind wir auch berechtigt, sie als eine Matrix von Krankheitskeimen zu betrachten, gleichviel ob diese Keime spontan in ihr entstanden oder durch die befruchtende Wechselwirkung historischer und sittlicher Faktoren erzeugt, als fixe Kontagien ihrem Getriebe überantwortet wurden.

III. Folgerungen.

Wir haben nachzuweisen versucht, dass es bei jeder individuellen Erkrankung eines äussern und eines innern Faktors bedarf, indem das ererbte Wesen sich an ein feindliches Aeusseres anpasst, d. h. in seiner Reaktion gegen dasselbe theilweise zu Grunde geht; und dass auch das Schlachtfeld dieser Reaktion, die nächste Umgebung des Individuums, ein fruchtbarer Boden für neue Krankheitskeime ist, mithin als dritter neutraler Faktor angesehen werden muss. Wir haben ferner nachgewiesen, dass es sich ganz ähnlich auch mit Völkerkrankheiten verhält, nur dass das Individuum, um das es sich hier handelt, die staatlich organisirte Gesellschaft ist, deren Aussenwelt das politische Geschehn, deren Inneres ihr ethnischer und ethischer Volkscharakter ist, während die ökonomische Welt eine dritte neutrale Sphäre bildet, die, obgleich ganz und gar auf persönlichem Egoismus beruhend, der mächtigste und entschiedenste Feind aller persönlichen Absonderung zu sein scheint.

Diese drei Sphären aber, die politische, die ökonomische und die ethische, machen in ihrer gegenseitigen Durchdringung dasjenige aus, was wir Kultur nennen. Sind sie also die Brutstätten epidemischer Krankheitskeime, so werden wir folgerecht unsere Kultur überhaupt als Krankmachende ansehen müssen. Und wozu nützt uns diese demüthigende Erkenntniss?

Wer im Kampf gegen die Kultur seiner Zeit auf sichtbare Erfolge rechnet, der sollte sich nicht weiter bemühen; denn wer den Baum pflanzt, geniesst nur selten seinen Schatten. Ein Jeder thue, was er kann, gleichviel was dabei herauskommt. Nur über die Richtung müssen wir uns einigen; denn da das Ende selbst zu fern liegt, um uns als sichtbare Richtschnur zu dienen, so müssen wir mit der Ermittelung der Ideale beginnen. Sie sind die Leuchtthürme auf dem dunkeln Meere menschlichen Treibens, und hinter ihnen leuchtet der Pol, der unsern Kompass sanft, kaum merklich und doch deutlich lenkt.

Im vorliegenden Falle wird es sich um Feststellung dreier idealer Richtungen handeln, von denen die eine den Staat, die zweite die ökonomische Welt, die dritte die Sitten betrifft.

Das politische Geschehen erscheint uns als eine Reihe sogenannter Staatsaktionen, deren Motive fast ohne Ausnahme unlautere sind. Man hat

bis jetzt den Ehrgeiz der Politiker beschuldigt, und wahrlich nicht mit Unrecht, doch hat sich neuerdings die Gewinnsucht der Börsenmänner als ebenso wirksam erwiesen. War es doch ein Pariser Banquier, der die Kaiserepisode in Mexiko zu Stande brachte, und das französische Protektorat in Tunis scheint ebenfalls ein Werk von Spekulanten zu sein. Die Politik wohnt in der Börse oder doch dicht neben ihr, und das Kriegsspiel ist ihr liebstes Spiel. Ist aber der Krieg nebst seinen Voraussetzungen, dem chronischen Militarismus und der Grossstaaterei, der hauptsächlichste Erreger und Beförderer von Seuchen, so kann seine Beseitigung nur auf zwei Arten gründlich bewirkt werden: durch Lahmlegung seiner Motive oder durch Vernichtung seiner Voraussetzungen.

Man hat sich daran gewöhnt, den modernen Staat einen Organismus zu nennen. Nicht Einem unter Tausenden fällt es ein, diesen Vergleich zu beanstanden. Und doch ist der Staat etwas ganz Eigenartiges, das sich zum Organismus verhält wie der Organismus zum Mechanismus. Wir haben nur keinen Namen für dieses Eigenartige, welches wir höchstens umschreibend definiren können, als einen Kontrakt zwischen einer durch den Zufall der Geburt bestimmten Gemeinschaft. Selbst die der Mechanik entlehnten Metaphern, wie die des „Gleichgewichts der drei Gewalten", sind weniger unpassend als der Vergleich mit einem Organismus. Denn das Wesen eines Organismus liegt in der hierarchischen Anordnung subalterner Elemente. Nur der hierarchische oder autokratische Staat ist ein Organismus, denn nur in ihm ist alles, einige administrative „Reflexaktionen" abgerechnet, dem zentralen Willen unterworfen. In den modernen Staaten dagegen sucht das ideale Prinzip der „Freiheit", wenn auch in sehr verschiedenen Graden, zur Geltung zu kommen: und grössere Gegensätze als individuelle Freiheit und Abhängigkeit von einem Zentralwillen lassen sich nicht denken. Nur in einer einzigen Beziehung ist der moderne Staat ein hierarchischer geblieben und strebt es immer mehr zu werden: das Heer ist eine Hierarchie und muss es sein, und wo ein konstitutionell freies Volk zugleich Heer ist, da hat der Staat die Hierarchie noch an sich, obgleich er sie als freier Staat negirt hat. Die Versöhnung dieser Gegensätze ist Sache der Staatskunst; doch dürfen wir ohne Weiteres annehmen, dass der ideale Fortschritt in einem allmählichen Schrumpfen der hierarchisch-militärischen Elemente bestehen müsste, dass die militärische Organisation nur ein Mittel zu transitorischen Zwecken sein dürfe, und dass die vermeintliche Unentbehrlichkeit dieses Mittels hauptsächlich in der Grösse der Staaten und der internationalen Gegensätze ihren Grund hat. Wollten wir also die aus dem Kriege und dem Militarismus erwachsenden Uebel bekämpfen, so müssten wir versuchen, das was dem Kriege und dem Militarismus antagonistisch ist, zur Geltung zu bringen. Die Friedenspredigt wird weniger nützen als die Entwaffnung, die Entwaffnung weniger als die Gewohnheiten einer edelen Sittlichkeit. Wie gefährlich übrigens die falsche Metapher des „Staatsorganismus" werden kann,

sieht man leicht aus ihren logischen Konsequenzen: denn wäre der ideale und normale Staat ein Organismus, so müsste er auch soziale Schlacken haben und das Bedürfniss periodischer Mauserungsprozesse fühlen. Hat man doch den Krieg eine solche Mauserung genannt und geglaubt, ihn für alle Zeiten gerechtfertigt zu haben, als wären die Leichen, die die Schlachtfelder bedecken, die Schlacken der Nation!

In demselben Sinne werden wir auch der Ueberorganisation des Handels und der Industrie entgegenwirken müssen. Es scheint, als wolle die menschliche Kultur enden, wie sie angefangen hat, mit dem Kolossalen. Wir bauen zwar keine Pyramiden mehr, auch keine assyrischen Tempel, aber wir haben Riesenschiffe und Riesenkanonen, Riesenstaaten und Riesenstädte, und leider auch riesengrosse Aktiengesellschaften. Man höre auf, sich dieser Kolosse zu rühmen und sie in Vers und Prosa zu besingen. Man höre auf, in Uebervölkerung, in Ueberproduktion und in hohen Preisen einen Maassstab für menschliches Glück zu erblicken. Man begünstige weder die Konzentrirung des Kapitals noch die Konzentrirung der Arbeit, und rette das Individuum mit seinem Denken, Fühlen und Wollen aus den Wogen der Kollektivität, in denen es zu ertrinken Gefahr läuft.

Diese Kollektivität, über deren Kraftäusserungen wir so leicht den Werth und die Würde des Individuums vergessen, hat stäts unlautere Motive. Sie mag sich als Grossstaat, Grosshandel oder Grossindustrie verkleiden: es ist immer nur Macht, Reichthum und Genuss, wornach sie strebt, und diese Massenbestrebungen sind es, wofür sich die Natur durch die Geissel der Massenerkrankung an uns rächt.

Wir wissen nicht, ob und wann es uns gelingen wird, das zum Staatsmuskel und zum Maschinenrade degradirte Individuum politisch und ökonomisch in seine Rechte und Ehren wieder einzusetzen. Aber diese Rechte und diese Ehren setzen Pflichten voraus, in deren Erfüllung ein Jeder für sich schon heute sich üben kann. Nichts hindert uns an die Reinigung unserer Sitten, nichts an die Heiligung unseres Willens, nichts an der Reform unserer Lebensweise. Und haben wir dann durch die Gewohnheit der Selbstbeschränkung unser Blut, unsere Instinkte und unser Gewissen gereinigt, so werden wir auch fruchtlos und ungestraft unter die Schädlichkeiten treten dürfen, die eine falsche Kultur auf unsern Lebensweg zu streuen liebt. —

Man könnte meinen, diess sei eine Predigt in der Wüste. Aber auch die Wüste hat Oasen, und könnte sie nicht haben, wenn sie wäre, was sie scheint, und wenn in ihrem Sande nicht Keime schlummerten, die nur des Wassers harren, um belebt zu werden. —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XV. Stylproben.

Von Hans von Wolzogen.

Vor Jahresfrist ward in diesen Blättern wiederum auf meine, im zweiten Jahrgange und hernach in Buchform veröffentlichten, Betrachtungen über „*Verrottung und Errettung der deutschen Sprache*“ hingewiesen und an dieselben eine weitere Betrachtung des *Deutsch-Sprechen's* angeknüpft.*) Beides hängt enge zusammen mit dem eigenthümlichen Zustande der geistigen Bildung im gegenwärtigen Deutschland. Nicht genug kann es betont werden, dass unsere Kritik der Behandlung deutscher Sprache in Schrift und Rede, wenn sie auch stäts an einzelnen Beispielen ihre Berechtigtheit aufzuweisen hat, nicht gegen bestimmte Persönlichkeiten und deren individuellen Schwächen sich wendet, sondern überall den *Gesammtzustand* unserer Sprache, und demnach dessen, was in ihr sich ausdrückt, zu schildern und zu beurtheilen bestimmt ist.

Ich sagte in meiner grösseren Arbeit: wie der *Styl* den *Menschen* bezeichnen solle, so sei auch der *allgemeine* Styl in der Behandlung der Sprache bei einem Volke als ein Kennzeichen für den ganzen *Volksgeist* aufzufassen. Zwar sind wir weit entfernt davon in unserer Sprache noch unmittelbar das Wesen und Leben unseres Geistes zum Ausdrucke zu bringen, in der Weise, dass unser Geist sich seine Sprache selber bildete, und man sagen könnte: „höre diese Sprache — diess *ist* Deutsch!“ Die *Art* vielmehr, wie der Deutsche seine Sprache benutzt, d. h. wie er sie ansieht, schätzt und behandelt — nämlich mit der grössesten Gleichgiltigkeit, Leichtfertigkeit und Unbesonnenheit lediglich als möglichst erleichtertes, rasches Kommunikationsmittel ohne Beachtung ihrer eigenen geistigen Bedeutung und Würde —, das ist es jetzt, woran man die Beschaffenheit unserer Bildung erkennen kann, und woraufhin man unserer Sprache gegenüber nur etwa noch sagen darf: „sieh dir diese Sprechart an — so *macht's* der Deutsche!“

Wir mögen uns auf unsere Bildung recht viel einbilden, wenn wir eine Masse Wissen's, oder Scheinwissen's, in unseren Gehirnen aufgestapelt und dabei die richtige Manier uns angeeignet haben, unseren Vorrath gesellschaftlich oder litterarisch zu verwerthen. Wenn uns aber alle unsere Mühe und Kenntniss zu nichts Weiterem führt, als dass „man“ uns für „gebildet“ halte, und dass wir als approbirte Bildungsbesitzer in Stellung und Würden kommen und unser täglich Brot mit der angenehmen Zulage der gesellschaftlichen Geltung uns gesichert haben —, so ist damit recht wenig im Sinne wahrer Bildung erreicht: *sittliche Menschen* nämlich sind wir deshalb noch nicht geworden, und auch wie es mit unserer ästhetischen Bildung steht, bleibt durchaus zweifelhaft. In der That wird es vom Standpunkte der modernen Gebildetheit als etwas „ganz für sich“, als ein zufälliges Nebenher, als eine schätzbare Privateigenschaft betrachtet, wenn Jemand ausser seiner bürgerlichen und staatlichen Stellung auch noch als „ein guter Kerl“ sich erweist, oder gar, wenn er sich gewisse ideale Regungen anmerken lässt, mit welchen übrigens Bürgerschaft und Staat und unsere ganze Gesellschaft nicht viel anzufangen wissen, ausser vielleicht, wenn es einmal gilt

*) „Noch ein Wort zur Verrottung und Errettung der deutschen Sprache“ von Martin Plüddemann, Bayr. Bl. 1881. I. S. 22 ff.

in exquisiten Bildungszirkeln für musikalische und theatralische Unterhaltung zu sorgen, lebende Bilder zu stellen oder Festzüge und Maskenscherze zu arrangiren.

Diese nebensächliche Behandlung und äusserliche Auffassung der idealen Richtung menschlichen Geistes wäre u. A. in dem Falle nicht denkbar, wenn man sich allgemein einer aufmerksam besonnenen, achtungsvoll sorgsamen Behandlung seiner eigenen *Sprache* befleissigen wollte und — könnte. Wird es doch als eines der vorzüglichsten Merkmale des *Menschen*, zum Unterschiede von den anderen Geschöpfen, betrachtet: dass er spricht. Unterscheidet ihn der Umstand, dass er spricht, von den Mitgeschöpfen, so wird in seiner späteren geschichtlichen Entwickelung die Art, wie er spricht, zum charakteristischen Merkmale seiner geistigen Bildung im Unterschiede von derjenigen seiner Mitmenschen. Will es der Charakter der Zeit, dass man seine Sprache überhaupt nur noch als praktisches Mittel, ohne ideellen Gehalt und ohne künstlerische Form, betrachtet und demgemäss behandelt: so muss man daraus auf den Charakter der Zeit selbst als auf einen wesentlich materiell-utilitaristisch gearteten, veräusserlichten und an edeler menschlicher Würde nicht wenig verkümmerten schliessen. Wird der allgemeine Missbrauch der Sprache im Dienste unzähligen journalistischen Tagesklatsches zur modernen Nothwendigkeit, und verfällt somit auch die Sprache dem allgemeinen Loose der *Verfälschung*, um dem übermässigen „Bedarfe" moderner Zivilisation zu genügen: so hat man darin ein treffendes Abbild der Falschheit und Verlogenheit der ganzen Zeit und ihrer Kultur, welche um der Quantität willen die Qualität Preis giebt, und um den Ruhm, keine *Analphabeten* mehr in ihre statistischen Rollen eintragen zu müssen, auch ihren feinstgebildeten Vertretern die gleiche Verhunzung der *Sprache selbst* gestattet, wie dem niedrigsten um den Zeilenpfennig schmierenden Schnellschreiber von der Journalistenprofession, deren wüste Hast unserer gesammten Litteratur-Sprache ihren unruhigen und unschönen Charakter verleiht.

Wir mussten auch einsehen, dass aus einer also entarteten Sprache nun wiederum keine schöne und edele *Kunst* gewonnen werden könne. Ja, schon diese selbige allgemeine Hast des modernen Lebens, welche unsere journalistisch verflüchtigte Sprache derart herabgebracht hat, versagt uns von vornherein für künstlerisches Schauen, Sinnen und Schaffen die nöthigste Ruhe, und für ernstes Empfängniss künstlerischer Eindrücke die gebührende Sammlung, das zwingende Bedürfniss.

Diess Alles bezeugt es auf das Deutlichste, dass wir ein Recht dazu haben, von dem Zustande unserer Sprache und der Art ihrer Behandlung aus, auf den Zustand unserer Bildung überhaupt zu schliessen, und Angesichts der Uebelstände auf dem sprachlichen Gebiete unsere erheblichen Zweifel an der behaupteten Höhe jener heutigen Bildung auszusprechen. — In diesem Sinne werden unsere Leser es zu verstehen wissen, warum wir nach wie vor auch dem modernen Sprachstyle, mit der Betrachtung einzelner Proben in zeitweilig wiederholten Ueberblicken, besondere Aufmerksamkeit schenken, und diese Artikel stäts in die Rubrik der *Beiträge zur Charakteristik der Zeit* einreihen werden.

Schon vor sieben Jahren habe ich einmal in Herrig's *Archiv für neuere Sprachen* (LIII) eine Anzahl von *„Proben modernen ästhetischen Styles"* mitgetheilt. Heute will ich von demselben Spezialgebiete unserer Aesthetik, Litteratur- und Kunstkritik unseren Lesern eine kleine Blumenlese darbieten. Auffälliger Weise nämlich ist dieses Feld, wenn man von der grossen Gemeindewiese des Tagesreporterthumes absieht, vielleicht das allerergiebigste in Betreff derartigen blühenden Unkrautes; und diess nicht ohne Grund.

Ein Jeder, der die Sache, von der er spricht, gut versteht, wird dadurch schon in seiner Sprache nicht allein das rechte Wort, sondern auch ungefähr das rechte Maass und die rechte Art des Ausdruckes treffen. Strenge *„Fachwissenschaftler“* — wie das moderne Wort lautet, welches ich nicht als ein „rechtes“ loben möchte — zeichnen sich daher in der That sehr häufig durch ihre anständigere Sprache vor unseren eigentlichen Schönrednern und Schönschreibern, Belletristen und Aesthetikern rühmlich aus. Wenn sie auch widerstandslos hier und da mit in den allgemein üblichen Jargon hineingerissen werden, und sich nicht scheuen etwas *„selbstverständlich“* zu finden und von der *„Zielstrebigkeit“* ihrer Wissenschaft zu reden, so werden sie doch nicht gerade zu weiteren Allotriis verleitet und pflegen sich einer wohlthätigen Einfachheit des Styles und Bestimmtheit des Ausdruckes zu befleissigen. Aber — wer schwatzt und schreibt nicht über Kunst und Litteratur!? Jeder Zeitungsschreiber muss seine pünktliche Rezension über die „neuesten Erscheinungen“ auf dem Gebiete des „Schönen“ anzufertigen wissen, und wer „seinen Beruf“ am Gründlichsten verfehlt hat, glaubt sich doch sehr wohl noch im Besitze des genügenden „natürlichen Geschmackes“, um über Gemäldeausstellungen, über Konzerte und Theater, seine Meinung dem gläubig lesenden Publikum autoritativ mitzutheilen. Dieses aber, obzwar es seinerseits desselben urtheilskräftigen Geschmackes vollauf theilhaft sich wähnt, verspricht sich doch, weil es immerhin nicht so ganz *„Kenner“* sei, von den weisen Aussprüchen auf Druckpapier erst die eigentliche Regelung und Klärung seines Urtheiles. Das leistet ihm dann gefälligst schliesslich jeder litterarische Strassenkehrer, der die Neuigkeiten von der Gasse aufliest und weiterträgt, mit einiger Benutzung von gewissen, selbst zum widerlichen Jargon gewordenen Kunstphrasen und sog. technischen „Termini“, die er nun in die Grundsuppe des gewöhnlichsten Sudeldeutsch hineinwirft. So schreibt und wirkt er am „ästhetischen Style“, und da er gleich *en masse* thätig ist, macht er diese erbärmliche phrasengespickte Sudelkocherei in der That zu einer stylistischen Macht, der sich endlich auch die Besten nicht mehr entziehen können.

Dafür will ich sogleich Anfangs zwei kleine Beispiele anführen, die von Solchen stammen, welche man draussen im Reiche recht wohl zu den Besten zu zählen sich erlauben darf. Wenn man mir darauf wiederum mit der Anklage entgegenkommt, dass ich „selbst diesen“ und jenen Heroen unserer Litteratur nicht ungeschoren zu lassen wage; so erwidere ich darauf nochmals: Dass ich das Scheermesser an unseren modernen Styl gelegt habe, scheint mir um so nöthiger gewesen zu sein, da selbst die Heroen der Litteratur es nicht verhindern konnten, dass er auch bei ihnen so üppig in die wüste Wolle schoss, wie bei den unedelsten Waldschafen unseres Journal-Parnasses.

Karl Gutzkow spricht in seinen Memoiren von der *„outrirtesten Beflissenheit des kundgegebenen Beifalls dieser in ganz Deutschland organisirten Clique“* — womit er, nebenbei bemerkt, uns „Wagnerianer“ meint — und der inzwischen nun auch verstorbene Berthold Auerbach äusserte sich vor nicht langer Zeit in Westermann's Monatsheften, als er uns etwas „Aus der Schule der Dichtkunst“ mittheilen wollte: *„Vollkommen deckend sagt Shakespeare: wenn des Dichter's Aug in schönem Wahnsinn rollt.“**)

Diese beiden, nur zufällig mir vor die Augen gekommenen, klassischen Aussprüche von Meistern modernen deutschen Styles sollten uns hier allein zum kurzen *Motto* für unsere ganze Betrachtung dienen. Jetzt steigen wir sogleich

---

*) Vgl. A. A. Z. 1881 Nr. 4 Beilage: „Die Improvisation der momentanen Eingebung wirkt *ständig* mit!“ (Berth. Auerbach.)

tiefer in den Wald hinein: dahin, wo die *Theaterrezensenten* ihr lustiges Wesen treiben. Ich schlage wieder nur zwei Zeitungsblätter auf, aber sie gehören gleichfalls zu den „besten" in Deutschland. Vor mir liegen: die berühmte allgemeine Augsburgerin, welche Schiller einst mitbegründen sollte, und die: „Gegenwart" eines unserer modernen Nationaldichter, dem aber neuerdings die Lust an ihr vergangen ist, worauf sie uns alsbald zukünftlerische Neigungen verspüren liess, die inzwischen auch wieder verflogen sind.

Wie traulich heimelt uns das schöne Wort an, das uns in der Kritik der „Märchentante" von Gensichen (A. A. Z. 6/11. 80. Nr. 311) entgegentritt: *„Frl. H. wusste Erscheinung und Spiel mit poetischem Hauche zu umgiessen."* Ja, ja, — das ist er, der lieblich duftende Parfüm des kritischen Foyer's, die blumige Bildersprache unserer galanten „Kenner" im Tempel der maskirten Musen! — Aber siehe da, als ich den Blick nicht ohne Wehmuth von der hauchumgossenen oder gussumhauchten Erscheinung abwenden und der naheliegenden „Gegenwart" zuwenden will, wo bereits ein besonders merkwürdiger Springinsfeld unter den Stylböcken meine ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen möchte: da streift mein Auge auf der anderen Seite der Allgemeinen noch einen reizvollen Tragelaphos, der nach Verewigung dürstet: *„In der selbstlosen Hingebung, womit der ehrwürdige Herr an seinem Forscherberufe hängt, hat der Verfasser an das hin getroffen, was wir den Idealismus der Gegenwart nennen möchten!"* Hier hat der Geist der Kunstkritik sich in's Litterarisch-Wissenschaftliche verstiegen; aber indem wir ihm nachgeklommen sind, haben wir „an den Idealismus der Gegenwart hin getroffen" und sind somit wieder auf eine Höhe gelangt, von welcher aus wir die lustigen Sprünge der *Ballet*-Kritik des namhaften Kenners Eugen Zabel noch besser betrachten und uns über die wünschenswerthe Schur und Zucht dieser Gattung orientiren können. In der Nr. 41 der „Gegenwart" von 1880 hüpft dessen Idealismus folgendermaassen über die Verdienste des „Berliner Ballet's" im Allgemeinen hinweg, und auf diejenigen der *prima ballerina* im Besonderen zu:

> „Auf der Bühne kaum hübsch zu nennen, besitzt Signora dell' Era *gerade soviel Körper, wie nöthig ist,* um ihre Einfälle und Empfindungen in Anschauungen umzusetzen, aber auch *nicht eine Faser mehr.* Jeder Ueberfluss ist ihr versagt worden. So rasch und unmittelbar lässt die Tänzerin jedoch *den Körper in Seele übergehen,* dass wir uns dieser Kargheit gar nicht bewusst werden. Sie tritt auf, und *ein Luftstrom* von Anmuth und Liebenswürdigkeit geht über die Bühne. Die ganze Gestalt ist *vom Wirbel bis zu den Fussspitzen* in eine künstlerische Erregtheit getaucht, aus der, *wie aus einem Mutterschoosse,* die lebendigsten und reizvollsten Gebilde hervorgehen."

Wir brauchen nicht weit uns umzuschauen, um noch in demselben beliebten Revier der „Gegenwart" eine besonders blumige Waldwiese zu erblicken, auf welcher ein Exemplar jener bereits höher geschätzten Gattung der *„poetischen Kritik"* — d. h. zu deutsch „Kritik dichterischer Erzeugnisse" — zwischen Klee und Gänseblumen mit ernsthafter Würde sich einherbewegt. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine Rezension über drei Deutsche Dichter unserer Zeit: nämlich *Julius Levi* aus *Rodenberg* — *Emil Rittershaus* — und *Viktor Blüthgen.*

Wenn Wagner einmal sagt, man könne über Beethoven nicht sprechen, ohne alsbald in den Ton der Verzückung zu verfallen, und wenn man dem entsprechend eingestehen muss, dass man sich einer ganz besonderen Sprache bedürftig fühle, wann immer man genöthigt ist über unsere grossen Dichter und Künstler zu reden: so mag man begreifen, dass auch einem poetischen Rezensenten der Gegenwart die Anwendung einer eigenen Sprache geboten sei, wenn er über Deutsche Dichter der Gegenwart zu sprechen hat, wie in unserem Falle der damit

als ein Würdiger betraute Kritiker Herr Albert Weigert. Betrachten wir nun diese eigene Sprache, so sehen wir aber, dass es durchaus die Sprache derselben Gegenwart ist, welcher Rezensent und Dichter angehören, und wir können nicht umhin, indem wir diese Sprache prüfen, auch der Art des Geistes und Verständnisses unsere Beachtung zu schenken, welche in solchen Rezensionen zu Tage tritt.

Gleich der Anfang jenes Weigert'schen Aufsatzes in Nr. 43 vom 6. November 1880 ist bedeutend: *„Die Lyrik ist in unseren Tagen ein Stiefkind des litterarischen Marktes geworden."* — „Der litterarische Markt", der ein „Stiefkind" hat, welches die „Lyrik" ist — wenn diese Erfindung ein persönliches, und nicht ein Gattungs-Verdienst wäre, so müsste sie den Verfasser des Aufsatzes mit einem Stolze erfüllt haben, welcher sich doch wohl in einer etwas mehr „getragenen" Form ausgedrückt hätte, als wie der nächst folgende naiv tändelnde Satz uns aufweist: *„Eigentlich ist's recht wunderbar, dass trotzdem immer weiter gesungen wird, — vielmehr sogar als zu Zeiten Goethe's, nach vieler Ansicht (nicht aber nach der unserigen) der letzte Meister der Lyrik"*. — „Unsere Ansicht", das ist allerdings stolz genug, aber die eigenthümliche grammatische Verbindung der Apposition mit dem Substantiv: „Goethe's, der letzte Meister" wirkt so niederschlagend (wenigstens auf den Schreiber dieser Zeilen), dass auch der Stolz hiernach nicht mehr besonders imponiren kann. In dieser Niedergeschlagenheit könnten wir wahrhaftig versucht sein, im folgenden Satze: *„Sind wir gerecht — unsere Zeit ist ernst und hart"* das bedenkliche *„sind"* für einen Berlinischen Imperativus anstatt *„seien* wir gerecht" aufzufassen; wir wollen aber nicht sogleich das Schlimmste annehmen, sondern diesen Satz aus beliebter „Wortbeknappung" uns deuten: *„wenn* wir gerecht sind, so müssen wir zugeben, dass unsere Zeit ernst und hart ist." Immerhin dokumentirt sich uns der Verfasser damit als ein recht verschwiegener Mann, obwohl er uns doch noch gar viel zu sagen hat. Zunächst präsentirt er uns etwas ganz Absonderliches: eine *„rastlos vorwärts tickende* Uhr." Falls sie auch rastlos *rückwärts* tickte, wäre sie noch absonderlicher. Nachdem diese Uhr „uns immer und immer wieder zu ernster Arbeit gerufen", wird seufzend erklärt: *„Wir leben in einer Zeit spröder Empfänglichkeit für die Poesie"*, wozu der Verfasser aber sofort einschränkend eine prinzipielle Erklärung abgiebt: *„Eine Ungerechtigkeit jedoch ist es, dafür immer nur den sogenannten Materialismus verantwortlich zu machen, durch den die Freude an dem Schönen erstorben sein soll."* Man kann wohl durch etwas getödtet werden, nicht aber durch etwas erstorben sein; sondern: *in Folge* der flüchtigen Vielschreiberei unserer Zeit ist der Sinn für einen richtigen und guten Styl in unseren Schriftstellern erstorben. Diesen ist aber für alles Arge ein süsser Trost geblieben: *„Soviel hat Lust und Leid an Wonne und Schmerz (?) nicht verloren, um dass wir keine Dichter mehr hätten"* (diess klingt beinahe archaistisch in den modernen Ton hinein, passt aber ganz gut in seine übrigen Dissonanzen); *„eine Zeit ohne Dichter können wir uns überhaupt nicht denken, die Poesie ist ewig, wie die Menschheit selbst"* (da wissen wir's doch!) *„und — wen soll sie begeistern, wenn nicht den Menschen?"* — Das ist die richtige moderne „Begeisterungsgluth": nicht mehr die Dinge vor seinen Augen können den „Dichter" begeistern, und über die Dinge hinaus vermag er nicht zu sehen, — so müssen denn wohl oder übel die Dichtungen selbst die Begeisterung besorgen. Man begeistert sich für Heinrich Heine und dichtet in halbgereimten Lotterversen ironisch-weltschmerzliche Judi-, Nudi- und Cruditäten; man begeistert sich für Richard Wagner und dichtet in Stabreimen über die Geschicke nordischer Götter. Herr Weigert aber be-

geistert sich für Herrn Rodenberg, und zwar besonders dafür, dass seine Gedichte bereits *„in vierter Auflage“* erschienen sind: *„Das bekundet wahrlich keine Interesselosigkeit“* meint er, und zeigt damit, wie die Schätzung der Poesie zu einer Buchhändlerrechnung geworden ist.

Die Weigert'sche Charakteristik der Rodenberg'schen Poesie trägt die Spuren poetischer Begeisterung aus „vierter Auflage“ deutlich an sich: *„Seine Naturbetrachtung hat einen in die Tiefe gehenden Zug, und zugleich offenbart sie jene eigenthümlichste Gewalt der Poesie uns in eine beabsichtigte Stimmung zu versetzen.“* — Welche überraschende Enthüllung! — Die eigenthümlichste Gewalt der Poesie ist die: uns in eine beabsichtigte Stimmung zu versetzen! — Sehen wir zu, wie der also gepriesene Dichter diess anfängt. *„Als ein gelungenstes“* bezeichnet der Rezensent nachfolgendes Gedicht!

Hier in dem Dunkel auf —
Pfadlosen — Mooren (!) —
Hab' ich in Nacht mich und —
Nebel verloren.

(Diess ist wohl der „in die Tiefe gehende Zug“?!)

Hier in dem Dunkel auf —
Pfadlosem — Moor (!) —
Schwebt mir, Geliebte, dein —
Liebes Bild vor.

(„Liebes Bild“ – ⏑ ⏑ ist recht lustig skandirt!)

Ueber das Meer (!), das mir —
Rollet zu Füssen —
Send' ich diess Lied
Die Geliebte zu grüssen.

(Der letzte Vers hätte nach dem rhythmischen Schema der vorigen abgetheilt werden müssen:

Send ich diess Lied die Ge-
Liebte zu grüssen.)

Zu einem solchen gräulichen Gehäcksel aus falschen Betonungen und schlechten Cäsuren bemerkt der poetische Kritiker: *„Rodenberg beherrscht übrigens auch die Form als ein Erster, er gebietet über Sprache und Vers mit gleicher Leichtigkeit.“* Ja, die „Leichtigkeit“ ist gross, und seine Herrschaft über die Sprache wird nur noch übertroffen durch die seines Kritikers, welcher seine Lobpreisung mit folgender Phrase beschliesst: *„Er hascht nicht durch gewaltsame Potenzirung nach Beifall, seine Gedichte sind das poetische Ausströmen seiner seelischen Vielseitigkeit.“*

„Und nun die Gedichte von Emil Rittershaus! *Die haben sogar schon eine sechste Auflage erlebt! Was sagen denn dazu die Spötter auf unsere materialistische Zeit?“**) So ruft unser buchhändlerisch begeisterter Musenfreund aus, und fährt alsdann historisch erläuternd fort: *„Rittershaus ist auch gleichfalls ein längst bekannter Sangesmeister; fast immer war es die Gartenlaube, aus deren Ranken seine Lieder in die Welt geklungen.“* Diese klingenden Ranken der Gartenlaube in den strahlenden Spalten der Gegenwart dürfte selbst das produktive Talent des Dichters Rittershaus zu überbieten unvermögend sein, zumal sein Kritiker von ihm aussagt: *„Er blendet nicht durch besondere Originalität seiner dichterischen Gedanken, nicht durch den Rhythmus der Leidenschaft.“* Um aber diesem merkwürdigen Lobspruche den rechten ausdrucksvollen Akzent zu geben, zitirt er dann noch das *„Motto der Sammlung“*, welches *„zugleich deren höchsten poetischen Werth kennzeichnen“* soll. Besagtes poetisches Kennzeichen lautet:

*) „Spötter auf?! Wohl nach Analogie von: „Pfeifer auf?“

Die Sorgen hab' ich all' begraben,
Die oft *gemacht das Herz mir schwer.*
O könnt' ich dich noch lieber haben,
Ich *liebt' dich,* Weib, noch täglich mehr!

Diese Werthangabe dünkt uns etwas zweifelhafter Art; doch wird deshalb die siebente Auflage nicht länger auf sich warten lassen! —

Bei dem dritten Dichter, Viktor Blüthgen, ist die Zahl der Auflagen nicht genannt, das Urtheil über den poetischen Werth ist aber auffälliger Weise trotzdem nicht minder anerkennend:

„*Das Anmuthende des gefällig Harmlosen* spricht uns als besondere Eigenart B's. an; *deswegen* (!) aber sind dem Dichter die Saiten für ernste Klänge nicht versagt, wir finden manches Gedicht, das uns *in seinem Rhythmus deutlich an Goethe erinnert.* Da ist ein Gedicht „vom guten alten Onkel", der seine Nichte lieb hat, und sie auch ihn, — das gefällt uns *in der anspruchslosen Wärme seiner Empfindung* ganz ausnehmend."

Welche „Ansprüche" mag wohl die „Wärme" in anderen Fällen erhoben haben? Oder sollte am Ende eine „warme Anspruchslosigkeit" gemeint sein? Wie dem auch sei: das erwähnte Gedicht zeichnet sich vor den sonstigen „gelungensten Kennzeichen" neuer deutscher Poesie wenigstens dadurch aus, dass es in grösster Harmlosigkeit nur sein will, was es ist, und einen Anspruch keinesfalls darauf erhebt, „an Goethe zu erinnern", — sondern eben nur: an den „guten alten Onkel."

Nun könnte man freilich auf den Gedanken verfallen: zu den meisten jener mehr oder minder anmuthigen Dinge, wie man sie in den lyrischen Verlagsartikeln unserer Büchermessen besungen findet, bedürfe es doch nicht eigentlich eines *Deutschen Dichters.* Diese Erwägung träfe aber wiederum keine Persönlichkeit, sondern das Zeitalter, welchem das Bewusstsein für Bedeutung und Würde der Kunst soweit abhanden gekommen ist, dass es zwar den „Verfall der Künste" laut beklagen, wo jedoch wahrer Geist der Kunst bei uns lebendig ward, diess nicht bemerken noch begreifen lässt. Solchem Geiste mag vielmehr die ganze Fülle lyrischer Produktion vom Litteraturmarkt mit vollem Selbstbewusstsein gegenüber treten: sie wird immer noch für diskutirbar gelten, während Jener, weil er in seiner Lebendigkeit der Einzählung in die Stallungen der Stoffwirthschaft sich entzieht, als wildes Thier angestarrt, im Geheimen gefürchtet, öffentlich aber nach Möglichkeit der Verfolgung Preis gegeben wird. Da giebt es dann auf ein Mal wiederum „Dichter" genug, und zwar sind die Vertreter des tiefsinnigen Pathos und des sentimentalen Selbstgefühls die Willkommensten, weil die „gefällige Harmlosigkeit", wo sie wirklich existirt, zu ehrlich ist, um sich gegebenen Falls aggressiv verwenden zu lassen, ja, vielleicht sogar, in bedenklicher Ermangelung des litterarischen *esprit de corps,* ihre natürliche Hochachtung vor dem wahrhaft Grossen nicht immer genügend zu verbergen trachten mag. Ist aber der „Dichter" einmal vorhanden und findet seinen Verleger, so hat auch der Kritiker sein Recht und findet sein Litteraturblatt, und das Litteraturblatt findet sein Publikum, und der Verleger seinen Absatz, und Alles ist gut.

„*Und*" —

Mit diesem bedeutungsvollen Worte leitet auch unser Kritiker seine philosophische Schlussbetrachtung ein; es ist diess aber bereits das dritte „und", womit er in stylvoller Hartnäckigkeit einen Hauptabschnitt seiner Arbeit beginnen lässt. „*Und Eines haben die drei genannten Dichter gemeinschaftlich: sie sind dem Pessimismus ferne.*" Nun, dem Himmel sei Dank! „Der Pessimismus, sag' ich euch, ist (Gott behüte uns!) ein gräuliches Ding!" Das ist die Weise des „Bälgeflickers Flaut", nach welcher unsere liebenswürdigen „Optimisten in Abraham's Schoosse" *moderne Lebensweisheit* durch die Papiertrompete der Jour-

nalistik zu verkünden pflegen. Unser Kritiker leiht dieser Auffassung, in Bezug auf die Sangart seiner Dichter, die folgenden Worte: *„Sie singen nicht mit Vorliebe Lieder der Nacht, schauen nicht zur Sonne unter Thränen hinauf, keine Spur von Schopenhauer'scher Infektion klingt aus ihrem Sange wieder.“* Sehet da: „Schopenhauer“ in den Augen moderner Bildung! — Etwas viel Anderes wissen unsere zeitunglesenden Zeitgenossen unter unserem grossen Philosophen nicht sich zu denken. Dass uns sein „Pessimismus“, ganz ohne sentimentale Thränen und Nachtgesänge, vielmehr mit dem mannhaftesten Heroismus der tragischen Welterkenntniss zu einer erhabenen *Ethik* führt, und damit ein neues, wahrhaft menschenwürdiges *Leben* uns eröffnet hat — davon ahnt man auf den Waldwiesen der modernen Bildung nichts. Erst neulich wiederum hiess es in einem unserer gelesensten belletristischen Journale geistreich-unverschämt: *„Die Kirchhofs- und Verwesungs-Philosophie Schopenhauer-Hamlet's“ !!* — Wenn unsere Blätter nichts weiter durchsetzen sollten als die Aufweisung der richtigen *Desinfektionsmittel* gegen solche Bildungspest: dann hätten sie genug geleistet zur Rechtfertigung ihrer Existenz inmitten der journalistisch echtbürtigen „Kinder (nicht nur lyrischen *Stief*kinder!) des litterarischen Marktes“ unserer Tage. Solcher bodenlose Unsinn, wie noch zum schönen Ende der vorliegenden Rezension in Lindau's „Gegenwart“: *„Es schliesst das Abholdsein der absoluten Negation keineswegs den Ernst aus; purer Nihilismus aber erscheint uns undichterisch — warum erst das Nichts besingen?“* — dergleichen müsste unmöglich gemacht werden: dann erst dürften wir von *deutscher Bildung* sprechen und hoffen, es könne dann auch eine etwas bessere *deutsche Sprache* gesprochen werden, welche selbst der „ewigen Poesie“ das freie Mitreden wieder gestatte! —

Haben wir soeben an einigen Beispielen gesehen, in welcher Sprache über eine Sprache geredet wird, die schon ihrer dichterischen Form wegen als Poesie betrachtet werden konnte, so verlohnt es sich der Mühe, nachträglich auch noch zu beachten, welche Sprache über Poesie heute selber so poetisch dünkt, dass man das darin prosaisch Geredete bereits für „Dichtung“ halten zu dürfen meint. Mit solcher Einbildungskraft stossen Poet, Philosoph und Rezensent auf der vorher schon besuchten Augsburger Gemeindewiese zusammen; woselbst Herr Hermann Göring u. A. folgende Stellen aus des berühmten Aesthetikers Kuno Fischer vielgepriesener Festschrift über „Lessing *als Reformator der deutschen Litteratur*“ zitirt (A. A. Z. 1881 Nr. 42 Beilage):

> „Es giebt Naturen, welche die köstliche *Gabe* besitzen, von Grund aus *glücklich zu sein* und zu *machen* (NB. Gabe zu sein und zu machen ist zweierlei!), die *durch* (?) ihre heitere Gemüthsart wie ein heller, warmer Frühlingstag *in der Welt* leuchten, das *Leben* sich und Anderen *erleichtern* und *erquicken* (NB. erleichtertes Leben und erquicktes Leben ist wieder zweierlei Leben!) *ohne dass* (?) Tiefe, Innigkeit und Treue des Herzens, die Kraft der Hingebung, und aufopfernde Liebe den mindesten *Abbruch — leidet* (NB. erleidet!). Solche Gemüther haben nichts *Problematisches*, nichts von dem *Leichtsinne* (problematischer Leichtsinn?), der auf der Oberfläche des Lebens hinflattert, dem Schmetterlinge gleich, der *doch nur von der Raupe herkommt* (!) und nicht höher fliegt, als der Staub. Eine solche seltene, in ihrer Klarheit gegen alles unechte Glück gesicherte, in ihrer Heiterkeit *gegen* (?) alles eingebildete Unglück *erhabene* Natur ist — Minna von Barnhelm.“ —

Dazu bemerkt Herr Göring bedeutend: *„Das ist Kuno Fischer's Styl“* und fährt fort: *„So schreibt nur, wer diese Wahrheit, diese Wärme des Gemüthes, diese Unmittelbarkeit der Empfindung selbst erlebt hat! — Und dieselbe Anmuth gestaltet den ganzen Abschnitt zu einer kleinen Dichtung!!“* —

Nun, so wissen wir es doch aus dem Grunde, was *Poesie* ist und können

deren seltsame Hutweide jetzt verlassen, um uns noch in ein anderes Gehege zu begeben. —

Wir befanden uns bisher auf „liberalem“ Grund und Boden. Jetzt lockt uns ein Garten, dessen wohlgegliederte Ordnung mit den scharfgeschnittenen Hecken und abgegränzten Beeten im alten Style, ob man ihm gleich eine gewisse Verarmung und Verstörung deutlich ansieht, mitten in dem wilden Waldgebirge des modernen Journalparnasses uns nicht gerade unangenehm überrascht. Wir sind in das Gebiet der „alt-konservativen“ Presse eingetreten. Von Poesie war dort bis vor Kurzem, d. h. vor dem Auftreten eines neuen, konservativ sich nennenden, Geistes national-sozialer Reform nicht viel zu bemerken gewesen: die Vögel in den Zweigen pfiffen etwas heiser alte Weisen wieder, welche das romantische Versmaass längst eingebüsst und sich bestenfalls in agrarische Prosa verwandelt hatten. Aber die bildende Kunst, dieser wohlanständigste Luxus der vornehmen Gesellschaft aller Zeiten, durfte auch hier nicht fehlen. Zwischen den hundertjährigen Taxussträuchen blicken da und dort allerlei weisse Statuen hervor; an den Wänden halbverfallener Lusthäuser, in denen zu Zeiten politischer Abständigkeit wohl Langeweile und Ueberdruss sich eingenistet, hangen allerhand bunte Bildereien, und auch ein Gärtner ist dazu bestellt, für die nothdürftigsten Blumenrabatten um die Kunstwerke zu sorgen. Die ökonomisch gewordenen Vögel aber, die ihn als eine gänzlich überflüssige Existenz betrachten, nennen ihn uns den „Kunstrezensenten der Kreuzzeitung“, — und wir kennen ihn mit seinem Be-Zeichen aus unserer früheren Betrachtung der Sprachverrottung, und wurden durch ihn an das Gleichniss von dem „Bock als Gärtner“ lebhaft erinnert. Sehen wir das Böcklein noch einmal durch die gebrechlichen Hallen der „Berliner Kunstausstellung“ hüpfen, und schliessen wir damit, ohne weitere Zwischenbemerkungen, für diessmal unsere Sammlung von *Stylproben* hoffentlich nicht ganz effektlos ab.*)

Von dem jüngsten Ausstellungsberichte seien vorerst nur probeweise eine und die andere Kleinigkeit notirt: in Nr. 228 der Kreuz-Zeitung von 1881 steht da u. A. zu lesen:

> „Die Kirche, sowie pracht- und kunstliebende Fürsten *zogen das Talent hervor* (wie den Dolch aus dem Gewande?!) und *feuerten es* zum kühnsten Fluge an. Staunend bewundern wir nun die gewaltigen Schöpfungen, die *wie unerreichbare Höhen* vor unseren Augen *aufsteigen* (?!). — —
>
> „Ein Sonnenblick“ von Gentz (Berlin), der *ein*, d. h. nicht Gentz, sondern der Sonnenblick (sic!), in einer Matte vor die Thür *gehängtes Kind* streift, *das die* (?) Mutter von innen durch ein Loch beobachtet, *während* unten im Schatten ein Lamm befindlich, *nur interessant durch die Wiedergabe der Art*, wie im Orient Kinder gewartet werden; und dergleichen mehr. — —
>
> Ernsthafter geht es auf einer von Bokelmann (Düsseldorf) gemalten „Verhaftung“ zu: es ist ein kalter Herbsttag, der Wind jagt die welken Blätter von den Bäumen und *kreiselt* sie am Boden herum, *auf welchem* (!) die herbeigeeilten Nachbarn, vorzüglich aus dem zarteren Geschlecht bestehend, unter einander *bedenklich tuscheln, während* der Gendarm die Treppe zur Thür hinaufsteigt, *hinter der* im Dunkeln nur eine weibliche Gestalt sichtbar wird, *seitwärts vorn aber* eine Frau in Trauer, *aussen wie innen, unser Mitgefühl erweckt.*“ (!) — —

*) Diese Arbeit ist, in ihrer ersten Fassung, schon im Jahre 1880 geschrieben worden. Inzwischen hat sich bekanntlich eine neue konservative Presse gebildet, welche man auch als „deutsche“ Presse ehrenvoll bezeichnen könnte, und die Kreuz-Zeitung selber, der die folgenden Kunstberichte entnommmen sind, hat ihre Redaktion gewechselt, ist frisch und erfreulich geworden und dabei anständig geblieben, was sie immer war. Dass freilich zum vollkommenen Anstande auch eine vorzügliche deutsche Sprache gehören sollte, das ist noch nicht bis zum Bewusstsein unserer besten journalistischen und gesellschaftlichen Elemente durchgedrungen. Darum soll sich Niemand verwundern, wenn gerade die Kunstdomaine auch bei etwa verbesserten politischen Umständen und Bethätigungen der gleichen styllosen Hut überlassen bleibt. Wo bliebe auch dafür der „Zeitung„ die „Zeit“? —

Immerhin sind diess erst nur lammessanfte Einzelheiten. Einige Nummern später geht es schon munterer zu; da findet man in Nr. 240 u. A. das Folgende:

„Ebenfalls *verletzt durch ihre Auffassung* „die junge Mutter" von Prof. Meyer von Bremen (Berlin), welche mit entblösster, von der Nachtlampe erhellter Brust schlafend neben ihrem ebenfalls schlafenden Kinde *im Bette noch besonders ungraziös dadurch liegt, dass* ein Vorhang ihre Beine verdeckt. Auch Schmiechen (Düsseldorf) hat seiner, *in gelber Tonart vorgestellten,* auf ein Lager hingestreckten „Faustina" mit dem Rahmenabschluss *die Beine und damit die Spitze der Bewegung mitsammt der Grazie abgeschnitten;* ist schon das Kniestück, stehend oder sitzend, unorganisch, weil die Träger der Gestalt, die Füsse, fehlen, *die man doch in der Natur, mit seltenen Ausnahmen, immer sieht,* wie viel mehr bei einer liegenden Figur (!), *zumal wenn deren Ruhe,* wie bei der Faustina, *in Hüften und Beinen ihren Schwerpunkt hat.*"

Wenden wir uns nun aber gar, „rückschrittlich", den vorjährigen Berichten zu, so stecken wir alsbald mitten in der wolligsten, drolligsten Herde, die ich insbesondere aus Nr. 254 und 255 der Kreuz-Zeitung von 1880 heranzutreiben mir erlaubt habe:

Mit Vorliebe wird in neuerer Zeit das sogenannte Stillleben cultivirt; der *Name* besagt, *dass der Mensch nie, nur ausnahmsweise das Thier, und diess auch meist als ein Todtes, dabei zur Verwendung gelangt.* (!) Was nicht lebt, sich nicht bewegt, ist, weil es unbedingt still hält, leichter nachzubilden, als das Lebendige; wir vermögen daher dem Stillleben nie den Werth beizulegen, welche eine Figuren-Darstellung mit vollem Recht beansprucht. So (?) spielt denn die Technik beim Stillleben die Hauptrolle, wie man das — z. B. an den „Jagd- und Tafelstillleben" von Hertel (Berlin), Grönland (Berlin), an dem mit Schmuck, Waffen, Vasen, Blumen *überfüllten von Friedrich* (Dresden); an jenem mit den Mohnblumen in der Bronze-Vase mit enormer Wirkung von Margarethe Hormuth (Karlsruhe) gemalten; an dem mit dem umgestürzten Korbe und den Tauben von Martha Protze (Berlin); wie an dem blühenden Flieder *auf „Im* Frühling" von Marie Osterley (Hannover); an dem lustig aus der Röhre sprudelnden „Brunnen im Lichtenthal" *welcher* neben dem Gartenzaun *im Winkel über den umgestürzten Korb und dessen Inhalt, die Rosen erfrischend, springt, vortrefflich gemalt* von Helene Stromeyer (Karlsruhe), auch landschaftlich so hübsch, dass es *dadurch* mehr als Stillleben ist; endlich an dem prachtvollen, auf geschmackvoll durch Schlangen gebildeten Füssen stehenden dreitheiligen „Wandschirm" von Baronesse Hermine v. Preuschen (Darmstadt), dessen Mitte ein grosser Pfau einnimmt, — **sehen kann.** (!!!)

Der *immer mehr abnehmende Kupferstich,* die selten werdende Lithographie und der reichlich gepflegte Holzschnitt, so wie die Zeichnungen zu demselben, *nehmen* im Katalog *nur wenig Nummern ein.* Klinger (München), der besonders reich durch *Radirungen,* Holzschnitte und Federzeichnungen, 35 an der Zahl, vertreten *ist* für sein Werk „Amor und Psyche", *nur zu hoch gehängt,* um den kleinen Wirrwarr seiner Phantasie *entziffern* zu können. — Ein anderes Bild: der ganz nackte Adam trägt die ganz nackte, halb ohnmächtige Eva aus dem Paradiese, dessen Thor in der Ferne der Engel mit dem Schwert hütet. (Beide erhielten bekanntlich vor ihrer Austreibung Kleider von Thierfellen — es muss aber jetzt alles nackt sein.) Ein anderes Bild: mit einer Strassenpflaster-Ramme stampft der Tod die sterbenden Menschen in den Erdboden, vermuthlich ein Capriccio über den Text: „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden!" *jedenfalls, und das ist zu loben, ein Zeugniss wider die Feuerbestattung.* (!!!) —

Betrachten wir nun noch einige kleine und grössere Gruppen, sofern solche nicht schon in früheren Artikeln angeführt worden sind. Da ist ein „Amor und Psyche" von Professor Voss (Rom), welche sich *mit ruhiger Vorsicht, ohne Leidenschaft, im nächsten Augenblicke küssen werden;* eine sonst hübsche, etwas formglatte Marmorarbeit. — Ein seine Pfeile schleifender, seitwärts fröhlich nach oben blickender „Amor" von Hofmeister (Berlin) *liegt anmuthig bewegt auf dem Felsen, der ihm als Schleifstein dient.* — Ein „Faun und Satyr", ersterer schlafend hingestreckt und von letzterem, einem Kinde, mit einem Pflanzenstiele unter dem Kinn gekitzelt, wobei der *Bocksknabe* (!) ein urkomisches Gesicht schneidet, ist von Ohmann (Berlin) als lebensgrosse Gruppe trefflich modellirt: *wenn ohne Bestellung,* so fragt man *doch:* wer erwirbt gerade solchen Gegenstand? — *Ernst* die drei göttlichen Schönen, *die sich aber der Beschauer denken muss,* prüfend, den Apfel

noch wägend in der Hand, auf den Hirtenstab gestützt, *den seinen Herrn beobachtenden Hund neben sich* steht ein kleiner „Paris“ da, von Unger (Berlin) in Marmor *lieblich gemeisselt.* — Als *brave* Marmorarbeit ist zu erwähnen ein „Opferknabe“, der, die rechte Hand zum Himmel erhebend, in der Linken eine Schale mit Feuer haltend, zu den Göttern *aufblickt von Ezekiel* (Rom). — Zwei lebhaft bewegte Streiter *„Obotriten,* sich und ihre Pferde zum Kampfe rüstend“ (Hülfsmodelle in bronzirtem Zink) im Auftrage Sr. K. H. des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin, in kolossaler Grösse für die Schlossbrücke in Schwerin in bronzirtem Zink ausgeführt von Genschow (Berlin) erfreuen durch die *in ihnen ausgedrückte Kraft.* — Die weltliche Traurigkeit hat Pohle (Berlin) in einer anmuthigen, edlen Jünglingsgestalt im Costüm des Mittelalters vorgestellt *und* „Liebesleid“ benannt: den Kopf schwermüthig in die Hand gestützt, die rechte Hand schlaff auf die übereinandergeschlagenen Beine gelegt, die Mandoline zu Füssen, die Lippe verstummt, blickt er trübe zur Erde — regungs-, hoffnungslos. Die schöne schlanke, *ruhend und doch ruhelos hingestreckte* zierliche Gestalt, das *kleidsame Costüm,* der schmerzliche Ausdruck des *grundguten* Gesichts, gewinnen das *Herz* und befriedigen den *Kenner, der dem Vereinsamten recht baldige, brennend nach ihr verlangende Gegenliebe wünscht.* — Das Gegentheil der Nächstenliebe, eine Verwünschung, ein Mord wird uns in einer Statuette vorgestellt: „Der grimmige Hagen wirft den Kaplan König Gunthers in die Donau“, eine wildbewegte Gruppe von Behrens (Dresden). — *Ebenfalls wild,* mit Satansschwingen aus dem platzenden Kessel *emporschnellend,* mit geballten Fäusten die Fesseln *sprengend, so* hat höchst originell Reusch (Berlin) in grossen Dimensionen und markigen Formen den „Dämon des Dampfes“ als entfesselte Elementarkraft vorgestellt *und daneben* als Gegenstück dieser *zerstörenden Explosion* in kleinster, zierlichster Ausführung *die Büste „Moltkes,* von der Minerva bekränzt“, die hinter dem Postament emporsteigt, dem berühmten grossen Strategen das Ruhmeszeichen aufzudrücken, *während der Vogel derselben,* die Eule, am Sockel des Postaments *Wache hält.* Trotz des sehr kleinen Formats ist der Kopf des General-Feldmarschalls neben frappirender *Aehnlichkeit* von subtilster Ausführung; *ebenso* die schönbewegte Minerva. *Auf der einen Seite* grossartig, gewaltig, *auf der anderen* feinfühlend und höchst stilvoll *schaffend, haben wir* in Reusch eine Künstlerkraft vor uns, *deren Ursprünglichkeit in die Augen springt* durch ihre schöpferische Phantasie, verbunden mit nicht alltäglichem Können, die schon viel leistet, und noch mehr verspricht. — In der Idee der obigen *Moltke-Bekränzung* verwandt, in der Darstellung aber von derselben abweichend, ist die „Viktorie, die eine Kaiserbüste bekränzt“ und zwar *von vorn anschwebend, zopfig bis hinab zu den rückwärts flatternden, sich knäuelartig ballenden Falten, aber von leichter Bewegung,* der nur eine stilvollere Ausführung zu wünschen gewesen wäre, *während* Eberlein (Berlin) *das Gegentheil derselben anstrebte.* Würdig, grossgeformt und von edler Haltung ist dagegen die kolossale „Bronzefigur für das Kriegerdenkmal in Hannover“, von Prof. Volz (Karlsruhe): die Linke auf das reich verzierte, panzerartige Mieder gedrückt, streckt sie niederblickend die rechte Hand *segnend nach vorn,* ein *„Sanft ruhe ihre Asche“ auf den ernsten Lippen.* Von demselben Meister ist auf dem Eingangsplatze zur Ausstellung, ebenfalls für obiges Kriegerdenkmal bestimmt, ein von einem Lanzenstich verwundeter, liegender, kolossaler Löwe in Bronze aufgestellt, *dessen Auffassung jedoch nicht recht zu deuten ist.* Ein sehr starker, abgebrochener Lanzenschaft steckt ihm mit der Spitze zwischen den Rippen, vor Wuth und Schmerz aufbrüllend, schnaubt er den Feind an, in der rechten Tatze einen *ebenfalls* zerbrochenen, *noch dickeren, aber* mit der eisernen Spitze nach rückwärts gekehrten Wurfspiess haltend, während er die linke Vordertatze krampfhaft von sich streckt. *Der Löwe selbst ist vorzüglich, beide Werke sind in Bronze gegossen* von Gladenbeck. — Prof. Albert Wolf (Berlin) ist durch eine Bronzestatue „Der Friede“ (bestimmt für den Sitzungssaal der Reichsbank, gegossen von Gladenbeck), Seitenstück zu der Bronzestatue des „Sieges“ von Prof. Siemering, vertreten, die dem bewährten Ruf dieses Künstlers *Ehre durch deren edle Auffassung und Durchführung macht.* — Prof. Wilh. Wolf, der *Schöpfer* der Löwen-Gruppe im Thiergarten, hat diesmal nur kleine Arbeiten ausgestellt: *ein „brabanter Pferd“, eine „holländische Kuh“, einen „Eber“, Yorkshirer Rasse, und einen „Rambouillet-Schafbock“,* sämmtlich im Auftrage des Ministeriums für Landwirthschaft ausgeführt, *und zwar vortrefflich!* — B.

So sei denn dieses für heute der letzte „Bock“! Die „Tragödie“ von der *deutschen Sprache* aber findet wohl nur mit der Bühne der modernen Welt zugleich ihr Ende!

Geschäftlicher Theil.

Wir ersuchen diejenigen Mitglieder, die ihre Eintrittskarten gegen Einsendung der Mitgliederquittungen noch nicht erhoben haben, diese sofort längstens bis 15. Juni d. J. in Empfang zu nehmen, da wir nach diesem Termine über die etwa nicht behobenen Plätze anderweitig verfügen müssen.

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, dass nach den Bestimmungen des Patronatvereines die Mitgliederrechte und die auf Grund derselben erhobenen Eintrittskarten nur persönlich gültig sind und nicht in fremde Hände übergehen dürfen. Unberechtigten Besitzern von Karten zu den Patronat-Aufführungen wird der Eintritt unnachsichtlich verweigert.

Wegen Wohnungsunterkunft bitten wir wiederholt im Interesse der Festspielbesucher sich nur der Vermittelung des Comités (Adresse: Secretair Ullrich, Rathhaus) zu bedienen.

Auf Wunsch des Meisters erwähnen wir wiederholt, dass der Besuch der Vorproben und der Hauptprobe ohne Unterschied Niemandem gestattet werden wird. Der kurze Zeitraum, welcher auf das Studium des Bühnenweihfestspieles verwendet werden kann, bedingt den Ausschluss jedweder Störung und damit die strikteste Aufrechterhaltung vorerwähnter Maassregel.

Bayreuth im Mai 1882.

Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele.

NB. Die zweite Hälfte des Doppelstückes erscheint in 14 Tagen.

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

Mai. Juni. | Doppelstück. Zweite Hälfte. | 1882.

Inhalt: — Das persische Theater. Vom Grafen Gobineau. III. Die Hochzeit des Kassem. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit: XVI. Eine „preisgekrönte" Schrift. Von J. H. Löffler. — Geschichtlicher Theil: Mittheilungen aus der Gegenwart. (Friedrich Zöllner †. — Ueber Wagner-Vereine, von Dr. O. Meyer. — Bericht über eine in Braunschweig veranstaltete Lesung des „Parsifal", von Dr. L. Schemann. — Statistik.) —

Das persische Theater.

Vom Grafen Gobineau.

III.

Die Hochzeit des Kassem.

Es sind schon mehre Tage vergangen, seit die Familie des Imam Housseïn und der Imam selbst in Mitten der Wüste von Kerbela von den syrischen Truppen und den verrätherischen Einwohnern von Koufa in seinem Lager eingeschlossen ist, kein Rettungsmittel zeigt sich gegen den drohenden Tod; schon haben mehre Imam's ihren Untergang gefunden: Abbas, Aly-Ekbèr, der Sohn des Imam Housseïn, und seine beiden kleinen Brüder. In den Zelten herrscht die Verzweiflung. Der Imam Housseïn hat sich in das Gefecht gestürzt, den Körper seines Sohnes gerettet und ihn seiner Gemahlin, Omm-Leyla, übergeben; aber er hat kein Wasser bringen können und Kinder und Frauen sterben vor Durst. Die Situation drängt einem blutigen Ende zu; denn Ibn-Sayd, der General des Yezyd, Shemr, der wildeste unter seinen Offizieren, und der verhasste Azrek, verengen mehr und mehr den Kreis der Lanzen, welcher das Lager einschliesst, und erscheinen, bald der Eine, bald der Andere, selbst, um die Ohnmacht und das Elend der Imam's zu verhöhnen. Kassem, der Sohn des zu Medina durch Yezyd vergifteten Hassan, und Neffe Housseïn's, durch den Tod seines zärtlich geliebten Vetters Aly-Ekbèr ausser sich gebracht, ist von Begierde entflammt, auch seinerseits in den Kampf, auch seinerseits, wie seine furchtlosen Verwandten, in den Tod zu gehen. Drei Momente bilden also die Situation: das unvermeidliche Blutbad, die Leiden des Durstes, der Tod Aly-Ekbèr's, der am Abend zuvor ermordet ist und dessen Leichnam vor den Augen der Zuschauer hingestreckt daliegt. Man darf nicht vergessen,

dass Aly-Ekbèr unter allen jungen Zeltleuten bei den Persern der geliebteste, der gefeiertste, der beklagteste ist; er ist der eigene Sohn des Imam Housseïn: sein Blut ist das Blut des Vaterlandes. Die anderen Helden, wie Abbas, Abdoullah, Kassem, stehen ihm nach. In dem Augenblicke, als das Stück: „die Hochzeit des Kassem" beginnt, herrscht auf der Scene das düsterste Schweigen: der Imam Housseïn sitzt auf dem Thronsessel auf dem einen Ende des Sakou; gegen die Mitte der Scene sind alle Glieder der heiligen Familie auf dem Erdboden gelagert; nur Omm-Leyla hält sich von Allen abgesondert allein auf der entgegengesetzten Seite der Bühne, über den Leichnam Aly-Ekbèr's, ihres Sohnes, zusammengekauert.

Housseïn. „Schaue nieder, o Gott, auf das Unheil, das Himmel und Erde betroffen! O Kerbela, siehe, wie meine Seele davon bedrängt ist! Sehet das Elend, seht die Thränen; bald werden sie sowohl einer Hochzeit, wie einer Todtenklage fliessen". Er ruft den Propheten an: eine Blutbotschaft nach der anderen gehe an ihn ab, er möge sie alle, eine jede einzeln, vernehmen*). Er ruft Aly an: geknickt, gebrochen sei der Baum seines Stammes, der stolze Baum seines Fruchtgartens, unter der Last des Todes seiner Söhne. Er ermuthigt sich selbst, zur Vermählung Kassem's, des Theueren, zu schreiten, bei welcher das Blut die Stelle der rothen Farbe an den Händen und Füssen der jungen Vermählten vertreten solle**).

In Mitten der heiligen Familie erhebt sich Zeynèb, Housseïn's Schwester. Sie ruft in feierlicher Klage Fathemèh, die Tochter des Propheten, ihre und Housseïn's Mutter, zur Zeugin der Hilflosigkeit der Kämpfenden von Kerbela an: „Tochter des Propheten Gottes, komme zu Deiner Tochter in diese traurige Einöde! Siehe, wie sich das Unheil bleiern auf uns herabsenkt! Siehe Housseïn, Deinen Sohn, in der äussersten Ohnmacht, vergeblich sich sträubend unter den Händen Derer, die sich die Jünger des Propheten Gottes nennen!"

Kassem (erhebt sich und spricht zu sich selbst): „Fort aus der Mitte der Frauen des Harem, o Kassem! Sammle dich einen Augenblick in dir selbst. Da sitzest du, und in kurzer Frist wirst du den göttlichen Leib Housseïns (le corps si semblable à une fleur!) von den Spitzen der Pfeile und Lanzen zerfleischt sehen. Du lebtest, und sahest das Haupt Aly-Ekbèr's, vom Rumpfe getrennt, auf dem Schlachtfelde fallen, wehe dir! Erhebe dich, gehorche dem letzten Willen deines Vaters: erwürgt zu werden, ist deine Bestimmung, o Kassem! Auf, erflehe dir von dem Sohne der Fathemèh die Erlaubniss zum Kampfe, und unterwirf dich deinem Geschicke, o Kassem!"

Housseïn (zu sich selbst, da er Kassem auf sich zuschreiten sieht): „Wehe, mir naht sich Hassan's Waise, die Augen erfüllt mit blutigen Thränen. Die flügellose Nachtigall aus dem Fruchtgarten Hassan's seufzt aus der Tiefe ihres Herzens".

Kassem (zu sich selbst): „O Gott, was soll ich thun, um diesen drückenden Schmerz zu ertragen? Was soll ich thun, die Lippen vom Durste ausgetrocknet, die Wimpern feucht von Thränen? Wenn ich mir die Seele erhalten will, ist mir das Leben schlimmer als der Tod. Was soll ich thun, nach dem Schicksale Aly-Ekbèr's? Wenn mir Housseïn die Erlaubniss zum Kampfe verweigert, o Unglück! Was soll ich dann am Tage der Auferstehung, im Angesichte meines Vaters Hassan beginnen? Was soll ich thun, wenn ich am Tage der Auferstehung meine Mutter zur Seite Fathemèh's werde sitzen sehen, was werde ich vor ihr thun, in

*) Die „Blutbotschaften" sind die Seelen der Imam's, die nach einander das Martyrium erleiden.

**) Mit dem *Henné*, einem rothen Schminkpulver, färben sich die Verlobten zur Vermählung die Nägel an den Fingern und Zehen.

meinem Elend und in meiner Schande? Alle meine Vorfahren sind gegangen, um vor dem Propheten zu erscheinen; und ich, ich werde nicht vor den Propheten kommen! Was werde ich dann thun, o Gott?"

Houssein (zu sich selbst): „Ohne Gefährten, ohne Stütze, was werde ich thun, o mein Gott? Ich bin allein, und mir gegenüber dieses ganze Heer. Ich habe keinen Bruder, keinen Sohn; was werde ich nun mit dem Sohne meines Bruders thun, o mein Gott?"

Kassem (vor den Imam Housseïn tretend): „Heil Dir, Du Säule des Ruhmes und der Grösse des Himmels! Eine Waise, ein vaterloses Kind, naht sich dir weinend, die Stirn gesenkt, mit einer Bitte".

Housseïn erwidert seine Anrede mit feierlich-zärtlichem Grusse und fordert ihn auf, seine Bitte zu nennen.

Kassem: „Augenlicht des allmächtigen Propheten, Stellvertreter Aly's, des unerschrockenen Löwen, mein Oheim! Dahin ist Abbas, Aly-Ekbèr hat das Martyrium erlitten; Du bist ohne Streiter und Bannerträger! Die Rosen sind dahin, ihre Knospen abgefallen, der Jasmin ist vergangen, der Mohn entblättert. Im Garten des Glaubens stehe ich allein; ich bin der Dornbusch, der Elendeste von Allen, o mein Oheim! Wenn Du einer armen Waise wohl willst, jetzt ist der Augenblick es zu zeigen. Lass mich ausziehen und kämpfen, o mein Oheim!"

Housseïn erwidert ihm voll Zärtlichkeit. Kassem's Worte haben ihm das Herz umgewühlt. Er, einst das Augenlicht des Imam Hassan, sei ihm nun die lebende Erinnerung an den Verlust des Bruders: „Flehe mich nicht an, dringe nicht in mich! Es ist genug des Schmerzes, Aly-Ekbèr verloren zu haben."

Kassem. „O Herrscher, wolle nicht meine Schande. Dass Kassem lebe, und Aly-Ekbèr Märtyrer sei — oh! eher decke die Erde mein Haupt! Sei grossmüthig gegen den Bettler, der an deine Thüre pocht. Lass mich das Wasser des ewigen Lebens gewinnen. Meine Augen sind voll Thränen, aber mein Mund vor Durst ausgetrocknet. Wirf einen Blick auf die Wasser des himmlischen Euphrat. Ich sterbe vor Durst: gönne mir eine volle Schaale aus der Quelle von Selsebyl; sie strömt in dem Paradiese, das mich erwartet."

Housseïn bleibt unerbittlich. Welche Gerechtigkeit wäre es, wollte Kassem sterben, und er, der Greis, dessen Jahre gezählt seien, sollte im Leben verweilen?

Kassem. „O Gott, Alles das sind Worte. Meine Klagen entringt mir die Verzweiflung. Waise zu sein, unheilbares, ewiges Unglück! Wie schön waren die Tage zu Medina! Mein Haupt ruhete an der Brust meines armen Vaters; die Hand seiner Liebe machte mich glücklich. Und nun, wehe, weh! bin ich in die Ungnade meines Oheims gerathen!" (Zu den Zuschauern): „O ihr Gläubigen, wo ist Hassan, mein Vater? Die ihr noch eure Väter habt, hört es: es ist ein furchtbares Elend, Waise zu sein! Die ihr Waisen seid —: mein Elend übersteigt weit das Euere!"

Kassem's Mutter (hat seine Wehklagen vernommen): „Der Schrei meines Kassem ist zu meinem Ohre gedrungen." (Sie tritt auf ihn zu): „Geliebter der Seele deiner Mutter! Warum hast du dich an die Brust der Erde geworfen? Warum verzweiflungsvoll dein Gewand zerrissen?"

Kassem. „Wehe, wehe! Mein Leid ist ohne Gränzen." Er beklagt das bittere Loos der Waise; Gott allein könne ihr helfen. Gebeugten Hauptes sei er vor den Ohm getreten und habe ihn um die Erlaubniss zum Kampfe angefleht; vor den Augen seiner Freunde sei er von ihm mit Beschämung überhäuft worden. — „Könnte ich sterben Er hat mich von seiner Thüre verstossen."

Kassem's Mutter verweist ihm die Klagen über Seine Hoheit. Nur durch die Anordnung des erhabenen Imam könne der Gnadenbrief eines Gott wohlge-

fälligen Märtyrerthumes erlangt werden. Diese hehre Urkunde müsse das Siegel von zwei und siebenzig makellosen Zeugen tragen; unter diese Zweiundsiebenzig aber gehöre er selbst. „Du selbst hast einst in der — noch unerschaffenen — Welt der Ideen in Alles gewilligt, was dir begegnen soll“*). Er möge erfahren, dass die künftige Bestimmung seines Blutes in dem, an seinem Arme befestigten Schriftstücke enthalten sei.

Kassem jubelt auf: „Ruhm sei Gott! ich habe meinen Freibrief!“ — (Er eilt sogleich zu dem Imam): „O mein Oheim, die Waise ist wiedergekehrt; hilf ihr! Hier ist das Testament meines Vaters; glaube, was es befiehlt: es giebt mir einen Anspruch auf die königliche Würde, es verheisst mir den Märtyrertod.“ (Er übergiebt ihm das zuvor von seinem Arme gelöste Dokument.)

Housseïn bricht, nachdem er es gelesen, in laute Jammerrufe aus. — „Könnte ich, o mein Bruder, mit meinem Leben den Befehl einlösen, den Du, mein Hassan, mir entbietest!“ — Aber um ihm gänzlich zu gehorchen, müssten sie zuvor eine Versammlung der Freude halten, und er werde Kassem seine Liebe beweisen, indem er ihn zu seinem Eidam mache.

Kassem ist bestürzt. „Erschlagen am Boden liegt Aly-Ekbèr, von den Feinden zerfleischt! Das Bild der Freude unter diesem Himmel, der für uns schwarz ist, wie Ebenholz? . . . Aber wenn Du es befiehlst, wie könnte ich Dir widerstreben? Dein Befehl ist der Befehl des Propheten, und seine Stimme ist die Stimme Gottes.“

Housseïn. „O mein Kind! Ich folge dem Willen meines Bruders, indem ich dir meine Tochter gebe; ich gebe die eigene Tochter dem Sohne meines Bruders. Wo sind nun Muhammed und Fathemèh und Hassan der Auserwählte? Ihr Alle, blicket von der Höhe des Himmels auf uns hernieder, wenn ich einen leuchtenden Mond der strahlenden Sonne vereine!“ — Nur eine Frage gebiete der Augenblick: welches Leibgedinge könne er zu dieser Stunde gewähren?

Kassem fühlt nicht die Kraft, seinen Worten zu entgegnen. Einer Jungfrau ohne Gleichen, was könne er ihr zu bieten wagen, das nicht seines Gleichen hätte? „Vertrauest Du mir einen Leib, der von so reiner Seele beseelt ist, so will ich ihr mein Leben und meines Lebens Wesen hingeben, das Wesen meines Herzens und meiner Seele, meines Geistes und meines Athems, ohne Einschränkung, ohne Vorbehalt: wie ich bin, so gebe ich mich Zobeyden, gar und ganz. Und das Alles bin ich bereit in baarer Münze zu zahlen. Was später noch von Dem, was ich in mir habe, von Allem was der Koffer meines Leibes beschliesst, hinzuzufügen sein wird, — ich will es ebenso ohne Rückhalt darbringen. Sie bedarf einer Perlenschnur für ihren Hals, aus dem Blute meines jungen Nackens soll sie ihr werden; einen Rosenkranz für ihre Hand, er soll aus rothen Rubinen sein. Die Blumen, auf die ihre edlen Füsse treten sollen, aus den Stücken meines Leibes werde ich sie ihr bereiten; ihre gestickten Spitzen sollen die Farbe rother Tulpen haben, und wie gefleckt und buntscheckig werden die Stoffe ihrer Gewänder sein! Genehmigt sie meine Gaben, so bin ich es zufrieden; wo nicht, so nehme sie Haupt und Leib zum Pfande für die Zukunft. Bedarf es eines Bürgen, der für mich einstehe? Ich biete dazu Imam Hassan, den Erwählten, und Aly, das Genügen Gottes, und mit ihnen den Propheten selbst!“

*) „Toi, dans le monde alors incréé des Idées, tu as consenti jadis à tout ce qui t'arrive.“ Mit dieser merkwürdigen Aeusserung vergleiche man die bereits von unserem Meister in diesen Blättern (1880, S. 339) angezogene Abhandlung Schopenhauer's „Transcendentale Spekulation über die scheinbare Absichtlichkeit in dem Schicksale des Einzelnen“, deren Ergebnisse hier, wie nebenher, in eine mythische Abbreviatur zusammengedrängt erscheinen.

Housseïn ruft die Zuschauer zu Zeugen dieser furchtbaren Noth, dieser Schmerzenshochzeit auf.

Kassem (zu den Zuschauern): „Neuvermählte! Seid Zeugen unserer Verzweiflung. Seid Zeugen des Leides und des Elendes der Verlobten. Der Kopfschmuck, den ich meiner Braut geben werde, er wird aus den Tropfen meiner durchschnittenen Kehle bestehen. Seid Zeugen, für die Perle, die mir der Schrein von Housseïn's Grossmuth liefert." (Er begiebt sich auf einen, am anderen Ende des Sakou errichteten Thronsitz).

Housseïn ruft die Zeynèb, die „traurige, leidüberhäufte" zu sich und kündigt ihr die bevorstehende Hochzeit an.

Zeynèb ist bestürzt, dass er von Freude und Hochzeit reden könne. „Mein Bruder Abbas ist soeben als Märtyrer gefallen; noch zuckt Aly-Ekbèr in den Strömen seines Blutes; wir weinen Alle, und sind in schwarze Gewänder gehüllt; was soll uns Vergnügen und Wohlsein? Wer den Leichnam eines Theueren vor Augen hat, dem stünde es übel an, sich die Finger mit Henné zu färben."

Housseïn. „Betrübte, du redest recht. Der Bau unserer Freude ist gebrechlich. Ueberwinde dich dennoch, Geprüfte! gehe zu Zobeydèh, meiner Tochter. Möge sie sich ihre Feenhaare bräutlich schmücken lassen, damit sie mit Kassem vereint werde."

Zeynèb (zu sich selbst): „O mein Gott, wirf auf mich einen Blick der Barmherzigkeit. Es giebt nur eine Zeynèb und hundert tausend Leiden." Sie begiebt sich mit Widerstreben zu Zobeydèh, und richtet ihr den Auftrag des Vaters aus.

Zobeydèh. „O Schwester meines Vaters! Mit dieser Botschaft legst du ein brennendes Feuer in meine Seele. Schau' um dich: Aly-Ekbèr ist gefallen, in tausend Stücke zerfleischt, enthauptet. Es ziemt uns nicht an die Freuden der bräutlichen Kammer zu denken. Oh! könnte ich hinab in das Brautgemach des Grabes!"

Zeynèb. „Bei Gott, das Recht ist bei Deinem Vater. Wir dürfen nicht seufzen, nicht ungeduldig die Hände ringen. Dein Vater ist die Probe der Weisheit des Schöpfers; er ist unser König, er ist unser Herr."

Zobeydèh ergiebt sich in duldendem Gehorsam. „Mein Vater ist der König. Ihm kommt es zu, zu wissen, was recht ist. Er mag mich verbrennen, er ist der Herr."

Zeynèb, zu Housseïn zurückkehrend: „O König auf dem Throne der Welt, mögen hundert Leben wie das Zeynèb's dein Lösegeld sein! Deinem Befehle sich fügend, ihren Schmerz bei Seite setzend, ist die traurige Zobeydèh bereit zu gehorchen."

Housseïn entbietet die Mutter Kassem's zu sich. Sie empfängt die Kunde mit dem gleichen bestürzten Widerstreben: „Hier giebt es kein Hennè, kein Brautgemach; es wird nicht eine Hochzeit, sondern ein Schmerzensfest sein. Mein Kassem sich vermählen! Wo sind denn die Genossen seiner Freude?"

Housseïn: „Mutter Kassem's! Zu dieser Stunde, auf dem Felde der Angst, wird das Grab zum bräutlichen Lager, das Leichentuch als Brautgewand dienen. Betrübe dich nicht! Kassem, der leuchtende Mond, wird sogleich im Angesichte der Sonne seine Hände mit dem Hennè seines eigenen Blutes färben; sie werden roth erglänzen, wie der Planet Mars. Tröste dich, scheint auch dein Sohn nach Hassan's Tode, gleich Jesus, vaterlos geboren: er wird eine Gefährtin finden, wie die schimmernde Sonne dem Monde gesellt ist."

Die Mutter Kassem's. „Wenn es so ist, so gebiete uns Housseïn: möge deine Schwester die verzweifelte Mutter zur Hochzeit laden, die den Tod ihres Aly-Ekbèr beweint. Meine arme Waise, von keinem Vater mehr behütet, wird

nun auch die Mutter verlieren, sie ist ihr schon verloren! Und doch, nein, noch lebe ich, noch bin ich seine Mutter! O Herr! sterbe sie, die verzweifelte Mutter!“

Housseïn ist durch ihre bitteren Vorwürfe tief bekümmert: „Mutter Kassem's, du ziehst mir Funken aus dem Gebein. Beim Leben Kassem's! du bringst mit deinen Worten das Feuer meiner Seele zum Sprühen. Zeynèb, meine Schwester, komm, meine Zeynèb! Die Wunden meiner Seele sind aufgerissen. Komme, komm'! O mein Gott! O mein Gott!“ Zeynèb kommt mit Worten besorgter Zärtlichkeit. Housseïn (auf seine Schwägerin, Kassem's Mutter, weisend): „Sieh' dieses Weib da, das uns Herz und Seele erlaben will! Sie will Kassem mit Genossen der Freude umgeben, und nach Gebrauch und Sitte Dich und Omm-Leyla, die greise Mutter des unglückseligen Aly-Ekbèr, zum Feste laden.“

Zeynèb. „O mein Housseïn, erspare mir Sitten und Gebräuche: das Blut Aly-Ekbèr's haftet an meinen Fingern. O Mutter Kassem's, dein Verlangen spaltet mir das Herz. Omm-Leyla's Fehlen bei der Hochzeit ist genug entschuldigt. Willst du es dennoch, so gehe selbst; lade sie mit den thränengebadeten Augen. Das geht nur dich und Kassem, Omm-Leyla selbst und den todten Aly-Ekbèr an!“

Kassem's Mutter (zu den Zuschauern): „Ihr Gläubigen! Ohne Freunde und ohne Stütze, was werde ich der trostlosen Mutter des jammerwürdigen Aly-Ekbèr sagen?“ — —

Omm-Leyla (bei dem Leichname ihres Sohnes sitzend und zu ihm redend): „Vollkommenes Abbild der Züge des Propheten, bejammernswerther Aly-Ekbèr, den die Dolche der Feinde in tausend Stücke zerrissen! Zu Médina, unter Thränen der Freude, hatte ich Dir schon die Hochzeitsgewänder bereitet, — und siehe! Du hast unterwegs geendet!“

Kassem's Mutter (sich schüchtern ihr nähernd, zu den Zuschauern): „Ich hege Scheu, ihr Freunde, diese Betrübte zur Hochzeit zu laden, die um ihren todten Sohn in Thränen vergeht!“

Omm-Leyla (zu den Zuschauern): „Ihr Gläubigen! In dieser Welt der Vergänglichkeit — welcher Mutter Herz hat, gleich dem meinigen, der Tod eines solchen Sohnes wie ein Schwert durchdrungen? Mein Aly-Ekbèr, entblätterter Zweig in dem Garten meines Herzens, jammer-jammervolles Kind! Erhebe dich, Cypresse meiner Seele! Liege nicht so starr dahingestreckt! — Er zählte achtzehn Jahre, achtzehn Jahre! Er war so jung! . . . Ich habe Dir die Hochzeitskleider bereitet, du hast sie nicht angelegt, und ich, ich habe die meinen zerrissen!“

Kassem's Mutter (zu Omm-Leyla): „Die Umstände zwingen mich, Dich mit einer Bitte zu beschweren.“

Omm-Leyla: „O Nachtigall, zwitschere was du willst.“

Kassem's Mutter: „Warum bleibst Du so niedergebeugt und trostlos?“

Omm-Leyla: „Meine Schwester, mein Kind ist das Kind des Todes geworden.“

Kassem's Mutter: „Könnte ich an Deinem Schmerze sterben! Aber bis wann wird die Flamme deines Herzens so lichtlos flackern?“

Omm-Leyla: „Was kann eine Mutter thun, deren Sohn dahin ist?“

Kassem's Mutter: „Setze dich einen Augenblick in eine Ecke meines Zeltes.“

Omm-Leyla: „Welchen Wunsch, sprich, hast Du auf dem Herzen?“

Kassem's Mutter: „Scheu und Scham binden mir die Zunge.“

Omm-Leyla: „Hege keine Scham, Schwester, lass' dich nicht verwirren.“

Kassem's Mutter: „Housseïn will eine Schmerzenshochzeit bereiten.“

Omm-Leyla: „Möge die Hochzeit, die Housseïn bereiten will, gesegnet sein!“

Kassem's Mutter: „Hefte dein Auge auf den armen, seines Vaters beraubten Kassem.“

Omm-Leyla: „Hefte dein Auge auf meinen armen, in Stücke zerhackten Aly-Ekbèr!“

Kassem's Mutter: „Mein Sohn hat keinen Vater, der über seinem Haupte wacht.“

Omm-Leyla (zu den Zuschauern): „O ihr Jünglinge! mein Aly-Ekbèr hat kein Haupt!“

Kassem's Mutter: „Komme, Schwester, komm' zu Kassem, komm' ihm die Hände mit Hennè zu färben.“

Omm-Leyla: „Das Haupthaar Aly-Ekbèr's trieft noch vom Blute!“

Kassem's Mutter: „So willst Du, Schwester, nicht zu dieser Hochzeit kommen?“

Omm-Leyla: „Ist es Dir möglich, o mein Gott, so ohne Zärtlichkeit für mich, so fühllos gegen meinen Schmerz zu sein!“

Kassem's Mutter: „Komm', setze Dir diesen golddurchwirkten Stoff auf das Haupt.“

Omm-Leyla: „Ziehe Deine Hand von meinem Haupte! . . . O grosser Gott!“

Kassem's Mutter: „Nimm diess goldene Gewand, siehe meine Angst und Verwirrung.“

Omm-Leyla: „Mein Gewand ist das Blut Aly-Ekbèr's.“

Kassem's Mutter: „Sei grossmüthig, komm'! Mein Sohn ist so jung.“

Omm-Leyla (schreiend): „Zu Hülfe, Zeynèb! schütze mich!“

Zeynèb (erhebt sich): „Hier bin ich, trostlose Omm-Leyla, hier bin ich, die Schwester des Königs des Glaubens! Bist du Mutter, ich bin es auch; auch ich habe um den Tod unseres Aly-Ekbèr meine Brust mit den eigenen Nägeln zerrissen!“

Der Imam Houssein (von seinem Throne aus): „Wie lange seufzet ihr, meine Nachtigallen? Lasset ab zu klagen; färbt eure Füsse und Hände mit Henné zu Ehren der Hochzeit des Kassem! Einen Augenblick weihe dich, o Zeynèb, der Freude Kassem's; schmücke Hassan's armen Sohn mit Hochzeitsgewändern!“

(Die Frauen und Kinder umgeben den auf seinem Throne sitzenden Kassem, sie besprengen ihn mit Rosenwasser, schmücken ihn mit Armspangen und Halsbändern und schütten Zuckerwerk um ihn aus).

Zeynèb (Zobeidèh schmückend): „O Zobeidèh-Fathemèh! Lege ein goldenes Gewand an, lege es an! Wehe, o Braut mit dem wunden Herzen; schmücke dich, schmücke dich, wehe, o wehe! Danken wir Gott für diese Neuvermählte, die Kassem's Augen zu küssen eilt“?

Die Mutter Kassem's (zu den Zuschauern): „O meine Freunde, vergiesset Rosenwasser: das ist eine Hochzeit, eine Hochzeit, o wehe! Rufet: „Sie seien gesegnet! Küsse, Küsse, o weh'!““

Zeynèb: „Setze dich auf den Thron, Zobeydèh-Fathemèh, Vielgeliebte, Geliebte, weh'! Ueber dein Haupt schütte ich das Zuckerwerk der Hochzeit, das Zuckerwerk, weh', o weh'!“

(Zobeydéh setzt sich zur Seite Kassem's, einen vergoldeten Schleier auf dem Haupte).

Kassem's Mutter: „Auf Deine Hände, o Kassem, lege ich das Henné, das Henné, o wehe! In meinem Herzen entzündet sich das Licht der Freude, der Freude, wehe o wehe! Wo sind Deine Freunde? Wo sind die, die sich mit Henné schmücken sollen? Mein Kind, möge Deine Hochzeit, Deine Freude glücklich sein! möge die Blume des Glückes stäts über Deinem Haupte sein!“

Zeynèb: „Und Du, Fathemèh-Soghra*), wo bist Du, Kind, dass ich Dich nicht mit uns in dieser Wüste sehe? Wo bist Du, um den Rand Deines Haares

*) Es sei hier in Erinnerung gebracht, dass Fathemèh-Soghra die in Medina zurückgebliebene jüngere Schwester Zobeydens ist.

auch mit Henné zu färben?) O Gott! möge die Hand des Schmerzes von Kassem fern bleiben, dem Ruhme der Welt!“

Omm-Leyla (zum Imam Hassan): „Möge ich das Lösegeld Deines Lebens sein, König der Diener Gottes! Ich habe eine Bitte an Dich, Imam des Glaubens! Aly-Ekbèr lässt mein Herz in Verzweiflung, ihn beim ersten Hauche des Herbstes fallen gesehen zu haben; gestatte, o König von Medina und Betha, dass ich für Aly-Ekbèr selbst das Brautgemach anordne“.

Der Imam Housseïn. „Mutter Aly-Ekbèr's, eile der Leiche Deines Sohnes die Hochzeitsfeierlichkeiten anzurichten!“

Omm-Leyla (zu den Zuschauern): „Weinende Frauen, im Namen des Propheten, bringet die Hochzeitssänfte für Aly-Ekbèr! Der Herbst ist gekommen, der Schmerz hat mich gebrochen, mein Herz ist in Asche, mein Auge in Thränen. Alle Blumen heben ihre Häupter der Sonne entgegen, nur meine Blume . . . sie neigt ihr Haupt“.

Housseïn erhebt sich und schreitet auf den Leichnam zu, während die Frauen und Kinder ihre Häupter mit Sand bestreuen): „Die Mächte des Kummers haben aufs Neue meine Seele dahingerissen. Die getäuschten Hoffnungen auf Aly-Ekbèr sind mir in den Sinn zurückgekehrt. Nimm meinen Arm, hochherzige Zeynèb, führe mich dahin, wo die Stätte Aly-Ekbèr's leer steht“. (Er steht vor dem Leichnam). „Deinem Leibe, feucht von Blut, o Aly-Ekbèr, Heil! Junger Held, vom Stuhle gestürzt, o Aly-Ekbèr, Heil! Warum tröstet du mich nicht, mein Sohn? Warum schweigest du meinem Gruss? Meinem Antlitz öffne Dein Auge; auch ich, Housseïn, bin Dein Vater, siehe mich an, o Aly-Ekbèr! Wäre es, dass Deine Seele mir zürnen könnte, weil ich, Licht meiner Augen, nicht Sorge getragen habe, Dir eine Gattin zu geben? Ich, Dein Vater, vor Durst verschmachtend, bis zu diesem Augenblicke habe ich keinen Fehl an Dir gefunden, und nun, hier stehe ich vor Dir, ich, Housseïn, und Du, Du bleibst am Boden liegen! Warum mir die Ehrerbietung versagen? Kränke mich nicht so im Angesichte des Feindes. Ich führe Dich zum bräutlichen Lager. Küsse mir die Hand! Ach, die Pfeile und Lanzen haben Deinen zarten Körper durchbohrt. Wozu diess, als um Housseïn vor Kummer sterben zu lassen? Dieser Schmerz, den du mir bereitest, in einem Augenblicke hat er aus mir einen müden Greis gemacht: siehe, wie ich, Dir zur Seite, zu Boden sinke!“ (Die Frauen und Kinder bedecken sich mit Sand.)

Omm-Leyla: „Ach es war nicht Deine Gewohnheit, der Ehrerbietung uneingedenk zu sein, mein Aly-Ekbèr! Siehe, da steht vor Dir Housseïn, und du bleibst in Gegenwart Deines Vaters am Boden liegen? Weine nicht so, mein Housseïn, möge ich Dir zum Lösegeld dienen, und Tausende von Aly-Ekbèr's, gleich dem meinigen!“

Housseïn. „Mässigt, ihr Frauen, den Taumel eures Schmerzes, Zobeydèh-Fathemen zu Liebe. Führt meine Tochter daher, ihr Töchter der Fathemèh. Schreite ins Brautgemach, o Kassem, dass ich die Hand dieser armen Zobeydèh-Fathemèh in Deine Hand lege. Fathemèh-Soghra, wo weilt sie, um die Vermählte zu schmücken? O hätte diese Hochzeit noch zu den Lebzeiten Fathemèh's stattgefunden!*)“

Zeynèb. „Mögen die Frauen nun die Segnungen sprechen. Herbei die Blumensträusse für den Bräutigam. Und Du, Kassem, Rosenknospe im Garten des Herzens des Imam Hassan, hefte Deine freudeglänzenden Augen auf das Antlitz Deiner Braut!“

*) Mit dieser letzteren „Fathemèh“ ist die Gemahlin Aly's und Mutter Housseïn's gemeint. Der Graf Gobineau bemerkt zu dieser Stelle: „Ich habe hier die drei Fathemen wohl zu unterscheiden gesucht. Die Schönheit des Originales beruht hingegen darauf, dass sie in dem Geiste des Hörers sich mit einander verschmelzen.“

Omm-Leyla (zu der Leiche Aly-Ekbèr's): „Sie Alle, mein Sohn, spenden Kassem Blumen; ich aber, ich werde ihm eine Deiner Locken geben! Könnte ich Dein Lösegeld sein, o Kassem, der Du den dir noch unbekannten Gegenstand Deines Verlangens schauen wirst. Mein Aly-Ekbèr sendet Dir seine Heilwünsche!“

Kassem und seine Braut (zugleich): „Aly-Ekbèr, wo weilest Du? leer ist dein Platz! In dieser traurigen Welt — leer ist Dein Platz!“

Flötenbläser und Tambourinschläger treten, auf ihren Instrumenten spielend, in das Tekyèh; Stallknechte führen reich gezäumte und mit gestickten Decken bekleidete Rosse herein. Kassem besteigt eines derselben und wird im Aufzuge von den Kindern und Frauen, mit Ausnahme Omm-Leyla's, geleitet. Man wirft ihm Blumen zu. Hinter ihm her schreiten die Musiker, Trauerweisen spielend und eine schwarz verhüllte Bahre für Aly-Ekbèr mit sich führend.

Hier wird eine Veränderung der Scene angenommen. Man ist in der Wüste, ausserhalb der Zelte, zwischen diesen und den syrischen Truppen. Fanfaren von Trommeln, Trompeten und Kerna's. Es erscheinen der General Yézyd, Ibn-Sayd und Shemr.

Ibn-Sayd. „Was bedeutet dieses Aechzen und Klagen auf dem Schlachtfelde, Shemr?“

Shemr. „Vielleicht sind diese Gazellen-Klagerufe das Stöhnen Derer, die vor Durst sterben.“

Ibn-Sayd. „Mich sollte dünken, dass es eine Hochzeit sei! Man vernimmt das Geräusch des Händeklatschens!“

Shemr. „Es ist wohl eine Scene des Jammers. Die Frauen zerschlagen sich Brust und Haupt.“

Ibn-Sayd. „Der Schrei einer Frau trifft mein Ohr. Sie beweint einen Todten.“

Shemr. „Omm-Leyla ist's, die greise Mutter des erschlagenen Aly-Ekbèr.“

Ibn-Sayd. „Und doch, es scheint, der König des Glaubens feiert in der Wüste eine Hochzeit.“

Shemr. „Wem sollte er die Hochzeit bereiten, und wem die Augen küssen?“

Ibn-Sayd. „Es ist Kassem, den er vermählt, um ihn zufrieden zu stellen.“

Shemr. „Ermächtige mich, ihnen meine Glückwünsche zu bringen.“

Ibn-Sayd. „Es steht Dir frei, geh'! bringe dem von der ganzen Welt verlassenen Könige Deine Wünsche, und füge die meinen und die Ibn-Ziyyad's und Yézyd's hinzu!“

Shemr (mit greller Stimme höhnend zum Imam Houssein): „Blume im Garten der Schöpfung, empfange meine Wünsche! Zur Freude Kassem's, Deines Eidams, empfange meine Wünsche! Die Welt erinnert sich nichts dem Hochtszeitsfeste, das Du bereitest, Aehnliches gesehen zu haben. Empfange meine Wünsche! Ehe sich noch diese Versammlung der Freude in eine Versammlung der Trauer wandelt, empfange meine Wünsche! Kassem aber bereite sich, das Martyrium zu empfangen!“ (Er geht ab, man befindet sich wieder in den Zelten.)

Houssein (auf seinem Thronsitze): „Wieviel Thränen um Deine Härte, azurner Himmel! welche Pfeile lässest du in den Grund meiner Seele dringen! Schon ist die Sehne gespannt, mich zu tödten; die Hand des Schicksals schwingt den Dolch der Gewalt. Wohin fliehe ich? was thue ich? wo finde ich Hilfe und Rettung?“

Kassem (zum Imam): „Bei Gott, wie lange verharrst Du so mit gesenktem Haupt und bedrängtem Herzen, mein Ohm? Es ziemt sich nicht, dass ein Mann von Ehre unter der Last erliege, Bei dieser Hochzeit, o Gott, habe ich noch nichts als Schmerz gesehen. (Zu Zobeydèh): „Gott schütze Dich, denn ich, ich verlasse dich, o meine Braut! (Er umarmt sie. Zobeydèh erwidert seine Liebkosungen. In einem süssen Wechselgesange strömt die Klage der Liebenden aus).

Zobeydèh: „Du, dessen schlanker Wuchs der Cypresse gleicht, schreite leise, leise; frage den traurigen Augenblick, leise, leise!“

Kassem: Blühender Zweig, weine wie die Nachtigall, leise, leise! Flammende Seufzer ziehe aus Deinem Herzen, leise leise!"

Zobeydèh: „Sohn meines Oheims, der Rauch des Schmerzes wirbelt in meiner Seele. Komm', setze dich, stille den Aufruhr Deines Herzens, leise, leise!"

Kassem: „Du deren hyazinthengleiche Haare in Locken sich ringeln, rund, wie die Frucht des Nussbaumes, erfülle mit Thränen Deine mandelförmigen Augen; lasse den Saft der Granate auf die Blätter der Rose träufeln, leise, leise!"

Zobeydèh: „O komm'! sitze einen Augenblick bei mir; der Glanz Deines Angesichtes ist die Fackel, die uns Alle erleuchtet; lasse mich um dich kreisen, wie der Schmetterling, leise, leise!"

(Zobeydèh erfüllt einen alten Gebrauch der Ehrfurcht und Liebe, indem sie ringsum Kassem schreitet.)

Kassem. „Du verwirrst mich, arme Neuvermählte! Du entwindest meinen Händen die Zügel meines Willens, leise, leise!

(Er steht auf, um sich zu entfernen, Zobeydèh hält ihn am Saume seines Gewandes zurück.)

Kassem: „Lasse mein Gewand, wir gehören nicht uns selbst!"

Zobeydèh: „Entziehe meiner Hand nicht den Saum Deines Kleides! ich habe keine Kraft, ich habe keine Entsagung mehr!"

Kassem: „Was sagst Du? Seit wann empfinden Neuvermählte ein anderes Gefühl als Freude?"

Zobeydèh: „Die Leute sagen oft: Diese Verlobte hat Leid getragen!"

Kassem: „Weh'! wie sprichst Du wahr! Dieser goldene Schleier wird nicht auf Deinem Haupte bleiben."

Zobeydèh: „Nein, muss ich fern von Dir sein, so wird ein schwarzer Schleier mein Haupt bedecken."

Kassem: „Sorge nicht, mit Deiner Mutter wirst Du gefangen fortgeführt werden."

Zobeydèh: „Wem wirst Du mich anvertrauen, da Du so eilend entweichst?"

Kassem umarmt sie noch einmal und verlässt sie. Er bittet den Imam ihm selbst das Leichentuch umzulegen, damit er in den tödtlichen Kampf ziehen könne.

Houssein zerreisst ihm das Gewand „wie man ein Blatt zerreisst", und heftet ihm das Leichentuch um die Schultern. Er küsst ihn auf die Stirn und entlässt ihn. Kassem steht nach arabischer Sitte in sein Leichentuch gehüllt da, um in den Kampf auf Leben und Tod zu gehen.

Kassem. „Durch die Güte meines grossmüthigen Oheims ist der Augenblick gekommen, da ich mein Leben zu dem Gipfel aller Leben erhöhen werde. Es ist Zeit, dass die einzelne Perle aus ihrer Muschelschaale scheide, und eile, in die Krone des höchsten Lebens zu gelangen."

Abdoullah (Kassem's Bruder, ganz junges Kind, sich an Kassem schmiegend:) „Siehe, Bruder, in der Noth, die mich zwingt, weiss ich mich nicht zu beherrschen."

Kassem: „Ich gehe zu Hassan, unserem Vater, mein Bruder. Ich gehe, ihn von Housseïn zu grüssen."

Abdoullah: „Gehst Du gegen die Treulosen zu kämpfen, ich will es nicht, will es nicht!"

Kassem: „Lasse mich ziehen, Du, dessen Lösegeld ich bin! Lasse mich für unseren Oheim das Leben dahingeben."

Abdoullah: „Ich dachte am Tage Deiner Hochzeit zwei brennende Fackeln vor Dir her zu tragen."

Kassem: „Statt der Fackeln der Freude wirst Du die Lichter auf meinem Grabe anzünden.“

Abdoullah: „Wem vertrauest Du die vermählte Braut? Mein Herz ist voll Gram um sie.“

Kassem: „Komm, in Deine Hände vertraue ich die vermählte Braut, die ich ohne Schutz und Stütze in dieser Wüste zurücklasse.“

Abdoullah. „Und mich, wessen Händen vertrauest Du mich an, mich, dessen Haupt das Lösegeld Deiner Füsse sei?“

Kassem. „Ich vertraue Dich, mein Bruder, den Händen unseres erhabenen Oheims.“ (Zu Housseïn:) „O mein Oheim, mein theurer Oheim, Dir übergebe ich Abdoullah, o Housseïn! Licht meiner Augen! ich lege seine Hand in die Deine. Er ist ohne Stütze und ohne Freund; o mein Oheim, beschütze ihn. Sein Schmerz um mich, wenn ich nicht mehr bin, wird in jedem Augenblick des Trostes bedürfen.“

Der Imam Housseïn. „Ich erliege der Last des Kummers um diese beiden vaterlosen Kinder. Siehe mein Elend, o Ewiger, o Gerechter! Abdoullah ist die Seele seines Oheims; der Erwählte meines Herzens; er ist die Erinnerung an Hassan, den Herrn der Menschen.“

Kassem (zu Zobeydèh): „Komm, meine Braut, dass ich noch einmal dich sehe, noch eine Blüthe der Freude aus dem Garten Deines Antlitzes pflücke!“ (Sie umarmen sich.)

Kassem und Zobeydèh (zugleich zu den Zuschauern): „Freunde, Derer beraubt, die Ihr liebt, weinet mit uns über die Trennung. Meine Freunde, wehe, wehe über die Trennung! Die Trennung tödtet uns; wende Gott unser Leid!“

Kassem. „Unser nächstes Wiedersehen wird bei der Auferstehung sein. O heilige Familie, lebe wohl!“

Omm-Leyla: „Lösegeld meiner Seele, Kassem! Theurer! Warum hast Du der Leiche meines Aly-Ekbèr kein Lebewohl gesagt?“

Kassem (an der Leiche des Aly-Ekbèr's): „Aly-Ekbèr, Sohn meines Oheims, mein Tapferer! so jung verfielst Du dem Tode! Auch mich, so jung, siehe hier ohne Hoffnung. Säbel und Dolch haben Dich in Stücke zerrissen. Ach, ich habe Deine Hochzeit nicht gesehen! Sind wir auch jetzt getrennt, betrübe dich nicht, ich folge Dir nach!“

Omm-Leyla (zu Kassem): „Wenn du feuchten Auges den Garten des Paradieses betrittst, küsse für mich das Haupt Aly-Ekbèr's!“

(Fanfare. Ein Stallknecht führt das Schlachtross vor, Kassem besteigt es und ergreift einen Schild: Ibn-Sayd, Shemr und Soldaten in Panzern aus Eisenringen treten auf.)

Kassem (den Säbel in der Hand, zu den Feinden): „Ihr hinterlistigen und wilden Füchse, wer von euch begehrt sich mit mir zu messen? Auch ich bin eine Frucht des königlichen Baumes; auch ich bin ein Schmuck und ein Kleinod der Krone und des Thrones, auch ich bin einer der Strahlen der königlichen Gestirne: ich bin der Sohn Hassan's und der Neffe Housseïn's!“

Shemr: „Zerreisst ihn, Soldaten! Machet seine Freunde zu Zeugen seines Todes!“

Kassem: „O Du Rechte Gottes, Licht meiner Augen, Imam Housseïn, siehe auf mich! Herr der Herren, günstiger Mond, Imam Housseïn, siehe auf mich!“

(Fanfare, Kampf. Kassem und die Syrier verlassen streitend das Tekyèh; man verliert sie aus dem Auge).

Houssein: „Ihr Verwaisten, lasset die Seufzer eures Kummers aufsteigen. Leget Alle den Koran auf das Haupt, und flehet für Kassem, denn er ist allein im Streite!“ (Alle Frauen und Kinder legen den Koran auf das Haupt und bestreuen sich mit Sand). „O Herr und Gott! Um des Propheten Willen rufe ich Dich an“!

Zobeydèh (im Zelte verborgen): „O Gott, o mein Meister! Amen, amen!“

Housseïn: „Aly, Gemahl Fathemens, der Herrin der Auferstehung, gieb Kassem den Sieg, der hilflos kämpft! bewahre ihn vor der Bosheit des verruchten Azrek!“

Zobeydèh (wie oben): „O Gott, o mein Meister! Amen, amen!“

Housseïn: „Von welchem unglücklichen Wesen kommt diess klagende Stöhnen, meine Schwester? Wer ist hinter dem Zelte verborgen? Wer ruft: Amen?“

Zeynèb: „Diese Schreie kommen von der verzweifelten Gattin Kassem's, deren Augen Perlen des Schmerzes um ihren Gemahl vergiessen“.

Housseïn (zu Zobeydèh): „O Vermählte! Bekümmertes Herz! Vergehe nicht in dem Schluchzen Deiner schmerzerfüllten Brust!“

(Fanfare. Kassem erscheint wieder, er steigt vom Pferde und schreitet auf Housseïn zu, die Frauen und Kinder umgeben ihn).

Kassem: „Mein Ohm, Du bist König! Kassem ist Dein Feldhauptmann! Höre, was ich Dir sage: möge mein Leben das Lösegeld Deines Kummers sein! Wenn ein General den Sieg davonträgt, empfängt er ein Ehrengeschenk; Kassem hat triumphirt, o mächtiger Herrscher! Azrek, der Hauptmann der syrischen Truppen, ist durch meine Waffe in den Sand gestürzt und badet in seinem Blute. Ich habe die Reihen der verruchten Armee zum Weichen gebracht. Beehre Kassem durch ein Geschenk, denn er ist Dein Soldat. Sieh', Dein Eidam ist das Haupt und der Führer Deiner Treuen“.

Housseïn: „Möge ich das Lösegeld Deines Antlitzes sein! sprich: welches Geschenk begehrst Du? Möge ich das Lösegeld der Kraft Deines Armes sein! sprich: welches Geschenk begehrst Du? Möge ich das Lösegeld Deiner Hand und Deines Schwertes sein! sprich: welches Geschenk begehrst Du? Ich verweigere Dir meine Seele nicht; sprich: welches Geschenk begehrst Du?“

Kassem: „Meine Zunge verdorrt in meinem Munde, o mein Oheim. Wasser ist das Geschenk, das ich erflehe“.

Housseïn: „Kassem, Du bedeckst mich mit Schmach! Was soll ich thun? Du willst Wasser; hier ist kein Wasser“.

Kassem: „Könnte ich meinen Mund benetzen, ich brächte es mit den Leuten von Koufa zu Ende“.

Housseïn: „Bei meinem Leben, ich habe keinen Tropfen Wassers!“

Kassem: „Wäre es erlaubt, ich netzte meinen Mund mit meinem eigenen Blute“.

Housseïn: „Theures Kind, was vermag ich zu thun gegen die Gebote des Propheten?“ *)

Kassem: Ich flehe Dich an, lasse meine Lippen nur angefeuchtet werden, und — ich gebe Dir mein Wort — ich werde der Feinde Meister“.

Housseïn (seinen Mund auf den Mund Kassem's drückend): „Gehe jetzt, möge Dich Aly, der Sohn Aboutaleb's, auf dem rechten Wege geleiten“.

Kassem's Mutter: „Halte ein, mein theueres Kind! Kaum Jüngling, brichst Du das Herz Deiner Mutter, so bald, o so bald!“

Zobeydèh: „Dein Brautgemach ist eine Kammer des Todes geworden, o Sohn meines Oheims, so bald, o so bald!“

Kassem's Mutter: „Du entgleitest meiner Hand, Stab meines Alters, wehe! o wehe!“

Zobeydèh: „Er reisst sich von mir, der Ebenvermählte, wehe! o wehe!

*) Da das Blut von Natur unrein ist, kann Kassem sich nicht ohne Vergehen den Durst damit löschen. Anm. Gobineau's.

Kassem's Mutter: „Seele Deiner Mutter, glücklos Verlobter, was beginne ich?

Zobeydéh: „Mit meinem Herzblute nähre ich mein Leben!“

Kassem: „Wehe mir! von allen Seiten fällt Salz in meine Wunden! Ich Unglückseliger! Wo ist das Heilmittel gegen so viele Schmerzen? Von der einen Seite her setzt das Stöhnen meiner Mutter mein Herz in Brand; von der anderen werfen mich die Thränen meiner Gattin in schreckliche Verwirrung. Wohin soll ich meine Augen richten? Auf den Schmerz, auf das Leid, auf das Antlitz meiner Mutter; oder auf das meines jungen Gemahl's?“

Zobeydèh und Kassem (zugleich, zu den Zuschauern): „Ihr Gläubigen! um zwei freundlose Unglückliche vergiesset blutige Thränen; seufzet; saget in eurem Kummer: die Trennung ist schrecklich! Die Trennung ist das Elend!“

Kassem (zu Zobeydèh): „Zu meinem Gedenken nie hülle dich ferner in grünes oder rothes Gewand; sei immer schwarz gekleidet, damit die Leute sagen: ihr Gatte ist todt. Am Tage der Auferstehung sehen wir uns wieder. Ich lasse Dich, lebe wohl!“

(Shemr und seine Soldaten erscheinen im Tekyèh. Kassem besteigt das Ross und zieht seinen Säbel. Fanfare, Kampf. Kassem und die Syrier verlassen das Tekyèh).

Zobeydèh (allein): „Du bist dahin, und mit Dir, Sohn meines Oheims, ist mein Glück dahin. Meine Zärtlichkeit konnte Dein Herz nicht rühren; ach! ist es so, so denke nicht an mich, die Verschmähte, die ich Deine Gattin bin: aber sieh' in mir, was ich sonst noch bin, die Enkelin des Propheten, und um dessen willen liebe mich!“

Kassem (Sein Pferd ist mit einer blutenden Decke bedeckt, in welcher eine Menge blutiger Pfeile haften. Auch sein Gewand ist von Pfeilen durchbohrt. Sein Helm ist ihm vom Haupte gefallen; eine blutende Wunde zieht sich über sein Haupt und reicht bis zur Mitte der Stirn. Sein Gesicht ist von Blutbächen überrieselt; seine Hände sind davon roth. Er hat seinen Schild und Säbel verloren. Fanfaren und Trommeln): „O Aly, Herr der Heerschaaren! Zu Hilfe, mein erhabener Ahn, zu Hilfe! (Er fällt und stirbt.)

Shemr (tritt ein und schwingt seinen Säbel): „Schöne Vermählte, in Verzweiflung Versenkte, hervor, komme hierher! Kassem ist wiedergekommen, dich zu grüssen. Hervor, komme hierher!“

Housseïn: „Herbei, Zeynèb! Kassem ist wahrhaft vermählt! Seine Hochzeit ist die ewige Trauer von Kerbela geworden! Sein Brautgemach soll schwarz behängt werden; sage seiner Gattin, dass sie sich in Trauer kleide!“

Zeynèb: „Wenn seine Gattin den schwarzen Schleier anlegt, seine Mutter, gewiss, wird vor Schmerz vergehen. Wie könnte ich, ich, sein Brautgemach schwarz behängen? Möge lieber der Himmel den Staub meines Lebens dem Winde preisgeben! Erhebe dich, theurer Neffe, beim Stöhnen meiner Stimme. Wohlan, es sei! ich werde Dein Brautgemach in Trauer kleiden“.

Kassem's Mutter (zu Zeynèb): „Geliebte der Fathemèh, was beginnst Du? Hättest du vernommen, dass sie meinen Sohn getödtet haben?“

Zeynèb: „Hülle Dein Haupt in Schwarz, meine Schwester mit dem zerrissenen Herzen! Gott erhalte Dein Leben! Dein Kassem — ist nicht mehr!“

Kassem's Mutter: „Wehe, mein Geschick ist erfüllt, mein Sohn erschlagen. Herbei, junge Gattin, meine Seele ist in Verzweiflung; herbei, junge Gattin meines armen, tapferen Kindes, dass ich den schwarzen Schleier über Deine Haare breite. O Herr, o mein Gott! Möge es nie eine Mutter geben, wie mich. Das Schicksal hat meine Hand in die Hand des Unglücks gelegt“.

Zobeydèh: „Unglücklicher Kassem! Möge ich das Lösegeld Deines Glaubens sein! Komm einen einzigen Augenblick in das bräutliche Gemach, wo Deine

Stätte leer geblieben ist. Deine blutende Hand, führe sie über meine Augen. Und sieh! was ist mehr roth, diese Hand oder die eigene Farbe dieser Augen?“

Die Mutter Kassem's (zu der Mutter Aly-Ekbèr's): „Heil Dir, Mutter eines Jünglings, den der Tod dahingerafft!“

Die Mutter Aly-Ekbèr's: „Heil Dir, meiner Schwester, der Verlassenen, Trostlosen!“

Die Mutter Kassem's: „Weiss Deine Liebe schon, was mir begegnet ist?“

Omm-Leyla: „Dass ich für Dich sterben könnte! Was ist die Ursache Deiner Thränen?“

Kassem's Mutter: „Siehe diese Neuvermählte an meiner Seite in Trauer gehüllt, meine Schwester!“

Omm-Leyla: „Was giebt es? Das Unglück hat meinen Geist verstört?“

Kassem's Mutter: „Meine junge Blume liegt in ihrem Blute.“

Omm-Leyla: „Jetzt begreifst Du den Zustand meines Herzens.“

Kassem's Mutter: „Kassem, so jung, ist das Lösegeld Deines liebenswürdigen Aly-Ekbèr geworden.“

Omm-Leyla: „Aly-Ekbèr ist das Lösegeld aller Shyiten geworden.“

Die Mutter Kassem's: „Willst Du weinen, komm! vereinigen wir uns und denken wir an etwas Anderes.“

Alle Darsteller (erheben sich und sprechen gemeinschaftlich das Schlussgebet): „O Gott, trenne nie die Hand des Sieges, dieser schönen Braut, von der Hand Nasreddin-Shach's, des Königs, des Siegels vom Ruhme Djemshyd's.“

„Möge Der, der diese Trauerversammlung eingerichtet, und Jeder, der um zu weinen dazu gekommen ist, von Dir aufgenommen werden, zum Gedächtnisse Muhammed's, des Siegels der Prophetie!“

„Möge den Frauen vergeben werden um Fathemens Willen, den Männern um Aly's Willen, des Spenders vom Quelle der Unterblichkeit; den Jünglingen und den Alten um Aly-Ekbèr's und um Kassem's Willen!“

„Allen Darstellern, gieb, o gütiger Gott, ein langes Leben, und endlich, schütze Féday!“

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XVI. Eine „preisgekrönte“ Schrift.

(Die Verwerthung des deutschen Sagenstoffes im Geschichtsunterricht der Volksschule.)

Von J. H. Löffler,
Volksschullehrer.

I. Was der Preisgekrönte vom Geschichtsunterrichte in der Volksschule denkt.

Als 1871 wieder ein deutsches Reich hergestellt worden war, fing man allerorten an, sich ungemein „Deutsch“ zu gebärden. Auch „die pädagogische Gesellschaft zu Leipzig“ hatte 1874 eine deutsche Anwandlung und setzte einen Preis von 100 Thlrn. auf die beste Lösung der Aufgabe: „*Die Verwerthung des deutschen Sagenstoffs beim Geschichtsunterricht der Volksschule*“ — welche

Aufgabe „theoretisch und praktisch“ zu lösen gefordert ward. Nach einer Bekanntmachung der Gesellschaft unter dem 2. Sept. 1874 ward der Preis der Arbeit des Lic. Hermann Sevin, Privatdozenten in Heidelberg, zuerkannt. Diese Arbeit ist 1875 im Verlage der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen erschienen und beginnt: „Sagenstoff in der Volksschule! Wer reitet so spät?“ — Dass erst 7 Jahre nach dem Erscheinen dieser Schrift ihrer gedacht wird, könnte den abermaligen Ausruf veranlassen: „Wer reitet so spät?“ — Wir Deutsche reiten nicht so hastig; — und da, wie es scheint, der grosse „pädagogische“ Haufen noch heute mit den Ansichten des Dozenten Sevin des alten Weges wandelt: so sei mein „später Ritt“ gewagt; wir werden dabei immer noch rechtzeitig erfahren, wie in unserer Zeit ein preisgekrönter Vertreter moderner Philologie und Pädagogik über den Werth unserer nationalen Sagenwelt denkt, über welche uns ein grosser deutscher *Künstler* bereits eine etwas andere Meinung verschafft hatte.

Nachdem Sevin konstatirt hat, dass „mit der intellektuellen Ausbildung die des Gemüths vollkommen gleichen Schritt halten“ muss, und dass „unser Vaterland Charaktere braucht, die zur geistigen Selbständigkeit erzogen sind, und die es, wenn nöthig, *über sich bringen* können, *selbst ihr liebes Ich* für die idealen Güter des Lebens zu opfern“, fährt er fort:

„Es mag sein, dass früher, als es noch kein deutsches Reich gab, auch der Mangel an nationalen Idealen weniger fühlbar wurde; seitdem wir aber national geeinigt sind, seitdem wir nicht mehr nur in Sprache und Sitte, sondern auch in Recht und Gesetz mehr und mehr eins werden, seitdem ist auch das Bedürfniss ein mehr und mehr dringendes, den deutschen Nationalcharakter in einigen Persönlichkeiten gleichsam mit Augen sichtbar, mit Händen greifbar der Jugend vor die Seele zu stellen.“

Diese Aufgabe der *Vorbildlichkeit* fällt dem Geschichtsunterricht zu, und es scheint, als halte Servin diess für den alleinigen Grund, aus welchem der Geschichtsunterricht in die Volksschule gehöre. Dass sich das ausgesprochene „Bedürfniss“ erst herausstellen soll nach der nationalen Einigung, also nach 1871, — diese mindestens kuriose Behauptung widerlegt Sevin selbst alsbald durch die Bemerkung, dass die Schulgesetzgebungen schon seit *„Jahrzehnten“*, also vor der Neugründung des deutschen Reiches, Geschichtsunterricht in der Volksschule fordern. Eine eigentliche Begründung der Nothwendigkeit des Geschichtsunterrichtes in der Volksschule hat also vor der Hand der Verfasser nicht gegeben, und seine einseitig fundirten Entwickelungen enthalten obendrein Widersprüche, welchen wir noch weiter begegnen werden.

Durch die oben bezeichnete *„vorbildliche“* Seite des Geschichtsunterrichts aber soll nach Sevin „die Selbstthätigkeit des Einzelnen möglichst“ gesteigert, soll in den Herzen der Kinder (d. i. der *„unlateinischen Bauernjungen“*, wie er sich auch ausdrückt) „der Entschluss erweckt, ein der Vorfahren würdiges Mitglied unserer Nation zu werden“, soll ermöglicht werden „als Mitgabe ins rauhe Leben hinaus die Erziehung zur Willensenergie, die Tugenden zu üben, die unsere Nation gross gemacht, die Fehler zu meiden, die früher so unsägliches Elend über unser Vaterland gebracht haben.“ Das klingt recht schön, ist aber auch nur Geklingel; denn aus den unlateinischen Bauernjungen pflegen nicht Könige, Minister u. s. w., d. h. treibende Elemente in der Geschichte, zu werden: sie werden einst nur ein Theil des Materials, des Mediums, durch welches die treibenden Mächte arbeiten und das „unsägliche Elend des Vaterlandes“ hervorbringen. Deutsche Biederkeit, Treue, Rechtschaffenheit, kurz alle jene Tugenden, welche das Ideal des Deutschen charakterisiren, und welche namentlich in der Umgebung der unlateinischen „Bauernjungen“ noch am ursprünglichsten anzutreffen sind, frei von den Oxydationsspuren der „dermaligen Bildung der Gebildeten“, — können überhaupt nicht

direkt durch den Unterricht in der Jugend angebaut werden, sondern allein durch die *Zucht*, durch Gewöhnung und Uebung von Kindsbeinen an im *Haus*, in der *Schule* und im *Leben* bis zur Mündigkeit hinauf und weiter hinaus. Und das können nur lebendige, leibhaftig vor den Augen wandelnde Vorbilder wirken, nicht historische Schemen, das können nur biedere strenge *Väter* und zartsinnige *Mütter*, — kernige, gesunde und tüchtige — wenn auch unlateinische — *Volksschullehrer*, — uneigennützige, wohlwollende, sparsame, strengrechtliche, nüchterne *Dienstherrschaften*, *Meister*, *Gemeindeglieder*; oder, wie Paul de Lagarde sich ausdrückt:

Man kann nicht Menschen bilden, denn nur das Leben bildet, und braucht zu seinem Bildungsgeschäfte nicht den Cornel und den Sophocles, nicht die Mathematik und sonstige Schulwissenschaften, sondern die lebendigen Menschen, welche es dem zu Bildenden in den Weg wirft, meinethalben auch Lehrer, falls diese lebendige Menschen sind: es braucht Krankheit und Tod, Glück, Amt, alles was dem Menschen begegnet, und das ihm, wenn er es als Gymnasiast erlebt, nicht als Gymnasiasten begegnet." — — „Schulen sind nicht Erziehungsanstalten in dem Sinne, dass sie die Aufgabe hätten, die Herrschaft eines bestimmten Ideals sittlicher Vollkommenheit in den ihnen anvertrauten jungen Menschen anzubahnen, nicht einmal in dem Sinne sind sie es, dass sie verpflichtet wären, ein solches Ideal theoretisch ihrer Jugend bekannt zu machen. Wäre Deutschland einig, während es nur in seiner grösseren Hälfte politisch geeint ist, so würde möglich sein, ein solches Ideal in den Schulen aufzustellen und zu empfehlen. Denn jenes Ideal wäre eben das, wodurch Deutschland einig wäre: jeder Vater, jede Mutter, jeder Lehrer würde es im Herzen tragen: es flösse wie Sonnenglanz und laue Luft belebend und erfreuend durch alle Herzen."

Der Geschichtsunterricht als solcher ist, nach unserer Meinung, nothwendig schon wegen des blossen Wissens um die Thatsachen, sonst bleibt die Gegenwart als Kopf der Vergangenheit unverständlich. — Die Natur hat dafür gesorgt, dass das Kind ämsig an der Erweiterung seines Horizontes arbeitet; ist es mit seiner alltäglichen Umgebung durch Erfahrungen und Belehrung der Aelteren auf Anregung des kleinen Fragers einigermaassen im Reinen, so tritt es in das Stadium des geistigen Zurück- und Vorschauens: es fragt über Vergangenheit und Zukunft. Bald lässt es die Zukunft als ein Versiegeltes fallen und lernt die Vergangenheit als reiche Fundgrube für seinen Wissensdrang erkennen. Dieser muss befriedigt werden zur Erweiterung des Horizontes. Die Dinge, Menschen und Ereignisse der Gegenwart erscheinen im Anschluss an eine, wenn auch bescheidene, historische Perspektive in anderem, richtigerem Lichte. Aufgang und Niedergang kommen durch Parallelkreise in Beziehung. Das Kind bekommt durch die Geschichte eine Ahnung von ewigem Wechsel und einem ewig Feststehenden, Bleibenden. Es lernt Grosses und Kleines, Erhabenes und Niedriges, Edles und Gemeines, Göttliches und Menschliches unterscheiden, stärkt seinen Unterscheidungssinn, und die Gemüthssaiten für Wohlgefallen und Missfallen werden immer empfindlicher und zuverlässiger. — Bevor das *Ideale* als solches dem Kinde entgegentreten und auf das Kind einwirken kann, muss dieses schon eine gewisse Summe von Thatsachen erfahren und von Erkenntnissen sich erworben haben. Nur durch den Geschichtsunterricht kommt es zu der Erkenntniss, dass es einem bestimmten Volke angehört, lernt es als Kind sich schon fühlen als Element einer Gemeinschaft, lernt das Eigenthum dieser Gemeinschaft kennen und lieben: das Vaterland, sein Volk, seine Litteratur, seine Kunst, seine Religion werden ihm Güter, Schätze, welche zu vertheidigen in der Zeit der Noth sich der feste Wille und Muth ganz von selbst einstellt — ohne besonders gedrechselte nationale Vorbilder und ohne besondere patriotische Salbaderei. Der Geschichtsunterricht ist es, welcher dem Menschen sein *Daheim* gibt. Das ist die bedeutsamste Seite desselben für die Volksschule.

Sevin aber, in seiner Suche nach den geeigneten *Vorbildern* zur Erregung des nationalen Geistes in den Kindern der Volksschule, streicht zunächst aus dem

Geschichtsunterrichte „einfach die Geschichte der Inder und Chinesen"; die Geschichte der Israeliten, Aegypter und Phönizier, „besonders aber die der grossen asiatischen Weltreiche" weist er dem Religionsunterricht zu, und auch „die eigentliche Geschichte des klassischen Alterthums" will er „von der Volksschule *ausgeschlossen wissen*". Dass nun Sevin eine „höhere Bürgerschule ohne Latein" nicht zur Volksschule rechnet, ist eigenthümlich. Von dieser „höheren Bürgerschule" muss jedoch auch die Geschichte des klassischen Alterthums fernbleiben, weil jene als *lateinunkundig* diese nicht versteht! — Nach seiner Ansicht ist zwischen „lateinkundigen Jungen" und solchen, die *überhaupt gar keine fremde Sprache erlernen*, die „Kluft zu gross".

„Aber auch die *Volksschullehrer*", so fährt er fort, „sind ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl nach irgend einer Fremdsprache nicht mächtig und darum auch, wir sprechen die Häresie ruhig aus, nur in einer verschwindend geringen Anzahl im Stande, sich in den Geist jener *nach Raum und Zeit so entfernten* Nationen so zu versetzen, dass der Geschichtsunterricht für die Jugend wirklich *innerlich* (etwa äusserlich?) nutzbringend werden könnte".

„Nach Raum und Zeit so entfernten Nationen!" Herr Sevin! was könnte Ihnen ein unlateinischer Volksschullehrer daraufhin alles sagen! Ebräisch können Sie, gut! Sie stehen also mitten im jüdischen Volk: die Schranken von Raum und Zeit sind gefallen. Aber die Volksschullehrer können *nicht* Ebräisch, und Sie verlangen von ihnen, dass sie den Religionsunterricht ertheilen sollen, dem sie die Geschichte des israelitischen Volkes und mehrer anderer — *„nach Raum und Zeit so entfernten Nationen"* — zuweisen, deren Sprachen die Volksschullehrer und — Sie selbst vielleicht nicht „mächtig" sind. — Indisch können sie vielleicht nicht, Chaldäisch, Assyrisch, Babylonisch, Aegyptisch, Arabisch vielleicht auch nicht. Wie können Sie sich unterstehen, von diesen „nach Raum und Zeit so entfernten Nationen" Etwas zu wissen? Können Sie den Shakespeare im Urtext lesen? Wenn nicht — was verstehen Sie von der „weissen und rothen Rose?" —

Doch hören wir weiter:

„Wozu sollen denn unsre Bauernjungen philosophische Betrachtungen darüber anstellen, ob die Republik oder die Monarchie die bessere Staatsform ist, und ob also Cäsar oder Augustus gut oder schlimm daran thaten, die Monarchie einzuführen?"

Aus diesem Passus folgt 1) dass „lateinkundige" Jungen fähig sind, „philosophische Betrachtungen" anzustellen, 2) dass durch „philosophische Betrachtungen" die „Entfernung nach Raum und Zeit" zwischen den deutschen „Jungen" der Gegenwart und den alten Römern getilgt werden kann, 3) dass der Geschichtsunterricht überhaupt in „philosophischen Betrachtungen" besteht, 4) dass die „Bauernjungen" doch auch fähig sind, „philosophische Betrachtungen" anzustellen, wenn überhaupt ein Geschichtsunterricht bei ihnen möglich ist, — 5) dass zwischen „lateinkundigen Jungen" und „Bauernjungen" keine zu grosse Kluft bestehen" kann, da jene und diese fähig sind „philosophische Betrachtungen anzustellen".

Wie denkt sich nun Hr. Sevin den „Ausschluss" der klassischen Geschichte von der Volksschule?

„Wir halten es für genügend, wenn der Lehrer seiner Jugend erzählt, dass zur Zeit des Untergangs Israels *Romulus* Rom gebaut haben soll, dass nach einander sieben Könige herrschten, deren letzter vertrieben wurde, worauf der besitzende Adel zur Herrschaft kam, unter dessen Leitung die Römer fast alle Völker am Mittelmeer bezwangen, auch bis an den Rhein und die Donau vordrangen und im Osten besonders auch Palästina eroberten; dass dann Augustus der erste Kaiser war und unter ihm Christus geboren wurde, wissen die Kinder wieder aus dem Religionsunterricht" etc.

Wir fragen: Ist nun das, was nach der Forderung des Sevin der Lehrer seiner Jugend von den Römern erzählen soll, *Geschichte*, oder *nicht* Geschichte? Ist es *nicht* Geschichte, dann gehört es nicht in den Geschichtsunterricht; ist es

aber *Geschichte*, dann gehört es *auch* nicht hinein; denn Sevin will in der Volksschule keine Geschichte der Römer, sondern er bestimmt als den für die Volksschule „geeigneten" historischen Stoff die Periode von Attila bis auf die Gegenwart.

Wir kommen also nun zunächst an das Mittelalter. — Nachdem unser „preisgekrönter" Schriftsteller von „gar so vielen Flecken der gepriesensten Helden" und von dem „sehr gemischten Eindruck ihrer Thaten auf die Jugend" gesprochen, konstatirt er, dass „wir Deutschen bei der Aufgabe, einen nationalen Helden wie er sein soll zu schildern, uns noch in einer ganz besonders schwierigen Lage befinden", indem eine „selbständige geistige Entwickelung der deutschen Nation *durch* den Einfluss einer überlegenen geistigen Macht, auf welche die germanischen Völker bei den ersten politischen Gestaltungen trafen, nicht vergönnt war".

„Die grössten Männer, welche Deutschland bis zur Reformation hervorgebracht, zeigen mehr oder weniger ausgeprägt den Typus dieser geistigen Macht, der römischen Kirche".

Die das Deutschthum schädigende Seite dieser Einwirkung soll nicht bestritten werden; aber in dem *Ankämpfen* gegen diese römische Macht zeigt sich das echte deutsche Wesen in seinem schärfsten Licht. — Weiter heisst es:

„Zudem lässt sich durchaus nicht läugnen, dass selbst in einer Mittelschule mit ihren viel weiteren Vorkenntnissen doch den Schülern das Verständniss unsres deutschen Mittelalters *unendlich viel ferner* liegt, als das des klassischen Alterthums".

„*Selbst in einer Mittelschule!*" Also einer Volksschule, den Bauernjungen, liegt das Verständniss unseres Mittelalters *noch* „unendlich viel ferner" als das des klassischen Alterthums; und doch will Sevin in der Volksschule die Geschichte des klassischen Alterthums als absolut unverständlich ausgeschlosssen haben, schreibt aber Geschichte des deutschen Mittelalters vor, die zwar „nach Raum und Zeit" näher liegt, aber doch *viel* unverständlicher ist. — Der *neueren Geschichte* gesteht Sevin schon mehr Vorbildlichkeit zu, schreckt aber doch zurück vor der Reformation als *gewaltsamem Bruch* mit der religiösen, so wie vor dem Emporkommen der Hohenzollern als *gewaltsamem Bruch* mit der politischen Vergangenheit, — schreckt zurück vor „dem Angriff des grossen Friedrich auf Maria Theresias Länder, sowie vor der Niederwerfung Oesterreichs im Jahr 1866" — und ruft aus:

„Ja wenn wir die Sache beim Lichte betrachten, so ist eben das erwachte deutsche Nationalbewusstsein und damit auch die Existenz *nationaler Helden unendlich viel jüngeren Datums*, als man gewöhnlich annimmt". Und darum soll „der patriotisch gesinnte Lehrer mit seiner ganzen Sympathie verweilen bei dem grossen deutschen Krieg von 1870—71, den er fast Zug für Zug und Helden für Helden als Muster und Vorbild seiner Jugend vor Augen stellen kann".

Aber der hinkende Bote kommt doch wieder nach. Es ist auch mit dem „grossen Krieg" nichts, der doch eben dem Lehrer so warm ans Herz gelegt worden ist!

„Wir verlieren uns in Tagespolitik, den schlimmsten Gegenstand, der in einer Schule zu treiben ist" (beim „grossen Krieg" treibt der „patriotisch gesinnte Lehrer Tagespolitik"!), „den verhängnissvollsten und grössten aller Fehler des Geschichtsunterrichts" — und die *„feinfühlende Jugend* erblickt" in dem „patriotischgesinnten Lehrer beim grossen Krieg" einen „Schmeichler gegenüber den dermaligen Machthabern" und „entzieht nicht nur ihm innerlich die Achtung" (zum *„innerlichen* Nutzen" des Geschichtsunterrichts kommt nun auch noch eine *„innerliche* Achtung!), „sondern wird auch irre am deutschen Manneschar akter überhaupt, der ihnen*) ja gerade in der Person des Lehrers auf vorbildliche Weise verkörpert entgegentreten soll"!!

Und wie können Sie, flüchtiger Arbeiter, so leichtsinnig sein, dem deutschen Lehrer — oder soll er wirklich Ihre „preisgekrönte" Schrift nicht lesen? — in Bezug auf diesen Krieg vorzupredigen:

---

*) Muss „ihr" heissen.

„Und gewiss ist hier der deutsche Nationalcharakter zu studiren, wie er *schärfer ausgeprägt* und *reicher* und *reiner* wohl *nie zuvor* in Deutschlands Geschichte hervorgetreten; ja wir sprechen es ruhig aus, selbst auf die Gefahr hin, der *Schmeichelei* geziehen zu werden (sic!), dass, wenn auch des gewaltigen Reichskanzlers berauschende Erfolge auf manchen einen schon mehr dämonischen Eindruck gemacht, doch anderseits das Bild des jetzigen Kaisers sowie das seines grossen Schlachtensiegers" (seht da! der „Schlachtendenker" ist in den Augen Sevin's nur ein halber Mann, drum schreibt er flugs: „Schlachten*sieger*"!) „schon in *wenigen Generationen* das Urbild des wahren Deutschen" (vor der Hand also doch noch nicht?) „ohne Furcht und Tadel, ohne Falsch und List ungebeugt und unverzagt im härtesten Sturme, ohne Ueberhebung auch beim beispiellosesten Siege" (vor der Hand immer noch kein einziges *positives* Attribut!) „in den Herzen der gesammten Nation bis in ferne Jahrhunderte sein wird". —

Das nenne ich mir doch einmal „Tagespolitik!" — Daneben sei die fernere Kannegiesserei gestellt:

„Von selber versteht sich und wir haben es bereits erwähnt, dass die Geschichte der Neuzeit aufs eingehendste behandelt werden soll" (wieder die „Tagespolitik!"), „dass die Jugend eine möglichst genaue Kenntniss davon erhalten soll, wie seit der Reformation bis jetzt allmählich der *Einigungs*prozess" (warum nicht etwa *gewaltsamer* Einigungs*bruch?*) „der deutschen Nation sich vollzogen hat; *aber um eigentliche* mustergültige *deutsche Charaktere zu finden, in denen die Jugend sich spiegeln kann, müssen wir uns schon sonst wo umsehen*".

Also, abgesehen von der „*Tagespolitik*", ist es *noch einmal* nichts mit dem deutschen „grossen Krieg" und seinen „*schärfer, reicher* und *reiner wie nie zuvor* ausgeprägten Nationalcharakteren"! Eben ist der Mund noch voll Lobes und Preises auf den Kaiser und seine grossen Kriegsgenossen gewesen: und nun ist es auch nichts mit ihnen! Herr Sevin muss sich „*schon sonst wo umsehen*" *nach mustergültigen* deutschen Charakteren. O du Preiskrone von 100 Thlr., wo hast du dich hinverirrt! Der „sich nun schon sonst wo" Umsehende gedenkt nun des Vorganges der Sagenbildung bei dem „ungelehrten, *poetisch angehauchten* Volk", welches „gleichsam in seiner Jugendzeit" steht und dessen in der Sage dargestellte Charaktere sich besonders eignen sollen für den Geschichtsunterricht, und wird in dieser Ansicht besonders dadurch bestärkt, dass er auf einmal den „nach Raum und Zeit so entfernten" „grossen Alexander" mit der Ilias in der Hand erblickt. Siehe da! nun ist ihm geholfen. Warum hat denn aber der „lateinkundige" und in Folge dessen die „dermalige Bildung der Gebildeten" besitzende Verfasser erst 20 Seiten, in denen er immer wieder wegwirft, was er aufgestellt, voll drucken lassen, ehe er den Ilias-Reiter entdeckte? —

Also Sage!

Fassen wir zusammen: Weil die Weltgeschichte nicht nach dem Gusto des Herrn Sevin gerathen ist, am allerwenigsten die deutsche Geschichte, so taugt sie eigentlich nicht in den Geschichtsunterricht, — und weil ein Volk in seiner „*Jugendzeit*" die *Sage* geschaffen, so ist die *Sage* für die *Jugend* als „Geschichts-Spiegel geeignet", und weil *Alexander* nach der *Sage* gegriffen, „so werden denn auch *wir* für die Aufgabe, der Jugend Nationalcharaktere vorzuhalten", auf die *Sage* zurückgreifen müssen.

So ist „die Verwerthung des deutschen Sagenstoffes im Geschichtsunterricht der Volksschule" durch den „pädagogischen Versuch" des Lic. Hermann Sevin begründet. —

II. Was der Preisgekrönte von der Verwerthung der Sagenstoffe in der Volksschule denkt.

Mit der Geschichte hat Sevin gründlich aufgeräumt. Er beginnt nun einen ihm passend erscheinenden Sagenstoff herauszuarbeiten. Die erste Konsequenz, welche uns bis jetzt in dem Büchlein von S. begegnet, ist die, dass er, weil er

die Geschichte des klassischen Alterthums aus der Volksschule weist, auch „den Odysseus und Achilleus“ verbietet.

„Was nun den ersten Zweig der Sage (d. h. den mythischen) anlangt, so lässt sich aus dem *deutschen* Mythus kaum für die *gelehrte* Welt, keinesfalls aber für die *Jugend* brauchbares Material gewinnen; eine irgendwie klare, in sich geschlossene Vorstellung über die mythische Ideenwelt unserer Vorfahren hat sich bis jetzt weder aus den wenigen Ueberbleibseln davon noch aus der römischen, resp. christlichen Darstellung derselben erzielen lassen. Mag der Religionslehrer in Kürze darauf hinweisen, dass heute noch Wochentage, Gebirge etc. nach Odin oder Thonar genannt sind — eine grosse Bereicherung des historisch-didaktischen Materials wird zumal für unsere Volksschulen daraus schwerlich zu erhoffen sein.“ In Anm.: „Vgl. die treffliche Erörterung über die germanischen Mythen von Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung etc.“

Nun, in dem *heutigen* Volksleben ruht noch ein so grosser Schatz von germanisch-mythischen Ueberresten, dass es sich schon der Mühe verlohnte, nicht auf Kosten des Nothwendigen die gar nicht hierher gehörigen Erörterungen des Gervinus zu preisen, sondern sich „schon sonst wo einmal umzusehen!“ Es sei nur das erwähnt, was aus dem germanischen Heidenthum in die christliche Kirche hereingetragen worden ist, z. B.: Kindertaufe durch Besprengen mit Wasser (heidnisch), anstatt Untertauchen, — Weihnachtsfest mit dem Christbaum (Julfest, verjüngter Opferbaum), — Pfingstmajen (König Grunewald und das Maifest), — Blumensträusse, Kränze am Altar, Lichter und feierlicher Umgang beim Abendmahl (altgerm. Opferbaum), — Processionen (heidnische Umzüge zur Zeit der Solstitien und Aequinoctien) — die Kirmes mit ihrem geschmückten Baum (heidn. Maibaum), ihren Blotzburschen und Blotzjungfern (von bluotan, opfern), ihren Mummereien (die schon erwähnten heidn. Umzüge), ihrem Hahnschlagen (Thieropfer), — das „Grünkraut“ (Wiesenkohl) aus 7 oder 77 verschiedenen Kräutern zusammengesetzt als Speise zum Trinitatisfest in Thüringen (Maifest) u. s. w.: Alles Verschmelzungen heidnischer und christlicher Elemente. Nicht das *Christliche* ist als Gegensatz des Germanischen zu fassen, sondern das *Jüdische, Römische, Französische.* Das nur nebenbei; vielleicht meint Sevin ebenso? Dass diess nicht der Fall ist, werden wir bald sehen.

Aber die „Erörterungen“ des Gervinus gehören nicht hierher. Wie kann an dieser Stelle Sevin auf *Gervinus* verweisen, von welchem A. F. C. Vilmar urtheilt, „dass seine Unparteilichkeit und die Richtigkeit aller seiner Urteile nicht geringem Bedenken unterliegt“, und welcher seine „Geschichte der deutschen Dichtung“ dem Manne gewidmet hat, der an dieser Stelle Herrn Sevin eines Besseren hätte belehren können: *Jakob Grimm!*

Jakob Grimm hoffte, dass endlich der Zeitpunkt erscheinen werde, wo der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen sei und beide zusammenrinnen in ein grösseres Ganze. Karl Simrock hat den Wall durchstochen und den Guss einer allgemeinen Mythologie unternommen. Die Auffindung der sogenannten *Merseburger Zauberlieder* hat ja auf das Glänzendste bestätigt, dass beide Kulte wie beide Glaubenssysteme im Wesentlichen übereinstimmen. — Wenn Herr Sevin sich wenigstens die Mühe genommen hätte Ludwig Uhlands „Mythus von Thor“ einmal anzusehen, — von den „Riesen des germ. Mythus“ von Weinhold und vielem Anderen, oder gar von Rich. Wagners „Ring des Nibelungen“, welcher in dritter Ausgabe in dieses Dichters *gesammelten* Schriften und Dichtungen schon 1871, also 4 Jahre vor der „preisgekrönten“ Schrift, erschienen war, zu geschweigen. — Herr Sevin, Sie haben grosse Deutsche ignorirt, ich nehme Rache dafür! — Da sitzen Sie und die „preiskrönende“ Leipziger „pädagogische Gesellschaft“ und die ganze deutsche Volksschulmeisterei und ignoriren in der deutschen Volksschule „theoretisch und praktisch“ die deutsche Göttersage! — Ich will nicht sagen, dass Ihre Schrift das verschuldet hat; aber durch

sie und das Stillschweigen dazu, um nicht zu sagen Einverständniss, der gesammten pädagogischen Presse ist dieses Faktum konstatirt worden.

Alles Andere, was die Schrift Sevin's nun noch über die allein übrigbleibende *Heldensage* bringt, habe ich zu übergehen. Es sei nur erwähnt, dass nach einer sogenannten „theoretischen Begründung" von 36 Seiten endlich die Sagen: Kudrun, das Waltharilied und das Nibelungenlied als „idealer Bildungsstoff" in der Volksschule sich ergeben und „probeweise" erzählt werden. Nur auf einige Auffälligkeiten in der Begründung dieses von Sevin aufgestellten Sagenstoffes habe ich noch hinzuweisen.

Seite 27 betont unser Schriftsteller mit aller Stärke, dass der „spezifisch deutsche Typus am reinsten in den Gestalten der beiden Epen": die Nibelungen und Kudrun repräsentirt gefunden werde*) und begründet das so: „*Das Christenthum* war auch damals *noch nicht hinlänglich in die Herzen* der Nation eingedrungen, wohl aber war die heidnisch-religiöse Anschauung bereits grösstentheils verblasst. Aber gerade dieses Stadium der Entwickelung kommt für unsern Zweck jenen Sagen ausserordentlich zu gut; wären sie noch mit heidnischer Religion durchdrungen, so würden wir vom pädagogischen Standpunkt aus die grössten Bedenken tragen, einen solchen *religiösen Dualismus* in die Schule einzuführen, denn es könnten die Erfahrungen, die in unseren gelehrten Schulen mit der griechischen Mythologie einerseits und dem Christenthum anderseits gemacht werden, wohl bedenklich machen; für eine Schule aber, in der die Schüler weit weniger als in den Gymnasien *zur geistigen Selbständigkeit erzogen werden können***), erschiene uns *eine doppelte Religionslehre* doppelt vom Uebel".

Nach Sevin ist „der spezifisch deutsche Typus" in seiner *Vollkommenheit* also *religionslos;* denn er findet „den spezifisch deutschen Typus" nicht in der Blüthe des Heidenthums, aber auch nicht in der christlichen Zeit, sondern in der Zeit, in welcher das „Christenthum noch nicht hinlänglich in die Herzen eingedrungen", und „die „heidnisch-religiöse Anschauung bereits grösstentheils verblasst" war. Da ist nun allerdings nicht von einem Jüdisch, Römisch, Französisch *als Gegensatz des Deutschen* die Rede, — sondern von „Christenthum im Herzen" und von „heidnisch-religiöser Anschauung". — Also ist auch „das *deutsche* Nationalbewusstsein" undeutsch; denn Sevin sagt, dass „das eigentliche Erwachen des deuschen Nationalbewusstseins" („und damit auch die Existenz nationaler Helden" fügt er an anderer Stelle noch hinzu) „faktisch erst *mit dem Jahr 1813* datire"! — dieses Jahr liegt doch weit ausserhalb jenes Zeitalters, welches, *zwischen* Heidenthum und Christenthum, den „spezifisch deutschen Typus am reinsten repräsentiren" soll. — Nach Sevins Ansicht — er hat dieselbe sogar mit vielem Ton ausgesprochen — ist das *„Christenthum im Herzen"* der Feind des Deutschthums, während er Seite 15 als die „den nationalen Typus" verwischende Macht „die römische Kirche" bezeichnet und sich ausdrücklich dagegen verwahrt, damit das „Christenthum" zu meinen. Neben der Hinfälligkeit der Sevin'schen

*) Ich kann mir nicht entgehen lassen neben diese Behauptung zu stellen, was Sevin Seite 18 sagt: „Ja wenn wir die Sache beim Lichte betrachten, so ist eben das erwachte deutsche Nationalbewusstsein und damit auch die Existenz *nationaler* Helden unendlich viel jüngeren Datums als man gewöhnlich annimmt; und Seite 19: „Und gewiss ist hier (1870 bis 71) der deutsche Nationalcharakter zu studiren, wie er *schärfer* ausgeprägt und *reicher* und *reiner* wohl *nie zuvor* in Deutschlands Geschichte hervorgetreten". Nun, solches Lob verdienen auch nicht die *Sagen*-Helden. Es ist höchst ergötzlich, wie Sevin trotz seiner „Betrachtung beim Licht" sich selbst auf jeder Seite hinters Licht führt.

**) Nach Seite 2 der Sevin'schen Schrift scheint es trotzdem, als hoffe der Verfasser, dass nach seiner Anweisung über Geschichtsunterricht *in der Volksschule die Jugend zur geistigen Selbständigkeit erzogen werden könne.*

Behauptung in ihrer Beziehung auf das Christenthum wird dieselbe auch hinfällig, insoferne sie sich auf das Heidenthum bezieht. — *Der Nationalcharakter wird uns stäts in seiner grössten Energie entgegentreten aus dem Stadium nationaler Entwickelung, welches von warmer Religiosität getragen wird. Es ist diess die von ethischen Gewalten gehobene, Leben erzeugende Hochzeit einer Nation.* Darum ist das, was Sevin als einen Vorzug der betreffenden Epen bezeichnet hinsichtlich ihrer Repräsentation des Nationalen, gerade die schwache Seite derselben. Sie enthalten nur eine Seite des deutschen Ideals: die Treue, speziell Mannen-Treue; im Uebrigen enthalten sie nicht nur wenig Vorbildliches, sondern sogar viel Unvorbildliches. Eben ihr Mangel an ethischer Gewalt stellt sie den griechischen Epen und dem *heidnisch*-germanischen Mythus, so wie dem *christlich*-germanischen Epos gegenüber — in denen der Himmel hereintönt, die Götter, das religiöse Leben ein grosses Wort mitsprechen, — sehr in den Schatten. Der in das Nibelungenlied gerathene Siegfried ist nur ein Schatten des Sigurd der Edda, welcher seine Bedeutung als Lebenswecker (Vermenschlichung des Lichtgottes) im Nibelungenlied verloren hat; und der *christliche* Parcival des Wolfram von Eschenbach — seine Thaten als weltlicher Held sind bekanntlich nicht geringer als die des Siegfried im Niblungenlied — hat eine grosse Lebensaufgabe, hat seine himmlische Bestimmung.

Es liesse sich über diesen Punkt noch viel sagen; doch mögen diese Andeutungen genügen. Nur noch die Hinweisung auf den Dichter Rich. Wagner sei gestattet, welcher in der Unfehlbarkeit des Genius seinen *Siegfried* in den Rahmen des vorchristlichen *Mythus* gestellt und einen *tiefchristlichen Parsifal* geschaffen: was hätte er anfangen können mit einem *„verblassten“* Siegfried des Nibelungenliedes? — Unsere hohe Meinung von dem Nibelungenlied und der Kudrun halten wir nicht für nöthig darzulegen, indem wir nicht fürchten missverstanden zu werden. Wir halten diese beiden Sagen für die Volksschule geeignet, aber aus anderen Gründen, als Sevin.

Das Schriftstück des „Evangel. Kirchen- und Volksblattes vom 12. April 1874“ kenne ich nicht, welches die *„Erfahrungen“* mittheilen soll, „die in unseren gelehrten Schulen mit der griechischen Mythologie einerseits und dem Christenthum anderseits gemacht werden“, und auf Grund deren Sevin „vom pädagogischen Standpunkt aus die grössten Bedenken“ trägt, durch Sagen „mit heidnischer Religion durchdrungen“ einen „religiösen Dualismus in die Schule einzuführen“. „Wären jene Epen mit heidnischer Religion durchdrungen“, so würde mit der Einführung ihrer Sagen in der Volksschule *„eine doppelte Religionslehre“* getrieben. Also alles *Erzählen* von nichtchristlichem Religionsleben ist *„Religionslehre“*, *„Religionsunterricht!* Das ist wohl auch der Grund, weshalb Sevin die Notizen über Odin und Thonar in den Religionsunterricht verweist? Wie aber reimt sich zu alledem nun das Folgende? Nach Sevin's Anweisung wird nämlich schliesslich

„für die Jugend aus den verschiedensten Ständen das Bewusstsein um das gemeine *nationale* Band erweckt und gepflegt werden und es wird schliesslich ganz unvermerkt in den *weitesten Kreisen“* (Ist es möglich!) „unseres Volkes die Ueberzeugung gepflanzt werden, dass gerade unsere Nation es ist, auf die am ersten das Wort Röm. 2,14 sich anwenden lässt, dass gerade wir es sind, in denen die höchsten und heiligsten Ideen der Menschheit, *Religion* und *Nationalität*, die sonst so oft im Leben eines Volkes sich feindlich entgegen stehen, sich zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen, mögen wir nun dasselbe christliches Germanenthum nennen oder *germanisches Christenthum“*.

Dieses ist nun gewiss gut und schön; aber was hat es mit dem Worte Röm. 2, 14 zu thun, welches lautet: „Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch von Natur thun des Gesetzes Werk, dieselbigen, dieweil sie das Gesetz

nicht haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz“ — ? Unter Heiden, die das Gesetz nicht haben, sollen wir da wohl die Helden der empfohlenen Epen hier verstehen, insoferne dieselben *keine Religion* haben? Also Sevin's *unchristliche Heiden*, oder *heidnisch verblasste Unchristen?!* —

Es wird immer toller! Aus den Nibelungen, der Kudrun und dem Waltharius erwächst uns das Bewusstsein, dass gerade wir es sind, in denen die höchsten und heiligsten Ideen der Menschheit, *Religion* und *Nationalität*, sich zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen. Aber Herr Sevin! Sie empfehlen doch diese Epen als letzte, *vom Christenthum unbeeinflusste* und *das Heidenthum hinter sich habende* „Einkehr des Geistes der Nation *in sich selbst!*“ Und aus diesem religions*losen* Geist soll die *Religion* als „höchste und heiligste Idee der Menschheit“ resultiren und ins Nationalbewusstsein treten? — Gleichviel, er kommt an — — beim „*germanischen* Christenthum“! Hoffentlich machen nicht alle Dozenten — die Repräsentanten der „dermaligen Bildung der Gebildeten“! — solche Kunststückchen.

Der praktische Theil der Sevin'schen Schrift, nämlich seine Erzählung der drei genannten Heldensagen, so wie die im „theoretischen“ Theil gemachte Aufstellung des eigentlichen Geschichtsstoffes für die Volksschule kann hier nicht kritisirt werden. Wie schon angedeutet, liegt mir ob — nachdem ich Sevin's Erörterungen als ein Konglomerat von Widersprüchen und hochtrabenden Salbadereien aufgedeckt und somit seine Inkompetenz in der Frage, welche sein Werk an der Stirne trägt, erwiesen habe — *für das Recht der deutschen Volksschule an die deutsche Sage in ihrem* Kern, *d. i. die Göttersage*, einzutreten.

Die von der „pädagogischen Gesellschaft“ zu Leipzig bestellten Preisrichter müssen selbst der deutschen Sage sehr ferne gestanden haben, sonst hätten sie dem Sevin'schen Machwerk nicht den Preis zuerkennen können.

Dass man — wie Sevin glaubt, der seinen Glauben auf Gervinus, wie Gervinus sich auf Cäsar stützt — dass man vom „Götterglauben der Germanen“ fast nichts wisse: das zu widerlegen ist nicht mehr nöthig, nachdem wir oben darauf hingewiesen, mit welcher Ignoranz der gläubige Sevin einherfährt.

Man höre die Stimme Karl Simrock's:

„Den deutschen Sinn und das vaterländische Bewusstsein zu nähren und zu stärken, ist unsere nächste Pflicht und diess können wir nur durch Wiederbelebung unserer alten Sage und Dichtung. Diess theuerste Vermächtniss unserer Väter müssen wir der hereinbrechenden Flut sittenloser Erzeugnisse des modernen Auslandes als nationalen Hort entgegenstellen, um die Wiederkehr eines patriotischen Selbstgefühls in unser Volksbewusstsein anzubahnen. Der gewaltige Aufschwung, welchen die Erforschung unserer heimischen Alterthümer in den letzten dreissig Jahren (gedruckt 1864) genommen hat, lässt hoffen, dass es damit noch nicht zu spät sei. Aber mit Erforschung unsrer Alterthümer ist es nicht schon gethan, sie wollen Neuerthümer werden, das Erbe der Väter will zum Nutzen der Enkel verwandt sein, die versunkenen, endlich erlösten Schätze unserer Vorzeit dürfen keiner zweiten Verwünschung anheimfallen: wir müssen sie ummünzen oder doch vom Rost befreit von Neuem in Umlauf setzen; *den vaterländischen Göttern genügt es nicht, wenn ihre Bildsäulen in Museen aufgestellt werden,* sie wollen in unsern Herzen ihre Auferstehung feiern.“

Das deutsche Volk ist durch den Einfluss „des modernen Auslandes“ in verwässerte Elemente zersetzt und solchen Mahnungen gegenüber „tumb und taub“ geblieben. Grimm, Uhland, Simrock, Goethe u. s. w. hat es vergoldet im Glasschrank stehen, oder es kauft sie haufenweis in Pfennigausgaben und — bleibt „tumb und taub“. — Wir mit unserer Bildung, unserer eminenten Wissenschaft! — „Die allgemeine Bildung“ — wenn man will; die Wissenschaft — legt sich als eisige Atmosphäre um die Nationen und entzieht Wärme, frisst am Gemüth. Ein Erwärmen für das Grosse, Bleibende, für das Ideale tritt immer spärlicher auf; ein Zünden, Brennen des Herzens — wenn es noch vorkommt — erschreckt die blasirte Umgebung als Wahnsinnsspur, oder wird als Ausbruch der „Unbil-

dung“ belächelt, verspottet. Allein an dem egoismuslosen Warmwerden ist noch die unverdorbene Menschennatur zu erkennen. — Wie kann man sich für die „abgestandene“, deutsche Göttersage erwärmen? — Das kann man, wenn man in sie hinabsteigt. Sie birgt einen Reichthum des Erwärmenden, den man ihr von aussen, oder gar von ferne nicht ansieht. Je mehr man sich vertraut mit ihr macht, desto wärmer wird man für sie, desto wärmer fühlt man für sein Volk, für sein Vaterland. Den Beweis haben wir an unseren grossen Männern der Forschung und Kunst. Wie „tumb und taub“ benahm sich das deutsche Volk gegenüber unserem grossen R. Wagner, als er — *erwärmt am deutschen Mythus* — begann, „die versunkenen Schätze umzumünzen“ in dem Gluthofen deutscher Kunst und „in Umlauf zu setzen?“ — Und heute? — Ein „armer“ Buchbinder und ein „ungebildeter“ Ziegenfellhändler waren ganz zufällig auf der Leipziger Messe auch einmal ins Theater gerathen, als man die Nibelungen von R. Wagner aufführte — der Eine hatte der Aufführung der „Walküre“, der Andere der „Götterdämmerung“ beigewohnt: sie erzählten mir beide mit Begeisterung ihr Erlebniss. Vom Fürsten, Gelehrten, Künstler herunter bis zum Mann in der Arbeitsschürze steht da eine Gemeinde, welche durch R. Wagner für die deutsche Sage erwärmt und gewonnen worden ist. Und diese Gemeinde ist grösser, als man selbst in Bayreuth glaubt, und wächst von Tag zu Tag. Da fängt man auch wieder an nach Grimm, Simrock u. s. w. zu greifen, und immer heimischer zu werden in seinem „Daheim“. —

Und die *deutsche Jugend?* Die *deutsche Volksschule?* Sie soll nichts von den Göttern, dem Glauben ihrer Väter hören! Die soll sich begnügen mit einem *„verblassten“* Siegfried, mit religionslosen Eisenfressern, trotzdem, wie aus meinen obigen Andeutungen über Sagenbildung hervorgeht, die Heldensage sich nur aus der Göttersage erklärt? — Ich habe vor 8 und 10 Jahren schon meinen Schülern von 10—12 Jahren die deutschen Göttersagen erzählt und soweit als nöthig erklärt und vergesse nie das Leuchten dieser Kinderaugen, welches mir den bedenklichen Gesichtern mancher Herren zum Trotz ein süsser Lohn war. Als ich von 13jährigen Schülern die Thrymskwida in der Simrockschen Uebersetzung (mit Abänderung des einzigen Wortes „kusslüstern“ in „neugierig“) auswendig lernen liess, natürlich nach und nach, hatte ich Gelegenheit mehr Interesse und Liebe zu beobachten als manchem modernen Gedicht des „Lesebuchs“ gegenüber. Und es hat mir Niemand den Vorwurf gemacht, ich treibe „doppelte Religionslehre“ in meiner Schule; das Sevin'sche Geschichts-Gespenst, „der religiöse Dualismus“, ist mir nicht aufgestossen.

Ueber den z. B. an die „zwölf Nächte“ sich knüpfenden „Aberglauben“ und die damit zusammenhangenden Volksgebräuche, über die oben erwähnten von dem Christenthum aus dem germanischen Heidenthum herüber genommenen Formen und Gebräuche, sowie über verschiedene Lokalsagen (in meiner Gegend: Ilse, Thrudh, Braupfanne etc.) Aufklärung zu geben auf Grund der Göttersage, ist dann nicht schwer gefallen. Das halte ich aber für einen grossen Gewinn, wenn das Kind besondere Regungen im Volksgemüth — es sei mir dieser Ausdruck, nicht auf das Individuum, sondern als auf die gleichsam personifizirte Gesammtheit gehend, gestattet — erkennen lernt als Reste von Heiligthümern ihrer heidnischen Vorfahren, — wenn es zu begreifen anfängt, dass alle Kriege und Umwälzungen, eine Reihe von tausend Jahren nicht im Stande waren, das völlig auszulöschen, was der Einführung des Christenthums einst so energisch entgegen trat, — wenn es nun die Sachsen und Karl d. Gr., den Blocksberg, Kiffhäuser und Hörselberg mit anderen Augen ansieht, — wenn es die Friesen als wackere Männer schätzen lernt, weil sie sich ihre Heiligthümer nicht zertrümmern und rauben lassen wollten, und nicht minder ihnen dann in Winfried ein *Held* aufgeht, der sein Leben lässt

im Eifer für die Ausbreitung des erleuchtenden Evangeliums. — wenn es die ethische Gewalt ahnen lernt, welche in dem germanischen Mythus waltet, insofern die sittliche Einbusse der Götter und Helden den Weltuntergang (Götterdämmerung) herbeiführt und eine Weltverjüngung prophezeiht wird, — wenn ihm nebeneinander gestellt wird:

Völuspa: „Brüder befehden sich und fällen einander,
„Geschwisterte sieht man die Sippe brechen.
„Der Grund erdröhnt, üble Disen fliegen;
„Der Eine schont des Andern nicht mehr.
„Unerhörtes eräugnet sich, grosser Ehbruch,
„Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
„Windzeit, Wolfszeit, eh die Welt zerstürzt.
„Steinberge stürzen, Riesinnen straucheln,
„Zu Hel fahren die Helden, der Himmel klafft. —
„Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
„Vom Himmel fallen die heitern Sterne".

und:

Jesus: „Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei. Es wird sich empören ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere, und es werden sein Pestilenz und theure Zeit und Erdbeben hin und wieder. Bald aber nach der Trübsal derselben Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen".

Der Mythus der Edda, tiefdramatisch angelegt, wie seinesgleichen keine Nation aufzuweisen hat, ist die grossartigste Prophetie auf das Christenthum, — trägt dem Christenthum den Keim der Läuterungs- und Erlösungsidee, die Idee von der Weltentsühnung entgegen:

„Einst kommt ein Anderer, mächtiger als Er (Heimdall),
„Doch noch ihn zu nennen wage ich nicht".

Hyndluliodh.

Wollen wir noch länger zögern, unsere deutsche Jugend aus der jüdischen Stiftshütte heraus und in die Götterhallen ihrer Väter zu führen, aus welchem das Evangelium so manches „Gefäss" entlichen hat? Wir wollen unsere deutsche Jugend hinabsteigen lassen in Urds Brunnen zum stärkenden und erquickenden Bad, „er ist ein Jungbrunnen wie jener im Wolfdietrich, in welchem sich die rauhe Els badet und als schöne Siegeminne emporsteigt"; und wir werden durch diesen Theil des grossartigen Bildes, welches in der Esche Yggdrasil durch die Sage gezeichnet liegt, ermahnt, „das Volksleben müsse aus dem Brunnen der Vergangenheit erfrischt werden, aus dem Strom der Ueberlieferung, der aus der Vorzeit herfliesst". (Simrock).

Der aus der deutschen Göttersage sich ergebende *Gewinn* hilft mit, den Menschen vor dem Unheil zu bewahren, mit hochmüthiger Klugheit, moderner Ignoranz, frivoler Oberflächlichkeit über Alles abzuurtheilen, was nicht auf der planirten, drainirten und separirten Wiese der in mancher Beziehung so erbärmlichen Gegenwart gewachsen ist. Unser auf dieser Wiese gewachsenes Blümlein hatte kaum seine Blätter dem Tag erschlossen, war kaum von der „pädagog. Ges. zu Leipzig preisgekrönt" worden, — da erschien bei Brandstetter in Leipzig (1875) das als die schärfste Kritik, welche der Sevin'schen Schrift und der That der „pädagogischen Gesellschaft" zu Leipzig widerfahren konnte, zu bezeichnende Buch von Albert Richter: „Götter und Helden. Griechische und deutsche Sagen. Als Vorstufe des Geschichtsunterrichts bearbeitet". Namentlich das 2. Bändchen dieses Buches, enthaltend die deutschen Götter und Helden, ist der deutschen Jugend als Lektüre und der deutschen Lehrerwelt zum Gebrauche in ihren Schulen nachdrücklich zu empfehlen. — — Wenn die „pädagog. Ges." zu Leipzig Notiz davon genommen haben sollte, so könnte sie daraus ersehen haben, dass sie mit ihrem „Preis" eine Missgeburt „gekrönt" hat.

Geschichtlicher Theil.

Mittheilungen aus der Gegenwart.

Am Morgen des 25. April starb zu Leipzig in Folge eines Schlaganfalles der Professor Johann Karl Friedrich Zöllner. Unerwartet plötzlich verlor mit ihm die astrophysikalische Wissenschaft ihren hervorragendsten Vertreter und scharfsinnigsten Forscher. Das deutsche Volk aber ward eines jener seltenen Männer und edelen Charaktere beraubt, welche ihm, in unermüdlichem Kampfe gegen die seinem geistigen Heile feindlichen Zeitmächte, stäts und ungescheut aus vollem Herzen und mit hellem Verstande die Wahrheit zu sagen wagen. Die Gegnerschaft eines Mannes wie Zöllner bildet und stellt auch die Kämpen gegen unsere künstlerische Kultur; und der Verfasser des berühmten „Kometenbuches“ und der „Wissenschaftlichen Abhandlungen“, — wie er gegen jene Gegner sich zeitlebens scharf und kühn gewehrt, so hat er es auch nicht unterlassen, seiner hochachtungsvollen Würdigung unseres Meisters öffentlichen Ausdruck zu geben. Zwei Wochen vor seinem Tode war uns auf unsere Bitte um die Mitarbeiterschaft Zöllner's, als Kritikers moderner Wissenschaftlichkeit, die folgende Antwort zu Theile geworden, welche nunmehr hier, unter Vorbehalt späterer Mittheilungen, als ein erstes Gedächtnissmal für den Verstorbenen abgedruckt werden möge.

Leipzig, den 8. April 1882.

Hochverehrter Herr!

Ihre freundliche Aufforderung für die „Bayreuther Blätter“ litterarische Beiträge zu liefern, hat mich um so angenehmer berührt, als ich unter den Verehrern Richard Wagner's am ersten ein Verständniss für meine in so vielen Beziehungen mit ihm gemeinsamen Bestrebungen zu finden hoffe. Wie tief ich von dem Verfall unseres modernen Universitätswesens und der Nothwendigkeit einer idealen Erneuerung desselben durchdrungen bin, glaube ich durch meine seit 10 Jahren in meinen Schriften vertretenen Anschauungen zur Genüge bewiesen zu haben.

Dass aber gerade die Astronomie geeignet ist, durch Erinnerung an Johann Kepler eine nationale Wiedergeburt auch der übrigen Wissenschaften in Deutschland anzubahnen, wird Ihnen im beifolgenden 4. Bande meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ der Abschnitt: „Zur Geschichte der Astrophysik“ S. 691 ff. nebst der kleinen Schrift: „Kepler und die unsichtbare Welt“*) beweisen.

In der That könnte ich mir für unsere gemeinsamen Bestrebungen keine schönere Aufgabe denken, als den Lesern der „Bayreuther Blätter“ durch das Leben und Wirken Kepler's die Verirrungen unserer modernen Universitäts-Gelehrsamkeit anschaulich zum Bewusstsein zu bringen. Denn *allgemein* gehaltene Betrachtungen besitzen stäts einen subjektiven Charakter, indem sie zu ihrer Wirksamkeit einerseits die anerkannte Autorität des Verfassers andrerseits den Geschmack und das Urtheil eines sachlich meist unvollkommen unterrichteten Publikums zur Voraussetzung haben. Um die hieraus nicht selten durch Selbstüberschätzung und Mangel an Sachkenntniss entspringende falsche und ungerechte Beurtheilung thatsächlich vorhandener Missstände zu vermeiden, habe ich es vorgezogen, meine Betrachtungen durch die Worte grosser Geister der Vergangenheit zu stützen, indem ich bemüht war, dieselben durch eine passende Auswahl und

*) Der 4. Band nebst andern Schriften folgen später.

Zusammenstellung charakteristischer Stellen aus ihren unsterblichen Werken mit eigenen Worten reden zu lassen. Daher würde ich meine Mitarbeiterschaft an den „Bayreuther Blättern“ *zunächst* am liebsten in den „Stimmen aus der Vergangenheit“ nach der von Ihnen angedeuteten Richtung hin bethätigen.

Alles für unser gemeinsames Vorgehen sonst noch zu Besprechende möchte ich am liebsten einer mündlichen Unterredung vorbehalten, indem es schon lange mein Wunsch ist, unserem Meister Wagner mit seinem Generalstabe in Bayreuth persönlich den Ausdruck meiner Verehrung darzubringen, von welcher Ihnen der bereits vor drei Jahren angeknüpfte und beifolgend abschriftlich mitgetheilte einmalige Briefwechsel Zeugniss geben wird.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr, den Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Ihres

aufrichtig ergebenen
F. Zöllner.

Abschrift.

Leipzig, den 8. November 1879.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen durch Uebersendung des dritten Bandes meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ einen schwachen Beweis der hohen Theilnahme und Sympathie zu geben, welche ich Ihren idealen Bestrebungen zur Wiedererweckung einer nationalen deutschen Kunst entgegenbringe. Das Wiedererwachen der alten germanischen Thatkraft im Dienste der Ideale der Menschheit wird siegreich über den Materialismus und Pessimismus triumphiren und Sie werden das freudige Bewusstsein haben, einer der ersten und muthigsten Vorkämpfer in diesem grossen Freiheitskampfe der Geister in Deutschland gewesen zu sein. Die Widmung und Vorrede des beifolgenden Bandes werden Ihnen zur Genüge beweisen, wie sehr ich mit Ihren nationalen Bestrebungen übereinstimme.

Mit der Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung

Ihr

ergebener
F. Zöllner.

Antwort.

Hochverehrter Herr!

Sie haben mich durch Ihr sehr auszeichnendes Entgegenkommen verpflichtet, womit ich — der konventionellen Bedeutung dieser Phrase gegenüber — gesagt haben will: in Pflicht genommen. Für Hoffnung wenig gestimmt, und einer allertrübseligsten Auffassung des Standes unserer materiellen wie spirituellen nationalen Angelegenheiten geneigt, muss es mich freuen, von Ihnen mir einen Platz neben Denen angewiesen zu sehen, welche noch in der Bethätigung des Glaubens an eine Möglichkeit der Entwickelung zu Gutem sich wirksam zeigen.

Herzlich begrüsse ich die Veranlassung Ihres so freundlich mir zugestellten Werkes zur Stärkung guter Vorsätze in mir benutzen zu dürfen, und verbleibe mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr

Bayreuth,
15. Nov. 1879.

sehr ergebener
Richard Wagner.

Ueber Wagner-Vereine.

Strassburg i. E., den 13. März 1882.

Zu Anfang dieses Jahres hat der hiesige Wagner-Verein seine Auflösung beschlossen. Derselbe hatte zwar eine ansehnliche Mitgliederzahl erreicht, indess blieb die Theilnahme an den Bestrebungen, welche zu seiner Gründung geführt hatten, von so äusserlicher Art, dass es bedenklich oder zum mindesten als müssige Mühe erscheinen müsste, dieselbe in einem den Namen Wagner's tragenden Vereine ferner zu fördern. Der Unterzeichnete hat gelegentlich der Wiesbadener Versammlung (Ostern 1880) lebhaft für die Benutzung des Vereinswesens im Dienste unserer Sache gesprochen, und durch die Zustimmung jener Versammlung haben die von ihm vertretenen Ansichten eine weitergehende Bedeutung erlangt. Desshalb wird es ihm wohl gestattet sein, an die obige Mittheilung einige allgemeine Bemerkungen zu knüpfen und vor Allem zu sagen, dass er heute vor einer ähnlichen Versammlung den Satz vertheidigen würde: Die Zeit für die durch allerlei Kompromisse organisirten und schliesslich doch fast ausschliesslich auf ein bloss *musikalisches* Bekenntniss gestellten „Wagner-Vereine" ist vorüber. — Wenn einzelne Vereine dieser Art an einigen Orten wirkliches Leben entfalten (z. B. der Wiener ak. W.-V.), so soll ihrer Auflösung keineswegs das Wort geredet werden, allenthalben aber muss man, an die Worte Grysanowski's in seiner trefflichen Schrift „das ärztliche Konzil in London" erinnernd, fordern, dass das Bewusstsein von der Erhabenheit unserer Ziele zu jenem Maasse von Selbstvertrauen verhelfe, welches man braucht, um nöthigenfalls dem Feinde und der bösen Sache auch einzeln entgegenzutreten. Es wird aber ein Verein um so sichtlicher verfehlen, dieses Bewusstsein gross zu ziehen, je geflissentlicher er sich an das allgemein Anerkannte in Wagner's Wirken als einzigen Stützpunkt anlehnt, wodurch seine Bemühungen mehr der Verbreitung einer gewissen Geschmacksrichtung als der Vertiefung derselben und der Begründung unserer, dem Fernerstehenden erklärlicher Weise ausschweifend erscheinenden, Hoffnungen zugewandt werden. Wenn neben dem Theater, welches — mögen seine Leistungen über oder unter der durchschnittlichen Mittelmässigkeit stehen — trotz Allem für Wagner wirbt, ein Verein unsere Sache wiederum lediglich nach der ästhetischen Seite hin pflegt, so ist es nicht zu verwundern, dass eifrige Besucher jeder Tannhäuser- und Lohengrin-Aufführung keinen rechten Grund sehen, ihrer Vorliebe für Wagner's dramatische Kompositionen durch den Beitritt zu einem besonderen Vereine Ausdruck zu geben. So kann denn schon die Zusammensetzung der Mitgliedschaft dazu verführen, dass man sich mit der Pflege einer löblichen, doch gründlichen Ernst absichtsvoll vermeidenden, Geselligkeit begnügt, wodurch die Gefahr ensteht, dass vor den Augen manches mit den besten Anlagen an uns Herantretenden die grossen Ziele der von Wagner ausgehenden Bewegung der Geister verdeckt werden. Dagegen thut es gerade jetzt dringend noth, in den weitesten Kreisen den Samen der Erkenntniss auszustreuen, dass Wagner's Bestrebungen ganz und gar nicht auf die Einbürgerung etwa einer neuen Unterhaltungs- und Luxuskunst gerichtet sind, dass sie vielmehr, in einer tiefeindringenden Philosophie wurzelnd, Anspruch auf die sorgfältige Beachtung und eifrige Mitwirkung aller derer haben, welche die Befähigung besitzen, eine Verkörperung des allgemein Menschlichen in echt deutscher Gestalt zu würdigen, gleichviel ob sie bisher zu Wagner's künstlerischen Schöpfungen ein intimeres Verhältniss gewonnen haben oder nicht. Und je lebhafter die sehnsüchtige Hoffnung auf Begründung einer edleren, jede künstlerische Thätigkeit und Empfänglichkeit fördernden, Lebensgestaltung durch eine so dringlich nöthige Erneuerung und Refor-

mation der Volkespsyche durch Einzelne und in Einzelnen entfacht wird, je allgemeiner zugleich die Majorität der Theaterbesucher in das musikalische Drama Wagner's sich praktisch einlebt, um so weniger werden Vereinigungen, welche, in einer früher erspriesslichen Form beharrend, hinter der vorrückenden Sache zurückbleiben, dem Geschicke von Nachzüglern sich entziehen können, die vom Feinde geräuschlos aufgehoben werden.

Dr. Oskar Meyer.

Bericht über eine am 2. April 1882 in Braunschweig veranstaltete Lesung des „Parsifal."

Am 2. April fand in Braunschweig eine Lesung des „Parsifal" durch Mitglieder der dortigen herzoglichen Hofbühne statt. Mancherlei Schicksalstücke hatte im vergangenen Jahre das Zustandekommen der bereits für damals geplanten Veranstaltung hintertrieben; auch diesmal mangelte es an solchen nicht, aber Dank den rastlosen Bemühungen unseres Braunschweiger Genossen, Herrn Professor Sommer, vermochten sie der uneingeschränkten Verwirklichung des Planes, und Dank dem warmen Interesse und der hohen künstlerischen Einsicht des Herrn Oberregisseur Hiltl einem schönen Gelingen desselben keine Hindernisse zu bereiten. Wenn man es nach wie vor zu erleben hat, wie als berechtigte und normale Stätte der Eroberungen, die unseres Meisters Kunst mit jedem Jahre mehr in der gesammten Welt deutschen Lebens macht, mit stumpfsinniger Hartnäckigkeit immer wieder nur die *Opernbühne* hinzustellen versucht wird, so kann man es einem Kollegium *schauspielerischer* Darsteller gar nicht genug Dank wissen, wenn es in beredter Weise Zeugniss dafür ablegt, dass zum Mindesten die Grundfragen der ganzen deutschen Bühne durch Wagner aufgerührt worden sind. Dabei bedarf nun gerade der Schauspieler einer selbstverläugnenden Modifikation seiner gesammten künstlerischen Gepflogenheiten gegenüber einer in Styl und Diktion ihm so gar fremden Poesie — der Braunschweiger Interpret des Parsifal hatte von dem ihm sonst gebotenen, so ganz andersartigen Pathos, wie er es etwa als Don Carlos zur Anwendung bringen muss, mehr dahintengelassen, als mancher uns bekannt gewordene Heldentenor, etwa in der Rolle des Tannhäuser, von seinen nichtswürdigsten Operngewohnheiten: —, und das nur, um einigermaassen vorzubereiten, was dann am Ende der Sänger zur Reife bringt und erntet.

Die meisten auf solche Vorbereitung abzielenden Veranstaltungen vor den Festspielen des Jahres 1876, soweit sie in der Oeffentlichkeit sich äusserten, waren damals fast ausschliesslich konzertistischer Art. Gewisse immerwiederkehrende Partieen des Nibelungenringes erklangen überall und in allen möglichen Einkleidungen, und über einem gewissen momentanen und sehr oberflächlichen musikalischen Entzücken drohte der Charakter des künstlerischen Nothbehelfes ganz übersehen zu werden, als welchen einzig der Meister selbst derartige Darbietungen zeitweise sanktionirt hat. Die Thatsache aber wird wohl bestehen bleiben, dass das rechte Vorstudium der Musik unseres Meisters in's Kämmerlein, und nicht in den Konzertsaal gehört. Dort einzig findet sie ihren Widerhall in Herzen, hier am letzten Ende — in der Presse, wie sich das 1876 nur zu deutlich gezeigt hat, wo all' jenes musikalische Entzücken das Gesammtwerk nicht vor den ärgsten Missverständnissen schützen konnte. Liegt nicht in der ominösen und nicht ganz unverdächtigen Be-

geisterung der damaligen Wortführer der Presse für Siegmund's „Liebeslied“ und Wotan's Abschied die spätere Mähr von „den Schönheiten des 1. und 3., und der musikalischen Oede des 2. Aktes der Walküre“ bereits vorgebildet? Hat nicht Mancher, der Siegfried's Leiche unter den blossen Klängen der Wagnerischen Trauermusik tief ergriffen gefolgt war, später der dramatischen Verkörperung des lebenden Helden auf der Bühne noch kopfschüttelnd gegenübergestanden, nur weil sein maassgebender Berichterstatter ein Fragezeichen des Unverständnisses unter diese Gestalt gesetzt hatte? Das aber war hier anders: Parsifal wurde als ein Ganzes entgegen-, und, wie es nicht anders sein konnte, er wurde offenen Sinnes und Herzens als solches aufgenommen. Was diesem Ganzen einer schauspielerischen Lesung zu dem Ganzen unseres Parsifal fehle, darüber bedarf es unter uns keiner Worte. Die lebhaften Bedenken des Veranstalters in dieser Hinsicht hatten den Unterzeichneten bewogen, in einem einleitenden Vortrage nicht allein eine für das Werk möglichst warme und vertrauensvolle, sondern auch namentlich eine gegen die Mängel einer auf Musik, Aktion und Dekoration verzichtenden Wiedergabe desselben nachsichtige Stimmung hervorzurufen. Weniger, als er gefürchtet, machten sich diese Mängel störend bemerkbar, diess vor Allem Dank der persönlichen Mitwirkung des Herrn Hiltl, der ausser dem Einstudiren und Ueberwachen des Ganzen auch selbst die verantwortlichste und schwerste Aufgabe, die Lesung der scenischen Bemerkungen, übernommen hatte. Mit feinem schauspielerischen Instinkte hatte Herr Hiltl, die Aufführung bis ins Detail in jenen Bemerkungen vorgebildet erkennend, dieselben auch genau in der gleichen Weise behandelt, wie sich die in ihnen dargestellten Vorgänge auf der Bühne ausnehmen würden. Breit und ruhig entfalteten sich die eigentlichen scenischen Bilder, die Verwandlungen und Aufzüge, so dass die Phantasie, wie nur je das Auge, schweifen und wieder ruhen bleiben konnte. Auf das Nöthigste beschränkt wurden die kurzen auf Mimik und Geberdenspiel bezüglichen Andeutungen in den lebhaft dramatischen Partieen, wie in der wild einherbrausenden zweiten Hälfte der Parsifal-Kundry-Scene. Ueberall aber blieb, durch ein schnelles und gewandtes Einfallen auf der einen und wieder diskreteste Dämpfung des Tones auf der anderen Seite, jegliches Zerreissen der Scenen und Situationen durch die auch im dramatischen Kontext unentbehrlichen Zwischenbemerkungen aufs Glücklichste vermieden. Bei den Chören, die durch Mitglieder des Opernchores in der von Schiller's „Braut von Messina“ her bekannten Weise gesprochen wurden, war natürlich Alles, was man erwarten konnte, dass diese Worte eine Ahnung gäben, wie einstmals diese Töne klingen müssten. Von der Darstellung des Parsifal hatten wir schon zu reden. Erschütternd wirkten, auch gesprochen schon, die Schmerzensausbrüche des Amfortas, während die im eigentlichen Sinne „dankbarste“ Rolle naturgemäss Gurnemanz zufiel, dessen zwei grosse Erzählungen und die Schilderung des Charfreitagszaubers ganz vornehmlich für den Dichter geworben zu haben scheinen. Ueberraschend gut und wirkungsvoll wurde, obwohl von einer jugendlichen Kunstnovize, Kundry wiedergegeben, zumal als Gralsbotin. In den Kontrast z. B. des zweimaligen „müde“ — zuerst in den schneidend herb Gurnemanz zugeworfenen Worten: „frag' nicht weiter, ich bin müde“, und sodann in jenen, mit welchen sie, wie ausgehöhlt von innerer Qual, neuer Ohnmacht entgegensinkt: „nur Ruhe, Ruhe, ach, der Müden!“ — wusste die junge Künstlerin die ganze Tragik der räthselvoll schweren Rolle wiederklingen zu lassen.

Die Theilnahme an dem Unternehmen war eine rege, Stimmung und Haltung des Publikums dankbar, pietätvoll, andächtig. Auch aus den nachfolgenden Auslassungen der Presse ist keinerlei Misston in die allgemeine Befriedigung hineingeklungen. Allen Anzeichen nach wird die Zeit des Parsifal schneller kommen,

als die seiner dichterischen Vorgänger. Schon dringt die Dichtung in fremde Lande, und das Gesammtwerk ward auf Jahre hinaus ausschliesslich bestimmt, die Ideen unseres Meisters lebendig zu verkörpern. Bei den Vorbereitungen, die es dazu bedarf, muss ein erster Gesichtspunkt der sein, dass das in Zukunft immer mehr sich erweiternde Publikum, mag es noch so viel schon vorher „musikalisch" geschwelgt haben, nicht erst Angesichts der unmittelbar bevorstehenden Aufführung das „Textbuch" ansehe. Ein schönes Beispiel ist in diesem Sinne in Braunschweig gegeben worden. Möge es Nachahmung finden!

L. Schemann.

Zur Statistik der Mitgliederschaft und der Blättersendungen.

Vom vorigen Jahre ist noch nachzutragen: es sind neue Mitglieder dem Patronatvereine im zweiten Semester 1881 beigetreten: 41, und zwar im Juli 2, im August 2, im September 10, im Oktober 4, im November 20, im Dezember 3. Diess macht zusammen mit den 64 neuen Mitgliedern des ersten Semesters (1. Statistik im Julistück 1881) im ganzen Jahre 105 Beitritte. — Dagegen sind beim Beginne des zweiten Semesters 14 Mitglieder ausgetreten, resp. frühere Austritte verspätet angemeldet worden, und 4 Mitglieder sind gestorben. —

Im ersten Semester 1882 traten bis jetzt noch 17 neue Mitglieder bei: im Januar 10, im Februar 3, im März 3, im April 1, im Mai 1. — Dagegen wurden, besonders von den grösseren Vertretungen, wie in Berlin, Brüssel, Regensburg, Schwerin u. a. m., bei der Einforderung der Billets im Ganzen noch 147 frühere Mitglieder als nunmehr definitiv ausgetreten angemeldet. Die Blätter werden gegenwärtig an wirkliche, 5jährige, Mitglieder in 1409 Exemplaren versandt.

Diese 1409 Exemplare gehen nach 219 Orten, und zwar:

987	an deutsche	Adressaten nach	146	Orten,	
178	„ österreichische	„ „	20	„ ,	
54	„ russische	„ „	5	„ ,	
41	„ englische	„ „	12	„ ,	
31	„ belgische	„ „	5	„ ,	
31	„ französische	„ „	6	„	(darunter 1 in Senegal),
28	„ schweizerische	„ „	7	„ ,	
27	„ amerikanische	„ „	5	„ ,	
15	„ holländische	„ „	7	„	(darunter 1 in Java),
10	„ spanische	„ „	2	„ ,	
7	„ italienische	„ „	4	„ .	

119 Ex. gehen nach *Wien* (und Vororten), 89 nach Berlin, 88 nach München, (85 nach Bayreuth), 56 nach Mainz, 42 nach Leipzig, 40 nach *Riga*, Weimar, 32 nach Mannheim, 30 nach *London*, 27 nach Breslau, Cöln, Hamburg, 25 nach *Brüssel*, *Paris*, 24 nach Dresden, Frankfurt a. M., 23 nach *New-York*;

19 nach Braunschweig, Würzburg, 17 nach Viersen, 15 nach Elberfeld, 14 nach *Buda-Pest*, 13 nach Königsberg, Strassburg, 12 nach *Barcelona*, Ludwigshafen, Stuttgart, 11 nach Minden, Worms;

9 nach *Asch*, *Helsingfors*, Wiesbaden, 8 nach *Graz*, Kiel, Pössneck, 7 nach Aachen, Baden, *Basel*, Darmstadt, Heidelberg, *Moskau*, *Prag*, 6 nach *Amsterdam*, *Bern*, Carlsruhe, Dessau, Göttingen, Nürnberg, Stettin, *Zürich*;

5 nach Barmen, Hannover, Magdeburg, 4 nach Charlottenburg, Coburg, Colberg, *Genf, Petersburg, Salzburg,* Schweinfurt, 3 nach Bamberg, Brandenburg, *Carlsbad,* Cassel, Chemnitz, Fürth, Güstrow, *Haag,* Halle a. S., Koberwitz bei Breslau, Mühlhausen i. E., Schwerin i. M., *Winterthur;*

2 nach Altenburg, Bellin, Blankenburg, Bonn, Brieg, Bromberg, Deutz, Düren, Eisenach, Essen, Giessen, Görlitz, Gotha, Hagen, *Havre,* Herzogswalde, Liegnitz, *Lüttich,* Meiningen, *Mons,* Naumburg, *Neulengbach,* Neu-Strelitz, Osnabrück, *Rom, Rotterdam,* Solingen, Sondershausen, Strehlen, *Turin,* Ulm, *Venedig,* Villingen, *Warschau,* Zittau;

1 nach *Agram, Albany,* Alexandersbad, Alt-Jessnitz, Altona, *Antwerpen,* Aschaffenburg, Augsburg, *Avergavenny, Battle,* Bernburg, *Birmingham,* Blasewitz, Blieskastel, *Boston,* Bredeleben, *Buitenzorg* auf Insel Java, *Burgdorf, Carshalton, Clermond Ferrand,* Colmar, Constanz, *Defiance,* Delitzsch, Deutsch-Krawarn, *Dijon, Drem,* Dürkheim, Düsseldorf, Duisburg, Edesheim, Elbing, Erfurt, *Floreffe, Franzensbad,* Freiburg a. d. U., *Fünfkirchen,* Gera, *Glasgow, Gorée* in Senegal, Goslar, Greifswald, Gross-Giewitz, Gross-Oerner, Hankensbüttel, Heilbronn, Hochstein, Hörselgau, Jena, Jünkerath, Iserlohn, *Kampen, Kapellen,* Kislegg, Kissingen, Kriewald, Kroppenstedt, Krumbach, Kühschmalz, Lasdehnen, *Leicester, Linz,* Manau, Marburg, Marktsteft, *Meran,* Morsbroich, Mühlhausen i. Th., Münchenhof, *Neapel,* Neisse, *Newcastle* u. T., *Newport, Ober-Lembach, Odessa,* Oelber, *O'Gyalla,* Oldenburg, Ostrichen, *Oxon. Pilsen,* Plagwitz, Posen, *Pöntzschach, Pressburg,* Ratzeburg, Rawitzsch, Regensburg, *Richmond,* Rohnstock, Rostock, Siegfeld, Speyer, *Stäfa,* Stibbe, Stralsund, Traunstein, Tübingen, Untermünsterthal, *Valentigney,* Wandsbeck, Weissenburg, *Wermeric,* Wernigerode, Wetzhausen, *Windsor, Xeres de la Frontera, Zangerhey, Znaim.* (Abschluss im Mai 1882.)

Ausserdem gehen die „Bayreuther Blätter" an 84 Abonnenten (ohne Mitgliedschaft) und an 17 Vereine und Journale (gegen Austausch). —

Druckfehler-Berichtigung.

Gegen Ende des Aufsatzes von Dr. E. Grysanowski in der ersten Hälfte dieses Doppelstückes ist auf S. 148 Z. 10 und 9 v. u. zu lesen:

„Nichts hindert uns an der Reinigung unserer Sitten, nichts an der Heiligung unseres Willens",

und Z. 6 v. u.: „furchtlos" anstatt fruchtlos.

NB. Das nächste Stück der „Bayreuther Blätter" erscheint in der zweiten Woche des Juli.

Im Verlage des Patronat-Vereines.

Im Buchhandel zu beziehen durch **Carl Giessel**, Bayreuth.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

Juli. Siebentes Stück. 1882.

Inhalt: — Offenes Schreiben an Herrn Friedrich Schön in Worms. Von Richard Wagner. — Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft. Von Ludwig Schemann. IV. Noch einmal Goethe. — Das persische Theater. Vom Grafen Gobineau. IV. Andere dramatische Stoffe. — Geschichtlicher Theil: Mittheilungen aus der Gegenwart. Den Künstlern von Bayreuth! — Geschäftlicher Theil: Anzeige des Verwaltungsrathes. — An unsere vegetarisch lebenden Mitglieder. —

Das nächste Stück wird bei den Festspielen in Bayreuth ausgegeben.

(S. letzte Seite.)

Offenes Schreiben an Herrn Friedrich Schön in Worms.

Geehrtester Herr und Freund!

Ihnen vor Allen, welche für die Bayreuther Idee opferwillig spendend eintraten, glaube ich mich verpflichtet, noch näher als diess vor kurzer Zeit in meinem offenen Schreiben an unsern Freund Hans von Wolzogen geschah, meine Stimmung und Ansicht in Betreff der Schule, der Sie so gern sich förderlich erweisen möchten, kund zu geben. —

Zu diesem Zwecke gestatte ich mir zunächst Sie nochmals auf den Bericht zu verweisen, mit welchem ich seiner Zeit die erste Nummer der Bayreuther Blätter eröffnete. Es geschah damals zu einer wahrhaften Erleichterung meines, durch eine mir selbst auferlegte übermässige Verpflichtung bedrückten Gewissens, dass ich die äusserliche Unmöglichkeit des Zustandekommens der projektirten, und von mir gewissermaassen angebotenen Schule nachweisen musste. Gestehe ich Ihnen nun, dass ich seit den wiederum verflossenen fünf Jahren mit mir darüber einig geworden bin, dass, wenn mir jetzt die damals verlangten Mittel in reichster Fülle zu Gebote gestellt würden, ich die Gründung einer Schule durchaus ablehnen müsste. Ich glaube nicht mehr an unsere Musik, und weiche ihr, wo sie mir begegnet, grundsätzlich aus

und sollte unseres Freundes, des Grafen Gobineau, Prophezeiung, dass in zehn Jahren Europa von asiatischen Horden überschwemmt und unsere ganze Zivilisation nebst Kultur zerstört werden möchte, in Erfüllung gehen, so würde ich mit keinem Auge zucken, da ich annehmen dürfte, dass dabei vor allen Dingen auch unser Musiktreiben zu Grunde gehen würde.

Oft habe ich erklärt, dass ich die Musik für den rettenden guten Genius des deutschen Volkes hielte, und es war mir möglich, diess an der Neubelebung des deutschen Geistes seit Bach bis Beethoven nachzuweisen: sicherer wie hier gab auf keinem anderen Gebiete die Bestimmung des deutschen Wesens, die Wirkung seines Gemüthes nach aussen, sich kund; die deutsche Musik war eine heilige Emanation des Menschengeistes, und dämonisch leidende göttliche Naturen waren ihre Priester. Wie aber das Evangelium verblasste, seit das Kreuz des Erlösers auf allen Strassen als Handelswaare feilgeboten ward, so verstummte der Genius der deutschen Musik, seitdem sie vom Metier auf dem Allerweltsmarkte herumgezerrt wird, und professionistischer Gassen-Aberwitz ihren Fortschritt feiert.

Auch Sie, geehrter Herr und Freund, dürften hiermit nichts Neues von mir hören, da ich seit dreissig Jahren in manigfachen Kunstschriften und Aufsätzen dieses Thema bereits wohl erschöpfend behandelt habe. Ueberlebt möchte nur sein, dass ich so lange und vielseitig es mir angelegen sein liess, an das Bestehende anknüpfend, die Wege nachzuweisen, auf welchen die von mir erkannte hohe Bestimmung der deutschen Musik festgehalten, und ihre Werke vor Allem gepflegt werden sollten. Am Schlusse meiner Denkschrift über eine in München zu errichtende königliche Musikschule durfte ich mir gestatten, alle meine hierfür ausgeführten Arbeiten und Organisationsvorschläge aufzuzählen. Dass nichts hiervon beachtet und zur Ausführung empfohlen wurde, zeigt mir deutlich, dass man mich nicht hierzu für berufen hielt.

Und wahrlich man hatte Recht. Ich bin kein Musiker, und empfinde diess sofort, wenn man mir eine berühmte Komposition dieses oder jenes unserer jetzt gefeierten Meister der Musik vorführt, und ich eben die Musik darin gar nicht gewahr werden kann. Offenbar handelt es sich hier um ein Gebrechen, mit dem ich behaftet bin, und welches mich unfähig macht an dem Fortschritt unserer Musik theilzunehmen. Vielleicht hätte man mich noch als Konservator verbrauchen können, denn, dass ich einige Beethoven'sche Symphonien gut aufzuführen verstand, hatte man mir lassen müssen. Wahrscheinlich (— ich sage Ihnen diess aufrichtig —) würde ich, wenn man mir jetzt noch eine Schule einrichtete, auf diese meine Lieblingswerke mich einzig beschränkt haben, und zwar recht eigentlich im Sinne eines Erhalters, oder auch eines Predigers, der am Ende immer noch nichts Eindringlicheres seiner Gemeinde vorführen kann als die Evangelien. Nur würden auch diese obstinat konservatorischen Bemühungen bei dem grossen asiatischen Sturme, der über uns hereinbrechen möchte, nichts genützt haben, da es hier ergehen würde, wie es der Nachwelt der Völkerwanderung erging, welcher von Sophokles

und Aischylos nur wenige, dagegen von Euripides die meisten Tragödien erhalten wurden; demnach unserer Nachwelt gegen etwa neun Brahms'sche Symphonien höchstens zwei Beethoven'sche übrig bleiben möchten; denn die Abschreiber gingen immer mit dem Fortschritt.

Auch selbst eine solche Beethoven-Konservator-Stellung würde mich aber von jetzt an zu stark ermüden. Liszt ist mir in die Siebenziger vorangegangen, und ich bin ihm bereits in das Siebenzigste gefolgt; mit uns Beiden hat man nichts anzufangen gewusst, und glücklicher war ich als mein grosser Freund, der zu gut Klavier spielt, um nicht bis an sein Lebensende als Klavierlehrer geplagt zu werden, worin sich wiederum eines der populärsten Missverständnisse unserer Musik-Jetztzeit recht naiv ausdrückt. Auch Sie, mein geehrter Herr und Freund, werden mit Ihren so grossherzigen Wünschen sich wohl einzig darauf beschränken müssen, mich, so lange diess gehen will, die Bühnenfestspiele in Bayreuth überwachen zu wissen; und glauben Sie mir, dass damit mir nicht etwa eine mühelose Altersversorgung zufällt. Sie wissen, in welcher Weise ich die dem Publikum zu bietenden häufigeren Aufführungen des „Parsifal" zum Zwecke der Befestigung des meinen Werken nöthigen Styles des Vortrages und der Darstellung verwenden will, indem ich allen mir bekannt werdenden vorzüglicheren Talenten die Gelegenheit gebe, unter meiner Anleitung an den Bühnenfestspielen abwechselnd sich zu betheiligen. Auf den Gedanken, mich in dieser Weise noch nützlich zu bezeigen, wurde ich durch die Kenntnissnahme der ausserordentlichen Willigkeit geleitet, die mir gerade die begabtesten Künstler entgegenbrachten. So mancher beklagte sich, noch nicht dazu gelangt zu sein von mir für die Darstellung meiner „Partien" angeleitet zu werden, und bewarb sich somit um die Gelegenheit zu solchem Studium. Wenn ich, diesem entsprechend, für die bevorstehenden Aufführungen des Parsifal mit einem so vielgliederigen Künstlerpersonale ausgestattet worden bin, dass zugleich auch der Befürchtung von Störungen in der Aufeinanderfolge der angekündigten Vorstellungen vorgebeugt ist, so gewahre ich doch bereits auch die neuen Schwierigkeiten, die mir nicht etwa nur durch meine stark vermehrten Bemühungen um das mehrfache Spezial-Studium, sondern namentlich durch die moralische Verwirrung der Rivalitäten hierbei erwachsen dürften. Besonders seitdem man von französischen und italienischen Theatern her erfahren hat, dass dort Rollen und Partien „creirt" werden, wird der Vorzug solcher Schöpfer-Bethätigung auch bei uns nicht gern aufgegeben. Man vermeint hierbei den Charakter einer Rolle ein für allemal zur Nachahmung in der Auffassung festgestellt zu haben, sobald man der Erste war, der darin vor dem Publikum erschien. Leider kam es hierbei oft weniger auf die wirkliche Richtigkeit der Auffassung, als darauf an, dass die Nachfolger sie für richtig hielten; denn dass er von diesen als Muster betrachtet und nachgeahmt wurde, bestärkte den „Createur" in seinem Glauben an seinen höheren Werth. Manches Unheil erwuchs hieraus, namentlic wenn hinter dem Rücken des Autors creirt wurde.

Scheint es nun hiergegen all den gewogenen Künstlern, welche jetzt ein so schöner und mich ehrender Eifer um mich versammeln wird, vor Allem nur darauf anzukommen, der richtigsten Auffassung und Wiedergebung der von mir gestellten Aufgaben durch meine persönliche Anleitung sich zu versichern, so mag ich allerdings hoffen, dass ich bei dieser Gelegenheit nicht nur auf den Geist, sondern auch auf die Moralität eines durch Theater-Intendanten, und namentlich auch durch das Theater-Publikum, über die Würde seiner Leistungen ziemlich unsicher gemachten Künstlerstandes nicht unvortheilhaft einwirken könnte. Wenig werde ich hierbei auf Unterstützung von Aussen rechnen dürfen, und herzlich wünsche ich, dass mein sonst mir so gewogener Freund, das deutsche Publikum, mich diessmal nicht ohne Hilfe lassen möge.

Dieses Publikum, welches sich nun von Neuem wieder einmal zu entscheiden haben wird, empfehle ich jetzt meinen bisherigen Patronen zu besonderer Berücksichtigung. Meinen letzten grösseren Unternehmungen musste stäts die Schwierigkeit des ihnen nöthigen bedeutenden Kostenaufwandes entgegenstehen: sollte nur, wer zur Beschaffung dieser Kosten beigetragen hatte, an unseren Bühnenfestspielen sich erfreuen und bilden können, so — wir müssen uns diess offen gestehen! — war unser Werk von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurtheilt. Da wir nun jetzt durch die Noth der letzten Erfahrungen wieder dahin gedrängt worden, die Fortdauer der Bühnenfestspiele durch Ueberlassung des Zuschauerraumes an das reichlich zahlende Publikum zu versuchen, und werden demnach, wenn auch kein Kameel durch ein Nadelöhr und kein Reicher durch das Himmelsthor geht, doch vorzüglich nur Reiche in unser Theater eingelassen werden müssen, so stellt es sich mir nun als die erste und allerwichtigste Aufgabe für ein neuzubildendes Patronat dar, die Mittel zu beschaffen um gänzlich freien Zutritt, ja nöthigen Falles die Kosten der Reise und des fremden Aufenthaltes, Solchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Loos der Meisten und oft Tüchtigsten unter Germaniens Söhnen zugefallen ist.

Dieses wichtige Anliegen, worüber Ihnen bereits Mittheilungen zugegangen sind, berühre ich hier im Betreff der Organisation des neuen Patronates nur andeutend, da eine solche Organisation ganz selbständig, als ein moralischer Akt des Publikums für das Publikum, somit ohne alle eigentliche Berührung mit der Thätigkeit des Verwaltungsrathes der Bühnenfestspiele in das Leben treten müsste, wenngleich dieser jeder Zeit bemüht sein würde, das Patronat nach Kräften und Bedürfniss durch Freiplätze zu unterstützen. Den Angriff dieser Vereinsbildung Ihnen, geehrter Herr und Freund, als so vorzüglich Antheilnehmenden, anheimstellend, hätte ich für heute Sie nur noch auf die grosse und bedeutungsvolle Wirksamkeit hinzuweisen, welche ich einem glücklichen Erfolge der Bemühungen jenes Patronates zusprechen zu dürfen glaube. War dieser Verein bisher der Patron des Kunstwerkes, so wird er nun der Patron des Publikums sein, das an jenem sich erfreuen und bilden soll. Hier

ist die für unsern Zweck best erdenkliche Schule; und haben wir hierbei noch zu lehren, das heisst — zu erklären, und den weiten Zusammenhang zu verdeutlichen, in welchen wir uns durch unser Kunstwerk mit fernest hinreichenden Kulturgedanken versetzt glauben, so soll eine reichlichst gepflegte Zeitschrift, als erweiterte Fortsetzung unserer bisherigen Bayreuther Blätter, in freiester Weise uns hierfür die Wege offen erhalten. Niemanden soll aber Mittellosigkeit von der Möglichkeit der wirkungsvollsten Theilnahme an unseren Bestrebungen und Leistungen ausschliessen: was jetzt lächerlich unbehilfliche Reisestipendien für gekrönte Preiskompositionen u. dgl., gegen die Verpflichtung in Rom oder Paris höhere Studien zu vollenden, gedankenlos bewirken wollen, werden wir verständiger und sinnvoller zu verrichten wissen, wenn wir eine innige Theilnahme an der Bildung unserer eigenen Kunst jedem hierzu Befähigten offen stellen. Und so werden wir endlich auch in dem Sinne meines eigenen erhabenen Wohlthäters handeln, der wiederum dieses Mal, als Protektor unserer Bühnenfestspiele, durch huldvollste und reichlichste Hilfgewährungen mich erst in den Stand setzte, schon in diesem Jahre mein Werk aufzuführen, während Er, um das Bühnen-Weih-Festspiel von jeder möglichen trübenden Mischung völlig frei zu erhalten, grossmüthig dem Wunsche, auf Seinem eigenen Hoftheater es wiederholt zu sehen, entsagte.

Von dem Segen dieses Gedankens erfüllt, sage ich Ihnen, geehrter Herr und Freund, vor allen unsern bisherigen Patronen meinen hochachtungsvollen Dank namentlich auch dafür, dass gerade von Ihnen die ernste Nöthigung zu diesem an Sie gerichteten offenen Schreiben mir auferlegt sein durfte.

Ergebenst:

Bayreuth, 16. Juni 1882. Richard Wagner.

Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft.

IV. Noch einmal Goethe.

Von Ludwig Schemann.

Ich habe in meiner ersten Arbeit über Goethe die Betrachtung seines Verhältnisses zur eigentlichen Musik ausschliessen müssen, weil nicht nur die dort bereits berührte Erscheinung eines in seiner Fülle verwirrenden Nebeneinander von Kundgebungen gerade bei dieser Betrachtung eine Anfangs fast beängstigende Bestätigung findet, sondern im Gegensatze zu der damals von uns festgehaltenen hohen Einheit der Gesammterscheinung Goethe's hier auch zunächst geradezu ein wirklicher Widerspruch in seinem Wesen vorzuliegen scheint. Diesen zu lösen aber kann nur durch eine Erörterung über das

Grundwesen der Musik versucht werden, welche nun wieder in jener enger begrenzten Festbetrachtung keine Stelle gefunden hätte. Alle Früheren, die sich mit dem vorliegenden Thema beschäftigt haben — und es ist in neuester Zeit ein allgemeines Lieblingsthema geworden — nahmen ohne Weiteres die Musik als einen einheitlichen, klaren und gar nicht erst näher zu erörternden Begriff, und legten nun in Goethe ein produktives Entgegenbringen eines gleich klaren und einheitlichen Verständnisses hinein. So gelangten sie entweder zu dem Resultate, dass die Musik eine jeder anderen geistigen Macht völlig ebenbürtige Stellung in seinem Leben eingenommen, und er sich auf der Höhe ihrer Ziele und Aufgaben befunden habe, oder sie begnügten sich besten Falles mit dem Feststellen eines räthselhaften Widerspruches.*) Wir dagegen wollen im Folgenden den Versuch machen, aus dem Wesen der Musik selbst diesen Widerspruch, und damit die Thatsache zu erklären, dass unser grösster Dichter und universellster Geist in die Entwicklung unserer Musik durch seine Anlage nicht hineingestellt und durch seine eigene Entwicklung nicht hineingezogen worden ist. Sollte dabei Jemand finden, dass die Ergebnisse, zu denen wir gelangen werden, im letzten Grunde reichlich ebenso der Erkenntniss des Wesens unserer Musik, als dem Verständnisse Goethe's zu Gute kommen, so möchten wir einer derartigen Beobachtung, als einem etwaigen Vorwurfe, wie wenn nämlich Goethe als „Probirstein" von uns benutzt würde, gleich von vornherein die Spitze abbrechen durch den Hinweis auf die unermesslich gesteigerte und erweiterte Bedeutung, die für uns die „Musik" immer alsbald gewinnt (und für Goethe selbst gewonnen haben würde), nachdem für ihr eigenes, engeres Wesen irgendwelche neue Aufschlüsse sich ergeben haben, — eine Bedeutung, die in so eminentem Grade auf das Gebiet des von Goethe Gewollten hinüberreicht, dass der Altmeister zweifellos zu unserer Erkenntniss, wie zu der Art, durch die sie gewonnen, seinen Segen geben würde.

I.

Zuvörderst nun haben wir uns mit der zwiefachen Frage zu beschäftigen; erstens, wie stand Goethe zu dem Allgemeinen, von keiner Entwicklung Abhängigen der Tonkunst, zu ihren elementaren und technischen Grundlagen? welche Organe des Verständnisses besass er für sie? und zweitens, in wie

*) Arbeiten der ersteren Art sind z. B. W. v. *Bock*, Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik, Berlin 1871. Alb. *Hahn*, Goethe's Verhältniss zur Musik, in der „Tonkunst" 1880 (mit der den Verfasser auszeichnenden fast rührend zu nennenden Gewissenhaftigkeit und wohlthuenden Wärme geschrieben), mehr oder minder auch v. *Wasielewski*, Goethe's Verhältniss zur Musik (Sammlung musikalischer Vorträge Nr. 18); der letzteren Art, soweit mir bekannt geworden ist, nur W. *Lang*, „im neuen Reich" 1880, vgl. z. B. S. 316: „auf der einen Seite ein so tiefes Bedürfniss nach Musik, dass nach einem Worte Riemer's „die Tonkunst und die Bildkunst die nothwendigsten Organe seines Wesens waren." Auf der anderen Seite das Bewusstsein, dass er vor Räthseln steht, in die er nicht einzudringen vermag. Beide Seiten muss man im Auge behalten. Der Zwiespalt ist vorhanden; Goethe selbst hat ihn mit ungemeiner Ausdauer zu überwinden getrachtet."

weit war sie ihm Bedürfniss? wie hat sich dieses Bedürfniss in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung kundgegeben, und wie ist es befriedigt worden?

In ersterer Beziehung können wir ohne jedes Besinnen den oben aufgeführten Autoren sehr viel, vielleicht Alles zugeben. Goethe's lebendiges Erfassen aller wichtigen physikalischen Gesetze, seine eindringende Gründlichkeit und sein stupender Fleiss erwarben ihm mit der Zeit eine vorzügliche Vorbildung für alles Technische der Musik, so dass er selbst den schwersten, z. B. kontrapunktischen Uebungen mit Erfolg näher treten konnte; und andererseits bedarf es bei unserem grössten Lyriker und am meisten „musikalischen" Dichter keines Wortes darüber, dass er für die rein elementarischen Wirkungen der Musik — abgesehen von aller kunstmässigen Ausbildung! — Sinn und Gemüth in hervorragendem Maasse offen hielt. Beherzigt man dazu seinen universellen Tiefblick, der ihm kaum irgend etwas einmal ganz verborgen bleiben liess, seine gründliche Beherrschung der übrigen Kunstgebiete, von denen aus er dann analogisch zu verfahren liebte, so wird man begreifen, wie ihm schliesslich nicht nur eine reiche Fülle positiver Kenntnisse, sondern auch eine im Einzelnen oft erstaunliche Einsicht im Gebiete der Musik zu Gebote stand, wie denn sein Triumph über Zelter in Sachen des Moll-Geschlechtes und vieles Andere von jeher gerechte Bewunderung erweckt hat. Und so findet sich denn eine Menge der vorzüglichsten Beobachtungen zur Musik und musikalischen Technik im Allgemeinen, sowohl in seinen Werken, wie namentlich auch in seinen Briefen verstreut, und wenn wir schneller über diese ganze Frage, die für uns eine Vorfrage bleibt, hinweggehen, so geschieht es nur, weil wir, wie erwähnt, uns hier bedingungslos an Frühere anschliessen und einfach auf das von ihnen erschöpfend zusammengetragene Material verweisen können.

Weniger unbedingt vermögen wir bezüglich des Grades, bis zu welchem Goethe'n die Musik eine Nothwendigkeit und eine Macht für sein Innenleben war, den bisher meist geäusserten Ansichten zuzustimmen. Können wir zwar das Resumé Lang's noch billigen, dass ihm die Musik, ausser einem Gegenstande theoretischen und historischen Studiums, „ein sympathischer anregender Genuss" gewesen sei, so geht es uns doch schon zu weit, wenn Riemer, und nach ihm Andere, sie für „eines der nothwendigsten Organe seines Wesens" erklärt haben, wenn anders nämlich von einem solchen bei einem Mann wie Goethe nur da gesprochen werden sollte, wo Begehren und Erfassen, Bemühung und Leistung vollkommen einander entspräche. Wenn er nun auch selbst einmal gegen Zelter (2. Mai 1820) es ausspricht: „er wisse recht gut, dass ihm mit der Musik ein Drittel des Lebens fehle", so zeigt andererseits die Nennung der Namen Shakespeare, Spinoza und Linné, als seiner hervorragendsten Leitsterne und Lehrmeister*), dass in der Drei-

*) An zwei Stellen: „Geschichte meines botanischen Studiums" (in den Aufsätzen „zur Morphologie") und sodann an Zelter 7. November 1816.

theilung seines Lebens dieser Kunst von Hause aus kein sonderlicher Raum gegeben war, um sich anzusiedeln. Es ist in dieser Beziehung gleich charakteristisch, dass ihm das Verlangen nach der Musik überhaupt verhältnismässig spät, und eigentlich erst dann gekommen ist, als er seine ganze übrige humanistische Ausbildung im Wesentlichen vollendet hatte und nun erst das Fehlen der Musik wie eine Lücke empfand. Zum ersten Male erscheint sein Interesse für dieselbe in Italien lebendiger erweckt und unter dem Einflusse seines Freundes Kayser gefördert. Nun braucht man freilich nur einmal sich aus Goethe's Reiseberichten zu erinnern, wie er zu jener Zeit im Schauen geschwelgt hat, um gleich eine misstrauische Ahnung zu gewinnen, als ob gerade Italien ein wenig geeigneter Ort gewesen sei, um ihm sonderlich viel Zeit und Möglichkeiten für die Ausbildung eines ganz neuen inneren Sinnes zu lassen. Zwar hat Goethe in Rom ziemlich viel Musik getrieben, aber wie so ganz anders, als die bildenden Künste! Das Entbehren der Letzteren hatte Jahre lang ihm mehr und mehr die Seelenruhe geraubt, bis endlich, die verzehrende Sehnsucht zu stillen, das lösende Wort: „nach Italien" erklungen war; die Musik war bei allen Jugendausbrüchen Goethe'scher Begeisterung leer ausgegangen, und er trieb sie auch jetzt vorerst nur, weil er sie nun auch, und zwar in hervorragenden Kundgebungen, in dem um ganz anderer Dinge Willen ersehnten und aufgesuchten Lande vorfand. Naturgemäss mussten die Aufführungen der päpstlichen Kapelle, zumal die zu dem altehrwürdigen Rituale der Charwoche veranstalteten, schon durch die Formen der Darbietung das lebhafteste Interesse, wie jedes Fremden, so auch Goethe's erwecken. Aber wirklich hat er auch kaum mehr, denn als Fremder, und als eine, wie auch immer feierliche und tiefeindringende, Merkwürdigkeit der ewigen Stadt, jene Aufführungen hingenommen, und mag immerhin zu den unläugbar grossen Eindrücken, die er davon empfangen hat, über das ganz Elementare derselben hinaus, wie es durch Zeit, Ort und ausführende Mittel bedingt war, auch der spezifisch musikalische Gehalt des Dargebotenen beigetragen haben (ist er doch dem Studium desselben mit Kayser eifrigst nachgegangen), so würde man doch irren, wenn man die Erweckung eines auch über jene bedingenden Verhältnisse hinausreichenden Verständnisses für die Musik annehmen wollte. Goethe's sonstige musikalische Liebhabereien aus jenen Zeiten können nur Dem eine solche Vorstellung, und damit etwas wie Befriedigung, erwecken, der der Musik einen gar bescheidenen Beruf anwiese. Goethe gab ein Konzert, auf Grund dessen der römische Pöbel ihn für einen reichen und vornehmen *Milordo* erklärte; mit den Künstlern wusste er sich so gut zu stellen, dass sie, um ihn zu ehren, ihn im Theater ansangen und was dgl. mehr ist; und endlich, wenn dennoch aus den, unter den unmittelbaren Eindrücken abgefassten Berichten Jemand eine grössere Annäherung Goethe'e an die Musik entnehmen wollte, so thun wir doch besser, statt an Worte, uns an Thaten zu halten, und da ist denn die lichtvolle Spiegelung herrlicher geschauter Erlebnisse

in Iphigenie und Tasso zu finden, während, was aus jener Zeit in Goethe tönend nachklang, ihn nur zu „Claudine von Villabella“ und „Erwin und Elmire“ zu begeistern vermochte.

Aber in der That soll ja auch nach allgemeiner Annahme die eigentlich maassgebende Entwicklung Goethe's in der Musik erst in der zweiten Hälfte seines Lebens, und zwar wesentlich durch den Verkehr mit Zelter erfolgt sein. Auch zeigen sich wirklich in dieser Zeit Regungen Goethe's für die Musik, wie früher nicht; und nicht minder ist es richtig, dass die Rolle des für Goethe auf vielen Gebieten so bedeutsamen Führers und Mittelsmannes, wie für die grossen bewegenden ästhetischen und philosophischen Fragen Herder und später Schiller, für das klassische Alterthum Wolff, für die bildenden Künste Meyer, so für das Gebiet der Musik in der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens ausschliesslich Zelter zugefallen ist. Aber dass die Musik mit diesem ihrem Vertreter ein günstiges Loos gezogen hätte, kann man nicht behaupten. Wir wollen hier Zelter durchaus in anderer Weise gerecht werden: Alles deutet an ihm auf einen Ehrenmann, eine kerngesunde Natur, einen ebenso treuen wie begeisterten Freund und Bewunderer Goethe's, einen Menschen von naturwüchsiger, aber durchaus stichhaltiger Bildung, einen Gesellschafter und Korrespondenten, voller Mutterwitz, Schlagfertigkeit und Beobachtungsgabe, und Alles in Allem auf einen Mann, der es werth war, mit Goethe zusammen sechs Bände zu füllen und gelesen zu werden; was Alles nicht hindert, dass er ein „schlechter Musikant“ war und blieb, mag er auch immer zu seiner Zeit, trotz Einem heute, zu Händel den Takt geschlagen haben! So liegt denn auch die ungemein hohe Bedeutung des Zelter'schen Briefwechsels durchaus nach der allgemein kulturellen Seite hin, während wir als Resumé der zahlreichen die *Musik* betreffenden Besprechungen es nur bezeichnen können, dass Zelter, der „Fachmann“, die Einblicke seines grossen Freundes in das Wesen der Musik da, wo sie sich aus dessen eigenem Wesen beschränkt zeigen, kaum je einmal dadurch erhellt oder gar vertieft hat, dass er dem Dichter aus seiner Kunst selbst heraus etwas mehr Licht entgegengetragen hätte. Die unglaublichen Verkehrtheiten in den Urtheilen dieses Musikzünftlers, dem aller und jeder Prometheusfunken für seine Kunst fehlte, haben wir geradezu die Pflicht, um so schonungsloser bei Namen zu nennen, als wir es fort und fort erleben, welches Unheil die „Zelters“ unserer Tage anrichten, wenn auch jener es vor ihnen voraus hatte, einem Goethe Sand in die Augen streuen zu dürfen! Hier einige Beispiele. Beethoven, in seinem furor teutonicus, *„bewundert er mit Schrecken“*; „seine eigenen Werke scheinen ihm (Beethoven) ein heimliches Grauen zu verursachen“ (II, 30). „Mit *Bewunderung und Schrecken* sieht man Irrlichter und Blutstreifen am Horizonte des Parnasses. Talente von der grössten Bedeutung, wie Cherubini, Beethoven und Andere entwenden Hercules' Keule, um Fliegen zu klatschen; erst muss man erstaunen und nachher gleich darauf die Achsel zucken über den Aufwand von Talent, Lappalien wichtig und hohe Mittel gemein zu

machen. Ja, ich möchte verzweifeln, wenn mir einfällt, dass die neue Musik verloren gehen muss, wenn eine Kunst aus der Musik werden soll." (I, 346). Von Cherubini's C moll-Requiem heisst es (III, 34): „Eine Musik, die bei jetziger verschrobener Zeit überall gefallen muss und gefällt, eben weil kein wahres Wort und doch Alles allerliebst ausgedacht und hervorgebracht ist, denn von einer requies aeterna ist auch kein Gefühl anzutreffen. Der Komponist ist nur bedacht gewesen im Gedicht die Stellen aufzusuchen, wo er poltern kann und die Zwischenzeiten mit gemässigter Unruhe auszufüllen; kurz die Nebensache ist hier die Hauptsache und das Ganze erscheint als wenn einer beständig und leidenschaftlich Nein! sagte und dazu mit dem Kopfe nickt" u. s. w. Bekannt und gebührend verrufen ist Zelter's erster Bericht über Weber's Freischütz (III, 191 ff.), der hier nicht wiedergegeben werden kann; ein anderes Mal redet er von Weber als „dem Kränkling, der . . . mit seinem Samiel so manchen mit krank macht. Darin muss er seinen König loben, dass er all das Zeug vor'n Teufel nicht mag", (IV, 63). „Die Musik zur Euryanthe setze ich über den Freischützen (den ich freilich nicht ausstehen kann), auch ist wie in allen Weber'schen Compositionen viel Gesuchtes, Gespritzeltes, aus feinen Läppchen Zusammengesetztes, Schwieriges, Fremdes darin. Ertrotzte Lebhaftigkeit und dazwischen allerdings gute Stellen und ein Fleiss, den ich *mit Schrecken bewundere,* weil's der ganze Bettel nicht verdient." (Man sieht schon aus diesen Beispielen, dass Bewunderung diesem Mann leicht etwas „Schreckliches" wurde!) Spontini weissagte Zelter nach der Vestalin, dass „niemals was Ordentliches aus ihm werden würde." (I, 438), etc.

Aber genug und übergenug! Man sieht, Alles wird schlecht gemacht, was ein Genie und nicht gerade todt oder Felix Mendelssohn war. Ein solcher Zelter, mit professoralem Hochmuth und banausischer Beschränktheit als mit Sattel und Zaumzeug ausgerüstet, konnte denn freilich unsern Dichterfürsten nicht ins Himmelreich der Musik emportragen! Leider hat Goethe, der in theoretischen die Musik betreffenden Fragen so energisch seine Selbstständigkeit zu wahren wusste und wiederholt siegreich das Feld gegen seinen Freund behauptete, demselben nie heimgeleuchtet, wenn er unsere herrlichsten Meister verunglimpfte. Und wenn auch der Himmel das Schlimmste verhütet hat, dass nämlich die beiden, um der bedrängten „Musik als Kunst" in ihrer Weise aufzuhelfen, die namentlich von Zelter's Seite mit Eifer geplante gemeinsame Oper vom Stapel liessen, so vermochte doch Zelter, als Hüter der echten reinen Kunst, den Meister jener „neuen Musik, die verloren gehen musste", d. h. der herrlichsten Entwicklung unserer Musik, der die eigene Anlage ihn schon fernhielt, immer systematischer zu entfremden. Nun blieb es auch für Goethe, Beethoven gegenüber, bei der scheuen Bewunderung, C. M. v. Weber liess er, der sonst für wen nicht! liebreiches, freundliches Entgegenkommen bereit hatte, eisig kühl an sich vorüberziehen, und begrüsste dagegen in Mendelssohn, von der ersten Stunde an, da er sich über ein gar nichtiges Quartett desselben mit Zelter aufregte, das aufgehende Gestirn einer neuen Aera der Musik.

Die Experimente, zu denen sich Goethe in dem geistig verwaisten krähwinkligen Weimar seiner letzten Zeit, wie überall, so auch in der Musik getrieben sah, jene verwunderlichen musikalischen Gesellschaften, in welchen er bereits einen Vorschmack der heute beliebten Konzertmenus gegeben hat, können uns, denen nun einmal alles in der Befassung mit der ernstesten Kunst nur entfernt an Spielerei gemahnende ein Grauen einflössen muss, nicht die harmlose Freude gewähren, wie Manchem vor uns. Auch die allerdings überraschend gewaltigen Einwirkungen der Musik auf den Meister im Jahre 1823 in Marienbad verlieren an Bedeutsamkeit, wenn wir bedenken, dass der pathologische Prozess, der sie ermöglichte, wenn auch natürlich bei Goethe als 74jährigem Greise viel grossartiger und tiefer sich abspielend, im Grunde doch derselbe war, der verliebten Kavalieren bei Shakespeare oder Calderon ihre schwärmerischen Anrufungen der Musik in den Mund legt. Ja, nach Goethe's eigenen, so lebendigen und offenen Schilderungen, können wir sogar nicht zweifeln, dass auch das Aeusserliche der Darbietung — zumal die schönen Augen der Szymanowska! — ganz wesentlich zu jenen Eindrücken mit beigetragen habe.

Alles in Allem würden wir diese erste Betrachtung Goethe's, wie ihn seine Naturanlage der Musik gegenüberstellte und wie er in seiner Entwicklung unter der Aegide Zelter's stehen blieb, mit unseres Meisters Worten zu beschliessen haben: „wo bleibt nun aber unsere grosse, unsäglich herrliche deutsche Musik?“ Aber wir sind noch nicht zu Ende. Ein Zelter konnte am Letzten einem Goethe da Fesseln auferlegen, wo dieser selbst nach Befreiung rang!

„Der Zwiespalt ist vorhanden“, diess Wort behauptet seine Gültigkeit. Wir wollen denselben vorerst so formuliren: „Goethe verstand und liebte die Musik in gewissen ihrer Offenbarungen; aber er selbst war sich bewusst, dass diess weder ihre gesammten, noch ihre letzten und höchsten waren; und in dem ahnungsvollen Gefühle, dass sich ihm diese nicht erschliessen würden, tritt Angesichts jener Gesammtheit, jenes Höchsten, an Stelle einer frischen, freudigen, weil verständnissvollen Liebhaberei ein tiefsinniges, aber im Innersten nicht zu befriedigendes Sehnen, dessen seltenere Kundgebungen freilich die häufigeren der ersteren Art an Bedeutsamkeit um ebenso viel überragen, als die Goethe'n verständliche Art der Musik von einer entgegengesetzten, ihm verschlossenen überragt wird. Wenn aber jenes Sehnen in persönlichen Stimmungen hie und da entsagungsvoll gefärbt erscheint, so reisst es dagegen den *Künstler* zum divinatorischen Erschauen eines Reiches der Musik hin, das ihm selbst in Wirklichkeit zu schauen nie beschieden sein sollte“.

II.

Die landläufige Unterscheidung in kirchliche und weltliche Musik kommt dem von uns gemeinten Gegensatze zwar sachlich nahe, leitet ihn aber nicht aus dem eigenen Wesen der Musik her — vielmehr trägt diese Unterscheidung einen Gegensatz aus einem anderen Gebiete in die Musik hinüber und erlegt

ihr zum Ausdrucke desselben bestimmte Formen auf, ohne zu berücksichtigen, ob nicht sie aus sich selbst, so gut wie die Religionen, einen gleichen Gegensatz und Ausdrucksformen dafür erzeugt habe.

Auch aus Schopenhauer's Theorie der Musik können wir deren in Rede stehende Zweiheit zunächst und unmittelbar noch nicht erkennen. Aber es ist lediglich eine zufällige Folge einer ihm in der Kenntniss der höchsten musikalischen Kunstwerke auferlegten Beschränkung, wenn er die letzte Bestimmung der Musik, die sich gerade aus dem Zusammenhange seiner Gesammtphilosophie mit überwältigender Klarheit ergiebt, nicht ausdrücklich hervorgehoben hat.

Die Musik ist, nach Schopenhauer, nicht, gleich allen anderen Künsten, das Abbild der *Ideen* (d. i. der ewigen *Urbilder* der Dinge, deren vervielfältigte *Erscheinung* die Welt der einzelnen Dinge ausmacht), sondern *Abbild des Willens selbst*, d. i. des Ansich der Welt, und insofern den Ideen koordinirt, selbst eine ewige Idee. „Desshalb eben ist die Wirkung der Musik so viel mächtiger und eindringlicher, als die der anderen Künste; denn diese reden nur vom Schatten, jene aber vom Wesen“ u. s. f. Schopenhauer hat immer wieder und wieder die Musik als die höchste Kunst bezeichnet, aber als Grund dafür immer nur jene ihr ganz eigene unmittelbarere Wahrheit in der Wiedergabe unseres innersten Wesens angegeben; damit aber wäre doch nur, wenn auch in erhöhtem Maasse, die ganz allgemeine Wirkung aller Kunst hergestellt, die Leidenschaften zum Schweigen zu bringen und die reine, willenslose Erkenntniss zu erzeugen, von welcher es noch dahingestellt bliebe, ob sie sich in diesem Falle, im Vergleiche zu den andern Künsten, auf besonders tiefe und, im Sinne der Philosophie der Erlösung, bedeutsame Objekte richtete. Ja, indem Schopenhauer an einer Stelle (W. a. W. u. V II, 521 der 4. Aufl.) sagt: „eben dadurch schmeichelt sich die Musik so in unser Herz, dass sie ihm stets die vollkommene Befriedigung seiner Wünsche vorspiegelt“, könnte es vielmehr geradezu scheinen, als sei die Wirkung der Musik nicht eine gemäss ihrem eigenen Wesen tiefere, sondern nur eine durch die Beziehung dieses Wesens zu dem unsrigen materiell intensivere, somit vor allen Dingen eine nichts weniger als sittlichere im Vergleich zu der Wirkung der anderen Künste. Wenn man hiernach beherzigt, wie himmelweit die in obigem Zitate charakterisirte Gattung der Musik, welche allerdings die am Meisten vertretene sein mag, von dem höchsten Ziele der Kunst, das sich gerade in Konsequenz der Schopenhauer'schen Lehre ergiebt, entfernt bleibt, so fühlt man um so mehr die Verpflichtung, der weniger vertretenen, aber unermesslich bedeutsameren zweiten Gattung jenes Ziel zu vindiziren, was nach folgenden Analogieen der Schopenhauer'schen Lehre ein Leichtes scheint:

Schopenhauer trennt (z. B. Parerga II, 415) alle *Religionen* darnach, ob sie Optimismus oder Pessimismus zum Grundzuge haben, dem Willen schmeicheln oder zur Brechung desselben hinführen.

Er erklärt (W. a. W. u. V. II, 478) die Skulptur der Bejahung, die Malerei der Verneinung des Willens zum Leben angemessen und leitet daraus

den Satz her, dass die Skulptur die Kunst der Alten, die Malerei die der christlichen Zeiten gewesen sei.

Er weist (ebd. II, 496) der modernen Tragödie einen höheren Rang an, als der alten, weil letztere das Menschengeschlecht nur unter der entsetzlichen Herrschaft des Zufalls und Irrthums, nicht aber (wie das christliche Trauerspiel) die dadurch veranlasste und davon erlösende Resignation zeige.

Dass nun Schopenhauer, obgleich für die Musik am Allergebieterischsten die Forderung einer solchen über das Leben erhebenden Endwirkung sich geltend macht, doch gerade hier immer (sehr sprechend auch z. B. noch I, 378) bei der „Widerspiegelung und endlichen Beruhigung und Befriedigung des Willens“ sich zufriedengiebt, hat ganz zweifellos seinen Grund darin, dass er, dem Mozart und — Rossini die grössten Meister waren, die zweite, höhere Gattung der Musik einfach nicht gekannt oder nicht verstanden hat. Wessen heilige Trias aber vielmehr in dem Namen Bach's, Beethoven's und Wagner's sich bezeichnet, dem wird es auch aufgehen, dass die Musik, nachdem sie ursprünglich im Leben selbst Wurzel geschlagen, nach ihrer anfänglichen wahrhaftigsten Wiederspiegelung desselben auf sicherstem Wege aus ihm hinausgeleitet, und dass die *Brechung und Ueberwindung des Willens* dieser christlichsten Kunst so gut zu eigen sei, wie der christlichen Religion, Malerei und Tragödie. Und indem nun zu der zwiefachen Kraft, der ersten, die ihr mit aller Kunst gemeinsam ist, über die Leiden und Leidenschaften des eigenen Selbst zum willenslosen Schauen zu erheben, der zweiten, die sie mit den höchsten Erscheinungen der Malerei und Tragödie theilt, Erkenntniss aus gebrochenem Willen, Freude aus dem Leiden, Leben aus dem Bilde des Todes zu erzeugen, als dritte und grösste jene unmittelbarere Wahrheit ihrer Offenbarungen tritt, die Schopenhauer nur für die Spiegelung des Wesens der Welt in ihr fand, die wir ihr nun aber vollends auch für das Ueberweltliche vindiziren dürfen, ist uns die unvergleichliche Suprematie dieser unserer Kunst erst in einem höheren Sinne aufgegangen.

Von diesen Gesichtspunkten wird eine wahre Aesthetik der Musik in Zukunft auszugehen haben, wie sie denn in grossem Style von unserem Meister im „Beethoven“ angewandt worden sind, ja, obgleich nicht ausdrücklich ausgeführt, auch der folgenden, als besonders prägnant hier mitgetheilten Stelle zu Grunde liegen (VIII, 317 der „ges. Schriften“): „Die Musik war unter der Führung der italienischen Gesangsmusik zur Kunst der reinen Annehmlichkeit geworden: die Fähigkeit, sich die gleiche Bedeutung der Kunst Dante's und Michel Angelo's zu geben, leugnete man damit durchaus ab, und verwies sie somit in einen offenbar niedereren Rang der Künste überhaupt. Es war daher aus dem grossen Beethoven eine ganz neue Erkenntniss des Wesens der Musik zu gewinnen, die Wurzel, aus welcher sie gerade zu dieser Höhe und Bedeutung erwachsen, sinnvoll durch Bach auf Palestrina zu verfolgen, und somit ein ganz anderes System für ihre ästhetische Beurtheilung

zu begründen, als dasjenige sein konnte, welches sich auf die Kenntnissnahme einer von diesen Meistern weit abliegenden Entwickelung der Musik stützte".

Wie ungenügend, oder im Grunde gar nicht, diese Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der zweierlei Musikgattungen bisher erkannt und gewürdigt worden ist, geht zur Genüge daraus hervor, wie man die ihr am nächsten entsprechende Unterscheidung von kirchlicher und weltlicher Musik gehandhabt hat. In den Rahmen der kirchlichen Musik ward genau so viel Ueberschüssiges aufgenommen, als in den der christlichen Religion, wie man sie so lange verstanden hat und wie sie denn nun jene Musik ausdrücken sollte. Hier wird nach Schopenhauer's Anweisung eine Klärung ebenso entschieden vorzunehmen sein, wie er selbst sie im Gebiete des christlichen Glaubens vollzogen hat. Das sogenannte christliche Oratorium zumal bezeichnet die gleiche Konfundirung aller christlich-künstlerischen Grundlagen, wie der biblische Kanon die aller christlich-religiösen. Geradezu typisch offenbart sich der in Rede stehende Gegensatz in Haydn's „Schöpfung", die, ohne auch nur irgend ein christliches Element in sich zu enthalten, unbedenklich immerfort als „Kirchenmusik" geführt und — was unglaublich scheint — in diesem Jahre in einer hervorragenden norddeutschen Stadt zur Feier des *Charfreitags* aufgeführt worden ist*).

Dass jene „den Willen befriedigende", jene *Kunst der Lebensfreude*, als deren Sprecher hier charakteristisch richtig Haydn zu Worte kam, im letzten Sinne den Heiland und sein Erlösungswerk aus der Welt eliminirt, hat man sich entweder nicht klar gemacht, oder heutzutage, wo das Alte Testament allerwärts, und daher in der Musik das *Hallelujah* herrscht, nichts darin gefunden. Wir sollten uns aber wenigstens klar darüber werden, dass eine Gattung der Musik, die ihre Meister mit allem künstlerischen Drange endlich dahin führt, die Schöpfung, als einen Gegenstand leidloser Freude, musikalisch nachzuschaffen, wesentlich nur *formal* mit jener anderen Kunst verwandt sein kann, die sich zwar auch grossartig kühne Welten schafft, — dabei den Muth hat, deren grauenvollste Leiden aufzudecken, — aber gewissermaassen nur als ein Mittel, einen Schauplatz, auf dem der Erlöser sein Werk beginne, dessen Liebesgeist nun aus den erhabenen Offenbarungen dieser *Kunst der Heilsverkündung* wiedertönt. In diesem Sinne, einer Ermöglichung des Heilswerkes, gewinnt die Welt und ihr Schöpfer, wie aus den Worten des Erlösers selbst, so aus den Werken Bach's, Beethoven's und Wagner's eine

*) Ich stehe nicht an, trotz des Namens Haydn — Einsichtige werden begreifen, dass diese Aeusserung Nichts gegen diesen Meister enthält — eine solche Feier des Charfreitages für eine Entweihung desselben zu erklären. Denn an dem „höchsten Schmerzenstage" aus allen Tonarten Gott den Schöpfer als solchen zu loben, klingt doch fast wie eine Verhöhnung des Erlösers, wenn es auch nur eine einzelne, freilich besonders schneidende Konsequenz jener unseligen Gepflogenheit ist, die ich an einer anderen Stelle als das Hegen des ästhetischen Dreieinigkeitsdogma's Haydn-Mozart-Beethoven in allgemeinerem Zusammenhange ins Licht gesetzt habe.

tiefsinnige Rechtfertigung, ja eine Berechtigung für alle Die, welche nun einmal das „Alles war sehr gut“ weder aus den Worten der Genesis noch aus den Tönen Haydns sich haben zu eigen machen können.

Es könnte nach dem Vorhergehenden fast den Anschein gewinnen, als sei mit dieser Zurückführung der zwei Gattungen der Musik auf eine durchaus verschiedene, ja gegensätzliche Grundlage nicht nur die Einheit des Wesens dieser Kunst durchbrochen, sondern damit auch in einen bisher für fest und untheilbar gehaltenen Besitz ein Riss gebracht. Dem ist nicht so. Vielmehr gewinnt gewissermaassen in dieser Beleuchtung die Musik die gleiche viel bedeutsamere Einheit zurück, die in anderer Weise alle Künste zu einem Ganzen verbindet, indem sie nochmals eine Spiegelung von deren gesammter Reihe gibt, so zwar, dass die Musik der von uns so genannten ersten Gattung zu der der zweiten sich verhält, wie die bildenden Künste zur Gesammtheit der Musik. Wie die Kunst, als bildende Kunst, im rein stofflichen Nachbilden der Lebensformen ihren Anfang nimmt und, als Musik gänzlich stofflos geworden, endet, so beginnt nun auch die Musik wieder zunächst mit einem, nur noch idealen, Nachbilden von Lebensformen (man denke an die Entstehung der Symphonie aus der Tanzmelodie), um, in ihrer höheren Gattung, mit einem Hintersichlassen alles Lebens zu enden. Begreiflich, dass die Wortführer des jüdischen Geistes von der zweiten Musik Nichts wissen wollen, weil sie nämlich überhaupt von keinem Jenseits des Lebens etwas wissen. Nie dagegen kann, wer in ihr lebt, ungestraft von der Letztern sich lossagen.

Diese Thatsache besagt, gleichsam symbolisch, dasselbe, wie die jüngst von uns ausgesprochene Nothwendigkeit, „mit unserer Kunst zu leben“: konnten wir doch Goethe'n Worte in den Mund legen, die gerade auch der Musik Keime des Lebens, edle Lebenskräfte zusprachen.

Nach unserer heutigen Betrachtung werden wir nunmehr den obigen Gedanken so fassen dürfen: ebenso wie die Schöpfung die Erlösung bedingt, und vorbereitet, so bildet auch jene „erste“ Musik, die Musik der Lebensfreude, wie formal eine Vorläuferin und Vorbereiterin, so ideell die lebenbedingende Atmosphäre der zweiten, der Musik der Heilesverkündung.

Die Anweisung einer solchen Stellung tritt dem Wesen der Mozart'schen und Haydn'schen Kunst nicht zu nahe*) — ganz zu geschweigen davon, dass Mozart ohnehin in gewissen, oft genug als eximirt in seiner Kunst dastehend genannten Momenten unzweideutig in die „zweite Gattung“ hinüberragt; so wenig wie Schopenhauer der Natur zu nahe tritt, wenn er die Wirkungen der Kunst über die ihrigen stellt, weil, was man nur im Bilde erblicke, ausser aller Möglichkeit irgend einer Beziehung zu unserem Willen

*) In der Stellung Goethe's zur Musik liegt eine tiefere Schätzung Mozart's und Haydn's vorgezeichnet, als alle Lobpreisungen dieser Meister in falschen Zusammenstellungen oder vollends die Gegenüberstellung einer als Mumie monumentalisirten Mozart'schen Kunst gegen eine neue Richtung je erzielen können.

stehe. Ein analoges Verhältniss der Steigerung aber besteht in der That zwischen den zweierlei Arten der Kunst, wie zwischen Natur und Kunst: wird in der ersteren Art noch immer der Wille selbst im Bilde von uns erblickt, ja, nach Schopenhauer's eigenem Geständniss seine Befriedigung uns vorgespiegelt, und ist somit hier wenigstens noch eine mittelbare Beziehung zu unserem Willen vorhanden, so kann dagegen diese Beziehung bei den Kunstwerken der zweiten Gattung höchstens die sein, dass von dem blossen Bilde einer Welt, in der der Wille wesenlos geworden, auch die wildesten Anläufe des eigenen Willens ohnmächtig zurückprallen müssten.

Die Musik Haydn's und Mozart's ist eine Musik für Stimmungen, menschlichen Regungen entgegenkommend und entsprechend, eine richtige Blüthe des Erdendaseins, weil sie das Paradies, ein ewig Vergangenes, weil nie Gewesenes, das doch Niemand gerne fallen lässt und daher Alle als nur verloren sich vorspiegeln, mindestens der Phantasie aus seinem Niegewesensein ins Sein zurückzaubert: eine Kunst, die Jedermann zugänglich ist, aber in dem Einzelnen austönt und in den Meisten verklingt. Die Musik Bach's, Beethoven's und Wagners dagegen ist eine Musik für Menschenleben, weltliche Regungen bändigend und wandelnd, eine rechte Heilsfrucht aus einer anderen Welt, weil sie von einem unwandelbar Zukünftigen, der Ewigkeit, der Niemand ins Auge schauen kann, das wahrhaftigste Bild in Tönen uns herüberträgt: eine Kunst Weniger, aber ihnen immerdar nach- und aus ihnen weiterklingend. Dort eine Bühne auf der Bühne, darauf ein himmlisch Zauberspiel, aber Spiele, Bild, Alles bis ans Ende, da Alles verfliegt; hier ein Traum in dem Traum, Leben genannt, darin ein wildes Leidensgedränge, aber Wesen, Wahrheit Alles, bis zum letzten Augenblick, der hier nur ein neues „Werde“ bedeutet.

III.

Dass Goethe von der im Vorigen uns aufgegangenen Zweitheilung der Musik nach ihren innersten Grundlagen keine irgend bestimmten Vorstellungen gehabt hat, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir sehen, wie selbst dem eigentlichen Entdecker und tiefsinnigsten Begründer der musikalischen Aesthetik solche gänzlich gefehlt haben. Diese grossen Männer stehen beide an der Grenzscheide, über die ein Neues, Höheres der Musik hereinbricht; sie sehen es nahen und müssen es verkennen! So weicht Goethe Beethoven, so Schopenhauer Wagner aus: sie stören ihnen ihre Zirkel. Nun aber erst zieht die Musik ihre Kreise, und da müssen Jene mithinein, sie mögen wollen oder nicht! Wir sahen schon, wie es in der Lehre Schopenhauer's nur eines leisen Zurechtrückens, eines Zusammenlegens des Zusammengehörigen bedurfte, um die ganze unermessliche Bedeutung der Musik, dem ersten Anschein zum Trotz, als seine wahre und ausschliessliche Entdeckung zu erweisen: in ihm, dem noch jugendlichen Weisen, lebte bereits tiefstes Wissen um Alles, was die Musik ist. Das war eine Begnadung des Weltweisen vor

dem Künstler, dem es, ein langes Leben hindurch schwerer gemacht werden sollte, bis er endlich ahnte, was die Musik sein müsse. Wie arg ist der Meister missleitet, wie ist ihm die so einfache Urwahrheit dieser unserer Kunst immer verschleiert worden! Er musste sich, wo immer er in der praktischen Ausübung auf sie traf, an einem Musiktreiben genügen lassen, das, wie es ja nie ausstirbt, unseren Meister endlich dahingebracht hat, zum Heile der Kunst es auszusprechen, dass er kein Musiker sei!

Was Wunder endlich, wenn Goethe's unermüdliches Trachten, das eigene Schaffen mit Musik zu durchdringen, da, wo es im Suchen nach einem „Opernkomponisten" sich kundgab, ihn immer auf's Neue zu einem poetischen Sichwegwerfen brachte, das ihn seinem eigensten künstlerischen Genius wie dem Geiste der Musik gleichermaassen entfremdete? Die Kunst, die, nach Beethoven's Ausspruch, „dem Manne Feuer aus dem Geiste schlagen sollte", sie wirkte, wo er sich künstlerisch ihr vereinigen wollte, lähmend, anstatt befeuernd, auf seine schöpferische Kraft, wie sie andererseits ihn da, wo er sich theoretisch mit ihr befasste — sie, der Tod alles Alexandrinerthums! — gar häufig als einen Alexandriner sich gegenübersah. Aber nicht Opernkomponisten und nicht Musiktheoretiker vermochten Goethe'n der Musik zu retten, und wenn seine künstlerischen Schöpfungen unmittelbar für, und seine Aeusserungen über die Musik uns nicht eben den höchsten Begriff von seinem musikalischen Leben zu geben im Stande sind, so war es ihm doch vorbehalten, sich den höchsten Begriff von der *Musik* im spätern Leben unentreissbar sicher, wenn auch nur als eine Ahnung zu erobern. Seine Stimmungen kehrten sich der Gattung der ersten, schönen Musik, sein ewiges, grosses Theil, das sich freilich hier nur im Sehnen kundgeben, nicht das Ersehnte auch nur ein einziges Mal umfangen sollte, der zweiten, erhabenen Gattung zu. Und war es nicht anzunehmen, dass Goethe, dem der Sinn, die ewigen Ideen leiblich oder geistig zu erschauen, von allen übrigen Künsten her vertraut war, auch eine Gattung der Musik hätte begreifen müssen, bei der die Koordinirung mit den Ideen im Sinne einer unmittelbar typischen Wirkung im höchsten Begriffe erst beginnt, indem nämlich, auch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, „Ideen", d. h. sittliche Grundmotive, schöpferische Gedanken, symbolische Bedeutungen, hier in die Musik eingeführt werden? Nur freilich hätten ihm diese vermittelt werden müssen, da er nicht genugsam durch seine eigene Entwicklung angeleitet worden war, in der Musik direkt das Höchste, wie er es allgemach zu suchen gelernt hatte, auch wirklich zu finden. Der sicherste Weg hierzu wäre der des *musikalischen Dramas* gewesen, als bei welchem Goethe jenen Sinn des „Schauens" nur zu vertiefen gebraucht hätte, um auch ins Wesen der Musik mit hinabzuschauen. Die wenigen ehrwürdigen Beispiele des musikalischen Dramas, wie solches damals noch möglich war, haben denn auch bedeutend auf Goethe eingewirkt: nur kam es eben nie zu einer systematischen Einwirkung. Vielmehr brach, nachdem kaum das grosse Problem unter Schiller'schem Einflusse von ihm würdig erfasst worden,

vorzeitig jäh der 9. Mai des Jahres 1805 über ihn herein, und nun wurde es wieder möglich, dass der Berliner Musikhandwerker mit dem Projekte einer „Oper“ die Hand auf ihn legen konnte. Ganz besonders in Anschlag zu bringen ist hier ferner die Thatsache, dass Goethe von Bach nur die eine, die instrumentale, weltliche Seite gekannt hat, die grossen religiösen Chorwerke dagegen damals vergraben lagen. So gab denn die ungeheuere Architektonik in den Werken des instrumentalen Bach seiner Liebhaberei, Analogien aus dem Gebiete der bildenden Künste in die Musik hinüberzutragen, bis zu einem Grade Nahrung, dass er zuletzt, in einer von unsern Vorgängern besonders stark betonten Stelle*), geradeswegs den Drang, *eine Welt zu bilden,* als den höchsten Moment schaffender Musik bezeichnen konnte. Damit wäre denn freilich mehr die Kunst Haydn's, als die Bach's charakterisirt, und wenn Goethe den ganzen, grossen Bach gekannt hätte, so würde ihm vielleicht die weit höhere Ahnung aufgegangen sein, wie sichs etwa im Busen des Gottessohnes, kurz vor der *Welterlösung,* möchte zugetragen haben!

So blieb also nur Beethoven, der dem Dichter die Mysterien der Musik hätte erschliessen können. Und das ist denn nun ein gar wundersames Bild, wie diese beiden Heroen einander suchen und nicht finden können. Der Musiker den Dichter leidenschaftlich bewundernd, mit aller Kraft seines grossen Herzens sich sehnend, ihn in seine Sphäre zu ziehen; der Dichter innig das ersehnend, was gerade in diesem Musiker überschwänglich gross lebte, und doch gerade in ihm es nicht erkennend und daher in scheuer Bewunderung ihm aus dem Wege gehend. Wohl zuckte es einmal auf in ihm wie Verständniss;**) wenn aber Beethoven, auf die Mittheilungen dieser Kundgebungen, voller Freuden ausrief: „wenn ihm Jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ich's!“ — so hat Goethe in der Folge durch keinerlei weitere Regung diese hoffnungsvolle Erwartung bestätigt. Was Beethoven damals nicht begreifen konnte, ist uns heute kein Räthsel mehr: dass über seine Musik eben Niemand, auch er selbst nicht, Goethe'n „Verstand beibringen“ konnte, nie und nimmer hätte beibringen können, das sei denen gesagt, die da alles Ernstes glauben, Goethe habe im Nichtbegreifen Beethoven's „in seiner Zeit gestanden“ und würde am Ende mit der Zeit noch so weit fortgeschritten sein, ihn zu begreifen, z. B. Wasielewski p. 13. Die Zeit!

*) An Zelter, 21. Juni 1827: „ich sprach mir's aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen, kurz vor der *Welt-Schöpfung,* möchte zugetragen haben“ etc.

**) Von Bettina von Arnim's enthusiastischen Berichten über Beethoven gleichsam mit fortgerissen, erwidert er dieser seiner Freundin: „ ... was aber ein solcher vom Dämon Besessener ausspricht, davor muss ein Laie Ehrfurcht haben, und es muss gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniss spricht, denn hier walten die Götter und streuen Samen zur künftigen Einsicht ...;“ und weiter: „ihn belehren zu wollen, wäre wohl selbst von Einsichtigeren, als ich, Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet, und ihm oft wie durch einen Blitz Haltung gibt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde.“ (6. Juni 1810.)

Liebe Zeit! Was lernt denn ein Genius wie Goethe von der Zeit, als höchstens Daten, Formen, Handgriffe seines Schaffens! Er hätte zu allen Zeiten der Gleiche sein und, wie er war, Beethoven fern bleiben müssen. Er ist ehrwürdig, majestätisch in seinem Nichtbegreifen Beethoven's, aber auch nur er, weil ihm auch noch die zweite Geistesmacht verschlossen blieb (und gleichfalls durch sein Gesammtwesen verschlossen bleiben durfte), die, wie es unser Meister dargethan hat, nun für alle Zeit vom Grundwesen der Beethoven'schen Kunst nicht mehr zu trennen ist: die Schopenhauer'sche Philosophie. Von dem Himmelslichte, das aus dieser auf die Musik zurückstrahlt, hatte jene Philosophie, die Goethe so mächtig beeinflusste (Spinoza) keine Ahnung, und so auch Goethe keine Ahnung davon, dass man je tiefer in das Wesen der Musik eindringe, je fester man die Philosophie der Erlösung umklammert halte. Der Wortführer des Optimismus um jeden Preis, Leibnitz degradirt die Musik ganz folgerichtig zu einer Uebung im Lösen von Rechenexempeln; während sie seinem tödtlichen Gegner Schopenhauer ganz unter der Hand zur höchsten in dieser Welt möglichen, ja zur einzigen wirklichen und unmittelbaren Offenbarung wurde. Fehlte Goethe'n nun diese philosophische Vorbedingung, so damit zugleich die aus ihr hervorgehende Grunderkenntniss, dass die Musik durch Trauer am Meisten erfreue. Man kann sich bei Goethe fast nie des Gefühles entschlagen, dass die Musik stofflich auf ihn gewirkt habe.*) Nun wissen wir, dass das Tragische ein an sich von ihm gemiedenes Element war — wie musste also Beethoven auf ihn wirken, der schon in seiner Goethe noch zugänglichen Periode alle Mächte der Tragik dämonisch wild entfesselte und immer mehr zur Befreiung auch von ihr wieder in die Askese sich versenkte? Auf ihn, dem die Musik bisher nur als Bildnerin in dem instrumentalen Bach, als holde Trösterin aber nur in dem lächelnden Zuwinken Haydn's und Mozart's aufgegangen war und dem sie nun mit einem Male, anstatt ihn zu trösten, neue Leiden aufzuerlegen schien? Ihm konnte „Harmonie" nur das bedeuten, was gleichsam noch fehlte, um der ganzen grenzenlosen Harmonie seines Innern das letzte Gepräge zu geben; in Wahrheit bedeutet Harmonie das, was ihm zum Inbegriff aller künstlerischen Offenbarung einzig, aber für immer fehlen musste: eine Welt der Tragik, in deren sich öffnende Himmel ihm zu blicken nicht vergönnt war, weil er den Blick in ihre gähnenden Schlünde nicht zuvor hatte ertragen können.

War so Goethe für ein unmittelbares Verständniss der Musik aus ihren höchsten Werken verloren, so erleben wir nun das Wunder, dass aus diesem

*) Eine merkwürdige, aber meines Wissen bisher nirgends bemerkte Stelle findet sich in dieser Hinsicht in der italienischen Reise, im Bericht aus dem Februar 1788: „Nun will ich gerade nicht behaupten, dass mir jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals seien zuwider gewesen, doch aber liebt' ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Verlust und Misslingen uns nur allzuoft herabzuziehen und zu überwältigen drohen." Wo bleiben da Beethoven's Adagios?

selben Goethe in seinen letzten Werken der *Geist der Musik,* wie nur aus Einem grossen Musiker, sich offenbart! So war die Seherkraft dieses Mannes, dass ihm, in den „Wanderjahren", das Reich der Musik aus seinem Sehnen erstand, wie es nur je ein schwärmender Musiker sich hatte träumen können; so ungeheuer seine Schöpferkraft, dass er, in der Schlussscene seines „Faust", unbewusst eine Welt der Musik aus seiner Dichterwelt heraus hatte nachschaffen können. Die Musik, das *Weib* nach unseres Meisters Bilde, die Dirne, die Erlöserin — sie, die den Meister im Leben zu stäter Sehnsucht angereizt, selten wohl wahrhaft getröstet hatte — hier steht sie ihm mit einem Male da, hoch über allem Leben, als „unsere liebe Frau", an die nun er den schönen Glauben uns zurückgegeben hat!

Das schönste Bild der Musik ist hierin ausgesprochen — für sie bleibt eben ein Bild, was für die bildenden Künste die sublimste Kundgebung ihres Wesens war. Selbst die Poesie, ohne Musik, „ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen". Wie ist doch so das Werk Goethe's wieder in einem neuen Sinne ein Urbild alles Lebens: so flüchtet im Leben der Gläubige von dem Schlusse des Leidensdrama's, dem Tode des Erlösers, dessen Scheideblick am Ende doch nur von einem Sterbenden ganz begriffen und erwidert werden könnte, hin zu dessen lebenspendendem Anfange, zur Jungfrau Maria, die jener Scheideblick verklärend als Trösterin im Leben zurückliess. Aber im Sterben will er sich den Blick seines Gottes nicht nehmen lassen, und so kehrt auch, wem in der Musik, wie in einem Vortode, das Bewusstsein des Lebens erlischt, vom Bilde sich zum Wesen, von der Kunst der „Königin, Göttern ebenbürtig", zu jener Anderen, „der Gott selbst in Pflege sich gab".

Das persische Theater.

Vom Grafen Gobineau.

IV.

Andere dramatische Stoffe.

Geben wir nun eine flüchtige Uebersicht über den Umfang der gegenwärtigen Litteratur der Tazyèh's.

Ein Stück ist betitelt: *„Das Spiel mit Erde"*. Aly und Fathemèh leben in Medina, mit ihren beiden Söhnen Hassan und Housseïn. Die zärtlichste gegenseitige Liebe vereint die Glieder dieser heiligen Familie. Man blickt in ihr häusliches Leben; man bewundert ihre Güte, ihre Sanftmuth, ihre Einfachheit. Es ist früh Morgens. Fathemèh, die Tochter des Propheten, welche dieser selbst, neben Eva und der heiligen Jungfrau, für die vornehmste der Frauen erklärt hat, ist mit häuslichen Sorgen beschäftigt, sie kleidet eben den kleinen Hassan an. Sie lässt ihn sich setzen; sie kämmt ihm die Haare, und jedes an ihn

gerichtete Wort athmet die reinste mütterliche Zärtlichkeit. Plötzlich fällt ein Haar unter dem Kamme. Sie hält inne, um es zu betrachten. Sie vergiesst Thränen über diesen Schatten eines Unrechtes, das sie an ihrem Sohne begangen hat, und indem sie sich dem Gedanken daran überlässt, verfällt sie in tiefe Schwermuth und in ein trübes Nachsinnen über die Zukunft dieses so geliebten Kindes. Während sie in diese traurigen Gedanken versenkt ist, erscheint ihr der Erzengel Gabriel als Bote Gottes und wirft ihr ihre Schwäche vor: „Was wirst du erst thun", spricht er, „wenn du das Schicksal kennen wirst, welches seiner harrt? Ein Haar fällt von seinem Haupte, und du weinst? Aber wer wird die Wunden zählen können, welche einst diesen geliebten Körper bedecken werden? Wer wird die namenlosen Schmerzen würdigen können, die seine Seele quälen werden?" — Der untröstlichen Fathemèh wird darauf von Aly Trost zugesprochen; und dieser begiebt sich zur Stadt, um den Propheten Gottes zu begrüssen und ihn zu hören. Da versammeln sich die Kinder des Hauses um Housseïn und begrüssen ihn mit Liebe und mit Ehrfurcht; denn er ist der tapferste, der liebenswürdigste, der edelste unter ihnen. Er ist der Liebling des Apostels. — Die Kinder beginnen zu spielen, und mit ihnen unterhält sich Housseïn, indem er aus Erde Löcher und kleine Hügel bildet. Der heimkehrende Aly befragt ihn über diess Spiel, und Housseïn öffnet ihm durch kindliche aber prophetische Antworten einen Blick auf die Grüfte und Grabhügel der Zukunft. — Als der „Löwe Gottes" sich entfernt hat, kommen andere Kinder, unter Anführung eines ihrer Genossen, den der Dichter gänzlich gewaffnet und, seines jugendlichen Alters ungeachtet, mit dem Panzer bekleidet, den Helm auf dem Kopfe, erscheinen lässt. Er ruft die jungen Imam's an, er verhöhnt und verfolgt sie. Mit seinen Genossen schleudert er Steine auf sie. Habib, Housseïns liebster Freund und Begleiter, will diesen beschützen; aber ihre jungen Verfolger misshandeln Beide mit Schlägen, plündern sie aus und lassen sie auf dem Boden ausgestreckt liegen, wobei Habib mit seinem eigenen Leibe den wie entseelt daliegenden Körper des jungen Imam deckt. Wer sind diese grausamen Kinder? Es ist der kleine Asrèk, der kleine Ibn-Sayd, der kleine Shemr, die dereinstigen Mörder von Kerbela und die ganze Schaar ihrer künftigen Genossen. Stolz über ihren Sieg, ziehen sie sich zurück. Die Scene bleibt einen Augenblick leer, bis auf die bewusstlos hingestreckten Unschuldigen. Aber der Erzengel Gabriel erscheint, er kommt Aly zuvor, führt ihn herbei, die Kinder werden erweckt und Fathemèh zugeführt.

Ich habe das Süjet vom Tode des Abbas, das Süjet von dem Tode des Aly-Ekbèr, und das von dem Tode seiner beiden Brüder erwähnt. Es giebt auch einen „Tod Abdoullah's". Den Höhepunkt der Tragödie bildet endlich die Ermordung Housseïn's selbst.

In einem Stücke, dessen Süjet auf alle diese Ereignisse folgt, bezeigt ein französischer Gesandter, voll Unwillen über die Grausamkeit Yézyd's, in dessen Gegenwart den Frauen der Zeltleute seine Hochachtung und Verehrung: — „Frommer Christ", spricht Zeynèb zu ihm, „könntest du belohnt werden!" Er nimmt den muhammedanischen Glauben an und erleidet das Martyrium. In diesem Stücke giebt es ein Wort, welches einen Alfieri tief erregt hätte. Der Khalif Yézyd sitzt auf seinem Throne, als Shemr erscheint und ihm die Ereignisse von Kerbela meldet. Trunken vor Freude, lässt der Khalif sie sich bis in die kleinsten Einzelheiten berichten, und durchkostet sie mit aller Genugthuung des Hasses, um sich daran zu weiden. Und als Shemr ihm zuvorkommend die Wunden, die Leiden der Imam's schildert, fragt ihn Yézyd: — „Haben die Frauen geweint?"

Man gewahrt darauf diese traurigen Opfer, das edelste Blut des Islam, auf den Befehl des Yézyd in einem elenden Kerker unter den Mauern des Palastes eingeschlossen, in schlechten Lumpen, ohne Brot, ohne Wasser. Sie weinen, und ihr Seufzen und Stöhnen dringt bei Nacht bis zu den Ohren der Gemahlin des Khalifen. Unwissend, wer die Unglücklichen seien, deren Klagen sie vernommen hat, erhebt sie sich, um sich davon zu überzeugen. Aber diese, nun so mächtig gewordene, Frau ist vormals die Sclavin Fathemèh's gewesen. Sie erkennt Zeynèb wieder. Anfangs noch hochmüthig, bald aber gerührt, dann beschämt und demüthig fällt die goldbedeckte Gemahlin des Khalifen der zerlumpten Gefangenen zu Füssen, dann, sich erhebend, eilt sie zu Yézyd und wirft ihm seine Ungerechtigkeit und Grausamkeit vor. Ohne sich zu verleugnen, befiehlt dieser den Tod seiner Gemahlin, und um die Klagen der Frauen und Kinder zu beschwichtigen, die nach Houssein verlangen, sendet er ihnen das Haupt des Märtyrers. Sekynèh, die jüngste der Töchter, ein Kind von vier Jahren, sinkt bei diesem Anblicke zu Boden, indem sie das geliebte Haupt ihres Vaters an ihre Brust drückt. Der Imam erscheint ihr: — „O mein Vater! da bist du endlich," ruft sie ihm entgegen, „wo bist du so lange gewesen? Mich fror, mich hungerte, man hat mich geschlagen! Wo bist du gewesen!" Sie hat ihren Vater schon wiedergefunden, die Ewigkeit hat für sie begonnen; sie öffnet die Augen nicht mehr; sie ist todt, und ihre Mutter und deren Schwestern senken die kleine Sekynèh in die Gruft.

Ich lasse zum Schlusse noch die eigenthümlichste unter den Konzeptionen dieser Dichtungsart folgen, in der, wie man gesehen hat, die Idealität in ihrem Schwunge keine Gränzen kennt, während andererseits die scenische Verwirklichung in der Gröblickkeit und Handgreiflichkeit ihrer Ausdrucksmittel unübertroffen dasteht. Denn, ich wiederhole es, und man hat sich selbst davon überzeugt: keine beschränkende Regel belästigt das Drama weder hinsichtlich der Zeit, noch hinsichtlich des Raumes oder der Ortsveränderungen; unbegränzt ist das Feld der theatralischen Konvention; man verlangt Alles von der Einbildungskraft des Zuschauers, und dieser findet sich auch seinerseits zu Allem bereit. Auf der anderen Seite bietet man ihm den dramatischen Zubehör in voller Wahrhaftigkeit; man führt ihm die Märtyrer vor Augen, man zeigt sie ihm, triefend von Blut, von wirklichem Blute, entstellt von scheusslichen Wunden. In Europa haben einzig die Spanier die Kunst in ähnlicher Weise aufgefasst; und wirklich könnte ihr Theater, so gut wie das der Griechen, hier zu manchen sehr frappanten Vergleichungen Veranlassung geben.

Das von mir gemeinte Stück führt den Titel: „Die junge Christin" und ist vor höchstens zwei Jahren gedichtet, vielleicht vor noch kürzerer Zeit. Es ist voriges Jahr im Tekyèh des Königs in seiner Sommerresidenz aufgeführt worden, und in diesem Jahre ist es zum ersten Male in Teheran über die Scene gegangen.

In Folge einer bemerkenswerthen Neuerung ist das Sakou vor dem Beginne der Vorstellung den Augen der Zuschauer verborgen. Ein Vorhang aus Zeltleinwand umgiebt es. Es soll eine Ueberraschung stattfinden; ein erster Eindruck wird erstrebt und vorbereitet. Nichts einfacher für uns, nichts neues für ein persisches Publikum. Wenn die für gewöhnlich den Eintritt der Schauspieler ankündigenden Fanfaren sich vernehmen lassen, ziehen mehrere Ferrash's schnell den Umkreis des Vorhanges auf, der bis dahin den Anblick der Plateform verhüllte, und es bietet sich folgendes Schauspiel dar:

Das Sakou stellt die Ebene von Kerbela nach der Schreckenskatastrophe vor. Die Araber sind fort; nichts, nichts ist übrig geblieben als die Gräber.

Dicht ausgestreute grüne Kräuter breiten ihre Ranken und Zweige hier und dort über die Grabhügel, und da dieses Gestreu so vertheilt ist, dass es Alles nur halb bedeckt, so erblickt man, in den Gräbern, die Leichname der Märtyrer. Den Einen fehlt der Kopf, den Andern die beiden Arme; dieser hier ist eines Armes beraubt und sein Kopf ist gespalten; jenem Kinde dort hat ein Pfeil die Brust durchbohrt. Und diese Leichname bewegen sich; denn es sind keine Marionetten, sondern wirkliche Schauspieler. Ein grösseres Grabmal, wie ein Altar sich erhebend, befindet sich am Rande des Sakou: es ist der Grabhügel des Imam Housseïn selbst. Man sieht den Heiligen, mit Wunden bedeckt, in seinem Grabe hingestreckt.

So übersieht der Zuschauer zugleich, was auf der Erde und was unter ihr stattfindet. Er sieht das Schlachtfeld der Märtyrer, und die Märtyrer selbst. Aber damit nicht genug Säbel und Lanzen stehen bei jedem Grabe und rufen den stattgehabten Kampf in Erinnerung. Im Umkreise stellen Reihen von brennenden Lichtern die himmlische Glorie dar, welche nur die Imam's umgiebt, und den Heiligenschein, der sich um sie entzündet hat; so dass die Einbildungskraft zugleich durch die Stille und Einsamkeit der Wüste, der schrecklichen Wüste, in der sich das Blutbad vollzogen hat, und von dem Gedanken ergriffen wird, dass nun Alles ein Ende hat, und Alles einen neuen Anfang nimmt, da die Heiligen, in ihrer blutigen Ruhe sichtbar daliegend, von dem ewigen Glanze bestrahlt werden.

Plötzlich betritt eine Karawane das Tekyèh. Es sind zunächst Spielleute mit verschiedenen Instrumenten; dann kommen Soldaten, Kameele, schwer beladen mit Kisten und Gepäckstücken, die mit rothem, in verschiedenen Farben gesticktem Tuche angefüllt sind; endlich eine Schaar Bediente zu Fuss, und auf einem Pferde mit reichvergoldeter Decke und einem Federbüschel auf dem Kopfe: eine junge europäische Dame; ihre Dienerin und Soldaten beschliessen den Zug.

Ich war von dem Kostüme der europäischen Dame überrascht. Der Direktor hatte sich unendliche Mühe damit gegeben. Er hatte Lithographien und Kupferstiche um Rath befragt, und die Toilette von einer oder zwei in Teheran wohnhaften Personen einer Untersuchung unterzogen. Er hatte viel gewissenhafte Sorge darauf verwendet, und in mancher Hinsicht einen guten Erfolg gehabt. Der Bursch, dem die Rolle der jungen Christin anvertraut war, war übrigens sehr hübsch. Er trug ein Kleid aus grünem Satin, mit grossen gestickten Blumen darauf; es war ein Stoff aus Lyon; zwei oder drei Volants waren unten an den Rock gesetzt; die Aermel zierlich gefältet; ein kleiner indischer Shawl kreuzte sich über der Brust nach der Art unserer Bäuerinnen. Ein breitrandiger Strohhut war von einem Bande aus schwarzem Sammet eingefasst, mit einer Schleife auf der einen Seite. Da aber alles diess noch ein wenig ärmlich schien, hatte die junge Dame noch ein *Agdrou* umgethan, d. i. eine jener persischen Perlenschnüre mit ähnlichen Gehängen von Smaragden und Rubinen, die, an den Schläfen befestigt, den unteren Theil des Gesichtes umgeben. Endlich konnte ich mir den Umstand nicht verhehlen, dass die junge Europäerin nicht allein nach Männerart, das eine Bein hier, das andere da, auf einem persischen Sattel sass; sondern sie hatte auch hübsche schwarze Stiefel an, die nicht viel höher als bis über das Knie reichen mochten. In ähnlicher Weise gelingt unseren Kostümverfertigern mit dem Aufwande vieler Forschungen und Kenntnisse die Herstellung ihrer Meisterwerke, welche den Leuten der Epoche, denen man sie zuschreibt, ein Lächeln entlocken müsste, wäre es ihnen vergönnt, zu ihrer Beurtheilung in das Leben zurückzukehren.

Die junge Christin steigt mit ihrer Dienerin vom Pferde und befiehlt dem Anführer ihrer Ferrash's, auf dem Leichenfelde der Märtyrer ihre Zelte aufzu-

schlagen; denn sie hat keine Ahnung von der Bedeutung des Ortes, an welchem sie sich befindet. Der Bediente schickt sich an ihrem Befehle Folge zu leisten. Man bringt einen Pfahl und beginnt ihn in den Boden zu bohren, aber ein hoher Blutstrahl springt aus der Erde hervor, wirkliches rothes Blut, welches die Kräuter auf dem Boden rings umher benetzt. Entsetzen ergreift die Umgebung. Der Chef der Ferrash's verlässt den unheilvollen Platz. Er sucht seinen Pfahl an anderen Orten einzubohren: überall springt ihm Blut entgegen, und bei jedem neuen Versuche entringen sich den Umstehenden neue Aufschreie des Entsetzens. Erschüttert, verzichtet die Europäerin auf eine Niederlassung an diesem unheilvollen Orte, und besteigt mit ihrer Dienerin das Tâgnumâh. Dort legt sie sich nieder und schläft ein. — Da tritt Christus in das Tekyèh, steigt auf das Sakou, und erzählt der eingeschlafenen Fremden, in welcher Gegend sie sich befinde, und was es mit Kerbela und dem furchtbaren Drama, das sich daselbst abgespielt, für eine Bewandtniss habe. Die Vision geht zu Ende, und Christus verschwindet.

Unterdessen hat ein Araber der Wüste, ein Beduine, den Hosseïn noch kürzlich mit Geschenken überhäuft hat, die Ereignisse in Erfahrung gebracht, die sich in der Wüste, an dem Ufer des Euphrat zugetragen haben. Er hat nur einen Gedanken, Diebstahl und Plünderung, und bildet sich ein, vielleicht noch etwas stehlen, von dem Gute seines Wohlthäters noch eine Beute machen zu können, wäre es auch nur irgend ein elender Fetzen, welcher der Raublust und der Wuth der Soldaten etwa entgangen ist. Mit dem schleichenden Gange und den Geberden eines Diebes gleitet er in das Tekyèh. Er besteigt die Plateform. Der Schauspieler, den ich diese Rolle darstellen sah, hatte nicht allein das geeignete Kostüm, sondern auch die Physiognomie und die Geberden dazu. Er hielt auch nicht sein Heft in der Hand, sondern spielte mit der grössten Natürlichkeit; sein schielendes und unheimliches Wesen hatte etwas Schreckenerregendes und bewirkte Grauen und Entsetzen. Aeschylus hat *Kraft* und *Gewalt* nicht brutaler zur Erscheinung gebracht, Shakespeare seinen *Kaliban* nicht aus derberer Masse geformt. Vorsichtig schlüpfte er auf das Sakou, und machte sich daran die lüstern begehrten etwaigen Ueberbleibsel zusammenzuraffen. Er gewahrt nicht den um die Gräber strahlenden Schein; der himmlische Glanz ist einer so abgestumpften Natur natürlicher Weise verborgen. Ebenso wenig erblickt sein Auge eine Gruppe lebendiger und gezähmter Tauben, die auf dem Leichnam des Imam Hosseïn Platz genommen haben; denn die Tradition berichtet, eine Schaar dieser Vögel sei aus der Luft herabgeschwebt, um diese heiligen Ueberreste vor der Gluth der Sonne zu schützen. Ganz vertieft in seine widerwärtigen Forschungen, geräth er bald in Erbitterung; denn er findet nichts. Die Wuth ergreift ihn, die Wuth gegen den Imam, der ihm vorzuenthalten scheint, worauf er gehofft hat. Es ist mehr als die Wuth des Jägers gegen ein Wild, welches ihm durch seine Flucht eine Beute entzieht. Mit rasendem Zorne durchwühlt er das heilige Grab Hosseïn's. Die Störung der Ruhe des Todes ist in den Augen des Asiaten die verabscheuungswürdigste Handlung; und in diesem Falle — welcher Tod und welcher Leichnam! Man beurtheile hiernach das Schaudern der ganzen Zuschauerschaft. Aber das Entsetzen ist noch bei Weitem nicht auf seinem Höhepunkt. In seiner Leidenschaft misshandelt der Elende die heiligen Reste des Märtyrers mit Schlägen. Auch diess genügt ihm nicht; er durchsucht das ganze Todtenfeld nach einer Waffe. Er findet Dolche; sie gefallen ihm nicht; er verwirft sie. Er ergreift Säbel und schärft den einen an dem anderen, aber der Kampf hat sie zu schartig gemacht; sie haben schon zu sehr gegen Helme und Harnische gewüthet. Er findet ein Fleischermesser; das ist es, was er braucht. Er schwingt

es und stürzt sich von Neuem auf den heiligen Leichnam. Nun verdoppelt er seine Schläge mit Anstrengung aller Kräfte, er stöhnt und stösst Schmähungen aus, und noch einmal spritzt das Blut in Strömen unter den von ihm geführten Streichen. Da erschreckt ihn der dumpfe Laut einer Stimme. Es ist die Stimme Housseïns, die aus dem Grabe dringt, und die heiligen Worte ausruft: „Es ist kein Gott als Gott!“ Furcht ergreift ihn; aber seine Tollheit macht ihn blind und taub; das geheimnissvolle Aechzen, welches er hervorruft, verdoppelt seinen schrecklichen Wahnsinn. Das in Strömen fliessende Blut röthet seine Hände, befleckt sein Gewand, es berauscht und exaltirt ihn und verwandelt die Bestie in einen Dämon. Die scheu gewordenen Tauben flattern ihm um den Kopf; er sieht sie nicht. Ein furchtbarer Schrei bringt ihn plötzlich zu sich selbst; er scheint zum Bewusstsein zu kommen, und eine blutige Hand, die er soeben von dem Leichname abgerissen, von sich in die Luft schleudernd, entflieht er auf Nimmerwiederkehr. — Darauf erscheinen in dem Tekyèh die Engel, die Propheten, Muhammed, Jesus Christus, Moses, die Imam's, die heiligen Frauen. Diese ganze verschleierte Menge erhebt verzweifelt die Arme, stürzt sich auf das Schlachtfeld der Märtyrer und eilt zu Housseïn. — Soviel von der Handlung dieses bizarren Drama's, welches in der Vereinigung der idealsten und der materiell wildesten Regungen Alles übertrifft, was ich bisher gesehen habe. Es versteht sich, dass die junge Europäerin, bereits durch ihren eigenen Propheten Christus erleuchtet, den Schyitischen Glauben annimmt.

Ich habe nicht die anspruchsvolle Absicht, in gleicher Weise alle Tazyèh's zu analysiren; ich glaube, das Gesagte kann hinreichen. Es begegnet in der intellektuellen, wie in der organischen Welt, dass Produktionen von scheinbarer Lebensfähigkeit, und selbst von robustem Anscheine, dennoch einen Keim von Atrophie in sich enthalten, der in einem gewissen Momente ihrer Leistung zu Tage tritt, sie in ihrer Entwickelung aufhält und sie tödtet. Es ist nicht unmöglich, dass eine solche negative Kraft irgendwie auch in der persischen dramatischen Kunst vorhanden sei. Allein ich habe sie trotz allem Suchen nicht entdecken können. Es scheint mir vielmehr, als wenn alle Bedingungen eines günstigen Gedeihens sich in ihr vereinigt fänden. Ohne Zweifel ist sie hieratischen Ursprunges, aber kein anerkanntes Gesetz beschränkt sie; kein Dogma drängt sich ihr auf; sie unterwirft Alles ihren Bedürfnissen. Sie hat das Mittel gefunden, im Herzen einer in sich selbst durchaus wahren geschichtlichen Begebenheit Stellung zu nehmen, aber sie modifizirt diese nach Maassgabe ihrer Anschauungen und Erfordernisse mit einer Freiheit, dass sie damit in Verbindung setzen kann, was sie will. Ihr genügen selbst die Legenden nicht, wie sie sich um diesen ursprünglichen Kern gebildet haben und von der Priesterschaft adoptirt sind. Sie verfährt mit diesen Legenden genau so, wie sie mit der Geschichte umgeht, sie erweitert und verändert sie nach ihrem Belieben und knüpft an den also veränderten Kern neue Kombinationen. Das Publikum ermuthigt sie dazu, nimmt Alles willig entgegen, diskutirt nichts, es ist zu Allem bereit und spornt die Dichter an, sich nicht umzusehen und nicht stille zu stehen. Man kann sich fragen, was wohl aus dem griechischen Theater geworden wäre, hätte es nicht die furchtbare Atridenlegende besessen; was ist aber diese Legende in Vergleichung mit derjenigen, welche sich die Perser herausgebildet haben? Die eine enthält vielleicht eine heldenhafte Menschlichkeit mit ihrem ungebändigten Stolz, ihrer souveränen Majestät, ihrer schrankenlosen Unerschrockenheit, ihren zügellosen Leidenschaften, und fügt ihr die reine Unschuld einer Iphigenie hinzu; aber mit dieser ganzen Fülle verbindet die Alydenlegende, ohne ihr in irgend etwas nachzustehen, noch den Reichthum innerer Seelenempfindungen; und von

der kindlichen Hingebung Habyb's bis zur bedächtigen Biederkeit des französischen Gesandten, von der so zarten und anmuthsvollen Zobeydéh bis zu der unbewussten Zärtlichkeit der kleinen Sekyné gewahre ich keine unausgefüllte Lücke.

Unsere mittelalterlichen Mysterien können hier nicht in Vergleichung gezogen werden. Nicht als wenn ich sie irgendwie missachten wollte; aber wenn auch die Kraft der religiösen Empfindung in ihnen zuweilen in bemerklicher Weise hervortritt, so ist es doch nicht zu leugnen, dass ihnen meistens die Poesie mangelt und die Gemeinheit sie erdrückt. Hier giebt es nichts Aehnliches; die Poesie schäumt förmlich über; die Gemeinheit zeigt sich nicht einmal. Was gleich Anfangs überraschend wirkt, ist der Umstand, dass man in der Sprache der Tazyèh's verhältnissmässig sehr wenig von der Geziertheit des Ausdruckes findet, an welche die persische Litteratur sich seit dem vierzehnten Jahrhundert gewöhnt hat. Ihr Styl hat nichts Europäisches, aber er ist nicht minder weit entfernt von dem sonst im Schwange befindlichen überladenen und blumenreichen Style persischer Lyrik. Die Dichter der Tazyèh's haschen bei weitem weniger nach Phrasen als die sonstigen persischen Poëten; sie reden die Sprache der Empfindung und erstreben den unmittelbar zu Herzen dringenden, lebendigsten Ausdruck mit einem Feuer, wie man bei ihnen nicht hätte erwarten sollen. Sie wollen Charaktere verkörpern, und schöpfen diese Charaktere unmittelbar aus der Natur, die sie täglich vor Augen haben. Kassem ist ein idealer junger Mann, aber er ist keine unmögliche Erscheinung. Ich habe einen meiner Freunde, den Kurden Mirza Rezy-Khan, in dem Maasse von der Idee kriegerischer Ehre ergriffen gesehen, dass er bei Nacht, wie Alexander, darüber weinte, noch nichts für seinen Ruhm gethan zu haben. Bei der schimpflichen Niederlage von Merw, vor etwa zwei Jahren, haben sich Offiziere, um ihre Soldaten zu retten, unbedenklich einem gewissen Tode preisgegeben. Zobeydèh ist das Ideal einer Verlobten. Man hätte ihren Charakter aber nicht in einem Lande sich vorstellen oder ihn erfinden können, das nicht in Wirklichkeit mehr oder weniger ähnliche Typen aufzuweisen hätte. Ich müsste mich sehr täuschen, wenn ich nicht behaupten dürfte, dass die Sprache, welche der Dichter dieser liebenswürdigen Jungfrau verliehen, nichts von Rhetorik an sich habe, und ohne grosse Kühnheit möchte ich eingestehen, dass sie mir in meinen Augen als eine Schwester, und als eine ebenbürtige, Schwester Julia's erschienen ist.

Ich habe gesagt, dass die in den Versen der Tazyèh's angewendete Sprache die Vulgärsprache sei, und dass alle Anwesenden, die Kinder nicht ausgenommen, sie verstehen könnten. Man hat sich überzeugen können, dass sie wenig Emphatisches und dagegen viel Natürlichkeit hat. Das Original überströmt ausserdem von ungesuchter Eleganz und natürlicher Anmuth, und, wenn es nöthig ist, zeigt sich die energischeste Kürze und Präzision des Ausdruckes, ohne je in das Triviale zu verfallen. Aber der Autor erlaubt sich alle die Elisionen, alle die Sylbenzusammenziehungen, alle die orthographischen Neuerungen, alle die Weglassungen von Partikeln, deren sich die gewöhnliche Sprache bedient. Die Schreibweise der Tazyèh's ist unkorrekt unter dem Gesichtspunkte der Litteratursprache, aber unkorrekt in der Weise des Plautus und Terentius. Es ist jene Art von Unkorrektheiten, welche die zeitgenössischen Grammatiker zu brandmarken, ihre Nachfolger aber in den Himmel zu erheben und ganz vorzüglich der Bewunderung der Nachwelt zu empfehlen pflegen. Was mir aber endlich im höchsten Grade der Beachtung würdig erscheint, und was ich schon mehrmals hervorgehoben habe und noch einmal hervorheben will, das ist der so enge, intime und leidenschaftlich sympathische Zusammenhang, in dem dieses Theater, diese Erfindungen und Ausführungen von Charakteren und Sitten, diese geschichtlich so zweifelhaften

und dennoch als so real betrachteten Personen, mit einem Worte, diese ganze Poesie mit dem Geiste des Publikums steht.

Man wird bemerkt haben, dass sich das Publikum des Tazyèh's nicht eigentlich als Publikum fühlt; es fühlt sich als Schauspieler. Jeden Augenblick wird es mit in die Handlung hineingezogen, und es lässt sich willig hineinziehen; noch mehr: durch seine Thränen, seine Zurufe und seine Seufzer giebt es sich selbst hin, es bietet sich freiwillig dar, es will ergriffen sein. Wenn der Schauspieler ruft: O Muselmänner! so sind ihm alle Zuhörer bereit. Sagt er: O ihr Frauen! so antworten ihm alle Frauen mit ihrem Schluchzen. Man applaudirt nicht. Es handelt sich hier um keine litterarische Bewunderung oder ein Hinschmelzen vor einem deklamatorischen Accente. Man leidet mit, man weint, man giebt seine ganze Seele hin; und so bald es nur heisst: „In Sengheledj giebt es ein Tazyèh", so strömt Alles dahin. Das persische Volk verhält sich somit zu seinem Drama, wie das griechische Publikum zu dem seinigen, bis darauf, dass hier ein entscheidendes Mittelglied fehlt, welches in dem griechischen Theater vorhanden war.

In Athen erhob sich in der That zwischen der Scene und dem Publikum der durch seine religiöse Realität imponirende Altar; auf beiden Seiten des Altars führten die Chöre ihre Evolutionen aus, realer als die handelnden Personen des Drama's, und zugleich von diesen und von den Zuschauern abhängig, zu denen sie redeten. Hier ist es anders. Es giebt weder einen Altar noch Chöre. Der Imam selbst spricht zu den Gläubigen, wenn er es für nöthig hält, und die Gläubigen hören ihn und werden gerührt. In gewissen Fällen könnte der Direktor, Oustad, als ein solches Mittelglied gelten, da man ihn das Gebet halten, sich beständig auf der Bühne bewegen, den Zubehör oder die Mittel der Handlung vor Aller Augen herrichten sieht, ohne dass er Jemanden störte. Aber so bereitwillig das Publikum auf jedes seiner Worte achtet, seine Stimme ist nicht die einzige, und man zieht es ersichtlich vor, auf die Reden der handelnden Personen des Drama's selbst zu hören. Daher diese Macht der Erregung, dieses mitthätige Interesse, wie es in unseren modernen Zeiten nicht seinesgleichen hat. Mag das Theater Shakespeare's seinen Zeitgenossen ein grosses Interesse der Bewunderung, der Neugier eingeflösst, mögen die vornehmen Herren und Damen am Hofe Louis' XIV den Stücken Racine's ihren lebhaften Beifall gespendet haben; ferner mag die erregbare Einbildungkraft der deutschen Jugend durch Goethe's „Egmont" und Schiller's „Tell" in Aufruhr versetzt worden sein; diess Alles erscheint mir nichtig, sobald ich mich in jene furchtbare erste Aufführung der Eumeniden zurückversetze, bei welcher die Furien des Aeschylus, auf die Scene stürzend, die Zuschauer zurückschaudern machten, und dieses Besitzergreifen des Drama's von dem ganzen Wesen des Zuschauers finde ich im persischen Theater wieder. Hier aber finde ich es in seinem vollen Umfange. Ich habe diesen Zustand der Verzauberung, der allgemeinen Hingerissenheit, des Magnetisirtseins der Menge, durch welche ein elektrischer Strom zirkulirt, der sich Allem mittheilt, was sich ihm nähert, über mich selbst ergehen lassen, und bin dadurch zu der nothwendigen Schlussfolgerung geführt worden, dass das europäische Theater nichts Anderes sei, als eine elegante Beschäftigung des Geistes, eine Zerstreuung, ein Spiel, — während, nach dem Vorgange des griechischen Theaters, das persische Theater, und dieses allein, die Geltung einer wichtigen Angelegenheit für sich beanspruchen darf.

Ich glaube keinem Zweifel an der einfachen Wahrheit zu begegnen, dass, wenn die zwischen Indien und der Türkei lebende Nation die Experimental-Methode zur Grundlage ihres philosophischen Systemes gemacht hätte, — ihr

Theater nicht existiren würde. Sie würde sich mit Fantoccini's*) von Kara-Gueuz und mit plumpen Possen begnügen, wie sie ihre Gaukler zum Besten geben, und welche man *Bakkalbazy's* oder „Bettlerstücke" nennt. Sie würde indessen auch hierin nicht weniger Geist zeigen. Sie hätte diese rohen Stücke vielleicht schon längst in Sayneten**) umgewandelt: von der Saynete wäre sie zum Vaudeville übergegangen, und wäre vielleicht bis zur Charakter-Komödie gelangt. Ich glaube, sie hätte auf eine wenigstens ebenso geniale Weise Infinitesimalgrössen kombiniren können, wie es Goldoni oder Collin d'Harleville gethan haben, aber — sie hätte ihr Theater nicht gehabt. Was dieses dramatische System und seinen mächtigen Einfluss hervorgebracht hat, ist die allgemeine Gewohnheit eines höchsten geistigen Interesse's, welches der Dichtung fast nicht weniger Respekt zollt als der Realität, für den Irrthum eine fast nicht minder grosse Zärtlichkeit empfindet als für die Wahrheit, — welches verehrt, anbetet, Ideen hoch hält als Ideen, gleichviel welcher Art, wofern es nur Ideen sind. Den Dichter und das Publikum gegen einander gehalten, muss uns das Publikum in fast noch höherem Grade als Dichter erscheinen, schöpferischer in seiner Einbildungskraft, und als derjenige Theil, der den anderen so entschieden weiter drängt, dass er nicht stille steht und nicht stille stehen kann. Das Gefallen daran, Alles zu begreifen, Alles zu wissen, Alles zu sehen, bewirkt allein diese seltsamen Konflikte des Geistigen und des Materiellen, wenn ihr zu gleicher Zeit auf der Scene, da, unter euren Augen, verstümmelte Leichname, die ihre klaffenden Wunden zeigen, in Strömen fliessendes Blut, wirkliches Blut, und Engel, Propheten, Erscheinungen erblickt. Ich habe Aly-Ekbèr nach seinem Tode erscheinen sehen, die Streitaxt in seiner gespaltenen Hirnschale, das Gesicht von Blut überströmt; er sang Loblieder zum Preise Gottes. Alles diess ist nicht sehr vernunftgemäss; allein ich wette, das Vernunftgemässe ist nicht im Stande in seinem Genre etwas hervorzubringen, was auf menschliche Seelen den Einfluss dieser Absurditäten ausüben könnte. Nun, der Werth einer Schöpfung bemisst sich nach ihrer Kraft.

Es zeigt sich uns hier mithin ein wunderliches Problem: pflegt eine alternde, ja im Absterben begriffene Nation so ansehnliche Werke hervorzubringen? Ich gestehe, dass ich ausser dem vorliegenden Beispiele dafür kein ähnliches kenne. Das Alter des persischen Volkes steht nicht erst zu beweisen. Es ist älter als die Geschichte. Dasselbe gilt von seinen niedergerissenen Institutionen. Sein Blut hat durch die türkischen Tribus nur in sehr beschränktem Maasse eine Erneuerung erfahren. Schon der ausserordentliche Reichthum ebenso, wie die Unordnung in seinem geistigen Gesichtskreise würde hinreichen, um sein hohes Alter darzuthun. Das Nachgiebige, Schlaffe, Duldsame, Ermüdete seiner Sitten, sein Misstrauen in der Politik, seine Indifferenz in sozialen Angelegenheiten, alles diess vollendet ein Bild, dem der durchaus demokratische Anstrich der Ideen, überall wo nicht die Tribus herrschen, den letzten Pinselstrich verleiht. Woher kommt es nun, dass ein Volk, in einem solchen Momente seines Daseins, eine solche Rückkehr der Jugend an sich erfährt? Ich würde mich weniger wundern, wenn es sich nur um Meisterwerke unseres Styles handeln würde, aber Werke von der Art des Aeschylus! Gewiss giebt es in den Tazyèh's deutlich spürbare Merkzeichen einer gealterten Intelligenz, ganz wie in den Dramen Indiens. Auch hat ein jugendliches Volk nicht diese zarte Anmuth des Ausdruckes, diese Geschmeidigkeit, diese Sorgfalt in der Beobachtung des Schicklichen, und vor Allem, es ent-

*) Fantoccini (ital.), kleine, tragbare Puppentheater nach Art der deutschen Jahrmarktbuden, worin die Spässe des „Kasperle" aufgeführt werden.

**) Der Name *Saynete (Sainete)* bezeichnet im spanischen Theater ein mit Musik und Tanz verbundenes Zwischenspiel. D. Uebers.

lehnt diesem, zur Tugend erhobenen, Schicklichkeitsgefühle keine tragischen Effekte. Doch aber glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich den Erzeugnissen des persischen Theaters einen hohen Werth beimesse, und fahre fort, mich über ihr blosses Vorhandensein zu wundern. Um die Schwierigkeit noch zu erhöhen, muss ich noch hinzufügen, dass diese Leidenschaft für das Drama sich nicht allein der Muhammedaner bemächtigt hat; sie erstreckt sich auch auf die persischen Juden. Allerdings wagen diese ihre Produktionen nicht zur Aufführung zu bringen, aus Furcht vor der Beschuldigung einer beabsichtigten Parodie auf die Tazyèh's der Imam's; aber sie schreiben dieselben nieder. Sie schreiben sie in Versen, wie es die persischen Dichter thun; sie schreiben sie in der Sprache von Gemara, lesen sie mit Leidenschaft, vermehren ihre Zahl täglich, dichten sie beständig über neue Gegenstände. Gegenwärtig hören sie mit Vorliebe in ihren Versammlungen einen ihrer Dichter *die Zerstörung Jerusalem's* lesen, oder die *Verbrennung des Pentateuch,* durch den Kaiser Aposthoumos (Posthumus), oder *die Ermordung der 80,000 Jünglinge durch die Christen*, oder den *Tod des Zacharias.* Die Süjets sind sehr zahlreich. Ich habe keines dieser Stücke gesehen und kann mich daher auch nicht über ihren Werth äussern; ich führe nur ihr Vorhandensein an, um zu zeigen, bis zu welchem Grade mächtig und ansteckend die Leidenschaft der Perser für das Drama ist, da sie von ihnen auch auf die, in ihrem Gebiete ansässigen, Juden übergeht. Um jedem Irrthume vorzubeugen, will ich übrigens hinzufügen, dass diese Juden fast sämmtlich Abkömmlinge von Proselyten sind, und dass es in Iran nur äusserst wenig Familien von wirklich hebräischer Abkunft giebt.

Ich habe die Schwierigkeit bezeichnet, aber da ich zu ihrer Erklärung durchaus nichts anführen kann und mich darüber in keine dürftigen Raisonnements einlassen möchte, überlasse ich ihre Lösung einem grösseren Scharfsinne, als dem meinigen, und komme zum Schlusse.

Dieses Theater, welches eine so grosse und wahrhafte Macht ausübt, welches sich so unwiderstehlich des Volksgeistes bemächtigt hat, welches alle Klassen, vom Könige bis zum Bettler, beachten, es durch eigene Eingebungen ermuthigen und anspornen, welches einen so ansehnlichen Platz in dem öffentlichen Leben der Nation einnimmt, dieses Schauspiel, ich wiederhole es, wird von den Gelehrten gering geschätzt und von der höheren Geistlichkeit perhorrescirt. Eben dieselben Personen, welche darin Thränen vergiessen und die zur Erhöhung seines Glanzes ihr Geld hergeben, geben sich in ihren Reden den Anschein es zu verachten. Als Litteraturwerke werden die Tazyèh's für nichts geachtet, und Niemand rühmt sich ihrer Urheberschaft, so dass ich in der That nicht einen einzigen dieser aufrichtig von mir bewunderten Dichter kenne und auch nicht einen einzigen gesehen zu haben glaube.

Diese mit der Rolle des dramatischen Autors verknüpfte Geringschätzung ist nicht ohne Beispiel. Man weiss, wie im künstlerischen Griechenland Platon über die Dichter, wie Plutarch über die Bildhauer und Maler geurtheilt hat. So auch hielten sich in Rom die gebildetsten Geister der Republik nach bestem Gewissen für verpflichtet, über die Litteratur und die Werke der plastischen Kunst, deren Reizen sie sich nicht entziehen konnten, ihre Verachtung zu ergiessen. Zu allen Zeiten hat man sich gern eine konventionelle Gravität beigelegt und vermöge derselbeu eine ausschliessliche Vorliebe für die positiven Dinge fingirt; und was die Gelehrten berufsmässig für dieses Positive zu erachten angewiesen sind, war jederzeit die Wissenschaft, die Philosophie, die Theologie. Wenn die Autoren der Tazyèhs vorgeben wollten, dass sie sich mit Genauigkeit innerhalb der geheiligten Gränzen der Tradition hielten, so würden sie sich

weniger Vorwürfe zuziehen. Immerhin würde man es ihnen nicht vergeben, dass sie Gott, den Propheten, und bis zu einem gewissen Grade selbst Aly in den Schatten stellen und auf die Begründung einer neuen, nicht universellen, sondern ausschliesslich persischen Religion abzielen, dass sie übermenschliche Wesen, die allein der Gedanke sich vergegenwärtigen darf, sichtbar auf die Scene bringen. Man würde ihnen noch tausend andere und noch unverzeihlichere Ketzereien zum Vorwurf machen; aber wenigstens würde man nicht von ihnen sagen, was man in den gebildeten Kreisen täglich wiederholen hört: „Welche Lügner!“

Zum Glücke sind die Autoren der Tazyèh's keine Kritiker und lassen es sich in keiner Weise angelegen sein, sich durch die Abfassung einer geeigneten Aesthetik den Rücken zu decken; dereinst wird man ihnen eine solche Aesthetik herrichten, wenn sie nicht mehr sein und ihre letzten Nachfolger verloren haben werden. Einstweilen, geschätzt oder nicht, schreiben sie mit Leidenschaft, und bringen in der Dunkelheit, worin sie die Missachtung zu leben zwingt, schöne Werke hervor. Sie selbst haben kein Bewusstsein davon, dass sie eben in der Vernachlässigung jener vorgeblich positiven Dinge, in ganz Asien die Einzigen sind, welche die Wahrheit nicht allein suchen, sondern sie gefunden haben. Ich meine die rein menschliche Wahrheit, die wahre Empfindung der Leidenschaften, der Motoren des Herzens, der Triebfedern des Charakters. Sie finden und zeigen den inneren Menschen in seiner erhabensten Grösse, in seiner scheusslichsten Versunkenheit. Sie enthüllen den Bösewicht und stellen ihn mit seinen entblössten Wunden auf die Scene. Die Leuchte in der Hand, dringen sie bis in die innerste Seele der Heiligen, der Helden, der Frau, des Kindes, und belehren den Zuschauer. Aber die Gelehrten aller Zeiten und aller Länder der Welt haben es stäts verabsäumt, dieser poetischen Wissenschaft, dieser intuitiven Analyse des Menschenherzens, die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken: sie haben Scheuklappen wie die Kutschenpferde, und sehen nichts als die unter ihrer Nase aufgeschlagenen Bücher. Ist einst eine Dichtung alt geworden, ihre lebendige Wirkung auf die Massen erstorben, sie selbst in den Todtengrüften der Bibliotheken begraben, dann ist für die gelehrten Kenner der Augenblick gekommen, sie auf einem staubigen Bücherbrette zu bemerken, zu erkennen, zu betasten. Dann öffnen sie die Klammern des alten Buches, blasen den Staub ab, der sich darauf gelagert, erheben ihre Stimme, schreien, deklamiren, und kündigen weitläufige Erklärungen darüber an. Aber so lange sie lebt und athmet, redet, singt und die Menschen hinreisst, mit ihren glänzenden Augen, ihrem göttlichen Antlitz, mit dem unbeschreiblichen Accent ihrer Stimme, hüten die Weisen sich wohl, von ihrem Dasein Notiz zu nehmen, ja sie behandeln sie gern wie eine Gassendirne. Welche herrlichen Kommentare man in zweihundert Jahren über die Tazyèh's verfassen wird! Und welchen Lärm die Rhetoriker und Kritiker jener Zeit schlagen werden: über die Unfähigkeit ihrer Zeitgenossen ebenfalls solche vortrefflichen Werke hervorzubringen, ja auch nur — werden sie bescheidentlich hinzufügen — sie zu verstehen, wenn wir nicht da wären, wir, um sie zu erklären! —

Geschichtlicher Theil.

Mittheilungen aus der Gegenwart.

Den Künstlern von Bayreuth!

Wenn dieses Stück unserer Blätter in die Hände unserer Mitglieder gelangt, haben hier in Bayreuth die Proben des Bühnenweihfestspieles schon begonnen. Während man draussen bei den Unseren liest, was der Meister über die Fortführung eines Bayreuther Patronates denkt, — was dem grossen Dichter der Vergangenheit die Musik gewesen, welche dem Künstler der Zukunft als rettender Engel erscheinen durfte, — was einem lebensvollen Volke im fernen Orient, aus religiösen Erregungen an heiliger Tradition, mit allen sinnlichen Mitteln volksthümlicher Kunst zum populären Weihfestspiele werden konnte —: während man diess dort draussen liest, wächst hier in stiller Abgeschlossenheit der „Parsifal“ seiner Vollendung zu. Es hat wohl Manchen der Unseren geschmerzt, dass er diesem merkwürdigen Werdeprozesse nicht beiwohnen sollte; er wird dafür die Erscheinung des vollendeten Werkes in ganzer Reinheit und Unmittelbarkeit auf sich wirken lassen können, und der Näherstehende, der unter anderen Umständen wohl werth gewesen wäre, durch eine Zulassung ausgezeichnet zu werden, dürfte nach Möglichkeit in späteren Aufführungen mit dem Werke sich völlig vertraut machen können. Bei der Kürze der Zeit und der Nothwendigkeit einer gleichzeitigen Einstudirung derselben Partien seitens verschiedener Repräsentanten musste es sich als ganz unthunlich herausstellen, die angestrengte und komplizirte Arbeit an der grossen Aufgabe zugleich als eine Art von Studienmuster für noch so theilnahmvolle Zuhörer behandeln zu lassen. Zwischen zwei Perioden manigfaltiger Sorgen und Wirren liegt diese Zeit der drei Probenwochen wie ein Asyl des reinsten, in sich abgeschlossenen Kunstwirkens. Da handelt es sich nicht mehr um die mühsälige, schwankungsreiche und zweifelvolle Ermöglichung der Thatsache des Festspieles, — es handelt sich auch noch nicht um die so reichlich gemischten, bunt durcheinander sich kreuzenden Zuströmungen des grossen Publikums in die Stille von Bayreuth, zum plötzlichen Aufnehmen und Mithinaustragen der ungeahnten Eindrücke des rein und ganz sich darbietenden Kunstwerkes in die weite profane Welt. In den wie weltfernen Proben des Bühnenweihfestspieles waltet frei und sich selbst überlassen der *Geist der Kunst* bei der einzigen, emsigen Ausübung seiner eigensten Wirksamkeit durch die unter des Meisters Leitung vereinigten Kräfte einer reichbegabten Künstlerschaft. Ihnen, die stäts dem Meister die treuen, die immer bereitwilligen und begeisterten Ausführer seiner vielverlästerten idealen Wünsche und Werke gewesen, — ihnen, deren Genossenschaft bei ihrer freien Vereinigung zur That des Bühnenweihfestspieles — wie wir es soeben wieder vom Meister selbst gehört — zugleich in einer schönen *moralischen* Bedeutung, als eine erlesene Versammlung künstlerischer Charaktere sich darstellt, welche im festlichen Wirken für das durchaus Edele und Weihevolle die vielfältigen Widerwärtigkeiten eines ruhelosen Alltages mit heiterem Ernste nun vergessen dürfen —: ihnen rufen wir Alle, als ein dankbar hoffendes Bayreuther Patronat, bei ihrer Ankunft auf dem Festspielhügel ein herzliches „Willkommen“, zu ihrem hingebungsvollen Wirken an der Vollendung des Bayreuther *Kunstwerkes* ein freudiges „Glück auf!“ entgegen. —

Geschäftlicher Theil.

Die Ausführung der geschäftlichen Bestimmungen Richard Wagner's während der Proben und Aufführungen des **Parsifal**, ebenso die Erledigung der Collegial-Beschlüsse des Verwaltungsrathes haben die Herren Adolph Gross in Bayreuth und Emil Heckel aus Mannheim übernommen, und ersuchen wir in allen geschäftlichen Angelegenheiten sich nur an die Genannten zu wenden.

Bayreuth, den 16. Juni 1882.

Richard Wagner.

Für den Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele:

Muncker. Feustel.

An unsere vegetarisch lebenden Mitglieder.

Der gewünschte *vegetarische Tisch* während der Festspiele in Bayreuth ist in der am Wege aus der Stadt zum Bahnhof und Theater gelegenen, wohlrenommirten Restauration der Gesellschaft *„Frohsinn"* (Ecke der Schulstrasse und der Schwarzen Allee) eingerichtet worden. Wir ersuchen alle darauf reflektirenden Mitglieder dort gleich nach ihrer Ankunft sich persönlich anzumelden und ihre besonderen Wünsche mitzutheilen.

Wohl zu beachten!

NB. Das nächste Stück der „Bayreuther Blätter" erscheint zu der ersten Patronat-Vorstellung.

Dieses Stück wird für sämmtliche Mitglieder wichtige und alsbald in Bayreuth zu erwägende Mittheilungen und Vorschläge über die Fortführung, resp. Neugestaltung unserer Vereinigung, ihre künftigen Aufgaben und Pflichten, enthalten.

Wir bitten unsere Mitglieder, dieses Stück bei ihrer Anwesenheit in Bayreuth an der Kasse des Festspielhauses selbst in Empfang nehmen zu wollen. —

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

August. Achtes Stück. 1882.

Inhalt: — Bayreuther Festworte: I. Das Bayreuther Patronat. Ein neuer Ruf an unsere alten Freunde. — II. Die Bayreuther Blätter. Eine redaktionelle Ansprache an alle ihre Leser. — Die Religion des Mitleidens. Auffassungen und Probleme als ein Vorwort. Von Hans von Wolzogen. — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. *Jean Paul.* Von Heinrich von Stein. — Mittheilungen aus der Gegenwart. — Aufruf an Lehrer und Studirende der deutschen Universitäten in Sachen der Vivisektion. — Beilagen: Anzeige von Verlagswerken für Patronatsmitglieder. — Erklärung zum Abonnement auf die Bayreuther Blätter. —

Bayreuther Festworte.

I. Das Bayreuther Patronat.

Ein neuer Ruf an unsere alten Freunde.

Meister Wagner hat jüngst die neue Phase bezeichnet, in welche er mit seiner Sache eingetreten ist, und zugleich angedeutet, welche Wege er dementsprechend fernerhin von seinen Freunden beschritten wünscht. Angesichts der nun beginnenden Festspiele erscheint es angezeigt, durch einen Rückblick in die letztverflossene Vergangenheit, wie durch einen Ausblick in die Zukunft, unsere Lage uns nochmals mitsammen zu verdeutlichen.

In schneller Folge hat unsere Genossenschaft eine Reihe von Wandlungen durchlebt, welche der gleichen Reihe von Entwicklungen entsprechen, wie solche für die Wagnerische Bewegung aus der Nothwendigkeit sich ergaben, eine Idee nach Gunst oder Ungunst der Zeiten bestehenden Verhältnissen anzupassen. Das erste Patronat zur Begründung, das zweite zur Pflege und Befestigung der Bühnenfestspiele, dazwischen die lokalen Wagner-Vereine, und endlich noch die Wiesbadener Neuorganisation: das sind die Hauptformen, in denen der Drang nach einer gemeinsamen propagandistischen Bethätigung unserer Idee sich kundgegeben hat. Jede dieser Formen hatte zu ihrer Zeit und in ihrer Weise ihr Gutes. Aber alle mussten an innerer Bedeutung und

äusserer Haltbarkeit in dem Maasse verlieren, als die thatsächlichen Verhältnisse schwanden, mit Rücksicht auf welche sie sich ausgebildet hatten.

Unsere Genossenschaft, die sich zwar in sich mit den Mühen und Nöthen des Kunstwerks der Zukunft selbst gestählt und geeinigt hatte, in der umgebenden Welt aber wie eine nach allen Seiten streng abgeschlossene Enklave erscheinen musste, blieb in allen diesen Wandlungen von dem einen gemeinsamen Bestreben erfüllt, sich eine möglichste Erweiterung zu einer anderen, grösseren Gemeinschaft, dem „*Volke*“, zu gewinnen. Wollte sich zwar in Wirklichkeit das „Volk“ für unser Kunstideal nur schwer finden lassen, so schien dessen Vorhandensein und Mitwirkung nichtsdestoweniger eine Lebensfrage für das Kunstwerk der Zukunft, gleich wie der *Glaube* an ein solches Vorhandensein ein Lebenselement des Künstlers gewesen war. Dem „*deutschen Volke*“ galten von jeher die warmen, sehnsüchtigen Bemühungen seiner grossen Führer, ohne dass es ihnen doch in den meisten Fällen gelungen wäre, noch bei Lebzeiten unmittelbare Fühlung mit demselben zu gewinnen. Als unser Meister 1872 den Grundstein zu seinem Festspielhause legte, glaubte er in seiner weihenden Ansprache sich ausdrücklich nicht an das deutsche Volk wenden zu sollen, sich vorbehaltend, „*sobald es diess deutsche Volk verlange*“, die eigene Sache mit dessen Sache zu vereinigen; und wirklich, als vier Jahre später das erste Bühnenfestspiel in jenem Hause lebendig redete von der Macht der neuen Kunst, da war vom deutschen Volke noch wenig genug zu verspüren! Zum letzten Mal ward unser Verhältniss zu demselben im Jahre 1880 in Wiesbaden erörtert. Damals, wo es sich darum zu handeln schien, aller Ungunst der Zeit zum Trotz gew. m. gewaltsam dem Idealismus zum Durchbruch zu verhelfen, wo alles aufgerufen werden sollte, wovon Hilfe am idealen Werke zu erwarten schien, wurde auch ein „Aufruf an das deutsche Volk“ in's Auge gefasst. Er unterblieb, er wollte keinem von uns auf die Lippen! Wer spräche auch gerne im Dunkel zu einer Schaar, die es gälte zu Werken des lichten Tages anzufeuern? Und tief dunkele Schatten hatten doch das deutsche Volk und seine heiligsten Anliegen umlagert in dem dumpfen Decennium nach seinem glorreichsten Kriege! Erst die letzten Jahre brachten hie und da ein Wetterleuchten, wie von einem nationalen Erwachen. Das Volk, das beredte Demagogen durch die nur allzu leicht geglaubte Mär von einer Zwingherrschaft seiner Staatslenker in nichtige Träume von politischer Freiheit eingewiegt hatten, musste plötzlich erkennen, in welche ganz anders furchtbare Bande sozialer und moralischer Unfreiheit es darüber gesunken war. Gespenster, die seit den Zeiten der grossen Revolution verschwunden schienen, tauchten drohend wieder auf, zu bannen nur durch die in höchster Noth von den angeblichen Zwingherrn selbst machtvoll ergriffene rettende Idee einer sozialen Reform. Der Ausblick auf solche Rettung konnte den Deutschen zu der Besinnung ermuthigen, dass eine wahrhaft deutsche Kultur nicht möglich sei, wenn sie sich nicht innerlich frei erhielte von den ihr schädlichen Einflüssen des Undeutschen von Rechts und von Links. Seitdem

sind dem Deutschen seine besudelten Heiligthümer wieder reiner aufgeleuchtet: gar Mancher hat sich auf seine Religion, wie auf seine Kunst neu besonnen. Triumphirend ist da auch unseres Meisters Kunst, die deutscheste Kunst, in bisher ihr verschlossene Thore eingezogen. Welchen Jubel erregte sie selbst in der Reichshauptstadt, wo bisher das Fremde gehaust und unbestritten geherrscht hatte! Das waren Regungen, die den Meister wohl veranlassen konnten, jetzt nach zehn Jahren, es einmal zu versuchen, „*ob es das deutsche Volk verlange*". Möglichst Vielen sollte deshalb durch die Oeffentlichkeit der Aufführungen die Gelegenheit geboten sein, im Miterlebniss echter und ernster deutscher Kunst, diese als lebendiges Element wahrhaft nationaler Kultur unmittelbar zu erfassen, und zu erkennen, dass Bayreuth eine Pflegestätte deutscher Ideale bedeute!

So gilt es denn zunächst, die Deutschen in immer grösserer Anzahl und immer fester an Bayreuth zu fesseln. Diess zu bewirken müssen zuvor die Nebel der Vorurtheile zerstreut werden. Von ihnen aber wirkt keines schädlicher, würde keines, wenn begründet, unsere Aussichten tödtlicher im Keime treffen, als jenes, dass das Kunstwerk der Zukunft eine Luxuskunst, nur den oberen Zehntausend zugänglich sei und bleiben werde. Ihm entgegenzuwirken, hat uns denn nun auch der Meister als letzte und nunmehr einzige Vereinsaufgabe überwiesen: dem dritten Patronat liegt es ob, die Bühnenfestspiele Denjenigen aus dem deutschen Volke zugänglich zu machen, denen sie, gleich uns, ein Lebensbedürfniss sind, dennoch aber ohne unsere Hilfe für immer unerreichbar bleiben müssten.

Das ist denn nun wohl die radikalste Umwandlung, die unsere Vereinigung bisher erfahren hat, ja für gar viele wird diese damit selbst aufhören, eine Vereinigung zu sein. Oder nein, ein *Verein* zu sein! Unter diesem Begriff haben wir uns ja einmal gewöhnt, eine gewisse Abwägung von Rechten und Pflichten, mit reichlichem Nachdruck auf den ersteren, zu verstehen; und nun mit einem Male sollen einer Vereinigung eitel Pflichten auferlegt und gar keine Rechte dagegen zugesichert werden? Wem solches Inpflichtnehmen etwa zweifelnde Augenblicke bringen könnte, der erwäge nun aber einmal, was alles ihm, einzeln oder vereinigt, durch unseres Meisters Kunst schon geworden ist! Was kann da uns am Ende noch kommen? Uns, die Tannhäuser und Lohengrin, wie Boten einer kommenden Herrlichkeit, durch die Jugend geleiteten; die wir 1876 der imposantesten Sichtbarwerdung des Kunstwerkes der Zukunft anwohnen durften, und die wir nun endlich durch Parsifal Mittel und Wege gewinnen sollen, uns der „ungenügenden Selbstsucht" zu entreissen, die dasselbe für die Zukunft isoliren und seiner schönsten Segnungen berauben müsste? Genug der Rechte! Können sie das α und ω von Vereinssatzungen bleiben in einem Augenblicke, da ernste Pflichten sich so ungemein beziehungsvoll gerade an das uns dargebotene Bühnenweihefestspiel anknüpfen? Was von Rechten uns immer offen erhalten bleiben wird,

uns mit Anderen zu freuen, das kann sich fürderhin jeder in jedem Augenblicke verdienen; wer darüber hinaus selbstische Rechte begehrt, ziehe hin und ersitze sie sich in den Hoftheatern! Dort wird besser für ihn gesorgt sein!

Es ist möglich, dass zur gleichen Zeit, da unser Kunstwerk im weiteren Kreise der Oeffentlichkeit dargeboten werden soll, unser eigener Kreis, soweit er eben in der Form eines *Vereines* sich giebt, sich verengern wird. Aber diese Verengerung wird nur die Anheimgebung der innerlichsten Lebensinteressen unserer Sache an gleich innerlich empfindende und theilnehmende Freunde bedeuten. Für die materielle Sicherung des grossen Unternehmens unseres Meisters musste wohl ein nicht sowohl regerer, als sichtbarerer Eifer sich kundgeben: für die moralische Vertiefung desselben wird mehr im Stillen geschafft werden können. Unsere „Blätter" werden fortfahren, für die Verbreitung unserer Ideen weiter hinaus zu wirken; und zugleich wird der treue Kern unserer Genossenschaft mit Anfangs geringen, freudig dargebrachten Opfern den Bau einer Brücke beginnen, auf der vielleicht einmal auch das Volk, das denn für jetzt abermals von uns unaufgerufen bleibe, einen sicheren Weg nach Bayreuth finden wird.

II. Die Bayreuther Blätter.

Eine redaktionelle Ansprache an alle ihre Leser in der Festspielzeit.

„Das Band der bisherigen Vereinigung unserer Freunde ist zu einer nur noch theoretischen Beziehung geworden. Zu einer solchen haben bereits unsere „Bayreuther Blätter" hinübergeleitet, nachdem wir sie Anfangs nur zu Mittheilungen über den Fortgang unserer Unternehmung, sowie wohl auch zur Klärung des Verständnisses derselben bestimmt hatten. Da nun zu jeder Erkenntniss zweies gehört, nämlich Subjekt und Objekt, und für unsern Gegenstand als Objekt unser Kunstwerk gestellt war, so war eine Kritik des Publikums, dem das Kunstwerk vorzuführen war, als des Subjektes nicht zu übergehen. — — Durch die Nöthigung zu einer Kritik des Publikums, ohne welches die Existenz namentlich eines dramatischen Kunstwerkes gar nicht zu denken ist, geriethen wir von unserm nächsten Zwecke scheinbar so weit ab, dass gewiss auch mir schon vor länger eine gewisse Bangigkeit davor ankam, wir möchten vor unseren Patronen nicht mehr an der rechten Stelle stehen. Was hierin Unverhältnissmässiges lag, dürfte nun verschwinden und zu einem durchaus deutlichen Verhältniss sich gestalten, sobald die „Bayreuther Blätter" ihrer ersten engeren Bestimmung entrückt, und offen der ihnen nun erwachsenen, weiteren Bestimmung zugeführt werden. — — Gern werde ich, was ich an Mittheilungen aus den von mir betretenen Gebieten der Kritik des „Subjektes" noch schulde, an Sie einzig zur freundlichen Verwendung für die „neuen Bayreuther Blätter" abliefern, und diess vielleicht dann mit weniger Befangenheit, als jetzt, wo ich manchen unserer geneigten Patronen gegenüber oft wohl etwas zu weit ausschweifte. Immerhin aber muss ich glauben, dass eben in der Kritik des Publikums die weiteste Ausschweifung aufweckender und deutlicher wirken dürfte, als — wofür wir uns hüten müssen — zu enge Einzwängung in das, wegen zu nahe liegender Bekanntschaft damit, einschläfernde sehr Gewohnte. Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Uebersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen!"

So deutete Richard Wagner in seinem offenen Briefe an den Redakteur dieser Blätter (V. 4. S. 100) auf deren künftige Bedeutung und Aufgabe hin, und er bestätigte seine ermuthigende Auffassung unserer litterarischen Thätigkeit auch in seinem letzten Briefe an Friedrich Schön (V. 7. S. 197) durch die Worte:

> „Haben wir den weiten Zusammenhang zu verdeutlichen, in welchen wir uns durch unser Kunstwerk mit fernest hinreichenden Kulturgedanken versetzt glauben, so soll eine reichlichst gepflegte Zeitschrift, als erweiterte Fortsetzung unserer bisherigen Bayreuther Blätter, in freiester Weise uns hierfür die Wege offen erhalten".

Die „Bayreuther Blätter" haben sich im Verlaufe der fünf Jahre ihres Bestehens, nach zahlreichen Kundgebungen aus allen Schichten und Winkeln des deutschen Daseins, innerhalb unserer alten Mitgliedschaft recht viele und recht ernstliche Freunde erworben, — Freunde, welche mit Bewusstsein in ihnen eine Begleitung durch das Leben gefunden haben, der sie nicht mehr entsagen mögen, auch wenn im Uebrigen die Verhältnisse, welche den bisherigen Patronatverein hervorgerufen hatten, sich mannigfach verändern sollten. Es ward auch von Seiten der Redaktion öfters versucht, die eigenthümliche Entwickelung unserer Blätter an bestimmten Punkten zu fixiren und in deutliche Begriffe zu fassen: so zu Anfang des Jahres 1881, als es galt sie dem öffentlichen Abonnement zu übergeben, und ebenso 1882, in dem Aufsatze „Heutiges für Künftiges", welcher bereits im Voraus die Bahn genauer bezeichnen wollte, worauf wir nach Erfüllung der Pflichten des alten Patronat-Vereines in freierer Weise unsere litterarische Heerfahrt mitsammen fortzusetzen haben würden.

Fassen wir noch einmal die Tendenz unserer Thätigkeit in kurzen Worten zusammen, so können wir sagen: wir üben eine Kritik der *Zeit,* welche sich mehr und mehr vertieft zu einer Kritik des *Zeitlichen,* um dabei auf edele *Keime* und *Anlagen* deutschen Wesens zurückzuweisen, welche zu vergangenen Zeiten in einzelnen erhabenen Erscheinungen aufgeblüht, für die Zukunft einer treuen Pflege empfohlen, zugleich als Beispiele des *Ewigen* und als *Ideale* für das Leben im Sinne einer „Deutschen Kultur" aufgestellt und ausgebildet werden sollen.

Diess geschieht nicht im Dienste eines doktrinär erstarrten Systems, sondern aus warmherzig lebendiger *Gesinnung,* erregt und gestärkt am grossen Schönen des Kunstwerkes, und zur Bildung eines *Charakters,* welcher an seiner Stelle, wo immer es sei, allen widerwärtigen Zeiterscheinungen und Zeitmächten klar und stark gegenüber zu treten vermöchte, um — das Grosse und Ewige fest im Auge — mit dem Leben in der Zeit sich muthvoll und in der Seele siegreich abzufinden. Mit solchen Intentionen dürfen wir hoffen, dass aus unseren gemeinsamen Bemühungen allmählich eine Klarheit und Festigkeit der idealen Gesinnung, und somit jene „*Sekte für das Gute*" entstehen könne, von welcher Schiller in seinem öfter bei uns

zitirten Briefe an Goethe sprach, und deren tiefere Bedeutung für uns neuerdings noch klarer hervortreten dürfte, nachdem die Neubildung einer noch engeren Vereinigung auf der durchaus *moralischen* Grundlage von guten Thaten für würdige, aber bedürftige Mitgenossen in sichere Aussicht genommen ist.

Wohl mag Mancher selbst aus dem alten Patronatvereine vor diesem neuen Gedanken einer rein moralischen Bethätigung der idealen Gesinnung, ohne alle persönlichen Rechte, also unter scharfem Ausschlusse jedes Egoismus, mit nur halbem Verständnisse vorerst noch zurückscheuen. Solange er aber noch den Wunsch verspürt, wenigstens durch die fernere Lektüre unserer Blätter uns nahe zu bleiben, und seine Theilnahme für unsere Ideen und Arbeiten zu bekunden: so wird er allmählich durch die dieser Lektüre verdankte Befestigung der Gesinnung auch dahin geführt werden, den neuen Vereinsgedanken in seiner ganzen ethischen Bedeutung zu erfassen und thätig zu unterstützen.

Ob wir heute mit hundert, ob wir mit tausend Mitgliedern das neue Vereinsleben beginnen, gilt für die Vertretung wie für die Bedeutung des Gedankens gleichviel. Wir haben ja damit nicht mehr ein bestimmtes Ziel, etwa wie ein Festspiel, nothwendig zu erreichen, wozu auch eine bestimmte Zahl von Helfern, d. h. von Zahlern, gehören würde. Wer zu uns tritt, ist die Existenz des ganzen Vereines werth, als welcher durchaus auf die individuelle menschliche Gesinnung, auf die Freude an der Hilfe für Mitgenossen, begründet ist.

Die *Zahl* ist dagegen bei dem Abonnement auf unsere Blätter noch von einiger Wichtigkeit; denn diese bedürfen allerdings, um zu existiren, eines gewissen materiellen Fonds, der durch eine fernere rege Theilnahme der bisherigen Patronatvereins-Mitglieder ihnen zu garantiren sein wird. Da aber die Empfindung eine allgemeinere zu sein scheint, dass die alten Mitglieder, welche fünf Jahre miteinander ausgeharrt haben, nun nach dem ersten Festspiele, das sie ermöglichten, nicht wieder theilnahmlos sich zerstreuen mögen, sondern im Sinne der vorzüglich durch die Blätter ihnen zu Theile gewordenen gemeinsamen geistigen Interessen auch weiterhin ihre Zusammengehörigkeit gerne auf irgend eine Weise bekunden wollen: so steht mit Sicherheit zu hoffen, dass der grössere Theil unserer Mitglieder auch dann, wenn er nicht sogleich vollzählig in den neuen Verein übergehen sollte, doch mit dem weiteren *Abonnement auf die Blätter* der Sache treu bleiben und als eine freie geistige Genossenschaft fortbestehen werde.

Wir fordern demnach alle unsere alten Mitglieder hier bei den Festspielen selber, welche sie in eine so weihevoll erhebende Gemeinschaft inniger und edeler Empfindungen versetzen mussten, zur erneuten und dauernden Theilnahme an unseren, mit dieser Kunst enge zusammenhangenden, auf sie hinleitenden und an sie anknüpfenden litterarischen Bestrebungen auf. Da wir zum Beginne der neuen Thätigkeit doch schon einer gewissen Uebersicht über

die uns zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte bedürfen, so haben wir uns erlaubt, gleich diesem Stücke ein Blatt beizulegen, auf welchem provisorisch diejenigen, welche sich bereits entschlossen haben ferner als Abonnenten bei uns zu bleiben, vor der Abreise aus unserer Festspielstadt ihre Namen uns zurückzulassen gebeten sind.

Es wird auch unter diesen bleibenden Abonnenten für Manche ein freundlicher Gedanke sein, dass die Ueberschüsse aus ihren Abonnements bereits der neuen Stiftung für die Stipendiaten des Patronates zufliessen sollen, so dass ein Jeder, der irgend mit einigem Interesse theilnimmt an dem *geistigen* Leben unseres Kreises, zugleich auch *moralisch* mitthätig ist für die Unterstützung der im Leben minder glücklich gestellten Genossen unserer gemeinsamen idealen Interessen.

So besteht denn für uns Alle die künftige Gemeinschaft darin, dass wir zu gleicher Zeit etwas Gutes erfahren und etwas Gutes thun.

Um die Erfahrungen des Guten, von den verschiedensten Gebieten her, möglichst zu vermehren und zu erweitern, sind bereits mehre neue, wohl Manchen bereits werth gewordene Mitarbeiter (wie H. Steinhausen, A. Wahrmund, W. Tappert) für den nächsten Jahrgang der Blätter gewonnen worden. Unsere bisherigen Mitarbeiter werden uns auch weiterhin in gewohnter Weise und nach einer freien Ordnung durch ihre Beiträge unterstützen. Unser Meister wird seine Ausführungen zu „Religion und Kunst“ zunächst mit einer grösseren Arbeit fortsetzen. Eine Reihe von Artikeln „über die Ungleichheit der menschlichen Racen“, welche im Anschlusse an „die Religion des Mitleidens“ mit dem nächsten Stücke beginnen, werden abgeschlossen werden durch ein längeres Schlusskapitel über das Hauptthema. Konstantin Frantz, dessen weitere Mitarbeiterschaft wir uns gesichert hoffen dürfen, wird in einer Spezialstudie als ein merkwürdiges Beispiel deutschen Sinnes, Denkens und Arbeitens bei uns besprochen werden. Heinrich Porges wird in seinen Berichten über die Bayreuther Bühnenproben fortfahren, Ludwig Schemann über Schopenhauer und seine Philosophie der Kunst, Heinrich von Stein über Schiller und die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes schreiben, sowie der Kritik litterarischer Erscheinungen in gelegentlichen Zusammenfassungen sich annehmen. —

So werden die „Bayreuther Blätter“ sich bemühen, die vor fünf Jahren begonnene und nach Kräften weitergeführte Arbeit der Charakterbildung durch Klärung des Blickes in die Zeit und durch Bestärkung der Gesinnung für das Ideale in würdiger Form fortzusetzen und neue Freunde heranzuziehen zu der treu bleibenden Gemeinde ihrer alten Leser, denen für ihre andauernde Theilnahme an unseren oft vom Gewohnten abweichenden, und daher mit journalistischer Leichtigkeit nicht zu erledigenden litterarischen Darbietungen ein herzlicher Dank hier nochmals offen ausgesprochen sei.

Die Religion des Mitleidens.

Auffassungen und Probleme als ein Vorwort

von Hans v. Wolzogen.

I. Einleitung.

„*Das Ende ist die That.*“ Mit diesem Satze schloss der Einleitungs-Artikel dieses Jahrganges. Dieser Satz auch war das Thema, welches ich in meinem letzten Buche über „*unsere Zeit und unsere Kunst*“ durch die Variationen der sozial-politischen, historischen und ethischen Weltbetrachtung durchzuführen versucht hatte.*)

Die *That*, das moralische Monogramm der menschlichen Seele, ist der Gipfel aller „Entwickelung“. In ihr steht der „Fortschritt“ still und mag sich darauf besinnen, was er bedeute. Auf sie hinzuleiten, sie hervorzurufen, zu ermöglichen, das ist die Aufgabe jeder Erziehung, sei es durch das Gesetz, sei es durch die Liebe. „Aber die Liebe ist die Grösseste unter ihnen.“ Dass etwas *geschehe*, dass etwas thatsächlich *vorhanden* sei, dass „kühn Kräfte sich regen,“ — nicht dass etwas erreicht, vollendet, abgeschlossen werde, — darauf kommt es an bei allen Bemühungen des Individuums wie der Weltgeschichte um den Ausdruck einer entsprechenden Kultur. Die höchste Kultur unseres Geschlechtes, das ist die Gesammtheit seiner *guten Thaten*, der kleinsten wie der grössesten, gleicherweise.

Sehen wir unser Kunstwerk an: diese gute That des Genius für sein Volk. Wir haben uns bemüht, dass es in vollster Lebendigkeit *vorhanden* sei vor den Sinnen aller Derer, die an ihm theilnehmen, es auf sich wirken lassen wollen. Damit ist etwas *geschehen;* und das ist die Hauptsache. Wir wissen aber, dass damit eben so wenig „erreicht, vollendet, abgeschlossen“ sei, wie etwa vor sechs Jahren mit der Ermöglichung des ersten Festspieles in Bayreuth. Im Sinne der *Idee* stehen wir noch gleich weit von dem Ziele, das die Realisation des Ideales bedeutet und uns damit in das ewige Dunkel der *Zukunft* verweist. Und doch ist in Wahrheit, ist in der Realität des Vorhandenen, des Wirkenden, unendlich viel und Grosses geschehen. Die *That* steht verkörpert da, wie in dem Hause, das wir der Kunst gebaut haben, und es ist eine gute That. Alles, was wir nun noch jemals im Dienste dieser That zu Stande bringen, mag man als „Schritte zum Ziele“ auffassen, wenn man den Werth desselben von einem Begriffe aus schätzen will, der selbst vielleicht niemals „That“ werden kann. Dieses aber ist nicht das Entscheidende, sondern immer nur das, was wirklich That wird; und das ist jedes einzelne Gute, was uns auf unserem Wege gelingt, mag dieser selbst in die Höhe, in die Tiefe, vorwärts oder rückwärts führen, die Welt umspannen oder im Nichts sich verlieren. Diess Alles sind Maasse und Bestimmungen, die mit

*) „Heutiges für Künftiges“, Bayreuther Blätter, V. Jahrg. 1882. 1. Stück. — „Unsere Zeit und unsere Kunst“, Verlag der Gebr. Senf, Leipzig.

dem ganzen Scheine dieses Weltbildes verschwinden; aber das einmal That gewordene Gute trägt die Unsterblichkeit im lebendig schlagenden Herzen.

Nochmals: seht unser Kunstwerk an! Denkt euch seine *rein künstlerischen* Wirkungen so gross und gewaltig, als ihr könnt, — glaubt ihr, dass sie allein im Stande seien, *gute Thaten* zu ermöglichen, die der Erhabenheit des Geistes dieses Kunstwerkes würdig wären? — Bestenfalls allmählich sich vervollkommnende Nachbildungen, die doch niemals Dem gleichkommen werden, was den einzigen Werth der wirklichen „That", der Erstlingsthat des künstlichen Genius selber, an sich trug! — Und werden selbst diese Nachbildungen in ernstlicherer Weise denkbar sein, wenn nicht, ausser der reinkünstlerischen Wirkung unseres vorbildlichen Kunstwerkes, etwas von dem *ethischen* Geiste, der in ihm als „gute That" für das Volk sich verkörpert hatte, auf jenes „Volk" übertragen werden könnte, welches dereinst auch die Nachbildungen wirklich verlangt und versteht, sich gefallen lässt und selbst zu Stande bringt? Wir haben mehrfach gesagt: es gilt an dem Aufbau einer Kultur zu arbeiten, welche so geartet wäre, dass der höchste Styl edler Kunst der natürliche Ausdruck ihres ethischen Wesens wäre. Könnte eine solche Kultur jemals allein durch Kunstwirkungen und Kunstwerke aufgebaut werden? Aus *Herzen* wird sie erbaut, und *Herzen* müssen erzogen werden, zu guten Thaten. Nur eine Kultur, deren lebendige Träger solche Herzen sind, welche nicht anders als in guten Thaten sich zu äussern vermögen, würde das Ideal erfüllen können, welches in dem Gedanken sich ausspricht: *„eine Kultur für den höchsten Kunst-Ausdruck."*

Denken wir uns aber eine solche Kultur, so könnte es uns auch zugleich denkbar erscheinen, dass sie des Kunstwerkes als ihres Ausdruckes gar nicht mehr bedürfte, weil sie weit Höheres erreicht hätte als jenes: anstatt des Vorbildes und Bildes — die Wahrheit und das Wesen. Die Kultur des Guten würde aller Wahrscheinlichkeit nach das Schöne nicht viel anders, denn als die gemeinsame Sprache einer edlen Erinnerung und das gesellige Spiel einer feierlichen Freude, nicht aber mehr als *wirkende That*, als Kulturmoment, in ihren heiligen Gränzen hegen und pflegen. Der Werth des Kunstwerkes für diese Kultur liegt in seinen ethischen Wirkungen für ihre Ermöglichung, und damit wiederum in jener Wirkung der einzelnen *Thaten*, gleichviel ob das Ziel, wofür gethan, gearbeitet, geschaffen wird, ein mögliches, ein sich jemals verwirklichendes sei. Das Kunstwerk lehrt uns *die Wahrheit, die Würde, die Grösse* kennen in Zeiten der Unwahrheit, Würdelosigkeit und Kleinheit; es weckt unsere zarteren, reineren und edleren Empfindungen in Zeiten der Rohheit und Gefühlsschwäche; es giebt uns den Werth der Menschlichkeit, ästhetisch gefasst, wieder — und diese wiedergewonnene Menschlichkeit nun *moralisch* zu bethätigen, das ist der lebendige Reflex seines Vorhandenseins in der Seele derer, die es innig an sich erleben.

Zu der moralischen Bethätigung gehört aber als Erstes und gleichsam als Lebenskeim aller Möglichkeiten: die *Gesinnung*. So auch muss das Kunst-

werk gesinnung-bildend wirken, wenn es jenen Reflex in unserer Seele hervorrufen soll, der zugleich ein Ahnungsschein der ersehnten Kultur der Zukunft ist. Die Freude an der Wahrheit, die Ehrfurcht vor der Würde und Grösse des Kunstwerkes muss ein Theil unseres Charakters werden. Es kann sich hierbei aber nur um ein Bewusstwerden handeln; denn wer nicht die Fähigkeit dazu in sich schlummernd schon mit an das Kunstwerk heranträgt, der wird sicherlich nicht durch seine Macht als ein neuer Mensch wie aus dem Nichts geschaffen werden. Aus der *Besinnung* auf uns selbst kommen wir zu der *Gesinnung*, welche uns die moralische Bethätigung ermöglicht. Aus der Besinnung auf sich selbst, nicht durch ein bodenloses Schöpfungswunder am achten oder neunten Tage, ist auch die Kunst noch in unserer Zeit bis zu unserem Kunstwerke gelangt. Besinnung, Gesinnung, Bethätigung, das sind die Stufen, auf welchen wir vom Kunstwerk aus dahin gelangen, was wir das *Leben der Zukunft* nennen dürfen. Und leicht kann es geschehen, dass wir mit der also besonnen gewordenen Gesinnung an einer Stelle unseres Weges vor die Alternative gestellt werden: das Kunstwerk Preis zu geben — oder die moralische Bedeutung der Welt zu verleugnen; etwa, wenn es sich darum handelte, durch die Opferung des Kunstwerkes ein vernichtendes Schicksal der leidenden Menschheit abzuwenden. Dann wird die Gesinnung, welche dem Kunstwerke selbst ihre Erweckung und Kräftigung zum Heroismus des Guten verdankt, keinen Augenblick zweifeln, was Preis zu geben sei. Die stille moralische That steht gleichen Werthes neben der leuchtenden Erscheinung des Kunstwerkes vor den Augen des gerechten Richters in der menschlichen Seele, welche an eben diesem Kunstwerke zur Besinnung des wahrhaftig, würdig und gross Gesonnenseins erweckt werden konnte.

Diese besonnenen Menschenseelen sind es, welche das *Leben der Zukunft* in der Gegenwärtigkeit ihrer edelen Bestrebungen leben; sie, welche uns nicht nur, wie die menschgewordenen Heroen der Tragödie, als geweihte Vorbilder vor Augen stehen sollen, nein, an deren Erweckung und Bildung wir mit nicht minderem Eifer und Hingebung arbeiten müssen, als an der neulich uns gestellten hohen Aufgabe, dafür zu sorgen, dass möglichst wenig Genie in der Welt verloren gehe.*) Dass möglichst viel Genie des *Guten* in der Welt das Licht erblicke und zum Bewusstsein erwache: dahin zu wirken, das ist die Thätigkeit, womit wir für das Leben der Zukunft allezeit selbst die wirkungsvollste Arbeit liefern werden. —

II. Die Welt als Wille und Vorstellung.

Denken wir uns das Leben der Zukunft als ein Leben *guter Thaten*, was lehrt uns dieser Gedanke?

Er enthält die tröstliche Versicherung, dass die lebendigen Keime solcher Zukunft in jeglicher Gegenwart schon vorhanden sind, und dass sie durch

*) Bayr. Blätter 1881. S. 320.

einen Jeden von uns gepflegt und gefördert werden können. In jedem einzelnen Guten, welches heute geschieht, lebt ein Geist, der über die Gegenwart hinausreicht, weil er für sich erfüllt, was sie als Zeit unerfüllt lässt. Wiederum auf eine Zeit bezogen, erscheint er uns daher gerne als der Geist einer künftigen Gegenwart, die er sich selber herbeizuführen berufen sei.

Diese durch die ganze Geschichte unseres Geschlechtes sich hinziehende Sehnsucht nach einer Zukunft der Herrschaft des Guten bestätigt uns die fortdauernde Gegenwärtigkeit des Schlechten und Bösen, welche unsere grössesten Dichter und Weisen als ein *Weltgesetz* uns haben erkennen lassen. In allem Gewordenen wirkt derselbe Trieb, welcher es werden liess, fort und fort als ein gegen sich selber wüthender Dämon. Es ist diess derjenige Trieb, welchen Schopenhauer als den *Willen zum Leben* bezeichnet hat. Das Gute stellt sich diesem allgemeinen Wesen der Welt gegenüber nur in den vereinzelten Widerständen unter der Form vorübergehender Erscheinungen dar.

Wie nun, wenn dieses Weltgesetz unsere erhoffte Zukunft niemals gegenwärtig werden liesse? Wenn das Gute, wie das Grosse und Schöne, immer nur das Einzelne verbleiben müsste? Wenn es in dem endlosen Hinträumen dieser an der Kette der Zeit und im Kerker des Raumes gebannt liegenden Geschichte unseres Geschlechtes unmöglich wäre, dass dasselbe jemals eine gleichmässig hohe Stufe der Sittlichkeit erreiche, welche man als *moralische Kultur* bezeichnen könnte? Sollen wir die Hände in den Schooss legen und mit einer ungewissen oder unglaublichen Zukunft auch jede gewisse oder vorhandene Gegenwart aufgeben, welche doch selber aus einer stäten Zukünftigkeit uns hervorquillt und gegenwärtig wird, um alsbald einer neuen Zukunft wiederum Platz zu machen?

Der Blick in diesen unaufhörlichen Wechsel der Zeiten, vom philosophischen Geiste uns gedeutet, lässt uns das Gesetz von der *Idealität der Erscheinungswelt* erkennen. Niemals als wirklich erfassbar und bestimmbar, aus punktuellen Nichtigkeiten sich zu einer endlosen Reihe von verschwundenen Vergangenheiten und noch nicht vorhandenen Zukünftigkeiten zusammen fügend, allein durch die menschlichen Vorstellungsformen der Zeit und des Raumes, und die aus beiden sich ergebende begriffliche Form der Ursächlichkeit, in unserem Intellekte zu idealer Existenz gebracht: so erscheint uns nun diese ganze für real gehaltene Welt als ein *Traum*, der uns wie oft schon so tief beängstigt hat, dass wir in krampfhafter Sehnsucht nach dem Erwachen rangen, ohne zu wissen, wozu wir erwachen würden, wenn dieser für uns Schläfer des Daseins einzig vorhandene Traum des Lebens einmal völlig verginge.

Tiefer in das Wesen dieses Traumes sich versenkend, musste es dem philosophischen Geiste klar werden, wie auch die ganze Fülle der *Erscheinungen* dieser phantastischen Welt, in ihrer Vereinzelung zur unendlichen Vielheit der Individuen, nur eben die eigenthümliche Form des Traumes sei. Ja, der Träumende auch, insoferne er sich selber träumte — insoferne er

sich als Individuum neben anderen Individuen lebend sich bewegen sah, musste sich nun als blosse Form einer Vorstellungskraft begreifen, welche selbst nur in individueller Fassung thätig zu werden vermochte.

Ein furchtbares Geheimniss kündete sich hier an, welches doch, zur alleinigen Befreiung des Menschen von den Wehen des Traumes bestimmt, in einen seligen Frieden endlich sich auflösen soll.

Wie der Schmerz des Körpers uns erst im Gehirne zur bewussten Empfindung kommt, so wird auch das Leiden alles Daseins dieser Erscheinungswelt erst von dem Augenblicke an wirklich lebendig, d. h. es existirt für den Leidenden, wann die Vorstellung, der Intellekt, unter irgend welcher Form in Thätigkeit tritt. Auf der einen Grundform dieser Vorstellung, auf dem Raume, beruht allein die *Vielheit*, in welcher alles Seiende sich darstellt, und durch welche wiederum alles Seiende als ein ewig wider einander Streitendes oder nach einander Verlangendes unter endlosen Schmerzen am sinnlichen Leben erhalten erscheint. Auf der anderen Grundform, der Zeit, beruht die *Vergänglichkeit*, welche zugleich all jene neu aufkeimende und neu sich zertheilende, in zahllosen Individuationen über die Welt sich ausgiessende Vielheit als totale Nichtigkeit und den weiten Boden ihrer schmerzreichen Bethätigung, *Geschichte* genannt, als eine gespenstische Kausalitäts-Konstruktion für ein Spiel des Scheines erkennen lässt, das in der Zeit endlos, ausser der Zeit — *Nichts* ist.

Dieses Spiel, mit allen seinen, für den lebenden Träumer so höchst real sich fühlbar machenden Aergernissen und Schmerzen, wäre also nur aufzuheben durch eine Macht, welche die Zeitlichkeit selbst überwände. Eine solche Macht dürfte keine Macht der Vorstellung sein; sie müsste weit tiefer wurzeln: etwa dort, wo der Träumende in seinem innersten Wesen über alle Traumvorstellung hinaus das *wirkliche Subjekt* der ganzen Traumerscheinung unmittelbar empfände, d. h. wo diese seine Empfindung, welche er Selbstbewusstsein nennt, ihr eigenes Subjekt als ein nicht nur Bewusstes und Empfundenes, sondern als ein Wirkliches erkennen könnte.

Schopenhauer hat dieses Wo — welches doch eben so wenig ein Wo mehr ist, wie es ein Wann für die Existenz seines Wesens giebt — nach der Analogie der individuellen Selbstkenntniss als den Willen bezeichnet. Dieser Wille giebt sich in dem Banne der Formen einer uns für die eigentliche Realität selber geltenden Erscheinungswelt als jener Dämon des *Bösen* zu erkennen, welcher in der individuell zersplitterten Vielgestaltung seiner Erscheinung ruhelos mit Hass und Begierde gegen sich selber wüthet. Trotzdem aber ist dieser Wille, als das einzige ausserhalb der Erscheinungswelt (der Welt als Vorstellung) wahrhaft und wirklich Seiende, auch einzig mächtig, deren Formen zu durchbrechen und die Wahrheit der *Einheit* (Identität) des inneren Wesens alles Lebenden zu verkünden, sobald er recht eigentlich zu sich selber heimkehrt. Eine solche Heimkehr vollzieht sich, sobald der Wille nicht mehr das Leben *bejaht*, wie es erscheint, nämlich als

individuelles Leben mit seinen egoistischen Interessen und Begierden (und das ist es, was wir „Leben“ heissen), sondern wenn er dieses Leben — nach Schopenhauer's Ausdrucke — *„verneint“*.

Der Philosoph selbst fügt aber den Trost hinzu,*) dass diese Negation, in welcher seine Lehre gipfele, nur eine relative, nicht eine absolute sei, und durch die Beschränkung des philosophischen Standpunktes bedingt werde, während sie von anderen Standpunkten aus, z. B. für den christlichen Mystiker, den indischen Buddhisten, oder den islamitischen Sufi, als ein durchaus Positives erschaut, ja, persönlich erfahren werden könne. In diesem Sinne sagt er:**)

> „Die Identität (des inneren Wesens alles Lebenden) ist eigentlich nur im Zustande der Verneinung des Willens (Nirwana) vorhanden, da seine Bejahung (Sansara) die Erscheinung desselben in der Vielheit zur Form hat. Bejahung des Willens zum Leben, Erscheinungswelt, Diversität aller Wesen, Individualität, Egoismus, Hass, Bosheit entspringen aus einer Wurzel; und ebenso andererseits Welt des Dinges an sich, Identität aller Wesen, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Verneinung des Willens zum Leben.“

Dass aber diese Wurzel im tiefsten Grunde bei beiden Fällen der Willensbethätigung Dieselbe sei, bestätigt er kurz darauf***) durch den Ausspruch, dass *Bejahung und Verneinung entgegengesetzte Akte desselben Willens sind, dessen Fähigkeit zu Beiden die alleinige, wahre Freiheit ist;* wobei er sich den *lusus ingenii* verstattet, die Bejahung mit dem Gott-Vater, die Verneinung mit dem heiligen Geiste zu vergleichen. Wie nun nach christlicher Anschauung die Macht des heiligen Geistes lebendig wirkt in allen Bethätigungen des *Guten,* welche aus menschlichen Herzen hervorgehen: so tritt auch jene Macht des alleinigen Weltwesens, welche der Philosoph nur als eine, die individuelle Bejahung des Willens zum Leben in der Zeitlichkeit *verneinende* bezeichnen konnte, ebenfalls in den guten Thaten strahlend an das Licht, wie ein ewiger Gott unter die flüchtigen Schaaren der sündhaften Kinder des Tages. Schopenhauer selbst drückt sich darüber in unmittelbarem Anschlusse an den oben zuerst zitirten Satz folgendermaassen aus:

> „Wenn schon die moralischen Tugenden aus dem Innewerden jener Identität aller Wesen entstehen, diese aber nicht in der Erscheinung, sondern nur im Dinge an sich, in der Wurzel aller Wesen liegt; so ist die tugendhafte Handlung ein momentaner Durchgang durch den Punkt, zu welchem die bleibende Rückkehr die Verneinung des Willens zum Leben ist.“

Da nun der hier angewandte Begriff des Momentanen noch gänzlich unter die nur für die Erscheinungswelt geltende Kategorie der Zeitlichkeit fällt, so ist damit die gute Handlung auch nur erst in ihrer speziellen Beziehung zu einem der Erscheinungswelt angehörigen Individuum bezeichnet, noch nicht aber ihr Wesen erschöpft, mit welchem sie dem Grunde des Seienden selbst entstammt: als lebendiger Ausdruck jenes ausserzeitlichen Wesens, in welchem das Ich und das Du in Eines verschmilzt, und das sich doch innerhalb

*) Welt als Wille und Vorstellung. II. S. 703. **) S. 700. ***) S. 224.

der Erscheinungswelt nur in individualisirter Gestaltung und in zeitlichen Momenten dokumentiren kann. Aber eben indem dieses von Schopenhauer als Wille bezeichnete Weltwesen sich in der *That* moralisch entscheidet, nicht mehr als das Böse, das individuelle Leben als absoluten Zweck bejahend, — sondern dieses nur zum Mittel bedürfend, als *das Gute* wirksam zu werden: so gewinnen wir in diesen seinen wahrhaft guten Bethätigungen jene ersehnte Kraft, welche einerseits die Zeitlichkeit durch ein Ausserzeitliches besiegt, und uns andererseits auf die Möglichkeit hoffen lässt, diese überzeitliche Macht auch in der Zeitlichkeit als eine *moralische Kultur* zur Herrschaft bringen zu können.

III. Das Mitleiden als das Fundament der Moral.

Die Erkenntniss des Weltwesens als „Willen" in den entgegengesetzten Akten seiner Bethätigung, wie wir sie der Philosophie Schopenhauer's verdanken dürfen, hat uns mit neuen Hoffnungen für die moralische Bestimmung unseres Geschlechtes beglückt. Haben wir erkannt, dass jede gute That sich mit dem Wesen ihrer Güte über den Moment der That hinaushebt und unmittelbar dem zeitlosen Grunde des Seins angehört, — so führt uns solche Erkenntniss wieder zu dem Glauben an die erhabensten Möglichkeiten des menschlichen Daseins. Die göttlich zu heissende Kraft, welche bei jedem Durchbruche einer solchen überzeitlichen (ewigen) Macht im Menschenherzen, in der guten That sich uns offenbart, erweckt in uns die freudige Hoffnung auf ein ferneres Wunder: dass nämlich diese Kraft und Macht sich ausbilden lasse zu einer *dauernden Charaktereigenschaft* eines so grossen Theiles der Menschheit, wie er nöthig sein würde, um der Willenspotenz des *Guten* die Herrschaft über die Erscheinungsformen der Geschichte unseres Geschlechtes zu verschaffen, ohne dass diese Formen selbst dadurch etwa aufgehoben würden. Denn nicht anders kann es gelingen, diess zu erreichen, als in menschlichen Herzen. Der Wille in der Natur dagegen liegt nicht in der Gewalt des wollenden Menschen, sondern unter der moralischen Kultur des menschlichen Geschlechtes wird er fort und fort zeugend und vernichtend thätig bleiben; stellt er doch schliesslich in dem Leben des menschlichen Körpers mit seinem ganzen Vorstellungsapparate selbst die natürliche Basis aller Moralität und die einzige Möglichkeit für uns dar: gute Thaten zu verrichten und gute Seelen in uns auszubilden.

Diess aber ist die Aufgabe jedes Theilnehmers an der Hoffnung auf eine moralische Kultur: gute Menschen zu bilden. Die Kultur der Zukunft bedarf vor Allem der *sittlichen Charaktere*, d. h. solcher Menschen, welche das Gute nicht nur um des Guten willen thun, sondern aus gutem Willen. Hiermit haben wir den Punkt wiederum erreicht, wo wir das Wesen jenes *Guten*, das wir bisher nur erst im Allgemeinen als Zeitbesiegendes erklärten, näher betrachten und die darauf zu begründende Kultur als ein Werk der *Religion des Mitleidens* erkennen müssen. —

Was ist das Gute? Ist es nicht nur ein abstrakter Begriff, der in den verschiedenen Völkerseelen sehr verschiedene Gestalt angenommen hat? Die Einen nannten das Angenehme oder das Vortheilhafte, die Anderen das Schöne oder das Ehrenhafte *gut;* aber die Vorstellungen des Schönen und der Ehre, die Verhältnisse des Angenehmen und des Vortheiles sind dem Wechsel unterworfen, und es giebt dafür keine bindende Formel. Was ist also das Gute, davon wir schon geredet haben, als wüssten wir genau, worin es bestehe?

Wir konnten unsere Auffassung desselben nur jenem moralischen Selbstbewusstsein entnehmen, welches die Frucht der Sittengeschichte des menschlichen Geschlechtes im Allgemeinen ist und als solche übereinstimmt mit den vollkommensten *Religionen,* welche in der Menschheit zur Ausbildung gelangt sind, und mit den tiefstblickenden *Weisen,* welche uns über unser Wesen und das Wesen der Welt belehrt haben. Auf dem höchsten Grade geistiger Kultur, welchen unser Geschlecht nicht etwa am Ziele seiner Geschichte, sondern innerhalb der Geschichte an verschiedenen Punkten und in genialen Individuen erreichen konnte, erscheint das Gute aufgefasst: als der Gegensatz dessen, was man den *Egoismus* nennt. Hierin zeigt sich schon die tiefere Bedeutung an, dass es seinem Wesen nach eine Macht sei, für welche die trennenden Schranken des alle unsere Vorstellungen und Begehrungen absolut beherrschenden Ich's nicht mehr bestehen. Wie dieses nun sich verhalte, darüber gehen allerdings die Ansichten weit auseinander, und die grosse Mehrzahl Derer, die vom Guten reden, noch mehr aber Derer, die das Gute thun, sind sich des Verhältnisses zwischen dieser Macht und ihrem Ich als eines Gegensatzes gar nicht bewusst. Ja, für die wirklich Thätigen, diese recht eigentlich *guten Menschen,* darf man es als ein Axiom aufstellen, dass in ihnen das Gute um so mächtiger sei, je weniger sie es von ihrem Ich zu trennen vermögen, je mehr es also die unwillkürliche Aeusserung ihres eigensten Wollens ist: gut zu sein und Gutes zu thun.

Dieser intensivsten Form des Guten im menschlichen Herzen entnahm Schopenhauer, auf dem Grunde der geistvollsten Religionen der Erde, Brahmanismus und Buddhismus, verbunden mit der schärfsten Erkenntniss deutscher Philosophie in Kant's Kritik der reinen Vernunft, den schönsten Namen für jene spezifisch moralische Macht, indem er sie *das Mitleiden* nannte. Mit diesem Worte hat er die abstrakte Philosophie in das schöpferisch lebensvolle Zauberland der menschlichen Empfindung, das geschwächte Religionsgefühl an den Heilsquell zurückgeführt, aus welchem uns das Sonnenbild eines starken, ursprünglichen „Christenthumes" entgegenleuchtet, wenn wir es nur über uns gewinnen, unseren Blick tief und innig in seine geheimnissvolle Fluth zu versenken. Der Weg ist uns nun eröffnet in einen Positivismus des Empfindens, Denkens und Handelns, und damit in der That zu einer moralischen Kultur, wie wir ihn keiner anderen, mit Begriffen konstruirenden Weisheit, oder auf Hypothesen basirten Wissenschaft verdanken können.

Was sagt uns das Wort *Mitleiden?* — Es weist uns mit dem Begriffe des *Leidens* auf die, in ihrer schmerzvollen Zerrissenheit zur Vielheit vergänglicher Individuation erkannte Eigenart der ganzen Erscheinungswelt, der wir angehören; zugleich aber enthält es in dem Vorwörtlein *Mit* den Begriff der Einheit, welcher diesem ewigen Zwiespalte des Erscheinenden, nicht als leerer Begriff, sondern als wirkliches *Seiendes,* oder „Ding an sich", d. h. als Nichtvergängliches und Nichtvieles zu Grunde liegt, — und zwar enthält es diesen Begriff in derjenigen thatsächlich vorstellbaren Form, welche uns selbst Vereinzelten ein moralisches Handeln und damit eine thätige Ueberwindung des Leidensbannes unseres Daseins ermöglicht.

Aus dem grossen Leiden des Daseins entwickelt sich in jedem einzelnen Individuum, welches es erleidet, ein heftiger Trieb zur *Leidenslinderung.* Aber im natürlichen Fortschreiten auf dem geraden Wege der Bejahung des Daseins selbst, deren lebendiger Ausdruck das Individuum mit seinem ganzen Leben ist, wird diese Leidenslinderung sich immer nur auf das leidende Subjekt als solches beziehen und in dem instinktiven Eifer sich äussern, sich selber von Leiden möglichst frei zu erhalten und dieses arme kurze Leben mit einem möglichst reichen Schmucke von, mehr oder minder rasch vorübergehenden, irdischen Freuden und Annehmlichkeiten auszustatten. Tritt dazu in derselben geraden Richtung erkenntnissloser Lebenswanderung die dämonische Intensität des tiefen Grundes dieses Triebes, nämlich des Dranges auch aus dem letzten Leiden, der Individualität selbst, hinauszukommen: dann wird die einfache Bemühung der Leidenslinderung sogar zur ganz entschiedenen Leidensmehrung für die Mitindividuen. Der Einzelne sucht nun sich dadurch vor sich selbst zu retten, dass er alles, was als „Anderes" ihm erscheint, ebenfalls sich selbst zuzueignen wüthend bestrebt ist, um dergestalt sein Ich, von dem er dennoch nicht sich zu befreien weiss, durch Raub zu einer falschen Ganzheit auszuweiten. So kommt man auf dem besagten geraden Wege der Bejahung des individuellen Daseins schliesslich bis zum Menschenteufel. Im Grunde aber ist diese räuberische Menschenteufelei nichts anderes, als was wir sonst mit hochklingendem Worte die *Weltgeschichte* nennen. —

Damit der Trieb der Leidenslinderung, der auch diese letzte grosse Teufelei in das Leben gejagt hat, wirklich *moralisch* werde, dazu muss eine Umkehr im Inneren des Individuums, in dem Kerne seiner Existenz, also in seinem Willen stattfinden. Aus der Bejahung seines individuellen Daseins muss in irgend einer Form eine Verneinung, d. h. eine Aufhebung seiner in der Erscheinungswelt aufgerichteten Schranken werden. Der individuelle Mensch muss sich selbst vergessen können über einem Anderen, gleich ihm Leidenden, und er muss das Verkehrteste thun, was der individuellen Vorstellung nach gethan werden kann: ein Leiden lindern, welches nicht sein Leiden ist. Solange das Individuum dieses Leiden mit unverwandelt kühlem Herzen nur als das Leiden des „Anderen" betrachtet und als solches mit moralischer Ueberlegung, dass diess gut sei, zu lindern sich vornimmt, bleibt

es noch durchaus ein Gefangener in den trennenden Schranken der leidenvollen Erscheinungswelt. Seine Handlung mag ihm das augenblickliche angenehme Gefühl einer Pflichterfüllung verschaffen, aber sie hat nichts Befreiendes, Erlösendes. Dazu muss das Leiden des Anderen wie eigenes Leiden gefühlt werden und unmittelbar, mit innerem Zwange, als eigenste Willensmacht zur Linderung treiben. Nur dann ist in der That das Mitleiden nicht nur eine wehmüthig angenehme Ausweichung vor dem Widerwärtigen des fremden Leidens, sondern eine Blüthe aus jener Tiefe unseres Seins, in welcher wir keine Ich und Du mehr sind, sondern wo ein einziger Wille, der sich nun als der Wille zum Guten uns offenbart, mit göttlicher Heilsgewalt uns Alle in wahrhafter Freiheit vereint.

IV. Die Verkennung des Mitleidens.

Eine Verkennung der einzig wahrhaften moralischen Macht des Mitleidens von Seiten der Kritiker der Schopenhauer'schen Ethik war um so leichter möglich, als jener selbige Trieb der *Leidenslinderung*, wie wir gesehen haben, eben so gut bis zum verruchtesten Egoismus führen kann, wie zur moralischen That, und die allein beide Richtungen scheidende innere *Umkehr* des Willens den Wenigsten bemerkbar oder gar begreiflich ist.

Nein, das wahre Mitleiden ist nicht ein egoistisches Sichforthelfen über das Leiden. Es darf nicht identifizirt werden, mit jenem süsslich-wehmüthigen Lächeln, das auf dem breiten Gesichte der gesellschaftlichen Menschheit beim Anblicke fremden Leidens alsbald sich zu zeigen gewohnt ist, um eben so leichtlich wieder in den süffisanten Ausdruck der selbstgefälligen Richterfreude am Unglück des Nächsten überzugehen. Mitleid in unserem Sinne ist nicht das schnelle, oberflächliche *Bedauern* und *Bemitleiden*, welches fast nur als eine blosse Reflexbewegung der Nerven oder als eine Konvention der gesellschaftlichen Sitten, s. z. s. aller Welt eignet, ohne dass man bemerkte, sie sei durch diese allgemeine Eigenthümlichkeit ihrer Gefühlsgewohnheit moralisch besser, und von den Herzlossigkeiten und Brutalitäten aller Zeiten der Geschichte freier geworden. Dieses Bedauern entsteht — man möchte sagen — naturgemäss aus der gegenseitigen Reibung der lebenden Einzelheiten in der grossen Vielheit der Erscheinungswelt. Es ist gewissermaassen eine Art schwächeren Reizes wie der Zank und Streit, welcher sehr leicht bei stärkeren Anlässen aus denselben Verhältnissen sich ergeben kann, die bei leichter Berührung ganz mitleidige Regungen hervorrufen mögen. Dieses Mitleid ist und bleibt individuell, in Raum und Zeit befangen, und wird im Wirbel der Kausalitäten verschlungen, als wäre es nie gewesen. Es ist weder eine wirkliche Charaktereigenschaft, noch überhaupt ein lebendes Wesen aus dem Kerne der Willenswelt, sondern eine Gewöhnung oder eine Gelegentlichkeit, meistens durch die äusserliche Kraft der Vorstellung, die *Phantasie*, stark beeinflusst. Moralisch ist die mitleidige Regung der Seele aber erst dann

von Bedeutung, wenn die grosse Prüfung kommt, der gewaltige Anlass eintritt, und nun, anstatt des Widerstreites, sich das wahre, grosse, erhabene Mitleiden selber als unfraglich entschiedene That aus dem menschlichen Herzen an das Licht dieser leidenfrohen Sonne ergiesst.

Es mag in der Tiefe der Menschenbrust lange stumm verschlossen geruht haben, und Niemand hat es geahnt. Vielleicht war er ein kalter, harter, mürrischer Gesell, vielleicht gar ein bekannter Bösewicht, von Allen gescheut und verachtet, der jahrelang durch das Leben dahinging, ein für die Sittlichkeit verlorenes Glied der menschlichen Gesellschaft, wie ein grauer Schatten, ein wüster Schreck durch die sonnigen Gefilde mühsam bewahrter fremder Glückseligkeiten, ungerührt von der Lust, aber auch blind gegen das Leid, das oft wie Hagelschlag über jene Gefilde niederging, — allen den ehrsamen und erfahrenen Meistern der allgemeinen sozialen Moralität, den strikten Erfüllern ihrer bürgerlichen Pflichten, die am Karren der Geschichte als Sklaven der Ordnung ziehen, und sich vor der stäts drohenden Störung derselben bange ducken, — diesen braven Leuten ein unaufhörlicher Grund des Anstosses und des Aergernisses und eine widerwärtige Mahnung an die dämonischen Gewalten, die man nicht in seiner Macht hat: — da bringt ein Tag ein neues Unglück, ein so grosses und offenbares, dass alle Staatsbürger in zitterndem Entsetzen nach der Gewalthilfe oder dem Fluchtwinkel sich umschauen — vielleicht auch ein so verstecktes, armseliges, dass sie Alle theilnahmlos daran vorübergehen — und mit einem Male bricht aus der verstockten Brust des verachteten, bösen Individuums jenes göttliche Wesen mit dem vollen Strahlenglanze seiner Güte blitzartig, unwiderstehlich überwältigend hervor, und das *Gute* feiert in der schlichten Pracht der That seinen himmlischen Sieg auf Erden.

Schämet euch dann, ihr Alle, die ihr nur die *moralischen Pflichten* kanntet, welche euch das eigene Wohl oder die Institutionen der Gesellschaft und des Staates auferlegten!

Aber ihr werdet es nicht thun; sondern, wenn die gute That des Einzelnen euch insgesammt einen erspürbaren Vortheil bringt, werdet ihr seiner Vergangenheit vergessend ihn als einen Helden feiern, — wenn aber seine That im Verborgenen bleibt, werdet ihr sie bestenfalls eine sonderbare Eruption des Affektes nennen, ihr aber gerade um deswillen den Charakter der *Moralität* absprechen.

Das Moralische, heisst es, soll nicht Sache des affektiven Willens, sondern der klaren selbstbewussten Vernunft sein. So lautet heutzutage noch ein allgemeines ethisches Verdikt. In dieser irrthümlichen Auffassung des Guten war unsere gebildete Gesellschaft bestärkt worden durch die abstrakten Deduktionen der philosophischen Ethik, welche in Kant zum prägnantesten Ausdruck gekommen waren. Blieb diesem grossen Philosophen, hinter der mit aller Schärfe des Verstandes erkannten Idealität der Anschauungsformen der Erscheinung, das Ding an sich, das *Wesen* der Erscheinung, ein blosses Ab-

straktum: so konnte er auch das Wesen der Moral nur mit einer Abstraktion aus dem Gebiete der reinen Vernunft ausdrücken, als welche wiederum in dem begrifflichen Verstande seiner Schüler dem leichten Missverständnisse ausgesetzt bleiben musste. Das Gute ward bestimmt als *„diejenige Form der Handlung, welche zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“*. Das Bewusstsein dieses Grundgesetzes sollte nach Kant *ein Faktum der Vernunft* sein. Allerdings hatte er selbst hinzugefügt: der *reinen* Vernunft, und ferner ausgeführt: der Mensch *als Ding an sich* (d. h. also: als ausserhalb der Erscheinungswelt seiendes „freies Wesen“) gebe sich selbst das sittliche Gesetz. Aber erst Schopenhauer musste kommen, um dieses „Ding an sich“ als den *Willen* zu erklären, diesen Willen aber in dem ethischen Theile seiner Lehre aus seinem zersplitterten Wirken in der Erscheinungswelt hinzuleiten zur eigenen Erlösung durch jene moralische Macht des Willens zum *Guten*, die als das Mitleiden den Bann der Erscheinung selbst durchbricht. Nachdem diese grosse That der Philosophie vollzogen, und sie damit an die äusserste Gränze ihrer nur durch das Mittel der Begriffe ermöglichten Leistungen geführt worden war, ward auch jener Kantische Satz seines missverständlichen abstrakten Charakters entkleidet. Ist das Ding an sich, welches sich selbst das sittliche Gesetz giebt, jener tiefste, universelle Kern aller Erscheinung, der in der freien Umkehr von dem Erscheinungszwange als die Macht des Mitleidens sich bethätigende Wille: so ist sein Gesetz auch keine Formel des abstrahirenden Bewusstseins der Individuen, sondern der lebendige Ausdruck des befreienden Wesens, das mit heiliger Nothwendigkeit hervortritt, wo immer es über die Erscheinung in ihrer Vielheit und Vergänglichkeit die Macht gewinnt: in der *guten That.*

Diess erst ist *wahre Moralität* im höchsten Sinne, die aus dem Grunde des Menschenwesens quillt, und selbst wenn ihre Resultate in der Erscheinungswelt noch so winzig und nichtig wären, dennoch von siegender Gewalt bliebe; denn Zeit und Raum existiren für das ewige Wesen dieser Thaten nicht. Ist das Gute einmal geschehen, so mag die Erscheinung, worein es sich kleiden, und auf welche es sich beziehen musste, immerhin sich verwandeln und vergehen: das Gute stammt aus einer anderen Heimath, — es trägt die Ewigkeit mit sich in das Leben und über das Leben hinaus in die Ewigkeit.

Was dagegen der von solcher Urmacht erschreckte, und sie nur als momentane Leidenschaftlichkeit des individuellen Empfindens begreifende gewöhnliche Menschenverstand als *das Moralische* aufstellt, diess hat lediglich Bedeutung für das Leben und die Erscheinungswelt selbst. Es beruht, wo es mit Bewusstsein geschieht, auf der abstrakten Erkenntniss: Diess ist „gut“, darum muss der moralische Mensch es thun und Anderes als „ungut“ meiden. Ob das Herz (um populär zu reden) dabei in dem handelnden Menschen mitwirke, gilt als unwesentlich, wenn nicht gar als störend für den reinen moralischen Werth der Handlung. In der Welt unseres Lebens und Zusammenlebens kommt es vor Allem auf das Geschehen oder Nichtgeschehen, nicht

aber auf den Quell an, welchem diess als Handlung oder Unterlassung zu verdanken ist. Der von Natur im Allgemeinen schwach veranschlagte Durchschnittsmensch scheint nur auf diesem Wege dahin geführt werden zu können, sich einer Lebensweise zu befleissigen, welche ein erträgliches Gesammtleben der Gesellschaft ermöglicht. Je mehr ein solcher sittlicher Schwächling sich überwindet und anständig gegen seine Mitmenschen beträgt, je mehr er seiner Natur durch seine Vernunft den Zaum anlegte oder den Sporn gab, um so so höher steht er alsdann im Ansehen seiner moralischen Kraft.

Das ist jene *bürgerliche Moralität*, welche die Menschen in den Stand setzen soll, mit dem Leben auszukommen, indessen wahre Moralität ihm dazu verhelfen soll: aus dem Leben hinaus zu kommen. Mit solcher Bürgermoral aber kommen wir nicht über das Leben fort und also auch stäts nur zu einer Kultur, in welcher eine *christliche Kunst*, die gleichfalls über das Leben hinausführt, allein als Fremdling existiren kann: mitwirkend zwar zur Bildung des moralischen Gemüthes, nicht aber als natürlicher Ausdruck einer herrschenden Volkskultur, welche ihrem Wesen nach *religiös* sein müsste, um eine solche Kunst aus sich selbst zu erzeugen.

V. Die Stufen zur moralischen Kultur.

Die *Religion des Mitleidens* kann nicht aus der *bürgerlichen Moralität* hervorgehen. Diese Moralität ist ebenso *heidnisch*, wie der Staat heidnisch ist, dem sie dient. Sie ist etwas ausserordentlich Nutzbringendes, ja, etwas durchaus Nothwendiges für den Bestand der menschlichen Gesellschaft und für das, was man im Allgemeinen *„Kultur“* nennt; wobei man im Ernste doch meistens nur an ein mehr oder minder würdiges sozietäres Fertigwerden mit den Lebensnöthen und Menschlichkeiten unseres Geschlechtes zu denken pflegt, was man auch mit dem tönenden Modeworte der *„Zivilisation“* bezeichnet. Die bürgerliche Moralität ist aber auch für das Individuum, welches sich nach ihren Vorschriften richtet, etwas sehr Verdienstliches, und macht ihm, als Menschen in diesem seinem individuellen Leben, die grösseste Ehre. Ja, ohne diese bürgerliche Moralität würden wir uns wohl mehr zu den Bestien als zu den Menschen gehörig erscheinen; durch sie bekundet sich das Geschöpf unseres Geschlechtes als Mensch, wenn auch nur erst als Mensch für dieses sein individuelles und sein bürgerliches Leben, welches das Leben der Individuen mit einander bedeutet. So aber ist diese bürgerliche Moralität keine religiöse, sondern im Grunde doch nur eine *polizeiliche* Macht, welche meistentheils nichts weniger als auf Erkenntniss des Guten, sondern auf einer, durch die Selbstliebe und die Furcht vor Unannehmlichkeiten stäts neu aufgefrischte, herkömmliche Gewohnheit der allgemeinen Sitte beruht. Die Menschen sind in dieser ihrer bürgerlichen Moralitäts-Gewohnheit *gut*, um *leben* zu können, während sie kraft der wahren Moral *leben* sollten, um *gut* zu sein.

Es ist bereits eine etwas höhere Stufe der Erkenntniss, bezeichnet im Wesentlichen aber doch noch dieselbe Auffassung des Moralischen, welche jener missverständliche Satz Kant's den philosophischen Köpfen unserer Zeit, trotz Schopenhauer, noch immer auszudrücken scheint: nämlich jene Stufe, auf welcher der feiner gebildete Mensch sich eine besonders würdevolle und edele Haltung zu geben bemüht, in dem Bewusstsein, ohne Gedanken an sich selbst und seinen Vortheil oder an bürgerliche Rücksichten, einfach zu handeln, wie es *das sittliche Gesetz* vorschreibt, eben weil dieses *gut* ist. Der heidnische Charakter auch dieser ehrwürdigen Erscheinung lässt sich daraus erkennen, dass bereits die in der Stoik gipfelnde Moral der antiken Weltweisheit es ebensoweit in der Auffassung und Erfüllung der ethischen Pflichten gebracht hatte. Man begreift also danach wenig, wofür das Christenthum inzwischen auf die Welt gekommen sei. Doch besinne man sich zur rechten Zeit darauf, dass die menschliche Seele schon vor der Erfindung der stoischen Tugend eine höhere, ja die höchste Stufe der Erkenntniss erreicht hatte, welche sie zu einer Moral für das *Leben*, wenn auch für ein ewiges Leben in stäten Wiedergeburten, hinführen konnte. Diese merkwürdige Stufe ist im Buddhismus gegeben, und zwar hier schon in einer Form, welche die Abstraktion mit dem Gefühle vertauscht zeigt. In der reinen Lehre des Buddha heisst es: für die Masse des Volkes, welche nicht fähig ist mit der heiligen Energie der Erleuchteten in die selige Tiefe des Nirwanam sich zu versenken, sei zur Linderung des damit ihr zufallenden Schicksales leidenvoller Wiedergeburten zu diesem traurigen Dasein im Sansara der Erscheinungswelt, als einziges Heilmittel, das *Mitleid* gegeben, welches ein Jeder seinen Mitleidenden theilnahmvoll thätig zu erweisen habe, um so an Stelle der Erlösung zum Nichtsein einen wohlthätig gespendeten Trost im Dasein selbst zu ermöglichen. Hier hören die Begriffe von Staat, Gesellschaft, Kultur auf und der *fühlende Mensch* tritt an ihre Stelle. Aber es ist doch immer nur der individuelle, ja, der zu endloser Individuation verdammte Mensch, und wir kommen nicht aus der Zeitlichkeit, nicht aus der Erscheinungswelt, nicht aus dem Sansara hinaus. Der Buddhismus ward die Religion der ältesten Staatskultur und verlor sich in das bürgerliche Aberglaubenbedürfniss mongolischer Toleranzphilister. Es giebt im Buddhismus keinen Gott.

Jenes im höchsten Sinne *wahre Mitleiden* dagegen, welches durch die moralische Umkehr des individuellen Lebens aus dem Grunde Dessen erzeugt und geboren wird, was der Buddhist Nirwanam nannte, und was wir positiv als die All-Einheit des Willens bezeichnen durften, dieses wahre Mitleiden ist selber *göttlich*, und das einzig Göttliche dieses Mittleidens ist uns persönlich erschienen, als der Heiland unserer Religion: in Christus dem Erlöser. Er hat „das Gesetz erfüllt“ durch die Liebe, die er verkündet und gelebt, und welche ihn in den Tod und über den Tod hinaus geführt hat. Wir nennen diese christliche Liebe das Mitleiden, weil der Begriff der Liebe in unserer Sprache den Begriff des Begehrens, also der Vielheit, zur Wurzel

hat, während das Mitleiden auf die Einheit wenigstens hinzudeuten vermag. Die christliche Liebe ist nicht ein Sittengebot, nicht eine moralische Maxime, welche auch fühllose Herzen durch einfache Befolgung der Vorschrift erfüllen könnten. Diese Liebe ist selbst *Erfüllung*, ist schöpferisch wirkende Kraft. Sie fordert den ganzen Menschen, das innerste Mark seiner Seele; ja, wer sie im vollen göttlichen Sinne ausüben soll, der muss zum *„anderen Menschen“* werden. Aus jener Tiefe der menschlichen Natur, aus welcher das Individuum selbst als Erscheinung erst sich loslöst, muss diese Liebe That werden. Es müssen liebevolle, gute Menschenherzen sein, welche das erwirken sollen, was man wahrhaftiges *Christenthum* nennen könnte, und was wir als *moralische Kultur* erstreben.

Dass diese Moralität, welche den ganzen Menschen umwandelt und ihn aus den Wurzeln des Daseins heraus neu erwachsen lässt, nicht in Abhängigkeit stehe von den vorhandenen Formen für ein moralisches Leben in Familie, Gesellschaft, Volk oder gar Staat, diess hat Christus mit sehr prägnanten, aber gerade darum leicht missverständlichen Worten ausgesprochen, als er sagte: *man müsse Vater und Mutter verlassen, um ihm nachzufolgen.*

Schliessen wir den Staat zunächst hier gänzlich aus. Wie er aus seinen universalistisch-römischen Wurzeln in den Sommertagen des politischen Liberalismus sich blühend herausgebildet hat, erscheint er gleich einem Dornenhag um das in den Freiheitszauber gebannte Volk. Eine polizeiliche Schutzgewalt für die Gesellschaft, könnte er das mittelalterliche Recht sich „christlich“ zu nennen nur mit verwirrender Inkonsequenz noch behaupten wollen. Jede Gesellschaft hat den Staat, den sie will, d. h. den sie wollen kann. Man sagt daher gerne, wenn etwas noch „christlich“ sein könne, so sei diess gar nicht der Staat, sondern die Gesellschaft, die er schützt; und wenn die Gesellschaft „christlich“ wäre, dann schüfe sie sich auch ihren eigenen Staat. Dabei handelt es sich im Ernste gar nicht um ein wirkliches Christlichsein, sondern nur um das fingirte politische Rechtsphantom eines vorgeblichen Seinkönnen's, womit der moderne Geist sich begnügt, weil er das Christenthum überall nicht will. In dem Augenblicke, wann mit dem christlichen Willen irgendwo in der Gesellschaft sollte Ernst gemacht werden, würde es sich ringsum wie eine sittliche Empörung dawider erheben, und jeder Versuch zur Selbstbesinnung christlicher Seelen würde als konfessionelle Intoleranz verschrieen und mit dem Staatsanwalte bedroht werden, — schlimmstenfalls unter dem bescheidenen Vorwande, dass „berechtigte Interessen zu wahren“ seien. Allerdings wäre diess nun auch wiederum eine Inkonsequenz; denn gerade der liberale Staat unserer Zeit hat mit dem Ethos des Menschenwesens nichts zu schaffen und will mit ihm nichts zu schaffen haben. Zuletzt aber stehen doch hinter jedem noch so gewaltig aufgetriebenen Staatsbegriffe lebendige Menschenseelen, die da leben wollen, — wozu für Einige auch das Glaubenwollen gehört. Da ergiebt es sich denn ganz natürlich, dass unter der abstrakten Staatsmacht das grosse Elend des losgelassenen Daseinskampfes

zum Vortheile der freiheitlich garantirten Individualausnützung sich in das Maasslose ausbreitet. Jeder Versuch zur Sicherstellung wirklicher, oder auch nur angemaasster, Menschenrechte in diesem Kampfe, von welcher Seite er auch ausgehen möge, wird dann stäts den Charakter des Widerspruches, der Inkonsequenz, des Anormalen an sich tragen. Mit beliebigen, leicht verbreiteten, abschreckenden Phrasen durch die Gegenpartei politisch etikettirt, muss solch ein Versuch die allgemeine Verwirrung nur noch vermehren. Das ist die natürliche Folge davon, wenn ein Volk sich selber untreu wird; und nirgends musste diese Folge verderblicher sein, als bei demjenigen Volke, dessen eigenartige Gesellschafts- und Staatsformen ursprünglich gerade auf dem Nationalcharakter der Treue begründet gewesen waren. Was wir heute bei uns Staat nennen, das ist nicht der deutsche Staat, so wenig wie es der christliche Staat ist. Es ist vielmehr eine modernisirte Ueberführung römischer Staatsbegriffe in das aufgelöste Wesen der christlichen Staaten des germanischen Mittelalters. Oder wie wäre das ein christlicher Staat, „welcher bis diesen Tag kein Bedenken trägt, das altrömische und eminent heidnische Schuldrecht zu praktiziren, wonach der Gläubiger den Schuldner rücksichtslos vernichten darf, wie auch der Fiskus den nicht zahlungsfähigen Steuerpflichtigen“ ?!*) Ehrenwerthe Anstrengungen diesem historisch verbildeten Staate eine moralische Bedeutung nachträglich wieder zuzuweisen, werden wir als christliche Regungen aus den Tiefen der unertödteten deutschen Volksseele sympathisch begrüssen. Wer von uns draussen auf dem Felde des Kampfes steht, wird sich verpflichtet fühlen, nach Möglichkeit zur Verstärkung solcher besseren Regungen mitthätig zu sein. In der Reihenfolge der Begebenheiten auf dem Boden der Geschichte ist diess ein Augenblick, in welchem Menschen von reinerer Empfindung für das Mitleidende im Leben, unter dem zunehmenden Staube und Dampfe des sie umwogenden sozial-politischen Wirrsals, neue Hoffnungen schöpfen. Dass in ihren schweren Kämpfen um das Dasein die Hoffnung ein besonders glänzendes Festgewand tragen sollte, da vielmehr die Erkenntniss im Busskleide an der Spitze der Bewegung schreiten müsste: diess wird freilich dem stillen Beobachter auf den Höhen immer von Neuem zweifelhaft. Nicht wird er darüber vergessen, wofür das Herz ihm lebendiger schlagen muss, wenn er auf die leidensvollen Ringer in der dumpfen, lärmenden Tiefe blickt; aber welch ein Schauspiel im Grossen sieht er dort immer und immer wiederholt?! Der Mächtige, wenn er den edelen Regelungen des leidenden Guten seine Hand darbieten möchte, — kann er wohl den Götzen des Schlechten, an den er niemals geglaubt hat, mit einem starken Mannesrufe zum Teufel schicken? Nein, auf dessen eigenem, allseitig gepflegtem Altare muss er ihm seine besten Kräfte, Gedanken und Wünsche mit widerstrebenden Kompromissen zum Opfer bringen, bis das Fruchtbarste davon in Rauch aufgegangen

*) *Konstantin Frantz*, die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland Chemnitz E. Schmeitzner.) I. S. 85.

ist, dem Götzen der Geschichtlichkeit, dem Dämon des Gewordenseins, und zwar des thörichtesten Gewordenseins, zum süssen Wohlgeruche! Wer soll an den künstlichen Geweben der politischen Welt die Penelope spielen, das von der Thorheit der Jahrhunderte Zusammengewobene auflösen und — von Neuem anfangen? Den römischen Juden seiner Zeit erwiderte Christus auf ihre politische Fangfrage das schlicht entscheidende Wort: *„Gebet dem Staate, was des Staates ist, und Gotte, was Gottes ist"*. So trägt noch heute und allezeit, wie auch Staaten und Politiken sich wenden und wandeln mögen, ein jeder sittliche Mensch den „neuen Anfang" einzig im eigensten Herzen, sobald er dem wahren Gotte giebt, was sein ist. Ja, auch der Mächtigste ist darin am Grössesten, wo das Mitleiden seines Herzens um edele Bethätigungen im Reiche des Wahnes sich mannhaft bemüht. Wo aber der Mensch „moderner Staatsbürger" ist, da werden wir das Göttliche in ihm nicht finden, — da werden wir den Menschen nicht finden, der am Kreuze seinen Gott erkennt.

Den Gott und den Menschen müssen wir bei den Menschen suchen, nicht in den historischen Zivilisationen und ihren formalen Bildungen. Da treffen wir zunächst auf die Gesellschaft, deren Begriff das Volk und die Familie umfasst. So kommen wir aus der Abstraktion der Historie zu den wirklichen Menschen in den natürlichen Beziehungen ihres Lebens. Aber wenn Gott und Staat zweierlei waren, so bleiben Familie und Volk gegenüber dem Göttlich-Guten immerdar das Zweite. Der christliche Mensch, nach dem richtigen Verständnisse dieses Begriffes, hat nicht gut zu sein wegen seiner Familie, wegen seines Volkes. Er ist nicht zuerst Sohn und Bürger, sondern Mensch und Christ. Familie und Volk aber sind die natürlichen und geheiligten *Mittelsformen*, um das Gutsein und Gutesthun der Menschenindividuen zu fördern und ihm zu erweiterter Wirkung zu verhelfen; und zwar Formen, welche der christliche Geist aus sich selber neu zu beseelen und auszubilden hätte, damit sie jene Wirkung in menschenmöglicher Vollkommenheit ausüben könnten. Innerhalb der Familie und des Volkes wird das Gute, welches der Einzelne thut, freilich zunächst nur wiederum dem Einzelnen, vom Menschen dem Menschen gethan: aber indem der Einzelne zur Familie und zum Volke gehört, kommt das einzelne Gute der Gesammtheit zu Gute, und ein grösserer Theil der am Leben Leidenden wird durch das Gute, von je mehren Gliedern des Ganzen es gethan wird, umsomehr mit Leidenslinderung versehen und in eine sittliche Lebensgemeinsamkeit gebracht, welche das natürliche Fundament einer moralischen Kultur bedeutet.

Sehen wir bei den heidnischen Kulturvölkern die Bedeutung des Volkes jene der Familie überwiegen, so tritt dagegen mit dem Christenthume die Bedeutung der Familie entschiedener hervor. Hierdurch erscheint also die menschliche Gesellschaft wiederum an jenen Naturquell zurückgeführt, aus welchem der kulturbildende Strom ihrer Entwickelung sich ursprünglich ergossen hatte, um nunmehr aber von demselben Punkte aus zu einer Kultur im *christlich-moralischen* Sinne hingeleitet werden zu sollen. Eine solche Kultur

träte jedoch alsdann erst ein, wenn, wie wir zu Anfang gesagt hatten, die gute Handlung der Einzelnen nicht mehr bestenfalls um des Guten willen, sondern aus gutem Willen geschähe, wenn also die Einzelnen selber *wahrhafte Christen* geworden wären. Aus diesen in sich selbst umgewandelten wahrhaften Christen bildete sich zunächst auch die Familie um in eine wahrhafte Christenfamilie, und aus den Christenfamilien würde ein christliches Volk. Gehen wir noch einen Schritt weiter — von welchem wir jetzt eben deshalb so unendlich ferne sind, weil unsere Familien und unsere Völker nicht christlich sind —: so kommen wir endlich zu der *christlichen Menschheit*, einer Völkervereinigung, als grössester Mittelsform für die allgemeine Ausübung des Guten, welche selbst die *moralische Kultur* auf ihrer höchsten Stufe darstellt.

VI. Ueberleitung.

Hier müssen wir für dieses Mal einen Halt machen.

Zuletzt schon sind wir nur in Sprüngen über Verhältnisse der geschichtlichen Realität hinweg gegangen, welche wie ein Stoppelfeld mit den abgeernteten Resten der Historie dem freien Wandel in der schönen Natur der Idee fortwährend hemmende Widerstände bereiteten. Von Staat, Gesellschaft, Familie, ja selbst vom Individuum lässt sich schwer reden, wenn man überall daran gemahnt wird, wie Staat, Gesellschaft, Familie und Individuum in der Gegenwart sich verhalten, auf welcher doch schliesslich alle Zukunft ihrerseits wieder, zum mindestens zeitlich, zu fussen hat. Und noch mehr: über dieses Stoppelfeld der Realität, wo auch so manche liebliche Blume dem Schnitter Zeit zum Opfer fiel, da weht ein scharfer Wind uns gerade in das Gesicht; denn er fährt der Richtung entgegengesetzt, welche wir einzuschlagen hatten. Das ist der Wind des *modernen Prinzip's*, der Hauch des sogenannten, nicht des wahren „liberalen" Gedankens, dieses echten und rechten Windgedankens vom *laisser aller* und *laisser faire*. Es ist der Wind des noch mehr „sogenannten" *Fortschrittes*, der einem Jeden, welcher auf seiner Strasse dagegen anzukämpfen, zu „reagiren" hat, alsbald den Vorwurf des „Reaktionär's", als eines „Gegner's des Fortschrittes", anbläst. Mag er seinerseits fort und vorwärts schreiten, so kühn und tüchtig er nur kann: es haftet ihm etwas an, was mindestens von ferne gesehen nicht gut sich ausnimmt, und daher selbst manchen Wohlmeinenden davon abhält, einem Solchen zu ernstlicher Unterhaltung näher zu treten. Er bleibt eben Einer, der *gegen den Fortschritt* ist; und muss das nicht etwas Arges sein: denn was wäre wohl menschenwürdiger als der Fortschritt?

Wie aus dem Athem die Rede, so entsteht aus einem Prinzip ein Schlagwort, und dieses Schlagwort schlägt nun, gleich den Windmühlenflügeln in der berühmten Historie des kühnen Lepantischen Kämpen Don Miguel Saavedra, nur durch sein Umdrehen und Wiederumdrehen, durch seine verwünschten Wendungen im Winde, auch Phrasen genannt, den verwegenen Versuchen eines

anders gearteten und nach anderer Windrichtung hingewandten Idealismus empfindlich störend wie Hagelschlag um Helm und Haupt. Wir stehen mitten inne zwischen solchen Schlagwörtern, sobald wir uns auf dem Stoppelfelde der Realität gegen den Wind des Fortschrittes zu bewegen versuchen. Worte — Worte — Worte erwidern uns von allen Seiten, die wir nach den *Thaten* rufen! Und Eines der nachdrücklichsten dieser Worte ist dasjenige, wonach das, was wir „Thaten" nennen, die Bethätigungen des moralischen Willens, des wahrhaftigen Charakters, der lebendigen Seele, die Thaten aus dem Urgrunde des Göttlichen im Menschen, — wonach diese alle gar nichts weiter zu bedeuten haben sollen, wenn nur erst der allgemeine und gleichmässige Fortschritt die glückliche Menschheit auf den höchsten Gipfel der universalen und kosmopolitischen *Bildung* hinaufgebracht haben wird. Bildung soll uns Alles erfüllen, was wir von den Herzen verlangen; an Stelle des wissenden Mitleidens tritt ein mitleidloses Wissen; der „Bildungsphilister" unserer Tage in seiner vollständigsten Entwickelung wirft sich vor der ewigen Zukunft in die Brust, aus welcher das Göttliche, als luxuriöser Ueberrest alter Geschichtsperioden, ausgeschieden worden ist. Wie der „Fortschritt" hieran schon jetzt mit allen seinen Kräften arbeitet, das haben wir täglich vor Augen, und das Schlagwort fliegt uns dabei wie die pfeifende Fledermaus vor dem Einbruche der Nacht um die Ohren: „wir müssen den Menschen, der also zum wissenschaftlich-humanen Allerweltsherrn *gebildet* werden soll, vor Allem zum *freien* Menschen machen". Damit steigt das Gespenst einer Freiheit vor uns auf, welche jener Freiheit des Philosophen, in der Entschliessung des Willens zum Guten oder Bösen, mit keinem Zuge gleicht.

Betrachten wir uns den „freien Menschen", wie er uns im Verlaufe des historischen Fortschrittes entgegentritt, so sehen wir ihn zunächst unendlich verschiedenartig nach jeglicher seiner Begabungen und Eigenschaften. Wie kann diese sich immer weiter vererbende Verschiedenheit, dem *laisser aller* überantwortet, jemals sich ausgleichen und zuspitzen zu jenem erstrebten Gipfel der allgemeinen und gleichmässigen humanen Bildung, wo alle Menschenkinder zusammen *frei* und *gleich* sein sollen, da jede Ungleichheit die freisinnige Humanität alsbald wiederum schädigen müsste? — Diese Frage halten wir fest, da wir nun hier auf eine Weile stille stehen; es ist die erste, die zu beantworten wäre, und danach erst kann man weiter fragen, wenn es noch nöthig erscheinen sollte: „was führt eher zum Ziele — die wissenschaftliche Humanität zum wahren Mitleiden, oder das wissende Mitleiden zur wahren Humanität?"

Alle Verschiedenheit der geistigen Charaktere, Anlagen, Richtungen leitet schliesslich darauf, worauf auch die physischen Verschiedenheiten zurückführen, und was im Individuum wie in der Völkergeschichte die natürliche Basis aller Entwickelung bildet: das ist die Verschiedenheit des Ursprunges, der Herkunft, oder — wie man zu sagen pflegt: des *Blutes*. Es ist diess mehr als ein bildlicher Ausdruck. Das Blut baut sowohl das Körperhaus des

Menschen, wie es auch die Mühle seines Geistes treibt. Mit seinem Blute verschreibt er sich dem Satan, und sein Blut bringt er seinem Gotte dar. Ueberall ist die Art und die Mischung des Blutes das Entscheidende; solange nicht die Einwirkungen des Blutes thatsächlich überwunden sind, kann von einem Siege des Geistes keine ehrliche Rede sein. Nur Eines — das sagen wir jetzt schon — Eines zeigt sich uns in allem Blute gleicherweise: die *Möglichkeit des Guten*. Von diesem *moralischen* Grunde der Menschennatur vorerst also abgesehen, werden wir es aber zugeben müssen, dass sich die Menschheit, in ihrer Verschiedenartigkeit, der Betrachtung als das Resultat von Blutmischungen zeige, worin, als im Boden der *Natur* selbst, alle Möglichkeit des geistigen Fortschrittes, nämlich alle Mischung und Entwickelung der intellektualen Elemente der menschlichen Kultur, ursprünglich wurzele. Niemand wird uns dazu mehr das Recht geben, als dieselbe moderne Wissenschaft, von welcher sich andrerseits der Fortschritt die reichlichste Beförderung zur Bildung der wahren Humanität der Zukunft verspricht. Sicherlich kann und muss man die Geschichte des Geistes auch noch von ganz andern Gesichtspunkten aus betrachten und beurtheilen lernen; die Charaktere unserer Völker, wie der Individuen, bieten gleichsam das Bild eines stäts sich verändernden Rechnungsfazit's dar, dessen Faktoren und Koëffizienten aus den mannigfaltigsten geistigen Einwirkungen bestehen. Aber etwas bleibt in allem Wandel durchgängig erhalten, und dieses ist dasselbe, was im tiefsten Grunde aller jener geistigen Einwirkungen sich immer wieder als die natürliche Wurzel jeder Entwickelung herausgraben lässt. Fasst man die Frage der Kulturen aber nicht an der *Wurzel* an, so bleibt man stäts im vagen Schwanken der luftigen „Worte". Zuletzt hangen die Wurzeln aller Kulturen in jenes „Blut" hinab, welches wir auch in dem Riesen- und Götterblute der ehrwürdigen Schöpfungs-, richtiger Entstehungs- oder Werdesagen der Völker wiederfinden. Stehen wir heute, wie man glaubt, auf einem höheren Grunde, nämlich dem einer geschichtlich gewonnenen *rein geistigen* Kultur, einer eroberten neuen Welt: „Zivilisation" genannt: so müssen wir, um diesen Vorzug richtig schätzen zu können, vorerst noch prüfen, wie und woraus diese Zivilisation sich gebildet hat. Wenn wir dann hieraus erkannt haben werden, was die moderne Gleichheit, d. i. der ebene Boden der *universellen Zivilisation*, zu bedeuten hat, dann können wir abwägen, welchen Werth sie habe für eine ideale Humanität, gegenüber der moralischen Gleichheit, eben jener gemeinsamen *Möglichkeit des Guten* in den Menschen- und Völkerseelen von verschiedenstem Ursprunge und auch aus verschiedenster Bildungsgeschichte.

Wir haben auf unserem Wege nach dem Ziele einer bewussten Erkenntniss von der *Möglichkeit* idealer Kultur zur rechten Zeit uns der Hilfe eines vielgewanderten, weltkundigen Mannes versichern dürfen, welcher uns darüber wissenschaftlich belehrt hat, wie die inneren *Naturbedingungen* des Menschengeschlechtes, seiner Raçen, Völker und Nationen, in ihrer weiteren Entwickelung Dasjenige hervor- und zu Stande gebracht haben, was heutzutage

die *moderne Welt* bedeutet. Tritt uns diese moderne Welt jetzt in den Weg, den wir einschlagen mussten, um zum Anblicke einer Zukunft zu gelangen, wie sie unserem Kulturideal entspräche: so wollen wir vor Allem, an der Hand jenes verehrten Freundes, ernstlich zusehen, wie es mit der besagten Welt da vor und um uns sich eigentlich verhält, und ob die frei gelassene Menschheitshumanität, welche auf solchen Naturbedingungen ruht, wirklich im Stande sei uns das zu ersetzen, was wir mit einem erhabenen Namen: *„Die Religion des Mitleidens“* heissen. Die volle Bedeutung auch dieses Namens kann erst dann erkannt werden, wenn wir wissen, was ihr entgegensteht, und weil es ihr gleich zu gelten meint, sie mit Gleichgiltigkeit behandelt. Denn unsere gepriesene Humanität ist mitleidlos; und wie sie dazu gekommen ist, und dazu kommen musste, und immer weiter dazu kommen wird, das ist es, was wir nun in einer längeren Zwischenbetrachtung uns gemeinsam klar machen wollen.

Diese Zwischenbetrachtung soll bestehen in einer gedrängten Wiedergabe des Inhaltes jenes schon oft bei uns genannten, aber den Wenigsten unserer Leser näher bekannten grossen Werkes von Gobineau *„über die Ungleichheit der menschlichen Raçen“*. Nach der Lösung dieser, wenn auch länger währenden, so doch wohl um so mehr allgemein interessirenden Aufgabe kehren wir dann wieder zurück zu der „Religion des Mitleidens“, um in einem Schlusskapitel an die Stelle der „Auffassungen und Probleme“ mit besserem Rechte auch Urtheile und Resultate treten zu lassen.

Geschichtlicher Theil.

Stimmen aus der Vergangenheit.

Jean Paul

von Heinrich von Stein.

Als eine klangreiche Antwort auf die Frage, was deutsch sei, deuten wir uns die Dichtungen Jean Paul's, als „das vielleicht eminenteste Beispiel deutscher Anlage“, nach dem Ausdruck und im Sinne der Wolzogen'schen Besprechung Wilhelm Raabe's. Was ward aus germanischer Heldenart unter den Zurückgebliebenen im trüben, ärmlichen deutschen Lande? Dürfen wir mit Innigkeit von einem deutschen Wesen reden, welches den Untergang der germanischen Welt überdauert hat und, zu einstiger, menschlich-ersichtlicher Grösse, lebt? Ach, kann der sorglich suchende Blick ein solches Wesen noch in unserem Volke erschauen — und wer von uns getraut sich hier, recht zu suchen und recht zu deuten?

In unseren Dichtern aber lebt und athmet, was wir deutschen Geist mit Stolz benennen wollen. „Die Ueberlegenheit des Ariers“, lehrt Gobineau, „liegt nicht „in einer aussergewöhnlichen, dauernden Entwickelung moralischer Fähigkeiten: „sie besteht in einem grösseren Vorrath der Grundeigenthümlichkeiten, welchen

„jene entfliessen; der Arier ist, wenn nicht der beste Mensch unter dem Gesichts-„punkt moralischen Thuns betrachtet, sich doch der intensiven, sittlichen Bedeutung „seines Thuns am meisten bewusst.“ Dementsprechend ist deutsch: „die Sache, „die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben.“ (Deutsche Kunst und d. P. Ges. Schr. VIII, 124.) „Der sich erkennende Deutsche zeigte „dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei. Diese Thaten voll-„brachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner „bewusst zu werden. Und dieses Bewusstsein sagte ihm, was er zum ersten Male „der Welt verkünden konnte, dass das Schöne und Edle nicht um des Vortheils, „ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: „und alles was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist deutsch.“ (Bayreuther Blätter 1880, S. 38.) Daher werden wir „deutsche Anlage“ in demjenigen erkennen, der obschon machtlos bezüglich seines weltlichen Geschicks sich mit erhabener Gleichgiltigkeit gegen seine persönliche Lage aus Enge und Armuth ein Reich erschafft, das nicht von dieser Welt ist, und darin herrscht. Da sehet nun diesen Sohn des rauhen, armen Fichtelgebirges, wie ihn äusserste Noth von der Hochschule — denn er hatte seinem Vater nacheifern wollen, der ein Pfarrer gewesen war — in das Stüblein der Mutter nach Hof zurücktreibt und er daselbst ein Dichter wird; sein Leben verläuft, fast ohne Abwechslung und angebbare Ereignisse, im engsten Umkreise einiger kleiner thüringischer und fränkischer Städte: eine Welt aber unter einem weiten Himmel und einer ewigen Sonne ist uns in seinen Schriften noch heute aufgethan. Durch seine schrankenlos phantastische Redeweise und seine als zahllos oft berufenen Metaphern belebt er in denselben alle Zauber des Südens und die fernen Gestirne, am liebsten aber und vor allem die Wiese, die er heute betrat, den Bach, den er täglich überschreitet. — Die Stadt, in der Richter am längsten gelebt, und in der er gestorben ist, ist Bayreuth. Diesen der Welt nun so wohlbekannten und uns theuer gewordenen „deutschen Winkel“ hat das überströmende Herz des Dichters am innigsten geliebt, ihn hat er in seinen Dichtungen am reichsten verherrlicht. So erinnern denn den Fremden hier an ihn ein Denkmal, Tafeln und eine Stube in Rollwenzel's Haus; weit Mehres aber, in Stadt und Umgebung, den Kenner und Freund seiner Werke. Diese Thäler und Wälder, Dörflein, wie Eckersdorf, auch Eremitage und Fantaisie, all das scheint demselben Jean Paul's Sprache zu sprechen: weil Jener die Sprache dieser Fluren verstanden und gesprochen hat. Desshalb nun darf, wer etwa diess trauliche Gelände lieb gewonnen, gewiss auch von Jean Paul's Dichtungen einen freundlichen Eindruck erwarten; und es wird vielleicht mancher der Festgäste dieses Sommers, um hier verbrachter Stunden zu gedenken, Jean Paul zur Hand zu nehmen geneigt sein.

Die *Flegeljahre* nennen wir diesem als des Dichters Meisterwerk. Der Athem unserer fränkischen Berge durchweht die rührende Geschichte von Walt und Vult, den Brüdern, die sich Freunde sein wollten, aber in bitterem Nicht-Verstehen von einander getrieben werden; hier vor allem werden aus engsten Lebens- und Thatenkreisen weltumspannende Gefühle laut. Richters Sprache ist in diesem Romane verständlicher, als sie den Meisten sonst erscheint, die Erzählung selbst wohl angeordnet und ohne Abschweifungen verlaufend*). — Zögernd, und endlich nur, weil Jean Paul selbst es gethan, weisen wir dem *Titan* die zweite Stelle

*) Wenn uns nicht Jean Paul's eigene, unzweideutige Aussage dafür angeführt wird, so halten wir die Notiz der Litteraturgeschichten, die Flegeljahre seien unvollendet, für falsch. Dass am Ende des Buches das Testament noch nicht zur Hälfte ausgeführt ist, kann als eine neckische Laune des Dichters angesehen werden, die Geschichte der beiden Brüder aber ist zu Ende mit Vults erneuter Flucht.

unter seinen Werken an. Denn die verschiedenen Seiten seines poetischen Vermögens treten in diesem Werke reicher hervor; der Dichter verlässt die deutsche Enge, er schildert die Fremde, und stellt Weltbürger dar, schlimme und edle, in den Gestalten dieses Romans: in ihrer Mitte der Prinz Albano, in Unkenntniss seines fürstlichen Berufs von Freunden, Feinden und dem ehernen Geschick zum königlichen Menschen erzogen, — ein Idealbild, welches der Dichter dem anbrechenden Jahrhundert vorhält*). — Diese beiden Dichtungen erfordern und belohnen Leser, welche sich denselben hingebend widmen. Wer sie sich im Fluge, als ‚Romane', aneignen wollte, würde wenig Gewinn oder Genuss verspüren, und der fremdartigen Manier des Dichters gram werden; indessen schon Mancher mit besonderer Neigung stäts wieder zu ihnen zurückkehrte, der die einzelnen Worte und Wendungen Jean Paul's, still ihnen lauschend, im Gemüthe widerhallen und verklingen liess.

„Man betrachte die wundervollen Romane Jean Paul's", sagt Schopenhauer Par. II, 474, „und sehe, wie so sehr viel inneres Leben sie auf der schmalsten Grundlage von äusserem sich bewegen lassen." Dieser Vorzug nun schliesst die Gefahr ein, dass durch ein Uebermaass empfindsamer Schilderung unsere Empfindungen nicht gesteigert, sondern vielmehr durch die nun erst fühlbar werdende Bedeutungslosigkeit des Gegenstandes ermüdet und herabgezogen werden. Wer aus jedem Geräusch des Alltags Sphärenharmonien vernimmt, wird zwar oft dem an die Scholle gefesselten Menschen innig wohl thun, aber nicht eigentlich ihn selbst beflügeln zum Flug in den Weltenraum himmlischer Sphären. Daher ist der Eindruck zahlreicher anderer Dichtungen Jean Paul's, die zu ihrer Zeit überschwänglich gewirkt haben, vielmehr ernüchternd für den künstlerischen Sinn. Er sagt einmal von dem Dichter, dass derselbe „einst Gott und Welt glaubte und hatte, und malte, weil er schauete, indess er jetzt malt um zu schauen", (Werke Berlin 1840 Bd. XIX 85), ist aber selbst nicht selten in diesem Sinne modern und sodann wirkungslos. Aus diesem Grunde wüssten wir Romane wie den *Siebenkäs*, *Quintus Fixlein*, *Hesperus* u. A. nicht in gleichem Maasse zu rühmen.

Dagegen verdienen die weit weniger bekannten philosophischen Schriften Richters die liebevollste Beachtung: Das Kampanerthal, Vorschule zur Aesthetik, vor allem aber Levana oder Erziehlehre; diess letztere mag als sein drittes angesehen werden. Man könnte die Eigenart Jean Paul's dahin auslegen, dass er als gereifter, ja durch bittere Lebensnöthe gestählter Mann die Dinge dennoch mit ungetrübtem Kinderauge gesehen, und daher also nach Weise eines Kindes dem Unscheinbaren unendliche Bedeutung zu verleihen vermocht habe. Dazu würde sehr wohl stimmen, dass er, in seiner Erziehlehre, ein Anwalt des Kindes ist, dessen Empfindungen lebendig mitfühlt und überzeugend darstellt, Absichten aber und Maassregeln des Erziehers nach der vollgiltigen Wirklichkeit des kindlichen Lebens zu bemessen anräth und lehrt. „Möchten wir doch überhaupt bedenken, ehe wir die Verwechselung der Seefahrer, welche oft Eisfelder für Land ansahen, umkehren, und das Land der Zukunft für Eisfeld halten, dass allen Völkern der Erde, sogar den knechtischen, geschweige freieren, die Kinderstube der Erziehung als ein Sonnenlehn und eine Freistadt der Freiheit verblieb von Zeit und Verhältniss unerobert." Rechte Schätzung des Kinderlebens giebt ihm also zugleich die ihm eigene hohe Meinung von der Erziehung ein. „Lasst uns mit dem kurzen Kinderarm, d. h. mit dem langen Hebelarm die Zukunft bauen und bewegen" . . . Gerade das deutsche Volk ist das erziehende; „ja man könnte an den Deutschen

*) Der Titel: Titan, d. i. Helios, ist auf Albano zu deuten; obwohl eben Titan und nicht Helios gewählt wurde, um die titanenhafte Natur eines Schoppe und Roquairol, oder der Titanide Linda unter dem Titelwort mit zu befassen.

uns vielleicht die Erzieher der Zukunft versprechen.“ (XXII, 13/14). — Der schöne Grundsatz Richter'scher Erziehlehre ist: „jede wahre Kraft, es sei des Herzens oder Kopfes, kann, bei Kinderliebe, auch in der Ferne gewöhnlicher Methoden, mit Segen erziehen“ (XXII, 9); der „Geist der Erziehung“ ist ihm „das Bestreben, den Idealmenschen, der in jedem Kinde umhüllt liegt, frei zu machen durch einen Freigewordenen“; obgleich dieser nun „bei der Anwendung des Göttlichen aufs Kindliche einzelne Brauchbarkeiten, zeitige, individuelle oder nächste Zwecke verschmähen muss: so muss er sich doch, um zu erscheinen, in die bestimmtesten Anwendungen verkörpern.“ „Liebe und Kraft, oder innere Harmonie und Tapferkeit sind die Pole der Erziehung (13.); sie sind zwei Gegensätze des inneren Menschen; aber Religion ist die göttliche Gleichsetzung beider, und der Mensch im Menschen (S. 75).“ Desshalb spricht Jean Paul von einer „Bildung zur Religion“, aber unter der Voraussetzung, „dass eine ganze religiöse Metaphysik träumend schon im Kinde schlafe ... Wie Sterbende und Ohnmächtige innere Musik hören, welche kein Aussen giebt, so sind Ideen solche innere Töne.“ (82.) Also, „je jünger das Kind ist, desto weniger hör' es das Unaussprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Aussprechlichen wird; aber es sehe dessen Symbole. Das Erhabene ist die Tempelstufe zur Religion“. (S. 84.) Vor allem „kann niemand Religion lehren, als wer sie besitzt,“ daher der Denker sorglichst dem Erzieher Religion an das Herz legt: „Religion ist die Poesie der Moral“ „Wie doch über dem höchsten Gebirge noch hoch der Adler schwebt, so über der schwer ersteigbaren Pflicht die rechte Liebe.“*) „Wo Religion ist, werden Menschen geliebt und Thiere und alles All.“ So ist ihm „Religion der Glaube an Gott“; Gott aber, nach einem Worte Sebastian Franks, „ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen“. „Wer etwas Höheres im Wesen, nicht blos im Grade sucht, als das Leben geben oder nehmen kann, der hat Religion.“ Was er dann später von Bildung zu sittlicher Stärke und zur Liebe sagt, schliesst sich dem Sinne nach unmittelbar hieran an. „Man stärke den Knaben, nicht aber etwa mit der Rede: ‚es thut nicht weh‘ — denn in diesem Falle würde das Schaf so tapfer anrücken, als der Löwe, sondern mit der bessern: ‚was thuts? Nur weh.‘ Denn in jeder Menschenbrust, dürft ihr auf etwas rechnen, das keine Wunden erreichen, auf eine feste Himmelsachse, mitten unter geschwungenen Erdachsen, insofern er ja ungleich dem Thiere, noch mehr zu fliehen hat, als den Schmerz.“ Liebe nennt er „die eigentliche positive Sittenlehre“; die Hauptregel auch hier: „lehrt lieben, das heisst, liebt“. Als ein besonderes Hilfsmittel gelte, „dass das Kind alles thierische Leben heilig halten lerne“ und so in fremdes Leben sich versetze, denn es ist „die Uebersetzung ins fremde Leben, durch welche die Gutartigkeit unserer Natur allein alle Liebe entwickeln kann.“ — Was wir oben über Jean Paul's eigene Sinnesart aussagten, erklärt, warum er besonders lange bei den ersten zehn Jahren, bei dem gleichsam noch träumenden Kinde, seinen Schicksalen und seinen Thaten, d. h. seinen Spielen, verweilt; weniger, aber ebenfalls äusserst Beherzigenswerthes sagt er über den Unterricht des Heranreifenden: er gesteht die erste, formale Bildung zwar neben der Mathematik dem Lateinischen zu, unterscheidet aber das Studium der Antike völlig davon, und verweist es in ein gereifteres Alter; „gebt der Naturlehre und Naturgeschichte, der Stern-, der Messkunde u. s. w. und ganzen grossen Stücken

*) Diess meint wohl auch, in der Selina, „die Heiterkeit der Religion“ (XXXIII, 4), welche sich der Denker davon erwartet, „dass eine höhere Ausbildung uns höhere Vorstellungen als die jüdischen gebe“; und beides erinnert an die Ansicht Schillers vom Christenthum als der ästhetischen Religion. („Was nützt uns diese Erkenntniss.“)

der Brodstudien nur Hör- und Lehrstellen in den Gymnasien ..... dann bleiben die hohen Schulen den hohen Lehrern schon übrig, den Alten.“ *)

In diesem Buche ist nun vor allem Rousseau's auf Jean Paul ausgeübter Einfluss wahrnehmbar, wenn es auch manchen Paragraphen enthält, „den Rousseau nicht hätte schreiben können“, und man oft daran erinnert wird, dass Jean Paul von den eigenen Kindern lernte. „Rousseau's Emil“, sagt er in der Vorrede, „nenne ich zuerst und zuletzt. Kein vorhergehendes Werk ist seinem zu vergleichen; die nachfolgenden Ab- und Zuschreiber erscheinen ihm ähnlicher. Nicht Rousseau's einzelne Regeln, wovon viele unrichtig sein können ohne Schaden des Ganzen, sondern der Geist der Erziehung, der dasselbe durchzieht und beseelt, erschütterte und reinigte in Europa die Schulgebäude bis zu den Kinderstuben herab. In keinem Erziehwerke vorher war Ideal und Beobachtung so reich und schön verbunden, als in dem seinigen; er wurde ein Mensch, dann leicht ein Kind, und so rettete und deutete er die kindliche Natur.“ Diese liebevolle Schätzung Rousseau's tritt jedoch nicht nur hier hervor. Es scheinen dessen Schriften gewesen zu sein, welche dem jungen Richter im Grubenschacht der Noth den Silberblick natürlichen Empfindens entdecken halfen. Ich vermuthe, dass er mit Beziehung auf diese entscheidenden Eindrücke seinen Schriftstellernamen Jean Paul dem Jean Jaques des grossen Genfer nachgebildet habe. So lässt sich auch die Beiden gemeinsame Gesinnung als der Idealismus eines gereinigten und gesteigerten Gefühles für die Natur bezeichnen; hiess in diesem Sinne Rousseau dem Jean Paul ein rezeptives Genie**), so trifft diese Bezeichnung wohl nicht weniger für ihn selber zu. Erfüllt von den Anschauungen der Natur, die, des Dichters ewiges Eigenthum, doch auch einzig alle positive Philosophie begründen und ermöglichen (vgl. das „Schreiben an meinen Sohn Hans Paul über die Philosophie“ Bd. XIII.), scheint er geneigt, die unzubestimmende Empfindung des Ideals allzusehr zu bevorzugen, und wahrt, wie Rousseau, Denker und Dichter zugleich, anders als Jener der Dichtkunst den ausschliesslichen Vorrang. — Die Ideale eines Schiller gleichen den vielleicht unersteiglichen, aber darum nur um so ersichtlicher ehernen und unvergänglichen Schneegebirgen:

„Was Hände bauten, können Hände stürzen,
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.“

Dagegen ruft Jean Paul: „Gebt mir das feinste, stärkste Gift der Ideale ein, damit ich meinen Augenblick verträume und dann daran versterbe“. Und doch nähert er sich, in seiner Weise, der Sinnesart Schillers, wenn er ein anderes Mal sagt: „Am Nordpol versteint (nach dem Mährchen) der Winter den Strom der Musik, aber in den Frühlingslüften fliessen die aufgelösten Töne wieder laut dahin: so wird manches warme Wort erstarren und die heiligen Laute wird niemand hören; aber sprecht sie aus, so kommt die mildere Zeit und dann klingt die Aeolsharfe aus der rauhen neu“.

In diesem letzteren Ausspruch finden wir abermals Ideen durch die Metapher der Musik bezeichnet. Jean Pauls Gefühl für das Reich der Töne spricht sich in allen seinen Schriften mit grosser Wärme aus; er ist hierin, wie in manchen anderen Zügen, Hoffmanns Vorbild geworden. „Sein schwellendes Herz musst' er mit der sanften Schneide der Tonkunst öffnen, damit die nächsten und grössten Tropfen des Schmerzens daraus flössen — er griff einen einzigen Dreiklang auf dem Klavier, und griff ihn wieder, und liess ihn verwogen — wie die Wölkchen flogen, starben die Töne aus, der Wohllaut schwang sich träger, zitterte nach

*) Vgl. Bayr. Blätter „Ueber Goethe's Wanderjahre.“ 1881, 225/7.
**) Vgl. Bayr. Blätter „Ueber Werke und Wirkungen Rousseau's.“ 1881, 348.

und wurde starr, und die Stille stand da wie ein Grab". (XII, 55.) Im Hesperus heisst es (VI, 91.): „Im Menschen ist ein grosser Wunsch, der nie erfüllt wurde: er hat keinen Namen, er sucht seinen Gegenstand, aber alles was du ihm nennest und alle Freuden sind es nicht; allein er kömmt wieder, wenn du in einer Sommernacht nach Norden siehst oder nach fernen Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn du sehr glücklich bist. Aber diesen Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsere Saiten und Töne dem Menschengeiste — der sehnsüchtige Geist weint dann stärker und kann sich nicht mehr fassen, und ruft in jammerndem Entzücken zwischen die Töne hinein: ja alles, was ihr nennt, das fehlet mir. . ." Und in den Flegeljahren, wenn Walt seinem Bruder im Konzertsaale zuhört (XX, 214.): „O ihr unbeflekten Töne, wie so heilig ist euere Freude und euer Schmerz! Denn ihr frohlockt und wehklagt nicht über irgend eine Begebenheit, sondern über das Leben und Sein und eurer Thränen ist nur die Ewigkeit würdig, deren Tantalus der Mensch ist". Bedeutungsvoll klingt in uns auch Schoppe's barockes Wort nach (Titan Bd. XVI, 420.): „Und in Wahrheit, errichtete der Erzengel Michael eine heilige Legion gegen das gemeine Wesen der Welt, kündigte er Riesenkrieg dem Pöbelsaufgebote an . . . um alle geistige Knechte zu leiblichen zu machen: sei versichert, in diesem glücklichen Fall stellte ich mich am ersten hinter die Spitze und führte die Kanonen mit der kurzen flüchtigen Bemerkung: wie Händel zuerst Kanonen in die Musik, so brächte man hier umgewandt zuerst Musik in die Kanonen". Ein anderes Mal beschreibt der Dichter Musik durch das kurze Wort (XXXII, 83.): „Das Weltmeer des Lebens ist von Ungeheuern bewohnt; die Töne sind blaue Wogen, welche die Ungestalt überschleiern."

Jean Paul ist zu seinen Lebzeiten wohl mehr gelesen, und kaum weniger bewundert worden, als die Grossen von Weimar. Auch als ihm sodann die lesende Welt untreu zu werden schien, dauerte doch in Schriftstellern seine Dichtweise und Sinnesart fort: an dem grossen Carlyle, an einem Adalbert Stifter, einem Gottfried Keller, einem Wilhelm Raabe ist sein Einfluss besonders deutlich wahrnehmbar. So wird er vielleicht stäts auf Einzelne und durch Einzelnes eine Wirkung ausüben, deren eigenthümlicher Reiz sich mit wenig anderen Eindrücken vergleichen lässt, und der greise Einsiedler von Bayreuth stellt sich auch heute im edlen Sinne als ein Einsamer dar. Zugleich aber dürfte diese Auffassung eine angemessenere Schätzung des Dichters im Verhältniss zu seinen grossen Zeitgenossen vermitteln, als diese dem gleichzeitigen Publikum gelang. Er selbst hat zwar die Dichtungen Goethe's hoch gepriesen, sich aber dessen Bestrebungen ferne gehalten; er würde sein eigenes Thun und Dichten kaum für Kunst in dem Sinne Schiller's haben halten wollen: so einten zwar den Bayreuther Dichter und die Meister von Weimar gleiche Grundempfindungen, aber es eignete ihnen kein gemeinsames Schaffen, keine gleiche Gesinnung zu gleichem Werke. Gerade aber das Werk, dessen Vornehmen in Weimar Herd und Heimath fand, ist, von Zeitgenossen unverstanden, der ewig bedeutsame Inhalt jener Zeit. Wir nennen dasselbe heute mit dem Namen von Richter's Stadt „Bayreuth"; und von den stillen Hügeln, welche Jenem einst so lieb und vertraut waren, klingt der hohe Sang von Glaube und Liebe in alle Welt. Jean Paul würde diesem Sang mit Hingebung lauschen, er würde ihn tief und voll vernehmen und wiederklingen. Denn die Grundstimmung, die seine eigenen Dichtungen durchweht und beseelt, ist in ihrer sehnsuchtsvollen Weichheit dennoch jenen gewaltigen Klängen verwandt: es ist uns, als dränge sie als ein leises, eindringliches „Liebet euch unter einander" an unser Ohr, in unser Herz.

Mittheilungen aus der Gegenwart.

Aus den Vereinen. (1. Halbjahr 1882.)

10. März: Richard Wagner-Verein in Minden, musikalische Aufführung Wagner'scher Werke (Meistersinger III, 2; Tristan und Isolde, Schluss; Walküre I. Akt), Mitwirkende: Herr Carl Schäffer (Berlin Zweig-Verein), Hr. J. Schleich, Frln. A. Löwenstein aus Berlin.

24. März: Berlin, Vortrag des Herrn Dr. Bernhard Förster über „Deutsche Kunst von ihren Anfängen bis auf Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft."

Im März: Graz, 4 Vorträge des Herrn Dr. Friedrich von Hausegger über (1) Wesen und Entwickelung der Kunst, (2) insbesondere von Oper und Drama, (3) den künstlerischen Styl und (4) die philosophischen Ideen in Wagner's Werken.

3. April: Metz, zweiter im Allgemeinen Militärkasino veranstalteter Leseabend des Redakteurs der „Lothringer Zeitung" Herrn J. B. Alfeld: ein sehr beifällig aufgenommener Vortrag über R. Wagner's Parsifal, welcher nach den ausführlichen Mittheilungen in Nr. 86 bis 88 der genannten Zeitung zu urtheilen, durch verständnissvolle Erfassung und klare Wiedergebung der zu Grunde liegenden und leitenden Gedanken des Kunstwerkes sich ausgezeichnet hat.

4. April: Kassel, Wagner-Verein: Quintett und Preislied a. d. „Meistersingern", Siegmund's Liebesgesang a. d. „Walküre", Siegfried und die Rheintöchter a. d. „Götterdämmerung", alles mit Klavierbegleitung.

Mai. — Zum Geburtstage R. Wagner's haben einige Vereine oder Vertretungen ihre Mitglieder zu einer gemeinsamen Audition eines Theiles des neu erschienenen Klavierauszuges des *„Parsifal"* versammelt. Es ist sehr begreiflich, dass die ernstlich an den bevorstehenden Festspielen theilnehmenden Mitglieder unseres Vereines sich im Voraus eingehender mit dem dort zu erlebenden Kunstwerke vertraut machen wollten und diess zugleich als eine geeignete Weise der Feier des Meisters in ihren intimeren Kreisen ansahen. Am Passendsten erscheint dieses Verlangen ausgedrückt in der von der Leipziger Vertretung getroffenen Einrichtung *interner Studienabende* der Leipziger Patronatsmitglieder unter sich. In der dazu von Herrn Kaufmann Rudolf Zenker erlassenen brieflichen Privateinladung heisst es ausdrücklich: „dass in nächster Zeit zur Vorbereitung für Bayreuth 3 musikalische Studienabende im Kreise intimer Freunde stattfinden sollen, bei welchen Hr. Georg Unger, Frau Unger-Haupt, Frl. Anna Stürmer, Hr. Wollersen und Hr. Dr. Stade die Ausführung übernehmen wollen." In Mannheim hat danach Herr E. Heckel ähnliche „Studien" veranstaltet. — Dass auch die vom Wiener Akad. Wagner-Vereine veranstaltete Geburtstagsfeier, eine Interpretation des 1. Aktes im Vereinskreise, sich in den schicklichen Gränzen einer solchen begeisternden Verständigung treuer Freunde über das gemeinsam erwartete Kunstwerk gehalten haben werde, liess sich bei dem bewährten Geiste dieses Vereines voraussetzen.

10. Mai: Kassel, Wagner-Verein: Vortrag des Hrn. Dr. Bernhard Förster aus Berlin: „Der Ring des Nibelungen von seiner ethischen und ästhetischen Seite", nach den vorausgegangenen Vorträgen im Vereine für Sozialpolitik, über „nationale Kunst mit besonderer Berücksichtigung R. Wagner's" und über „nationale Erziehung."

24 Juni: Kassel, Wagner-Verein: Lesung der Dichtung des „Parsifal" durch den Vorsitzenden Hrn. Gettke und Frl. Harke. —

Der Abdruck des nachfolgenden, von unserem Mitarbeiter H. v. Stein verfassten Aufrufes in dieser Festnummer erfolgt in der Absicht, die Verbreitung desselben über den Kreis unserer Abonnenten hinaus durch die grössere Auflage dieser Nummer möglichst zu befördern. So sei auch jeder unserer Leser herzlich gebeten, sich für eine solche weitere Verbreitung zu bemühen, und es stehen zu diesem Zwecke Separat-Abzüge in genügender Anzahl zur Verfügung. Insbesondere aber ersuchen wir gleichgesinnte Zeitschriften und Zeitungen, den Aufruf in ihre Spalten aufzunehmen.

Aufruf

an Lehrer und Studirende der deutschen Universitäten in Sachen der Vivisektion.

Der Kampf gegen die Vivisektion ist aus dem bei immer Mehren wach gewordenen Gefühle für das hilflos leidende Thier hervorgegangen. Während nämlich dem Gemüthe des Menschen göttliche Heilkraft wider die herbsten Leiden innewohnt, ist vielmehr der dumpfe Schmerz des Thieres heillos und unbedingt; deshalb wird es dem besonnenen Menschen unmittelbar unmöglich sein, die mannigfache Pein, welcher das Thier im Laufe der Natur anheimfällt, seinerseits durch willkürlich angethane, neue Qualen zu vermehren, — was auch immer hierdurch erreichbar dünken mag.

Die Erregung dieses Kampfes richtete sich besonders gegen die Veranstalter qualvoller physiologischer Vivisektionen an den Universitäten; an diese, vor allem also an diejenigen Dozenten, welche den Vortrag physiologischer Theoreme durch Folterung lebendiger Thiere zu unterstützen pflegen, wenden wir uns heute zunächst. Sie sollen hiermit von Herzen gemahnt und gebeten sein, von ihrem Verfahren abzustehen, um des Aergernisses willen, das sie mit demselben geben. Denn wir dürfen uns nicht vermessen auf ihre Ueberzeugung einwirken zu wollen: sonst würden wir daran erinnern, dass ein Fortschritt, dessen sich jene in ihrer Wissenschaft stäts so laut berühmen, doch auch in der Gewinnung und Klärung sittlicher Begriffe anzuerkennen sei, und also das vivisektorische Treiben zur unsühnbaren Schuld wird, nachdem die moralische Empfindung hierin rege geworden ist, selbst wenn es vorher für entschuldbar hätte gehalten werden dürfen. In jedem Falle aber müssen die gelehrten Vivisektoren ihre blutige Methode der allgemeinen Missbilligung zum Opfer bringen, auch ohne von der Berechtigung dieses Missfallens überzeugt zu sein; ebenso wie dem Ungläubigen nicht sein Unglaube, wohl aber eine unziemliche Verletzung des Glaubens Anderer zu verwehren ist. Und insbesondere geben wir den akademischen Lehrern zu bedenken, ob während der Dauer der Bewegung dieses öffentlichen Kampfes wider die Vivisektion, bei dem Lernenden eine unbefangene Theilnahme an der Vorführung der in Rede stehenden Versuche vorauszusetzen sei, und ob nicht vielmehr ihnen selbst, sie mögen es bedauern oder nicht, eine Demonstration an dem zerlegten, lebenden Organismus augenblicklich als theoretisch wirksames wissenschaftliches Lehrmittel ungeeignet erscheinen müsse.

Hiermit nun wenden wir uns an euch, Studirende der Medizin!

An euch ist es, mit Einem Schlage dem schlimmsten Unwesen in dieser Sache ein Ende zu machen — ohne Einfluss weder staatlicher Legislative, noch andrerseits subversiver Umtriebe, sondern durch den aus noch unverfälschter Empfindung hervorgehenden, freien Entschluss, nie einen Hörsaal, ein Laboratium zu betreten, in welchem vivisezirt wird. Die Belehrung, welche sich euch dort vermittelst Ertödtung eures Gemüthes aufdrängt, ist Trug und Wahn! Ihr werdet weiser und besser werden, wenn ihr derselben entsagt!

Aber ihr entgegnet, dass den bestehenden Einrichtungen der staatlichen Prüfung künftiger Aerzte gemäss eine solche Enthaltung euch

den Zugang zu einem erwählten Berufe verschliessen würde. Zwar vermöchten sicherlich Einige unter euch bereits jetzt durch beharrlichen Fleiss und besonnen geleitetes Studium die Entbehrlichkeit vivisektorischer Demonstrationen dem Examinator zu beweisen; dass z. B. das verabscheuungswerthe Verfahren, die Lage und Funktion der Nerven durch sukzessives Zerschneiden derselben an einem geöffneten lebenden Thiere dem Auditorium nachzuweisen, durch gesteigerte Sorgfalt in der Erforschung des Leichnams ersetzt werden könne, darf nicht bezweifelt werden. Und hier gälte es, den Ruhm einer grossen That zu gewinnen; denn derjenige Kandidat des ärztlichen Berufs, welcher, ohne sich jemals an einer Vivisektion betheiligt zu haben, die Prüfung besteht, hat in Wahrheit diese unserem sittlichen Gefühle anstössige Lehrweise abgeschafft.

Solltet ihr aber, um eurem Berufe nicht entsagen zu müssen, euch gezwungen glauben, in einem einzelnen Falle einer gewaltsamen Demonstration am lebenden Thiere beizuwohnen, so werdet euch der furchtbaren Verantwortlichkeit bewusst, welche in solchen Augenblicken, selbst wenn dieselben euch noch unentrinnbar scheinen, dennoch auch auf euch lastet! Ihr blickt, mit banger Nöthigung, nur auf das wissenschaftliche Ziel, dessen Erreichung euch auf diesem Wege versprochen ist — aber vergesst dennoch nicht, dass ihr ein empfindendes Wesen leiden seht, und messt, wenn ihr es wagt, an diesem Bewusstsein die Grösse der euch vorschwebenden wissenschaftlichen Aufgabe. Lindert das Leiden dieses hilflos vor euch liegenden Thieres, wenn ihr es wirklich nicht verhindern zu können glaubt! Duldet nicht, dass man es unbetäubt peinige, dass man es, tödtlich verwundet, am Leben lasse, dass man wohl gar, entsetzlich zu sagen, um Geldes willen dasselbe Thier mehr als einmal peinige! Es gilt, ohne Verzug der gemarterten Thierwelt einige geringe Hilfe zu bringen; und durch eine solche Wahrung des schlichtesten moralischen Gefühls uns selbst und einem menschlichen Geschlechte aufzuhelfen, welches in Rohheit und Stumpfheit seiner Würde vergisst und seine Bestimmung verkennt.

Achtet unser Mahnwort nicht gering, ihr Jünglinge und Männer, die ihr in Leben und Thun der Hochschule dem ungelehrten Volke ein weithin sichtbares Beispiel gebt! Ihr insbesondere folget demselben, denen wir künftig uns zur Heilung anvertrauen sollen! Denn wir verlassen uns nicht auf Auge und Hand des Arztes allein, sondern auf die echte warme Theilnahme, durch welche er unser Leiden sieht und demselben abzuhelfen weiss. Deshalb wird euch alle an sich so dienliche, mechanische Kunst, die in vivisektorischen Praktiken verlorene Fähigkeit lebendigen Mitleidens nimmermehr ersetzen. Ja, ihr müsstet dieses Verlustes in eurem Berufe einstmals mit Schrecken inne werden, denn derselbe stellt euch täglich jenen dunklen Gewalten gegenüber, welcher endlich sogar einzig, in euch und euren Schutzbefohlenen, ein tief geheiligtes Gemüth heilkräftig sieghaft zu begegnen vermag.

Bayreuth, im Juli 1882.

Das nächste Stück der „Bayreuther Blätter“ erscheint zum Schlusse der Festspiele.

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

September. Oktober. | Doppelstück. Erste Hälfte. | 1882.

Inhalt: — Bayreuther Patronat-Verein. An unsere Leser. — Die Ungleichheit der menschlichen Racen. Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke von Hans von Wolzogen. Einleitnng. I. Ueber die Zivilisation und die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechts. II. Assyrien und Aegypten.

Bayreuther Patronat-Verein.

An unsere Mitglieder.

Am 1. Dezember 1880 erklärte Richard Wagner in diesen Blättern:

„dass die Veranlassung zu der Erneuerung der Bühnenfestspiele „nicht sowohl durch den Vermögensstand des Patronates, als vielmehr „aus der Erwägung der undenklichen Verzögerung ihm entstanden „sei, welcher diese Erneuerung ausgesetzt sein würde, sobald sie von „der Stärke jenes Vermögensstandes abhängig erhalten bliebe".

Bereits damals mussten wir uns eingestehen, dass, trotz den edelen Bemühungen seiner einzelnen Mitglieder, der „Patronat-Verein", als ein Solcher, seine vollständige und eigentliche Aufgabe zu erfüllen nicht vermocht habe. Die veränderten Umstände haben nun nicht allein die Aufführung des „Parsifal" in diesem Jahre ermöglicht, sondern auch die Wiederholung desselben für das nächste und die folgenden Jahre gesichert. Hieran dürfen

sich vor Allem diejenigen erfreuen, welche in den Zeiten einer nothwendig gewordenen Abschliessung von jeder eigentlichen Oeffentlichkeit für Wort und Gedanken von Bayreuth eingetreten sind.

Diesen seinen Freunden, den bisherigen Patronat-Vereins-Mitgliedern, wünscht der Meister sich dankbar zu beweisen, indem er zugleich darauf bedacht ist, ihrer ferneren Zusammengehörigkeit eine neue Form zu geben. Er hat desshalb die Einrichtung getroffen:

„dass Jeder, der mit 20 Mark jährl. auf die „Bayreuther „Blätter“ abonnirt, mit diesem Abonnement zugleich „das Recht des Besuches einer in das Abonnementsjahr „fallenden Festspiel-Aufführung erwirkt“.

(Wer auf einen Platz zu einer Aufführung verzichtet, zahlt nur das Abonnement auf die Blätter mit 8 Mark. Verkaufen kann er sein Anrecht auf einen Platz keinenfalls; sondern, kann er dasselbe aus Verhinderungsgründen im betr. Jahr nicht brauchen, so hat er seine Berechtigungsanweisung an den Verwaltungsrath gegen Zurückzahlung von 12 Mark zur Verfügung zu stellen.)

Dadurch, dass Richard Wagner diese Vergünstigung den Lesern der „Bayreuther Blätter“ gewährt, wünscht er zu bekunden, wie grosses Gewicht er auf die Fortdauer der, durch die Blätter vertretenen, geistigen Zusammengehörigkeit seiner Anhänger legt, deren Bedeutsamkeit er denn auch durch weitere, dieser Zeitschrift zu übergebende Veröffentlichungen zu vermehren gesonnen ist.

Diejenigen Freunde der Sache aber, welche derselben auch fernerhin durch Spenden und materielle Opfer zu dienen gewillt sein sollten, weist Richard Wagner auf die unter dem Vorstande des Herrn Friedrich Schön in Worms begründete Stipendien-Stiftung hin, über welche näher eingehende Mittheilungen in Kurzem erfolgen werden.

Bayreuth, September 1882.

Im Auftrage Richard Wagner's veröffentlicht durch die
Redaktion der „Bayreuther Blätter“.

Die Ungleichheit der menschlichen Racen.

Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke

von Hans v. Wolzogen.

Einleitung.

In unseren Blättern ist so vielfach auf das Hauptwerk des Grafen Gobineau über die Ungleichheit der menschlichen Racen*) hingewiesen worden, dass aus Leserkreisen selbst der Wunsch laut ward, es möchte einmal der reiche Inhalt desselben in seinen wesentlichen Punkten an dieser Stelle ausführlicher mitgetheilt werden. Man muss, wenn man darauf einzugehen sich entschliesst, in Erwägung ziehen, dass man in Deutschland lebt, dem Lande des Bücherschreibens aber nicht Bücherkaufens, und dass das Original in französischer Sprache verfasst, noch nicht übersetzt, und bei aller Vorzüglichkeit anschaulich lebendiger Darstellung doch durchaus wissenschaftlichen Charakters ist. Das Werk behandelt den gewaltigen Stoff der Racengeschichte mit eindringlichster Durchführung in neun starken Bänden auf nicht weniger als 1780 Seiten gross Oktav, und — was nicht zu unterschätzen — : es ist bereits vor dreissig Jahren zu Paris erschienen, daher nur mit Aufwand einigen antiquarischen Eifers heute noch zu erhalten. Schon um das Interesse des Publikums soweit dafür neu zu erwecken, dass eine in diesem Jahre endlich erscheinende zweite Auflage auch in Deutschland zahlreichere Leser finden möge, dürfte eine anregende Besprechung wohl angezeigt sein, und es fragt sich nur, ob sie gerade bei uns am rechten Orte sei?

Darauf liesse sich vor Allem erwidern, dass ja zunächst eben nur hier bei uns darnach gefragt worden ist. Wohl ein nicht geringer Theil unserer älteren Ethnologen hatte, von dem vortrefflichen Pott an, der seinerzeit ehrlich mit Gobineau sich auseinandersetzte, die Ideen und Forschungen unseres hochgeehrten französischen Mitarbeiters nicht ohne Nutzen, sehr oft aber ohne Erwähnung der Quelle, sich zu eigen gemacht. Wo etwa Spuren solcher Einwirkung noch jetzt sich zeigen, pflegen sie sogar nicht unberedt dafür zu sprechen, dass man ihnen folgend sich auf richtigem Wege befand und auch den neueren Entdeckungen der Archäologie und Ethnologie in manchen Stücken schon vorausgegriffen hatte. Wenn also von uns aus vielleicht eine Erweckung des Andenkens an Gobineau in volleren Tönen auch die Aufmerksamkeit der Fernerstehenden wieder auf ihn lenken sollte, welche gegenwärtig an den neuen Forschungen im alten Mutterlande der Menschenracen theilnehmen: so wäre ihnen damit wahrscheinlich mehr gedient, als sie selbst

*) Essai sur l'inégalité des races humaines par M. A. de Gobineau, premier secrétaire de la légation de France en Perse, membre de la société asiatique de Paris. — (Paris, F. Didot frères, 1853—1855.)

es zunächst im begeisternden Wirrsal ihrer Einzelfunde zugeben möchten. Es wäre ihnen nämlich inmitten einer anstrengend an das eben Vorliegende fesselnden Tagesarbeit der bedeutende Anhalt und Zielpunkt einer grossen *Idee* recht deutlich und nachdrücklich wiederum vor die Augen gehalten — einer Idee, welche zu tief in den Daseins- und Entwicklungsgesetzen unserer Gattung begründet liegt, als dass sie, auch bei allen etwaigen Abweichungen der einzelnen Folgerungen von den Resultaten fernerer Forschung, jemals den Werth eines der gewichtigsten und heilsamsten Regulatoren für den immer regen wissenschaftlichen Konstruktionseifer in unserer Gelehrtenwelt einbüssen könnte.

Haben wir darauf bereits am Schlusse des Vorwortes über die „Religion des Mitleidens" genügend hingewiesen, so bleibt uns hier nur noch daran zu erinnern, dass eine über die wissenschaftlichen Einzelinteressen hinausreichende Bedeutung des Werkes von Gobineau, nämlich seine Bedeutung für eine auf den Verfall und die Regeneration der Menschheit ideell begründete Weltanschauung, gerade hier in unseren Blättern auf der Basis von „Religion und Kunst" durch den Meister selbst in der Ausführung „Heldenthum und Christenthum" *) mit grosser Bestimmtheit hervorgehoben und für unseren Gedankengang abgegrenzt worden war. Somit glauben wir uns in der That berechtigt, auch weiterhin das einmal erweckte Interesse unserer Leser durch nähere Bekanntmachung mit dem Inhalte jener bedeutenden Arbeit ausgiebig befriedigen zu dürfen, ohne dadurch gegen den Charakter unserer Zeitschrift zu verstossen, als welcher, bei aller Ausschliesslichkeit der *Gesinnung*, doch ein unbeschränkt weites Feld der *Betrachtung* eröffnet bleibt. Denn ihr grosses Thema ist der Mensch — der Mensch, welcher im „Kunstwerke der Zukunft" die Erhebung seiner Natur zu einer *Kultur* der Zukunft vorgebildet erkennen soll.

In dem schon einige Male hier zitirten Buche von Dr. Eugen Dühring „Sache, Leben und Feinde" finden wir (S. 313) folgende, für uns beachtenswerthe Stelle:

> „Auch ist mit der Vertiefung der Raçenfrage, welche der Geist des 18. Jahrhunderts völlig unkundig verkannt hatte, eine neue Aufgabe geschaffen. Die Auseinandersetzung der Nationalitäten und Racen nach Aussen und im Innern ist bis zur ernstesten Blutfrage zugespitzt worden. An die Stelle der blos eingebildeten Eigenschaften und unwahren Konventionen erwägt man das wirkliche Natürell der Racen und Völker. Mit dem Streben nach einem Fonds allgemeiner menschlicher Gleichheit hat sich unwillkürlich auch ein entsprechendes Geltendmachen der natürlichen Ungleichheiten und ihrer Kulturfolgen verbunden. Noch aber fehlt es in der Kreuzung von Bestrebungen und Gegenbestrebungen dieser Art an einem orientirenden Kompass."

Sollten wir — „unter uns" — einen solchen Kompass nicht besitzen? Sollte er uns nicht klar und lebendig genug von unserem Meister aufgewiesen sein? Wenn man im „Drausen" meint, dass man ihn dort nicht gebrauchen

---

*) Bayreuther Blätter 1881 X.

könne, dass er etwa falsch zeige, weil ihn die seltsamen atmosphärischen Einflüsse dieses Draussen von seiner geraden Richtung ableiten, — so würde dieses eher für uns, als gegen unseren Kompass sprechen. Unser Kompass zeigt zwischen allem Gleich und Ungleich im Geschiebe und Getriebe der Zivilisationen hindurch nach dem Nordpole, auf welchen wir selber neulich mit dem Bilde der „Mitternachtssonne“ hinzudeuten versuchten. Auch könnte man die zitternde Magnetnadel vielleicht mit jenem bei uns öfters betonten Gedanken fixiren: „Die Welt hat eine *moralische Bedeutung*.“ — Von der „Gesinnung“ spricht der Verfasser des oben zitirten Buches; — „Mitleid“ nennt es Schopenhauer; — der Christ sieht seinen Magnetberg auf Golgatha und betet zu dem Heiland am Kreuze; — von „Glaube und Liebe“ singen die Chöre im Parsifal. Ein Hauch der ewigen Wahrheit weht durch dieses Alles und schafft sich darin Begriffe, Bilder und heilige Wirklichkeit. „O weh, Mutter, was ist *Gott?*“ fragt Wolfram's Parzival, und Herzeloyde erwidert: „Er ist noch lichter denn der Tag.“ — Das wäre noch der uralte ethnische Djaushpita, Zeupater, Jupiter, der Vater des himmlischen Lichtes. — Doch wie ein wunderbarer Wiederklang, der zum Ausgange der Frage zurückschwebt, erklingt dieselbe in unserem eigenen Parsifal: „Wer ist *gut?*“ und Gurnemanz antwortet: „deine Mutter!“ — Das „Ewigweibliche“ des Faust. — Faust aber sagt zum Gretchen im erhabenen Liebesentzücken:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen dafür:
Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
umnebelnd Himmelsgluth!“

So lassen auch wir die Namen bei Seite und halten nur daran fest: die magnetische Kraft des Kompasses muss man im eigenen Herzen tragen; und die Herzen müssen dazu erzogen werden. Dafür aber haben wir wieder unseren eigenen Kompass; und der ist das Kunstwerk.

Von diesem uns eigenthümlichen Gesichtspunkte wollen wir nun auch Gobineau's Werk betrachten, welches selbst von einem sehr bestimmten, aber ganz anderen Gesichtspunkte aus, von dem des ethnologischen Historikers verfasst worden ist. Was es durch die reine, rücksichtslose Darstellung seiner Erkenntnisse unserer eigenen Weltanschauung sagt, das wird erst zum Schlusse unsererseits ausführlicher zu erörtern sein. Solange wir es aber selbst in seiner Eigenart einfach an uns vorüberführen, wollen wir es doch nicht so sehr wie eine wissenschaftlich belehrende Lektüre behandeln, sondern gleichfalls wie eine Art von Kunstwerk anschauen, das uns die Tragödie der historischen Wahrheit in grossen Scenen darstellt. Die Walstatt der Wissenschaften, wo diese sich durch stäten Widerspruch zu neuen Standpunkten hindurchkämpfen, welche wieder neue Widersprüche wecken, um niemals volle *Wahrheit*, sondern immer nur *Wissen* als solches sich zu gewinnen — diese Walstatt wollen wir unbetreten liegen lassen, und indem wir schon mit einem

flüchtigen Blicke auf die dichtgesäeten Zitate aus gelehrtesten Quellen unter dem Texte unseres Buches es für gesichert annehmen, dass Gobineau selbst niemals ohne wissenschaftliche Begründung redet, was er uns zu sagen weiss, so wollen wir doch das uns Gesagte zunächst auffassen, wie es uns sympathisch entgegenkommt: als ein dramatisch lebendiges Bild der Weltgeschichte, wiedergespiegelt im Kopfe eines geistvollen Mannes, — als ein den Fraglichkeiten wissenschaftlicher Hypothesen und Kontroversen enthobenes, ungemein wahrhaftig sich darstellendes Bild des Geschichtsdramas der Völkerracen in seinen grössesten Zügen. Wir wollen in diesen grossartigen Wandelbildern den Menschen von dem Punkte an verfolgen, wo er in die „Geschichte" eintritt. Das geschieht aber erst, nachdem er aus dem *Affen*menschen der biologischen Hypothese bereits zum *Racen*menschen der historischen Gewissheit sich geschieden und fixirt hat. Dabei mag es unerörtert bleiben, wie und woher diese Raçen selber entstanden seien, ob sie aus einer Wurzel, oder aus verschiedenen entsprossten. Wer diese Frage aufwirft, thut bei aller scheinbaren Gründlichkeit doch nur erst einen Halbschritt in das Dunkel des Chaos hinein. Er muss dann ebenso ernstlich darnach fragen: wie sind die *beiden Geschlechter* unserer Gattung, ja, aller geschlechtlichen Gattungen der Lebewesen entstanden? Diess sind weit und tief gehende Fragen, auf welche Antwort zu geben nicht die Aufgabe eines Werkes ist, das den Menschen allein in seiner Erscheinung als *historisches Wesen* behandelt, unter vollständiger Ausscheidung sowohl der physischen Vorentwicklung, wie auch der moralischen Bedeutung des Lebens von Gattung und Individuum. Der Mensch, wie er in die Geschichte tritt, ist *Racen*mensch, und die Geschöpfe, zu denen auch er gehört, wie sie in das Leben treten, sind *geschlechtliche* Geschöpfe. Wo das Geschöpf seinen Geschlechtsunterschied zu bethätigen beginnt, da beginnt auch das Leben der Gattung; und wo der Mensch seinen Racenunterschied zu bethätigen beginnt, da beginnt auch die Geschichte der Menschheit.

Diese Bethätigung nun manifestirt sich, nach Gobineau, zuerst bei der Berührung der schwarzen Race in Asien durch die weisse. Die gelbe Race kommt im Hintergrunde der Zivilisationen als eine Masse fremder Wanderer vom Osten drängend und zerstörend dazwischen; aber auch sie wird erst durch die Berührung mit der weissen Race, in vermuthlich sehr frühen Zeiten bereits, zur historischen Erscheinung. Jetzt wird das älteste Kulturvolk Asiens aus den Keilschriften der altassyrischen Bibliotheken als ein turanisches entziffert. Als Indoskythen, d. h. asiatische Sokoloten oder Saken, Völker entschieden stark arischer Mischung, lässt auch unsere Gelehrtenwelt diese Turaner gelten. Es sind die Skythen der Alten, die „ältesten Menschen" der hellenischen Geschichtssage, ja, auch wohl die Oriasok (Aria-Sak), die Riesen der magyarischen Märchenwelt. Damit sind wir in jene Urzeit verwiesen, welche vor den Einflüssen der weissen Race auf die schwarze gleichsam die *Kosmogonie* der Gattung in ihrem Dunkel birgt. Dagegen, was von diesem

Einflusse an und durch ihn fortwährend geschieht, also die „Geschichte“ als solche, darin entwickelt sich gewissermaassen, durch allen Höllengräuel und Teufelspuk der historischen Jahrtausende hindurch — die *Theogonie* des Menschengeschlechtes. Der Gott, der in den menschlichen Herzen aus dieser Geschichte, als ihr menschgewordener Logos, zu Kreuzigung und Auferstehung sich ewig fort und fort erzeugt: es ist der Gott, den die Religion des Mitleidens gläubig bekennt und auch in ihrer edelsten Kunst verehrend feiert.

In Anbetracht dieser Theogonie des Menschengeschlechtes, von welcher uns Gobineau selbst, der Historiker der Racen, nichts mitzutheilen hat, die wir aber als den eigentlichen übrig bleibenden Ertrag aus seiner vernichtenden Kritik der Geschichte uns entnehmen müssen, — nicht in Hinblick auf wissenschaftliche Errungenschaften, welche nur den Stoff der Kritik und die Kenntniss dessen, was „werth, dass es zu Grunde geht“, vermehren, — versenken wir uns also hier in das zuschauende Miterleben jenes grossen, von Gobineau vor uns auf die Scene der Racenwelten beschworenen Geschichtsdramas. Es soll uns, als Menschen, einer Shakespeare'schen Historientragödie gleich, zum Aufbau des moralischen Selbstbewusstseins als einer Kulturmacht behilflich sein. Kommt es dabei auf die Möglichkeit einer grossgefassten Orientirung und Begründung sittlicher Weltanschauung an, so bietet uns Gobineau hierzu die vorbereitenden und vorbereiteten Materialien in künstlerisch edeler Gestaltung und Ordnung dar. Die *Welt* — das historische Wesen, darinnen auch die Kunst lebt — uns zu erklären dienlich, führt uns so das Kunstwerk wissenschaftlicher Betrachtung an seinem Ende, gleich unserer eigenen Kunst, wieder hin und heim zur *Religion*.

I.

Ueber die Zivilisation und die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechts.

Wenn ein Mann wie Gobineau, mit dem starken Gefühle für das Naturwüchsig-Echte einer edelen Geburt aus reinem Blute, die Geschichte der menschlichen Gesellschaften und Zivilisationen betrachtet, so wird ihn nicht der bunte, vielfältige Anschein des Fortschrittes blenden, welcher die mit- und nachlebenden Kinder dieser Zivilisationen zu befangen pflegt; sondern er wird unwillkürlich seinen Blick von dem grossen Schauspiele des Entstehens, Wachsens und Gedeihens solcher Erscheinungen ab- und dem eigentlich wunderbaren Ergebnisse aller zivilisatorischen Anstrengungen zuwenden, als welches er in dem schliesslichen, von der Auflösung der politischen Staatsformen unabhängigen, aber immer unvermeidlichen Untergange der Zivilisationen erkennen muss. So betreffen denn seine einleitenden allgemeinen Erwägungen zuvörderst die Todesursachen in der Lebensgeschichte der Zivilisationen, wobei er vor Allem die oft angeführten und mit Beispielen belegten sozialen und politischen Ursachen, welche sich im äusseren Verlaufe der Geschichte einfinden, wie Luxus, Sittenverderbniss, Fanatismus, Despotie, Irreligiosität und

schlechte Staatseinrichtungen unter Anführung gegentheiliger Beispiele abweist. Die schlechteste Staatseinrichtung hat ein Volk bei seinem Entstehen, aber es besteht dennoch; dagegen enden die Völker ihr Leben mitunter in der Hut einer besseren Regierung, als diejenige ihrer Blüthezeit gewesen war. Die wahre, innere Ursache des Unterganges ist mit einem Worte die *Degeneration*. Ein degenerirtes Volk ist aber ein solches, das seine ursprüngliche Kraft nicht bewahrt hat, weil nicht mehr dasselbe Blut in seinen Adern fliesst, als wodurch die Race seiner Begründer stark und eigenartig produktiv war; „der degenerirte Mensch ist ein anderes Produkt als der Heros der grossen Epochen". Die Degeneration tritt durch allmähliche Vermischung des Blutes ein, und zwar bildet sich andererseits gerade durch diese Vermischungen dasjenige aus, was wir in der Geschichte als Gesellschaften und Zivilisationen bezeichnen. Also jede Gesellschaftsbildung trägt in ihrem Bildungsferment schon den Todeskeim in sich, etwa wie jede Zeugung, nach tief religiöser Auffassung, den Saamen jener ewigen Schuld des Lebens, auf welcher nach Schopenhauer die Todesstrafe steht.

Das Bild der Zivilisationsgeschichte im Allgemeinen ist das folgende. Höher begabte Stämme machen die gefangenen Schwächeren zu ihren Sklaven und formen aus ihnen niedere Klassen, Kasten, mit denen sich zu vermischen gesetzlich verboten wird. Noch höher Begabte erobern auch das Land der Schwächeren, und eine Zeit lang wird das Volk dieses Landes sich neben und unter den Eroberern noch rein erhalten. Aber mit dem Anwachsen der Zahl tritt auch ein Anwachsen der Bedürfnisse ein, und mit diesen Bedürfnissen, zu deren Befriedigung ein vielfaches Ueberschreiten der ursprünglich gezogenen natürlichen Gränzen der ersten Gesellschaft nothwendig wird, beginnt auch die Vermischung der einzelnen Gesellschaftsklassen. Wenn in der Mischung die letzte Spur des alten Herrscherblutes verschwunden ist, dann ist die Gesellschaft, nachdem sie ihre zivilisatorische Höhe erreicht hat, thatsächlich untergegangen. Durch dieses ganze Gegenspiel von Kräften erkennt man aber das eine tragische Gesetz der Geschichte: das niedere Volk wird durch die Verbindung mit dem höheren in seiner sozialen Entwickelung weitergetrieben, wogegen das höhere durch die Vermischung allmählich depravirt und aufgelöst wird. Da es zudem meist an Zahl geringer ist — denn es siegte einst durch die heroische Kraft, die seinen Einzelnen innewohnte, über die Masse, der dieser Kraft nicht Theilhaftigen — und da es ferner auch allen Gefahren des Krieges für seine Sicherung und Stärkung und der Empörungen gegen seine Obmacht mehr ausgesetzt bleibt: so wird sein Untergang noch beschleunigt, während die Masse unter ihm fortwuchert und von dem degenerirten Safte seiner eigenen hinsiechenden Kraft sich nährt. Auf diese Weise kann ein Volk wohl noch Jahrhunderte lang durch die Ueberreste seiner ursprünglichen Kräfte, Sitten, Traditionen und Institutionen sich erhalten; aber endlich stirbt die Zivilisation doch an ihrer Degeneration, und die haltlose Masse fällt in den verschlingenden Schooss einer noch grösseren

Masse oder unter die Gewalt eines neuen nachgeborenen Heroismus reinerer Herkunft, worauf das Spiel abermals beginnt.

Jemehr sich das reine Blut der ursprünglichen Herrscher in der anwachsenden Vermischung verliert, um so mehr schwächt sich auch das Gefühl für Legitimität und Autorität, der revolutionäre Gedanke wird lebendig und giebt den heraufkommenden Schwächeren, den nur in der Masse Mächtigen, das hilfreiche Band der theoretischen Begeisterung für das sozial-politisch aufgefasste Losungswort: „Alle Menschen sind Brüder.“ Bei dieser Entwickelung von der geschichtlichen Grundordnung der Gesellschaft bis zur philosophischen Auslöschung der letzten Traditionen verändern sich auch die jeweiligen staatlichen Institutionen im Verhältnisse zu der Zunahme der Mischungen, als welche ihrerseits, je komplizirter im Verlaufe der Geschichte sie sich gestalten, je mehr auch einen geistigen Charakter an Stelle des ursprünglich rein physischen annehmen. So bildet sich aus ihrem fortwährenden leisen Wandelungsprozesse der *Volksgeist;* die Institutionen aber sind das Werk des Volksgeistes, und das Gesetz trägt den Stämpel der Nation, bevor es dieser den seinigen giebt. Eine Aufzwingung fremder Institutionen vor der natürlichen Assimilirung haben die weisen Eroberer der Vorzeit vermieden. Intoleranter ist die Neuzeit, welche ihre grosseuropäische Kultur als einzig wahre der ganzen Welt gleichmässig aufnöthigen möchte. Dennnoch wird es ihr niemals glücken, etwa die Malayen zu Holländern, die Indier zu Angelsachsen zu machen; und selbst die Südamerikaner, dieses grosse Mischvolk aus siegreichen Europäern und untergehenden Indianervölkern, stellen nur noch ein trauriges Mestizenthum dar, in welchem der starke, stolze und edele Spanier und Portugiese des 16. Jahrhunderts bereits seit lange völlig degenerirt erscheint. Unsere hochmüthige moderne Zivilisation vermag es nicht, alle Menschen zu Brüdern zu machen; sondern nach grausamster Ausrottung des irgend widerstrebenden Barbarenthumes bringt sie aus dem zivilisationslustigen Reste der Erdbevölkerung nichts Anderes zu Stande, als die verfälschten Scheinbilder eines mehr oder minder eingebildeten und unbestimmten Europäismus, welcher selbst nur eine der unzähligen ihrem Untergange zureifenden Zivilisationsformen ist und noch heute in seiner üppigen Entwickelung die degenerirten Nationen des eigenen europäischen Mutterlandes nicht bestimmen kann zu vergessen, dass sie „Nationen“ sind.

Bevor nun Gobineau zur näheren Untersuchung des Begriffes der Zivilisation schreitet, prüft er die Berechtigung solcher Einwände gegen seine Auffassung, welche entweder, gleich ihr selbst, dem Bereiche der Natur entnommen sind — wie die Behauptung von dem maassgebenden Einflusse der *Klimate* auf die Bildung der Zivilisationen —, oder welche sich auf eine Macht gründen, die über alle Natur und Geschichte erhaben, gleichsam eine höhere Natur und eine innerliche Geschichte des Menschengeschlechtes in die Welt eingeführt hat: die Macht des Göttlichen, offenbart in der Religion des *Christenthumes.*

Wir wollen uns nicht länger aufhalten bei den geschickt und geistvoll

ausgewählten Beispielen, welche gegen die Ansicht von dem Einflusse der Klimate zeugen sollen. Dass in den verschiedenartigsten Klimaten ähnliche Gesellschaften, und andererseits unter ähnlichen Klimaten sehr verschiedenartige Zivilisationen sich gebildet haben, wird nicht leicht zu leugnen sein. Wenn diess dort geschehen konnte, warum geschah es nicht z. B. auch da? das ist eine müssige Frage. Gewiss sind einige, durch bestimmte lokale Vortheile ausgezeichnete Punkte vorzüglich geeignet für eine besondere Entfaltung zivilisatorischer Kräfte; aber es kommt immer noch darauf an, welche Race an diese Punkte gelangt, sich der Vortheile bemächtigt und sie zivilisatorisch auszunutzen versteht. So wurden nur die Phönizier an felsig schmaler Meeresküste ein mächtiges, auf seine Weise für die Weltzivilisation hochbedeutendes Volk, während die ähnlich situirten Marokkaner, die Bewohner des indischen Archipels, der Südseeinseln, niemals dazu Anstalten gemacht haben. Die Weltherrschaft im Alterthume ging auf eine Stadt über, welche sich in der ungünstigsten Lage befand, die sich denken lässt, und Rom ohne diese Herrschaft des Latinismus sinkt als Stadt in die Bedeutungslosigkeit seiner Lage zurück. Welcher unserer arischen Vorfahren, als sie sich zuerst in Deutschland zu orientiren begannen, hätte gemeint, dass einst die Machtinteressen des ganzen grossen europäischen Mittellandes dorthin konzentrirt sein würden, wo die langsam fortschreitende Geschichte nur ein ödes Durchgangsgebiet wandernder Langobarden, eine armselige Zufluchtsstätte schweifender Slaven fand? Der Sachse, dieser letzte reine Deutsche, musste jene einstige Sandwüste der späteren Mark Brandenburg zu seinem fleissig kultivirten Koloniallande machen, und der kräftig besonnene Hohenzollernstamm sich dort die Königs- und Kaiserkrone gleichsam wie durch „tägliche Eroberung“ gewinnen. Die bedeutendste Stelle eines Zivilisationszentrums scheint uns heute dort zu sein, wo der Panamá-Kanal dereinst die beiden Hälften der Erde verbinden soll: eine bürgerliche Niederlassung daselbst zu gründen würde nicht schwer fallen, und das angeblich „mörderische Klima“ würde wie an anderen weltbeherrschenden Orten in der Hartnäckigkeit des zivilisirenden menschlichen Geschlechtes seinen Meister finden; ob aber der Mischling von Mexiko, oder ob der Angelsachse der Vereinigten Staaten sich dort festsetzt, das erst entscheidet über die faktische Weltbedeutung jener Zukunftsstadt. Das Klima und die natürlichen Verhältnisse des Landes schaffen wohl Vorbedingungen für die Zivilisationen, aber die menschliche Race giebt den Ausschlag; die Natur des Menschen überwiegt die Natur der Erde und ihrer Atmosphäre, wohinein der Mensch als Zivilisator gepflanzt ist. Lehrt ihn aber die eigene Geschichte, wohin er endlich mit aller Zivilisation gerathe, so lehrt ihn andererseits, was ihm über alle Zivilisation hinaus als Aufgabe auf dieser Erde gesetzt sei: die *Religion*.

Wenn Gobineau, immer mit den loyalen Vorbehalten eines Mannes, welcher der altwürdigen Kirche, worin er erzogen ist, seine Ehrfurcht zu erweisen nicht unterlassen mag, von dem Christenthume spricht, so gesteht er

demselben im Allgemeinen nicht eigentlich (wie unser Meister in „Heldenthum und Christenthum") die Bedeutung eines neuen s. z. s. geistigen Blutes zu, welches in die Adern der degenerirten Menschheit zu ihrer unsterblichen Wiedergeburt gegossen wäre. Von seinem bestimmten Standpunkte der Racengeschichte aus räumt er ihm vielmehr nur einen nebenher thätigen, indirekten Einfluss auf die Entwickelung menschlicher Zivilisationen ein. Dagegen verrathen uns doch im Einzelnen seine Betrachtungen so tiefe Blicke in das Wesen der Religion, dass wir selbst, die wir sie hier nur andeutungsweise erwähnen können, in unserem Schlusskapitel zur ernstlich ausgesprochenen Uebereinstimmung mit jenen ahnungsvollen Einsichten gelangen werden. Nicht ohne ironischen Beigeschmack giebt sich die einleitende Bemerkung, wodurch Gobineau diejenigen beruhigen will, welche dem Christenthume als einer Religion der Entsagung und Weltabkehr einen kulturfeindlichen Charakter vindiziren möchten. Er meint, dass es, was die Entsagung betreffe, keine Noth mit der Menschheit habe, welche vielmehr ihrer Natur nach niemals gänzlich auf die Dinge der Zeitlichkeit verzichten und ihre wirklichen Anlagen für eine weltgeschichtliche Bedeutung durch kein religiöses Dogma sich werde beeinträchtigen lassen. Dagegen trage das Christenthum als ein grosses soziales Hilfsmittel dazu bei die Sitten zu mildern, die Thätigkeit des Mitleidens zu erweitern, die Gewaltsamkeit und Grausamkeit zu verurtheilen, auf die Kraft der menschlichen Vernunft zu verweisen und dergestalt der Seele eine Bedeutung in der Ordnung der menschlichen Dinge einzuräumen, welche in unzähliger Anwendung zum wohlverstandenen Heile für das menschliche Leben ausschlagen müsse. Durch die Reinheit ihrer Moral und die Erhabenheit ihrer dogmatischen Metaphysik zieht die christliche Religion den menschlichen Geist von mancherlei Schwächen, Verirrungen und Lastern ab, welche dem intellektuellen und selbst dem materiellen Fortschritte der Kultur gefährlich werden können. Insofern also gilt auch das Christenthum dem gelehrten Forscher der Racengeschichte als eine zivilisatorische Macht; aber — fügt er hinzu — es giebt desshalb doch keine *christliche Zivilisation*. Alle Zivilisationen sind Racenzivilisationen; das Christenthum aber hat kein Volk für sich, sondern die Völker haben das Christenthum. Es gibt heidnische, brahmanische, buddhistische, jüdische Zivilisationen, deren Basis eine Religion ist, wie sie ohne eben das Volk, welchem sie nun diesen Kulturgrund bildet, gar nicht gedacht werden könnte. Das Christenthum sieht die Zivilisation der Völker, zu denen es mit seiner Botschaft kommt, nur darauf hin an, ob etwas in ihnen vorhanden ist, was dem Heile der Seele schaden kann, und diess sucht es zu entfernen, — oder etwas, was ihm nützen kann, und diess sucht es zu kräftigen und auszubilden. In dieser Hinsicht ist ihm der armseligste Eskimo so viel werth wie der höchstgebildete Europäer; ja, das Herz des Eskimo mag sich ihm leichtlich mit grösserer Bereitwilligkeit eröffnen, als jenes des Europäers, welches religionsfeindliche und seelenschädigende Zivilisationselemente, aufgehäuft in einer Jahrtausende

alten Geschichte, vor dem reinen Hauche des heiligen Geistes trotzig versperrt halten. Das Christenthum spricht die Sprache dieses heiligen Geistes zu Jedermann; seine Heiligen sind gleich verehrt, ob sie arme Zöllner und Sünder, ob sie weise Kirchenväter sind. Indem es jede Zivilisation in ihrer Eigenthümlichkeit belauscht und sich an ihre Seele wendet, trennt es nicht die Racen, sondern verbindet sie, ohne doch aus ihnen Allen eine neue Mischrace schaffen zu wollen oder die gleichmässig zu seiner Aufnahme befähigten Völker*seelen* unter sich auch als Völker*racen* gleich zu machen. Damit hat es nichts zu thun — denn „sein Reich ist nicht von dieser Welt“ —; aber die vorhandenen Elemente der verschiedensten Racen macht es in gleicher Weise fruchtbar zur Aufnahme des heiligen Geistes der christlichen Sitte und des christlichen Glaubens. Die Unterschiede der Menschennatur, so furchtbar entscheidend für die ganze Entwickelung unserer erdenweltlichen Geschichte, sie existiren nicht für das Christenthum, es bedarf ihrer Existenz nicht; denn es lebt von Dem, was in aller Menschen Seelengrunde lebt, auch wenn es noch so tief schlummert oder in völliger Ohnmacht liegt: das Christenthum erweckt es, und nun schwingt es sich beflügelt über alle Nöthe und Leiden der Völkergeschichte empor in die Arme einer allliebenden Gottheit. Darin besteht „die leuchtende Superiorität des Christenthumes“, jener Charakter der Gnade, dem keine Macht zivilisatorischer Bildung, welche mit den Zivilisationen geschichtlich depravirt wird und zu Grunde geht, jemals sich gleichzustellen vermag. Daher ist es auch nichts Herabwürdigendes, wenn von Gobineau behauptet wird, das Christenthum als solches habe nicht einem einzigen Volke zu einer Zivilisation verholfen, ausser wenn dasselbe schon aus sich heraus zu einer zivilisatorischen Bedeutung berufen war.

So hätten denn, schliessen wir aus obigen Zitaten, die Zivilisationen dem Christenthume gegenüber nichts zu thun, als sich seiner erhabenen Lehre möglichst anzugleichen, wobei es sich dann herausstellen müsste, in welchem Grade die natürlichen Anlagen der Nationalitäten dem Wesen der christlichen Religion zugeartet seien oder ihm widersprechen. Wir Deutschen aber leben des Glaubens, dass, wenn unsere Entwickelung sich der fremdfeindlichen Zivilisationseinflüsse noch einmal kräftig entledigen könnte, in der That gerade der deutsche Volkscharakter, der ursprünglichen Barbarei seines heidnischen Heroenthums zur höheren geistigen Bewegung frei enthoben, dem christlichen Geiste eines der würdigsten Gefässe zu seiner Hut in dieser Welt des Racenkampfes dazubieten befähigt sei. Daher liegt in dem von uns öfter hervorgehobenen Begriffe, an welchen Gobineau noch nicht rührt, in dem Begriffe einer *Germanisirung des Christenthums*, im Grunde nur jener andere, gerade durch Gobineau's Betrachtungen uns neu geklärte, einer *Christianisirung des Germanenthums*. Gobineau sagt:

> „Ueberall zeigt unsere Kultur zwei gemeinsame Charaktereigenschaften: erstens, dass sie wenigstens berührt worden ist vom germanischen Wesen, und zweitens, dass sie christlich ist; aber das Letztere, obwohl es zunächst in die Augen fällt,

ist nicht das absolut Wesentliche, denn viele Nationen sind christlich oder können es doch werden, welche keinen Theil an unserer Zivilisation haben, wogegen der erstere Charakter entscheidend ist, denn da, wo niemals germanisches Element hingedrungen ist, giebt es auch keine Zivilisation in unserem Sinn."

Wohl denn, das Christenthum bedarf nicht der Zivilisation, aber die Zivilisation bedarf des Christenthums. Wer empfände diess nicht heute, wenn er diese unsere, als „germanisch" bezeichnete Zivilisation betrachtet und sich in ihr, je deutscher er geartet, je weniger befriedigt fühlt! Vielleicht aber ward seine Empfindung ihm selber durch die Maske falscher Begriffe darüber getäuscht, so dass er, was uns das Christenthum auch in zivilisatorischer Beziehung gewähren kann, vielmehr in dem Füllhorn der Theorien eines vagen Allerweltfortschrittes suchen möchte? Ja, wir sind durch die Jahrhunderte fortgeschritten, aber wie steht es mit uns? Wenn wir weiser sind als unsere Vorfahren, so hat unsere Weisheit keine Besserung unseres Charakters zur Folge gehabt; wenn wir aber besser sind, so hilft uns unser Bessersein offenbar zu keinem weiseren Verhalten untereinander. In dem unaufhörlichen Spiele der Racenmischungen hat die angeborene Güte und Weisheit unserer ursprünglichen Race sich verflüchtigt in die Vielfältigkeit der Talente und Interessen einer historischen Zivilisation. Wo aber ist jene Güte und Weisheit geblieben, welche zu der Zeit der ersten Mischung der rein germanischen Race mit der antiken Welt als eine neue Heil verheissende Religion in diese Welt hineintrat? Während das Werk der germanischen Zivilisation auf seine Weise fortgeschritten ist, blieb das Werk des Christenthums noch unvollbracht. Wenn nun Gobineau Recht behält, wenn die Race bis an alles Ende das Entscheidende bleibt, wenn das Christenthum niemals im Stande ist aus dem Grabe der *Racen*zivilisationen eine wahrhaftige *Seelen*kultur zu erwecken, so muss unsere letzte Hoffnung schweigen. Wir aber wollen unsere Hoffnung vielmehr auf den Boden jener von Gobineau selbst betonten Thatsache pflanzen, dass das Christenthum fruchtbar mache, und wäre es die niedrigste und verderbteste Natur, fruchtbar zur Empfängniss der höchsten, heiligsten Gabe. Wir wollen hoffen, dass es ihm noch vorbehalten ist, sein Heilswerk zu vollenden, und indem es sich selbst im Geiste eines energisch es erfassenden edelen Volkes wiederfindet, auch eine auf das Tiefste depravirte Weltzivilisation mit der Macht seiner göttlichen Wahrheit neu zu befruchten. Sie, die am Ende aller Dinge in erhabener Freudigkeit bestätigt und verwirklicht erscheinen wird, — es ist keine andere Wahrheit, als dass „sein Reich nicht von dieser Welt", dass das Ende aller zivilisatorischen Wirksamkeit der Religion gewisslich dennoch die „*Entsagung*" sei, eine Entsagung aber im Sinne lebendiger „*Erlösung*", einer thätigen Erhebung der guten und weisen Seele über alles Elend der Geschichte zu einem friedevollen Greisenglücke im Abendsonnenscheine reiner Menschlichkeit.

Haben wir auf dem Gebiete der Religion ein Weniges über Gobineau vordeutend hinauszublicken versucht, so dürfen wir nun dem auf sein eigentliches Gebiet Zurückkehrenden um so enger uns anschliessen und vorzüglich

aus seiner Kritik unserer Zivilisation ganze Stellen geradezu wörtlich wiedergeben. Unsere Zivilisation befindet sich in dem Falle, dass sie, befangen von dem Glauben an eine *unendliche Perfektibilität des menschlichen Geschlechtes* (worin sie eine der höchsten Stufen bereits erreicht habe), auf den Glauben an das unendlich Erhabene einer übergeschichtlich waltenden göttlichen Macht verzichten, die Religion also entbehren zu können vermeint. Was ist nun diese zu solchem stolzen Selbstbewusstsein gelangte Zivilisation? Welche neuen, alles Frühere hinter sich zurücklassenden Elemente des Fortschrittes hat sie in sich aufgenommen, um derart von sich denken zu können, und auf welche Geschichte blickt sie von ihrer Höhe zurück, um an die stätige Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes glauben zu dürfen? Wie ist sie selbst geworden, und was sind ihre Bestandtheile?

Wenn ein Stamm so begabt ist, dass er seine Art zum Gesetze für eine Menge zu erheben vermag und auf diese Weise zu einem Volke wird, dann bewegt sich sein Geist in der Richtung nach einer Zivilisation. Dieselbe ist jedoch erst dann erreicht, wenn ein Zustand relativer Stabilität eintritt, in welchem die Massen auf friedliche Weise ihren Bedürfnissen gemeinsam zu genügen und sich moralisch und intellektuell auf einer gewissen Höhe zu erhalten suchen, welche sie über die Zustände nicht an ihrer Entwickelung theilnehmender Völker, die sie Barbaren nennen, erhebt. Dahin gelangt ein Volksgeist nur durch einen langen Prozess stäter Oszillationen, je nachdem er die Geister fremder Racen in sich aufnimmt und so, seine äussere Macht vermehrend, sein inneres Wesen durch mannigfache Verschmelzungen umgestaltet. Denken wir uns das Menschengeschlecht in einem Urzustande noch unvollkommener physischer Ausbildung überrascht von den übergewaltigen Einflüssen seither niemals wiederholter elementarer Erdrevolutionen und dadurch zuerst zersprengt in jene Urtheile, welche hernach als fertige und in sich selbst unveränderliche Racen in die Geschichte treten und noch durch alle späteren und spätesten geschichtlichen Mischungen und Theilvermengungen hindurch sich deutlich bemerkbar machen. Von jener angenommenen Ureinheit bleibt da nichts übrig, als die gemeinsamen Grundzüge des physischen Organismus, und der gemeinsame Besitz der Sprache.*) Die Zivilisationen

*) Von der Sprache handelt bei Gobineau ein besonderes Kapitel: „Die Sprachen, ungleich unter sich, stehen durchaus im Verhältnisse zu den relativen Vorzügen der Racen.“ So wenig es einen absoluten Menschen gab, so wenig gab es eine absolute Ursprache. Dem Zustande der Volksintelligenz entspricht der Zustand der dem Volke eigenthümlichen Sprache. Die Wandelungen und Mischungen der Völker erleiden auch ihre Sprachen; nur darf man nicht zu bestimmt von den letzeren auf die ersteren schliessen: die edelsten Sprachen können im Kontakte mit niedrigen und barbarischen allmählich verschwinden, erobernde Völker vertauschen mitunter ihre Sprachen durchaus gegen die der Unterworfenen, oft aber auch erhält sich die Sprache länger als der Staatskörper der Völker. Als Beispiel stäten Sprachwechsels führt Gobineau die Juden an, welche immer die Sprache des Landes annahmen, in welches sie zogen. Sie vergessen das Chaldäische und sprechen kanaanitisch; sie vergessen diess über die Gefangenschaft und sprechen aramäisch; dann hellenisiren sie sich,

aber, welche in der Folge aus den Mischungen jener drei Urracen entstanden sind, die wir am Besten nach ihren Farben bestimmen können, charakterisirt Gobineau, allen anderen Bestimmungsversuchen entgegentretend, durch eine psychologische Unterscheidung als Völkerstämme von *männlichem*, mehr utilitarischem, oder von *weiblichem*, mehr intellektuellem Charakter. An der Spitze der sogen. männlichen Völker steht seit ältesten Zeiten China, im Westen übernahm Rom die Führung, an seine Stelle traten hernach die germanischen Stämme; wogegen Indien das weibliche Element in charakterischer Selbständigkeit repräsentirt. Das männliche Element siegt mit nüchterner Kraft über das weibliche, aber dieses theilt jenem hinwiederum von seiner geistigen Beweglichkeit und phantasiereichen Sensualität mit. So ward selbst der chinesische Geist variirt durch die Vermischung mit dem weiblichen Charakter von Yunnan, Rom durch die griechisch-orientalischen Eroberungen, und endlich die Germanen, diese letzten Heroengeschlechter männlich-arischen Urcharakters, durch die Aufnahme der ganzen Masse der südlichen, römisch-asiatischen Zivilisation, wie wir diess in unseren Blättern (1881 V/VI. S. 123 ff.) von Gobineau selbst bereits in grossen Zügen uns haben vorführen lassen. Darnach erkennen wir in unserer eigenen gegenwärtigen Zivilisation: das vor mehr als anderthalb Jahrtausenden durch germanische Kraft neu belebte und durcheinandergeschüttelte Erbtheil der gesammten antiken Welt, ein demnach in sich selber ausserordentlich verschiedenartiges Konglomerat alles westlich von der mongolisch-chinesischen Welt jemals zivilisatorisch Entstandenen und Entwickelten, in den historischen Mischungen Aufgelösten und Erhaltenen. Eine einheitliche Zivilisation, wie sie die antike Welt kannte, wie sie vor Allem China und Indien aufweisen, konnte die unserige daher niemals werden; auch das Christenthum hat nicht darauf hinzuwirken vermocht, und das Germanenthum hat in der Uebermenge antiker Zivilisationselemente seine Selbständigkeit verloren. Dem entspricht die Thatsache, dass diese europäische Zivilisation nichts eigentlich *geschaffen* hat, aber Vieles ausgebildet, verfeinert, erweitert; der ungeheuere Spielraum, welcher ihr zur Vergleichung und Analyse offen steht, gewährt ihr die Mittel zur Beherrschung der verschiedensten Momente und Produkte der Zivilisation und zu einer vordem nicht in diesem Maasse vorhandenen Kenntniss der Geschichte der Menschheit und der Kräfte der Natur. Steht sie nun aber um desswillen höher als ihre Vorgängerinnen? Werden ihre Ruinen nach Jahrtausenden Grösseres von ihr zu sagen haben, als uns heute die kolossalen und wunderbaren Ueberreste vergangener Kulturen aus grauestem Alterthume verkündigen? — Lassen wir uns auf diese Fragen die Antwort sehr bestimmt in Gobineau's eigenen Worten ertheilen,

und endlich sprechen sie alle europäischen Sprachen, doch mit besonderem Akzent. Ebenso wechseln sie Sitten und Kulturen, wobei sie doch stäts etwas Besonderes vorstellen wollen, und in der That als Racenart unveränderlich bleiben. Heut reden alle Völker Europa's und fast alle Westasien's in Idiomen, welche in ihren Hauptelementen ihnen nicht eigenthümlich sind.

wobei wir nur bedauern müssen, dass wir dieselben nicht ohne bedeutende Auslassungen hier zitiren können.

„Die Idee der unendlichen Perfektibilität des menschlichen Geschlechtes hat etwas sehr Verführerisches für den modernen Geist, welcher sich auf die Annahme stützt, dass unsere Zivilisation Vorzüge und Verdienste besitze, wie sie unsere Vorfahren in ihren verschiedenen Kulturen nicht besessen haben. In Wahrheit sind wir klüger als die Alten, weil wir von ihren Entdeckungen profitirt haben, weil wir ihre Fortsetzer, ihre Schüler und Erben gewesen sind. Folgt daraus, dass die Entdeckung der Dampfkraft und die Lösung etlicher mechanischer Probleme uns zur Allwissenheit führen werden? Diese Erfolge lassen uns nur eindringen in die Geheimnisse der materiellen Welt. Wenn wir diese Eroberung vollendet haben werden, für welche es noch sehr viel zu thun gibt, und Vieles noch gar nicht begonnen ist, — werden wir damit einen einzigen Schritt über die einfache Konstatirung der physischen Gesetze hinausgelangt sein? Wir werden unsere Kräfte allerdings vermehrt haben, um gegen die Natur zu reagiren und sie unseren Bedürfnissen anzupassen; wir werden die Erde von einem Ende zum anderen durchschritten oder diesen Weg definitiv als inpraktikabel erkannt haben; wir werden gelernt haben, uns durch die Lüfte zu steuern und uns um einige tausend Meter den Gränzen der atmosphärischen Luft zu nähern; einige astronomische und andere Probleme werden entdeckt und aufgeklärt sein; — doch alles dieses leitet uns nicht zum *Unendlichen*. Hätten wir alle planetarischen Systeme, welche sich im Raume bewegen, berechnet, — wir würden dem Unendlichen darum nicht näher gekommen sein, noch über die grossen Mysterien irgend etwas erfahren haben, was nicht schon die Alten gewusst hätten. Nur die Methoden haben wir gewechselt, um uns um das nämliche Geheimniss herumzudrehen; aber wir haben keinen Schritt weiter in sein Dunkel hineingethan, sondern sind mit all unserem Verwähnen und Berühmen nur erst zu dem niedrigen Geständnisse gelangt: „Ich suche und ich finde nicht.“ Allein unsere *Kritik* ist unzweifelhaft besser als diejenige unserer Vorfahren, und das ist ein grosser Punkt: aber Kritik will sagen *Klassifizirung*, nicht *Akquisition*.

„Was unsere neuen Ideen über die Politik betrifft, so kann man ohne Umstände sich mit ihnen noch mehr Freiheiten nehmen als mit den anderen Wissenschaften. Die Fruchtbarkeit der Theorien, worauf wir uns so viel zu Gute thun, findet man eben so stark auch in Athen nach Perikles, worüber man nur in den Aristophanischen Komödien nachzulesen braucht. Man verwirft nun wohl eine solche Vergleichung, seit man sich angewöhnt hat zu behaupten, dass zwischen unserer modernen sozialen Ordnung und den antiken Staaten die Sklaverei einen Fundamentalunterschied bilde. Die Demagogie war nur tiefer, wenn man so will; im Uebrigen sprach man damals von den Sklaven in dem nämlichen Tone, wie man heute von den Arbeitern und Proletariern spricht. Und wenden wir uns nach Rom, öffnen wir die Briefe des Cicero — ganz der moderirte Tory von heute, dieser römische Redner! vollkommene Aehnlichkeit zwischen seiner Republik und unseren konstitutionellen Staaten, sowohl in Bezug auf die Sprache der Parteien als auch auf die parlamentarischen Kämpfe! In jenen Tusculanischen Briefen haben wir den Geist des freikonservativen oder des gemässigten Fortschrittes: Sulla gegenüber waren Pompejus und Cicero Liberale, sie waren es noch nicht genug für Caesar, sie waren es zuviel für Cato. Später finden wir in Plinius d. J. den moderirten Monarchisten, den Freund der Ruhe quand même, welcher, positiv in seinen Doktrinen, weder zuviel Freiheit noch Exzess der Macht will und der verschwundenen Grösse aus der Zeit des Fabius die prosaische Administration des Trajan vorziehen möchte. Viele Andere jedoch, in der Furcht vor einer Resurrektion des alten Spartacus,

waren der Meinung, dass der Kaiser seine Macht gar nicht fühlbar genug zur Geltung bringen könnte; wogegen hinwiederum einige Provinzen verlangten und behaupteten, was wir „konstitutionelle Garantien“ nennen würden, und daneben auch der sozialistische Gedanke keinen geringeren Vertreter fand als den gallischen Caesar, C. Julius Posthumus, welcher in seinen Deklamationen ausrief: „Reich und Arm sind geborene Feinde!“ — Jeder Mensch mit einiger Prätention, an den Gütern der Zeit theilzunehmen, hielt damals die Gleichheit des Menschengeschlechtes, das allgemeine Recht auf Besitz, die evidente Nothwendigkeit der gräco-latinischen Zivilisation, ihre Feinheit und Vollkommenheit, ihre noch grösseren zukünftigen Erfolge, und als Krone des Ganzen ihre Unsterblichkeit kräftig und zweifellos aufrecht; und zwar waren solche Ideen nicht etwa nur der Trost und Stolz der Heiden, sondern auch die feste Hoffnung der ersten und grössesten Kirchenväter, unter denen Tertullian sich zu ihrem Interpreten machte. Endlich — um diess Bild mit einem letzten frappanten Zuge zu vollenden — war die zahlreichste aller Parteien diejenige der Indifferenten, der zu schwachen, zu degoutirten, zu furchtsamen oder zu unentschlossenen Menschen, um inmitten der disparaten Theorien, welche sie fortwährend vor ihren Augen spielen sahen, irgend eine Ueberzeugung festzuhalten, — Leute, welche, der existirenden Ordnung froh, so gut es ging, auch die Unordnung hinnahmen, wenn sie einmal kam, und ohne sich im Uebrigen viele Gedanken zu machen, allezeit den Fortschritt der materiellen Genüsse, welche ihre Väter noch nicht gekannt hatten, bewunderten, indem sie sich zum Ueberdrusse die tröstliche Betrachtung wiederholten: „Man arbeitet doch heut zu Tag' ganz wundervoll!“ — Gewiss würde es verständiger sein an die Vervollkommnung in der politischen Wissenschaft zu glauben, wenn wir irgend welches Räderwerk erfunden hätten, wie es wenigstens im Wesentlichen zuvor noch nicht in Anwendung gewesen wäre; wir sehen aber: diess ist nicht der Fall, und selbst wenn dem so wäre, wenn wir der Regierungswissenschaft eine sekundäre Vervollkommnung von unserer Erfindung hinzugefügt hätten, — würde es denn genügen, um eine so grosse Prätention zu rechtfertigen, wie diejenige einer unbegränzten Perfektibilität es ist? Nein, seien wir bescheiden, wie es einst der Weiseste der Könige war: *Nil novi sub sole.*“

„Unsere Sitten nennt man humaner“ als diejenigen der anderen grossen menschlichen Kulturen. Aber wenn es heute rhetorische Schwärmer gibt, welche das Mittel des Krieges aus dem Kodex der Nationen entfernt wissen wollen, so haben sie diese Theorie dem Seneca entnommen, wie auch schon etliche Weise des Orients in dieser Hinsicht Ideen gehegt haben, welche ganz denen der Mährischen Brüder entsprechen. Nun mögen wir den Freunden des Weltfriedens alles Glück dazu wünschen, Europa den Geschmack an der Waffenentscheidung zu verderben, — wie aber wollen sie auch die menschlichen Leidenschaften zu einer Umwandlung für alle Zeiten bewegen, welche weder einem Seneca noch den Brahmanen jemals gelungen ist, und wovon es doch sehr zweifelhaft scheint, ob sie gerade für uns aufgespart sein möchte? Was unsere gepriesene Humanität betrifft, so seht auf unsere Felder, blickt in unsere Strassen und betrachtet die blutigen Furchen, welche sie dort täglich gräbt! Ja, unsere Prinzipien sind rein und erhaben; aber entspricht ihnen die Praxis? Warten wir ab, bis einmal unsere Länder, welche seit dem Beginne der modernen Zivilisation noch nicht 50 Jahre ohne Blutvergiessen und Gemetzel geblieben sind, sich gleich dem römischen Italien eines zweihundertjährigen Friedens berühmen können, der nur leider für die Zukunft auch nichts Tröstliches beweisen sollte! — Um so weniger ist durch den Zustand unserer Zivilisation mit all ihrer Wissenschaft, Politik und Sittlichkeit die menschliche Perfektibilität erwiesen worden. Der Mensch hat manche Dinge lernen

können und viele andere dafür verlernen müssen; er hat keinen Sinn seinen Sinnen, kein Glied seinen Gliedern, keine Fähigkeit seiner Seele hinzugewonnen; er hat sich nur nach einer anderen Seite des Zirkels hingewandt, in den er ewig verstrickt bleibt; und die Vergleichung seines Schicksals mit demjenigen tief unter ihm stehender Thiergeschlechter ist nicht geeignet ihm einen sehr tröstenden Gedanken über sein irdisches Glück einzugeben. Arme Menschheit! Sie ist noch niemals dahin gelangt ein Mittel zu finden, um alle Welt zu bekleiden und vor Hunger und Durst zu schützen. Gewiss weiss der geringste der Wilden mehr als die Thiere, aber die Thiere kennen, was ihnen nützlich ist, und wir nicht; sie halten daran fest, und wir können es nicht bewahren, wenn wir es einmal entdeckt haben; sie leben in der Sicherheit ihres Instinktes, wie es ihrer Art vollkommen entspricht, wogegen wir zahlreiche menschliche Horden sehen, welche seit dem Beginne der Zeiten nicht aus ihrem unsicheren und jammervollen Zustande herausgekommen sind. So ist es keine Frage, dass wir es als irdische Wesen nicht besser haben wie die Thiere, nur dass wir einen etwas weiteren Horizont durchlaufen müssen, der aber schliesslich begränzt und beschränkt ist wie der ihrige."

„Dennoch glauben wir, dass unsere Zivilisation niemals untergehen könne, weil wir ja doch die Buchdruckerkunst, den Dampf und das Pulver besitzen. Nun, die *Buchdruckerkunst* ist nicht weniger bekannt in Tonkin und Annam als in Europa. Man hat dort Bücher, viel Bücher, welche zu einem weit niedrigeren Preise, als die unsern, verkauft werden; woher kommt es, dass diese Völker doch so ferne von dem Grade zivilisirter Menschen, so verderbt, schwächlich und feige sind, dass jeder Barbar bei guter Gelegenheit ihre intellektuelle Macht vernichten kann? Woher kommt es? Einzig daher, weil die Buchdruckerkunst, ebenso wie die Dampfkraft (von dem Pulver zu geschweigen, welches die Gesellschaft in ihrer Todesgefahr schwerlich erretten wird), immer nur ein Mittel ist, nicht ein Prinzip. Beauftragt ihr die Buchdruckerkunst gesunde, kräftige, heilsame Ideen zu reproduziren, so wird sie in fruchtbarster Weise thätig sein und zur Erhaltung der Zivilisation beitragen; wenn aber im Gegentheile die Intelligenzen dermaassen verderbt sind, dass Niemand mehr der Presse philosophische, historische, litterarische Werke anvertraut, welche das Genie der Nation kräftig zu nähren vermögen, wenn die Pressen nur noch dazu dienen, um die ungesunden und giftigen Ausgeburten eines entnervten Geistes, die Produktionen von der Theologie der Sektirer, von der Politik der Libellisten, von der Poesie der Libertins zu vervielfältigen, — wie und wodurch könnte dann noch die Buchdruckerkunst der Zivilisation nützen? Man meint ohne Zweifel, dass durch die Leichtigkeit, womit sie die Meisterwerke des Geistes verbreiten kann, die Buchdruckerkunst dazu beitrage sie zu konserviren und selbst in Zeiten, wann die Sterilität des geistigen Lebens nicht erlaubt ihnen Rivalen an die Seite zu stellen, sie wenigstens dem Verständnisse der Nachdenkenden darzubieten. So ist es in der That. Um jedoch ein Buch aus der Vergangenheit hervor zu suchen und sich dessen zu seiner eigenen Förderung zu bedienen, muss man schon ohne diess Buch den besten Theil des gewünschten Vortheils, die Kraft eines aufgeklärten Geistes, mit sich bringen. Gerade in schlechten, der Aufbesserung bedürftigen Zeiten giebt man aber herzlich wenig auf die alten Schöpfungen, und Niemand denkt daran die Ruhe der Bibliotheken zu stören. Hält man viel auf das lange Leben, welches durch die Erfindung Guttenbergs den Erzeugnissen des Geistes gesichert sei, so ist dagegen zu konstatiren, dass mit Ausnahme einiger Werke einer gewissen Periode alle Bücher heut eben so schnell wie einst die Manuskripte dahinsterben. In einigen hundert Exemplaren abgezogen, verschwinden besonders die Bücher der Wissenschaft mit Rapidität aus der gemeinsamen Domäne, so dass man sie kaum noch mit Mühe

in grossen Sammlungen finden kann. Von den Myriaden ausgezeichneter Werke, welche seit dem Tage der ersten Presse veröffentlicht worden sind, ist die Mehrzahl gänzlich vergessen, diejenigen, von welchen man noch spricht, haben keine Leser mehr, und welche man nach 50 Jahren wiedersucht, deren Titel selbst sind im allgemeinen Gedächtnisse ausgelöscht. Ist ein Volk einmal dekrepide geworden, so kann die Gelehrsamkeit es gewisslich nicht mehr retten. Mit den geistigen Schätzen des Alterthumes war es ganz dasselbe; und doch waren diese in ihren Manuskripten viel weiter verbreitet, als man es zur Erhöhung der Verdienste der Buchdruckerkunst hat mögen bekannt werden lassen. Als die römische Dekadenz vollständig war, fand noch ein Jeder, wer nach Büchern verlangte, dergleichen vor, und Vergil ward allgemein gelesen. Danach, was aus dem Mittelalter nach so vielen Kriegen, Verwüstungen, Feuersbrünsten der Klöster und Schlösser uns noch übrig geblieben ist, kann man beurtheilen, wie viel litterarische, wissenschaftliche, philosophische Werke, weit über das Maass unserer Vorstellung hinaus, damals von den zeitgenössischen Federn vervielfältigt worden sind. — Man übertreibt also die wirklichen Verdienste der Buchdruckerkunst für Wissenschaft, Poesie, Sittlichkeit und wahre Zivilisation, und man würde viel exakter verfahren, wenn man sich vor Allem an die täglichen Dienste hielte, welche eine derartige zivilisatorische Erfindung den religiösen und politischen Interessen des Volksgeistes erweist. Ich wiederhole es: das, worauf der Stolz und das Selbstvertrauen der Zivilisation beruht, sind bestenfalls wundervolle *Instrumente*, welche aber von sich selbst nicht gut funktioniren können, wenn Hand und Haupt, die sie führen und gebrauchen sollten, lahm und verderbt geworden sind.“

So beschliesst Gobineau dieses Hauptkapitel seines ersten Buches mit der wiederholten Mahnung, dass wir nicht die Resultate einer Zivilisation für ihre Ursachen nehmen sollen. Die Ursachen verlieren und die Resultate vergessen sich, wenn der Geist verschwunden ist, der sie hervorrief; oder, wenn sie fortbestehen, so geschieht es Dank einem neuen Geiste, der sich ihrer bedient und ihnen oft eine ganz andere Bedeutung verleiht, als ihre ursprüngliche war. Diese fortwährenden geistigen Oszillationen, dieses immer erneute Sichaufraffen aus dem Niedergange, in Folge fremder Einflüsse, hat eine jede Zivilisation, gleich der unserigen, für ein Zeichen ihrer Unsterblichkeit gehalten. Zurückblickend von ihrer erreichten Stufe — obwohl sie im Grunde stäts zu gleicher Zeit höher und niedriger als ihre Vorgängerinnen zu stehen pflegt — hat eine Jede auf ihren zweifellosen Fortschritt in der Richtung ihrer unendlichen Perfektibilität geschworen. Was aber in der That sich aus jenen Oszillationen der Zivilisationsgeschichte als ein temporärer Fortschritt abhebt, was zur Befreiung des Geistes, zur Milderung der Sitten, zur Verfeinerung des Geschmackes, zur Veredelung des Glaubens beiträgt — was z. B. auch noch den Mulatten zu einer Betheiligung an der gesellschaftlichen Thätigkeit befähigt, wie sie für den reinen Neger nicht möglich ist —: das eben ist der Einfluss jener *weissen Race*, vornehmlich aber des arischen Stammes, mit der Geschichte welches merkwürdigen Einflusses, wo immer in den Schicksalen des Menschengeschlechtes er sich zeigt und die grossen Zivilisationen unserer Erde schafft, die folgenden Bücher des Gobineau'schen Werkes sich beschäftigen, und die vorliegenden Artikel unsere Leser fernerhin unterhalten werden.

II.

Assyrien und Aegypten.

Von den zehn Nationen, welche allein in der geschichtlichen Welt es zu eigenen, vollständigen „Zivilisationen“ gebracht haben, gehören sechs dem arischen Stamme an, und die siebente (die assyrische) erlebt in der iranischen Renaissance ihr berühmtestes historisches Moment.. Diess ist das Siebengestirn des Völkerhimmels der *weissen Race.* Die Urgebirgsmassen Zentral-Asiens scheiden diese Geburtswelt aller historisch-europäischen Zivilisation von dem zweiten grossen asiatischen Kulturkreise, welcher der *gelben Race* angehörig in China sein Zentrum hat; während jenseit des Meeres in der hypothetischen Urheimat dieser Race die beiden untergegangenen Kulturen von Mexico und Peru noch unser ernstes Gedenken verlangen. Dass auch in diesen drei Zivilisationsgebieten der gelben Race gewisse Einflüsse der weissen sich vermuthen lassen, dahin führen uns gelehrte Hypothesen und Kombinationen, welche sich Gobineau nicht entgehen lässt. Einzig der *schwarzen Race* ist in aller Welt keinerlei eigene Kulturschöpfung nachzuweisen; vielmehr bildet sie den tiefen dunkelen Untergrund, worauf wir überall in dem südlichen Mutterlande der Geschichte treffen, wenn wir eine Zivilisationsschichte nach der andern vorsichtig abzuheben uns bemühen. Das ist die formlose Masse in ihrer unerhörten Fruchtbarkeit, „die Barbarei in ihrer ganzen Hässlichkeit“, was dort vor aller Zivilisation nicht allein den breiten Süden Asiens und ganz Afrika bedeckt, sondern auch bis zum Norden hinauf, nach dem Küenlüen und den japanischen Inseln hin, und gen Osten in die Polynesische Meerwelt hinein noch heute die letzten Spuren einer vorgeschichtlichen, allein auf die nichtssagende Macht einer massenhaften Urexistenz begründeten Weltherrschaft herrscherloser Knechte uns aufweist.

Gegenüber dieser weitausgebreiteten schwarzen Race zeigt sich am Nordrande Asiens und nach Europa hin, wie in einem gewaltig von Osten herüber am Eismeer entlang wimmelnden Zuge, die gänzlich fremdartige Menge der gelben Geschlechter, ohne jedoch auf zentralasiatischem Boden unmittelbar in Berührung mit der schwarzen Urmasse zu gerathen; dagegen erblickt man ihren Zug als frühe gespalten und an der Ostküste hinabdrängend, woselbst dann in der That die *malayische* Mischung bald von Statten gehen musste. Hieraus ist auf ein entschiedenes Hinderniss zu schliessen, auf welches in Nordwestasien die gelben Wanderer trafen, wodurch sie dort von der schwarzen Welt geschieden und zur Theilung ihres Zuges gezwungen, nicht aber verhindert werden konnten, sich in immer nachquellenden Mengen nördlich nach Europa hinein weiter auszubreiten. Dieses merkwürdige Hemmniss, offenbar ein Völkerstamm von zwar geringerer Zahl, aber besonders heroisch trotzender Kraft, muss identisch gewesen sein mit der zu den nämlichen frühesten Morgenstunden der Geschichte wie plötzlich von Norden her stossweise in die schwarze Welt sich hineinwerfenden kulturbringenden Macht der weissen Race. Gedrängt von endlich übermächtigen gelben Stämmen drängen so wiederum die einzelnen weissen Heroengeschlechter die weichenden schwarzen Schaaren

südwärts, und wenn sie nicht vermögen die vor ihnen wogende Ueberzahl der Wilden zu verjagen, so bemächtigen sie sich ihrer durch die höhere Kraft ihres Geistes und legen als Herrschende den Grund zu den ersten Weltreichen Westasiens.

Ueber *Turan* her treten diese weissen Geschlechter sogleich unter ganz bestimmten Formen einer all ihren späteren Verzweigungen gemeinsamen ursprünglichen Kultur in die Geschichte ein. Gemeinsam ist ihre Kosmogonie, ist ihre Urgeschichte, wie sie in einfachster Gestalt ältester Traditionen die Urkunden des alten Testamentes uns bewahrt haben; gemeinsam auch ist ihre stolze Kriegskunst vom Wagen der Heroen herab, ihre Technik, ihr Hirtenleben, ihre Pferdezucht. Die Bestätigung jener biblischen Traditionen und Mythen hat man in unseren Tagen aus den Keilinschriften jener wunderbaren, drei- bis viertausend Jahre alten, babylonisch-assyrischen Backsteinbibliotheken mit unglaublichem gelehrten Spürsinn abgelesen, und daraus zugleich die Belehrung geschöpft, wie nicht erst semitischem Geiste jene ältesten Gedichte und Berichte der Babylonier, Assyrer und Juden zu verdanken, sondern dass dieselben bereits das Eigenthum eines noch älteren Volkes gewesen sind, welches als *Turanier* von Akkad und Sumer erkannt, und anscheinend einer Sprache der gelben Race sich bedienend, schon lange vor der Einwanderung des semitischen Zweiges weisser Race in jenen Wiegenlanden des Euphrat und Tigris den schwarzen Sklavenmassen die Zivilisation einer weissen Herrschaft eingepflanzt hatten.*) Bisher bezeichnete man als vorsemitische weisse Einwanderer und erste Zivilisationsbildner die *Chamiten;* und sicherlich haben diese, wie in Nordafrika und Syrien, so auch in jenen mesopotamischen Reichen an der halbbarbarischen Vorkultur mitgearbeitet, und aus völlig schwarzen „Urkuschiten" die durch Bild und Wort uns überlieferten rothbraunen Kuschiten des uralten Westasiens vermischend geschaffen. Diess aber braucht uns keineswegs zu hindern, für Assur und Babel neben oder vor den chamitischen Einflüssen der weissen Race, den neuen Forschungen gemäss, auch jene turanischen anzunehmen. Denn sehr natürlich führen diese uns gleichfalls auf älteste wesentlich weisse Ureinwanderer aus Norden, wie sie von dort, aus der nothwendigen Berührung und theilweise Mischung mit gelber Race, sogar deren angenommene Sprache verändert mit sich führend, zu allererst gen Süden sich ergossen haben. Turaner und Chamiten also waren die ersten herrschgewaltigen Säemänner der edleren und kräftigeren weissen Kulturkeime in jenem dunkelen Erdreich, das sie gleich seinen dunkelen Söhnen als einzelne übermächtig imposante Despotennaturen mit unbegränzter

*) Wer sich des Näheren über diese Turanier und ihren Einfluss auf die spätere assyrische Kultur, über diese selbst und das Wesen des semitischen Geistes überhaupt, auf Grund der wissenschaftlichen Forschungen bis in die neueste Zeit, in einer leicht ansprechenden Weise unterrichten lassen will, der lese das empfehlenswerthe Buch von Dr. Adolf Wahrmund, *Babylonierthum, Judenthum und Christenthum* (Leipzig, F. A. Brockhaus), auf welches wir in diesen Blättern noch einmal mit besonderem Referate zurückzukommen hoffen.

Rücksichtslosigkeit bis zur Austilgung der eingeborenen Sprachen unterwarfen und furchtbar gebietend unter Joch und Schwert behielten. Der Typus eines solchen asiatischen Urdespoten ist Nimrod, der grosse Völkerjäger, dessen Gestalt auch aus den Mythen der Turaner in Niniveh als der göttliche Heros Izdubar, der älteste Herakles und Hephaistos asiatischer Sagen, uns wieder aufgetaucht ist und nach neuester Deutung auch dem Namen nach mit Jenem identisch erscheint. Mit der Gestalt des Nimrod in der Vorstellung der Völker hat aber auch in ihrer Geschichte selbst die ursprüngliche politische Organisation nimrodisch weisser Despotie über unterjochte schwarze Sklavenvölker sich erhalten und von Herrschaft zu Herrschaft, von Chamiten auf Semiten, im Verlaufe der Entwickelung weisser Zivilisationen sich weiter vererbt.

Eine jüngere Zivilisationsschichte aus der Einwanderung eines neuen Zweiges weisser Race, über der turanisch-chamitischen Urkultur, bilden die *Semiten*. Gewiss lag ihre erste Heimath, wie die der ganzen weissen Race, im Norden, und war es bei ihrem Herabdringen nach Süden das armenische Hochland, welches ihre Schaaren nach zwei Seiten westlich über Kleinasien nach Südosteuropa, und südlich in die chamitischen Lande bis nach Aethiopien hinein, vielleicht auch von Afrika zurück über Südwesteuropa, vertheilte. Doch ist auch die neuere Ansicht nicht unbegründet, wonach der eigentliche Sammelplatz der syrischen, später über die grossen Reiche in Mesopotamien und dem Nilthal sich ergiessenden Semiten vielmehr die südwärts ausgedehnte Halbinsel Arabiens gewesen sein soll, jene alte *officina gentium*, aus welcher von den Hyksos bis zu den Beduinen Mahomets stäts die wilden Eroberer-schaaren ursemitischen Charakters in die geschichtliche Welt hervorgedrungen sind, wo noch heute wie vor Jahrtausenden ein unruhiges Reitervolk in seinem Nomadenzustande die Wüsten durchstreift, von keinerlei fremdem Kultureinflusse berührt und bis zum Aufkommen des Islam in den einfachsten naturreligiösen Vorstellungen befangen, die an dem reichen Mythenwesen der Nordsemiten in den asiatischen Kulturlanden gar keinen Antheil haben. Als diese nomadischen Ursemiten über die Gränzen jener Lande nordostwärts eindrangen, trafen sie dort schon eine mit weissen Turanern und Chamiten gemischte Bevölkerung, der sie verwandtschaftlich näher standen, die sie nicht ohne Weiteres wie Thiere behandeln, unterjochen und zu Sklaven machen konnten. War die weisse Race ihrer Vorgänger in der allmählichen Vermischung mit der schwarzen Grundmasse des Volkes bereits geschwächt und durch den immer höher steigenden, in's Kolossale getriebenen Luxus ihrer Despotenwirthschaft verderbt: so führten nun die Semiten mit ihrem reineren Blute diesem schwindenden weissen Elemente eine erneute frische Herrscherkraft zu. Die ganze Fülle der dort schon auf das Reichste entwickelten Zivilisationsmischung wussten sie zunächst als geschickte Handelsleute, den allseitigen Bedürfnissen des Luxus durch erweiterte Verbindungen dienend, zum eigenen Vortheile auszunutzen. Auch als kräftigere, schmuckvoll gerüstete Söldnertruppen, besonders durch Hinzuziehung ihrer halbarischen, kriegerischeren Verwandten von Karien, Pisidien, Kilikien, Lydien, machten sie sich

der weit ausgedehnten Despotie bald unentbehrlich. So gelang es ihnen zuletzt selbst die dauernde Herrschaft über diese gemischten Massen an sich zu bringen, sich wohnlich in den grossen Städtegründungen ihrer Vorgänger einzurichten, die geistige Einheit der asiatischen Zivilisation dergestalt durch Handel und Herrschaft zu befördern und den Weltreichen von Assur und Babel den grossartigen Weg durch die Geschichte der Jahrtausende weiter zu bereiten und siegreich zu verlängern. Die gewaltigen Bauwerke, deren Kolossalstyl mit ihren hohen Pforten und riesigen Unterbauten wir durch alle Welt bei Indern und Persern, Kelten und Slaven, bis zum Jenissei und Amur als die Architekturform urzeitlicher Herrschgewalt verbreitet finden, hier für die chamitischen Despoten von der fröhnenden Menge unterworfener schwarzer Barbaren errichtet, Pallast- und Tempelwände wie ganze Felsabstürze riesenhaft bedeckt mit den künstlich gemeisselten Inschriften und bunten Skulpturen aus dem üppigen Farben- und Formengeiste des durch die heisse Sensualität seiner wilden Völker zu sinnlichster Kunstausübung befeuerten weissen Herrscherstammes, gefüllt und überhäuft mit dem, semitischer Handelshilfe verdankten, unermesslichen Reichthum von kostbaren Stoffen und Edelsteinen, urgeschichtlichem Komfort aller Art und aller Welt: das war die Blüthe der asiatischen Kultur, in deren berauschende Herrscherwonnen neubefruchtend, verfeinernd, und am Genusse sich selber vergiftend, die Grosskönige des Semitenstammes, die stolzen Walter assyrischer Zivilisation, sich nunmehr prachtvoll weltgebieterisch niedergelassen hatten.

Als der erste dieser semitischen Despoten wird um das Jahr 2000 *Sargun* genannt, welcher in seiner Residenz *Agane* bei Sippara die erste jener grossen Bibliotheken, eine Sammlung der altakkadischen Werke, anlegte. Der Katalog derselben ist uns noch erhalten und überrascht uns u. A. durch die ganz moderne Anweisung, dass der Bibliothekar gegen schriftliche Angabe der betreffenden Nummer das gewünschte Werk dem Besucher einhändigen werde.*) Gewiss ein beachtenswerthes Merkmal der hohen Entwickelungsstufe bereits jener ältesten westasiatischen Zivilisation! 300 Jahre nach Sargun begründeten die aus Medien stammenden arisch-turanischen Kuduriten von Susa (Elam), die Nachkommen jenes Kudur Lagamer, des Zeitgenossen Abrahams, eine vorübergehende Zwischenherrschaft der *Kossäer* (wie ihr Volk nach der kuschitischen schwarzen Urbevölkerung genannt ward) und erhoben *Babylon* zur Hauptstadt des Reiches. Minder zahlreich gingen sie bald unter in der Masse der schwarzen Mischvölker, und immer neue Zuflüsse semitischen Blutes brachen ihre Macht. Durch diese Zuflüsse, welche zugleich die Herrschaft von Babylon nach *Assur* und *Niniveh* hinüberführten, erhielt sich Assyrien an der Spitze der semitischen Länder und drang mit der Uebermacht seiner Zivilisation bis nach Baktrien und an die Gränzen Indiens, nach Phönikien und in die Ebene von Troas vor. Dort erschien zur homerischen Heroenzeit der Assyrier Innerasiens den Hellenen bereits als schwarzfarbiger *Memnon*,

*) Wahrmund, Babylonierthum etc. S. 55.

ein sagenhaftes Zeichen von dem verdunkelnden Einflusse der stäts intimeren Mischungen mit den unterworfenen Massen der Urbevölkerung. Die asiatischen Griechen, die Repräsentanten eines ursprünglich stärkeren Prozentsatzes des edelen *arischen* Blutes, wurden als die bevorzugten Faktoren des Handels von Niniveh und Babylon die natürlichen Bundesgenossen Assyriens gegen die Obmacht von Tyrus. So lebten auch sie wie ganz Innerasien unter dem semitisirenden, Alles beherrschenden Einflusse des Weltreiches, wenn auch die einzelnen Stämme sich noch möglichst in ihrer Eigenart zu erhalten suchten. Ein viel Anderer solcher in ihrer Art konservativer Einzelstämme waren die *Juden* im syrischen Kanaan, welche für uns, abgesehen von der Entstehung des Christenthumes in ihrer Mitte, eine besonders hervorstechende Bedeutung dadurch erlangt haben, dass sie gerade den spezifisch *semitischen* Geist mit scharfer Exklusivität auf die Spitze getrieben bis in unsere modernste europäische Gegenwart hineingetragen haben; während die Assyrier und Babylonier des Alterthumes in ihnen nur gleichsam den zweiten Aufguss der eigenen heidnischen Zivilisation zu finden vermochten. Im Norden aber von Judäa, im Lande Zeir oder Edom, hauste troglodytisch das wilde Volk der *Choräer*, bei denen einst Esau lebte und freite, denen auch Goliath angehört zu haben scheint, und die das Buch Hiob erwähnt: ein letzter Rest der schwarzen Urbevölkerung auch dieser syrischen Lande. So tief gesunkene Völker sind stäts entweder Neger oder Finnen; so gross ist die absolute Superiorität der Weissen über den Rest des menschlichen Geschlechtes, dass man sie niemals, auch durch die schwersten Leiden nicht, in einen solchen entehrenden Zustand der niedrigsten Barbarei hinabgedrängt erblicken wird; wenn auch andererseits geistige und sittliche Beschränkungen, Verirrungen und Verderbnisse, zumal bei einem frühe in eine unheroische Richtung der Lebensthätigkeit gerathenen, ursprünglich weissen Stamme, wie der syrisch-semitische, aus fremder dunkeler Mischzivilisation her über reinere arisch-europäische Lande ergossen, als ewiges Beispiel dämonischer Möglichkeiten unter unseres Gleichen einen Schrecken der Geschichte auszubilden und fortzupflanzen berufen waren.

An der Mittelmeerküste des syrischen „Niederlandes“ (Kanaan), entwickelte sich zu seiner höchsten Blüthe jener semitische Handelsgeist, auf dem Grunde der dort schon zu Abraham's Zeit vorhandenen chamitischen Zivilisation. Die Bibel nennt neben Kusch und Mizraim (Dualform für beide Aegypten) auch *Put* und *Kanaan* als Söhne des Cham. Der Stamm Put entspricht dem ägyptischen Volksnamen Punt im Lande Puna an beiden Seiten des rothen Meeres, wonach auch die späteren Punier und Punici (Phönizier) hiessen, letztere als rothbraunes Mischvolk aus schwarzen Kuschiten und weissen Chamiten von den Griechen umlautend als *φοίνικες* (Rothe) bezeichnet.*) Dieser an den Küsten verbreitete und zu historischer Zeit in Syrien konzentrirte chamitische Stamm, welcher im judäischen Hinterlande seine

*) Wahrmund a. a. O. S. 16 ff.

gelehrigsten Schüler und Nachfolger finden sollte, vertauschte Handelswaaren, errichtete Stapelplätze und Märkte an allen Küsten Afrika's und Europa's und verkaufte die bearbeiteten Stoffe weiter nach Assyrien und Aegypten, den grossen Kulturländern, von deren politisch-sozialen Zuständen daher Handel und Glück der Phönizier durchaus abhängig waren. Als auch nach Syrien die semitische Einwanderung gelangte, beliess sie den chamitischen Königsfamilien zwar den vollen Glanz und Luxus ihres Standes, bildete aber selbst eine über die Mischrace mächtige, die Königswürde beschränkende Aristokratie. Ein eigentliches asiatisches Despotenthum vermochte sich hier, in dem nach aussen hin vielfältig geschäftigen Handelsstaate, der selbst gänzlich unter dem Einflusse des assyrischen Weltreiches stand, nicht auszubilden. Dafür aber erhob sich einerseits über die hier bei Handel und Wandel leichter als anderswo gemischten Schichten der Bevölkerung die scharfe, kalte Gewalt des abstrakten Gesetzes, wie es aus dem Sklavensinne der Schwarzen und dem Ordnungssinne der Weissen ursprünglich entwickelt, durch die Geschichte sich fortvererbt hat und noch heute unsere Zivilisation in seiner jüngeren Form als „römisches Recht" beeinflusst. Andererseits regte sich eben dort unter den stäts erneuten Zuzügen und Anwerbungen verschiedenartigster Arbeiter, Matrosen u. s. f. bald ein demokratisch-demagogischer Geist gegen die Aristokratie, welchem auch die Könige ein williges Ohr, und selbst einige der schon verderbten Adelsgeschlechter ihre Unterstützung liehen. Vertrieben bildeten sich dann aus Solchen die Chefs der Kolonien; doch auch im Mutterlande ward der Geist der Emporkömmlinge, wie sie die Macht des Geldes zahlreich hervorbringt, unterstützt durch den Einfluss der Polygamie, mit der Zeit zum Geiste der Herrschaft. So kam es zur Revolution: 829 wanderte ein grosser Theil der Aristokratie aus und gründete *Karthago*. Verlor nun gleich Tyrus durch die Auswanderung des Adels an Macht, und schaarten sich neue Kolonien um die Patrizierstadt, so unterhielt doch diese nicht minder die Verbindung mit dem Mutterlande, an welches sie dieselben Handelsinteressen fesselten, welche Jenem auch die alten Kolonien treu erhielten und ihr allzumächtiges Anwachsen verhinderten, da es vornehmlich auf die Verbreitung möglichst vieler Handels- und Stapelplätze an den Küsten des Mittelmeeres ankam. Endlich aber, nachdem schon die Mutterstadt assyrische, persische, makedonische Herrschaft hatte müssen über sich ergehen lassen, fiel auch die mächtigste punische Tochter Karthago, weil sie, mit dem ganzen Sinne auf das Meer gerichtet, zur Zivilisirung ihrer unterworfenen Völkerschaften nichts gethan, sie vielmehr nur als dienende und arbeitende Masse mit einer solchen chamito-semitischen Grausamkeit behandelt hatte, dass ihnen selbst Rom hernach Befreiung bedeuten konnte. Wenn aber als das Erbtheil der ost-semitischen Reiche jene üppig-gewaltsame assyrische Zivilisation durch alle Weltherrschaften und zuletzt durch das selbst orientalisirte Rom als *Latinismus* und *Renaissance* bis auf unsere Zeit herübergekommen ist: so hat dagegen der west-semitische Geist Phöniziens, mitsammt seiner karthagischen Fortsetzung, in den durch das römische Reich und alle seine

europäischen Spielarten verbreiteten *Juden* seine persönlichste Unsterblichkeit in unserer Mitte bewährt und auch unsere nachgeborenen assyrischen Herrschgewalten, wie zur Vergeltung für den Sturz von Tyrus, Karthago und Jerusalem, unvermerkt mit goldener Faust in die Tasche gesteckt. Zum Glück aber giebt es noch ein drittes Erbtheil aus dem Süden, welches, ursprünglich mitgeschaffen und fernerhin vorzüglich fortgebildet durch das edelste Racenelement des *arischen* Stammes, jenen dämonischen Zivilisationen der Gewalt und List, der Herrschaft und des Handels gegenüber, eine ideale Kultur des Geistes darstellt, deren erste kraftvolle Keime wir aufzusuchen haben im Lande Mizraim an den uralten Gestaden des heiligen Nil. —

Die ältesten bildlichen Denkmale der ägyptischen Kultur zeigen uns einen schönen und edelen Typus weisser Race, beeinflusst von Typen flachhaariger Schwarzer und wollköpfiger Neger. Auch hier haben wir also eine Mischung von Schwarz und Weiss, deren besondere Geschichte eine der Assyrischen entschieden fremde Zivilisation in die Welt einführen sollte. Wir wollen an dieser Stelle zunächst einen jüngeren, besonders namhaften Aegyptologen darüber reden lassen, dessen populär zusammenfassende Darstellung des jetzigen Standes der Wissenschaft von „Ursprung und Entwickelung der altägyptischen Religion“ (Gegenwart, 1882, Nr. 1) bemerkenswerth übereinstimmt mit den vor einem Menschenalter durch Gobineau vertretenen Ansichten. Georg Ebers sagt a. a. O.:

> „Die Ureinwohner Aegyptens sind Afrikaner gewesen, aber es hat sich schon in früher Zeit ein asiatischer Völkerstrom in das Nilthal ergossen, sich die autochthone dunkelfarbige Bevölkerung dienstbar gemacht und sie sich bis zu einem gewissen Grade assimilirt. Die Einwanderer fanden in dem eroberten Lande eine der Anbetung von Thierfetischen ergebene Bevölkerung; sie selbst brachten sabäische (?) Kulte aus ihrer Heimath an den Nil. Diesen gaben sie nach und nach eine den eigenartigen Bedingungen ihrer neuen Wohnsitze angepasste Gestalt und zogen auch die Thierfetische der Ureinwohner mit in den Kreis ihrer Verehrung. Gemäss der höheren Begabung ihres Stammes gaben sie diesem kindlichen Dienste einen tieferen geistigen Inhalt und benutzten die Thierform, um eines ihrer Verehrungswesen von dem andern zu unterscheiden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die heilige Thiersymbolik aus demselben Volksgeiste hervorgegangen ist, der die Hieroglyphenschrift und die späteren Lehren von dem Leben der Seele nach dem Tode — ersonnen hat. Die lokalen Kulte, d. h. die Verehrung besonderer Thiere, scheint aus sehr früher Zeit zu stammen; sie wurden beibehalten, aber mehr und mehr vergeistigt und mit dem Gestirndienst der Einwanderer in Zusammenhang gebracht. So erklärt sich manches den asiatischen Völkern Gemeinsame in der ägyptischen Religion“.
>
> „Die Asiaten konnten ihr Blut nicht reinhalten, sondern sahen sich zum Theil genöthigt, mit eingeborenen Weibern Ehen zu schliessen. Ihr Führer vertheilte das Land unter seine Getreuen, und jeder neue Grundherr überliess es den Eingeborenen seine Aecker zu bestellen, sein Vieh zu hüten, die Schiffe, deren er bedurfte, zu bauen und jedes andere Handwerk für ihn zu üben. Ihm selbst war es in langer Friedenszeit gegeben, seine Kraft an geistigen Aufgaben zu versuchen, und sich auch die Seele des mit den Waffen unterworfenen Volkes unterthänig zu machen. So entstand jene Priesterschaft, welche uns noch auf den früheren Denkmälern keineswegs als eine nur mit den Angelegenheiten des Kultus betraute

Hierarchie, sondern vielmehr als eine locker verbundene Genossenschaft entgegentritt, welche sich um die Person des Königs schliesst, neben geistlichen Würden auch weltliche, sogar militärische Aemter bekleidet, und sich mit Eifer der Verwaltung der Domänen hingibt. Im Kreise dieser bevorzugten Schaar ist Alles ersonnen und mit dem Gemüthe erfasst, durchgearbeitet und zur Ausführung gebracht worden, was der ägyptischen Weisheit unter den anderen Völkern des Alterthumes ein so hohes Ansehen verschafft hat."

„Die ältesten vorhandenen Denkmäler und auf ihnen gefundenen Inschriften sind allesammt und ohne Ausnahme Produkte einer hochentwickelten, in sich abgeschlossenen Kultur und von einem Volke hergestellt, welches Ackerbau treibend, unter einem vielfach gegliederten Verwaltungsmechanismus, an allen Segnungen eines wohlgeordneten Staatsverbandes theilnahm!"

Da nun diese älteste ägyptische Kultur sich von der chamito-semitischen Zivilisation in Asien sehr bestimmt unterscheidet, und von den beunruhigenden Elementen der späteren nachweisbar semitischen Einflüsse (Hyksos) darin noch nichts zu merken, vielmehr erst jene eigenthümliche Kulturkraft gesammelt und befestigt ist, welche hernachmals auch jene gewaltigen Einflüsse zu überdauern vermochte: so vermuthet Gobineau in der ältesten Einwirkung weisser Race auf Aegypten nicht so sehr die Zivilisationsthätigkeit eines reinchamitischen Einwandererzweiges, als wie einer erobernden Heldenschaar von dem edelen *arischen* Stamme. Dass sehr frühe schon eine Verbindung zwischen Aegypten und dem arischen Nordindien, ja, über dasselbe hin bis nach China, bestanden habe, beweist allerdings das Vorhandensein indischer Edelsteine und chinesischen Porzellans bereits in Pyramiden des 16. Jahrhunderts. Man braucht daneben jenen unleugenbaren alten chamitischen Einfluss, zumal an der Nordküste Afrika's, durchaus nicht in Abrede zu stellen, welcher ja auch in der ägyptischen Sprache hervortritt; aber wie man noch nicht aufgehört hat auch in dieser Sprache arische Elemente aufzuspüren, so wird man auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen der ägyptischen und indischen Mythologie (z. B. ähnlich geartete kosmogonische Vorstellungen, gemeinsamen Stier- und Schlangendienst) bestätigend zugeben müssen. Während es den gelehrten Bemühungen eines Lauth noch nicht gelungen ist, gerade jene ältesten, noch vorassyrischen, Sagen Westasiens auch in Aegypten überzeugend nachzuweisen, *) bleibt der ersichtliche grosse Unterschied bedeutungsvoll, welcher besteht zwischen der wilden Brutalität jener asiatischen Religionen, die sich dort der Verbindung des Chamitismus und Semitismus mit der übermächtig einwirkenden schwarzen Barbarei verdankten, — und der sittlichen Milde und geistigen Erhabenheit, die sich hier in der ägyptischen Religion vielmehr des Thierfetischismus der Schwarzen zu einer so tiefsinnigen Symbolik des Höchsten und Edelsten aus der Geisteswerkstatt der weissen Race verklärend bemächtigen konnte. Damit war ein Sieg dieser Race über die Barbarei dokumentirt, wie er dem Charakter ihres reinsten und gebildetsten indo-arischen Stammes durchaus zu entsprechen scheint. — Auch die Uebereinstimmung indischer und ägyptischer Zivilisation in der sozialen Organisation

*) Wahrmund, a. a. O. S. 107 ff.

der Kasten musste von jeher auffallen, wenn auch bei näherer Betrachtung sich Unterschiede herausstellen, die jedoch wiederum nur für die grössere Milde der Aegypter zeugen. Es ward bei ihnen weniger auf die reine mütterliche Abkunft als auf die Fortsetzung der gleichen Gewerbe gesehen; sodass selbst Könige wie Amenophis I mit Negerinnen vermählt sein konnten, Amenophis II also ein Mulatte war, während in Thirrhaka sogar ein Schwarzer den Thron bestieg. — Den reinsten Ausdruck der weissen Race, und zwar insbesondere des tiefreligiösen Sinnes gerade des arischen Stammes, dürfen wir aber in der ägyptischen Priesterherrschaft bemerken, welche sich ebensosehr von dem Charakter der chamito-semitischen Priesterschaften unterscheidet, wie sie dem des indischen Brahmanenthumes nahe kommt. Könige und Krieger sind den Priestern untergeordnet, ja, der König musste, um seine Würde zu erlangen, Priester werden und genoss dann auch priesterlicher Ehren, daher er von vornherein weit geachteter war als etwa in Phönizien. Wo aber Priesterherrschaft ist, da herrscht auch mehr Intelligenz wie bei der Gewaltherrschaft, und edeler, durchgeistigter bilden sich Religion und Staatsverfassung aus. Dass die ägyptische Zivilisation sich so lange erhielt, verdankte sie dem Umstande, dass während der Periode ihrer Ausbreitung das in seiner Priesterschaft vornehmlich verkörperte *arische* Blut noch herrschend war und für die sichere Begründung so fester Staatsformen Sorge trug, wie sie selbst unter späteren Revolutionen in den höheren Kasten sich aufrecht zu erhalten vermochten.

Eben diese Stabilität Aegyptens bildet den grössesten Gegensatz zu der ewigen Lebendigkeit in den asiatischen Zivilisationen. Die semitischen Zuflüsse über die Sinaihalbinsel, denen sich auch Aegypten nicht ganz verschliessen konnte, fanden doch bei Weitem nicht in solcher Stätigkeit und Masse statt wie auf dem weiten asiatischen Festlande; sondern sie genügten gerade, um die herrschende Potenz der weissen Race dem schwarzen Grundelemente gegenüber neu zu stärken und demselben unter den bewahrten älteren Kulturformen dauernd die Waage zu halten. Mochten die Semiten ihre Baal und Astarte mit nach Aegypten bringen, den altwürdigen Geist ägyptischer Litteratur durch ein beweglicheres Litteratenwesen in Unruhe versetzen*), im Staate selbst seditiose und revolutionäre Neigungen befördern, das Gelüst nach Gewinn und kriegerischer Machtentfaltung erwecken: assyrische Entsittlichung und Welteroberungspolitik blieb dem eigentlichen Aegypten in seiner priesterlichen Kultur ein fremdes Element. Der grosse Eroberer Sesostris ist ein Fabelwesen, bald vor Menes versetzt, bald mit einem Ramses identifizirt, und die Denkmäler, die er ausserhalb Aegyptens hinterlassen haben soll, bewähren sich nur in Nubien und auf der Sinaihalbinsel, während das von Beirout sich als assyrisch erwiesen hat. Auch wissen die anderen Völker nichts von einer ägyptischen Herrschaft. Bis zum 17. Jahrhundert v. Chr. kennt man Aegypten in der übrigen Welt so gut wie gar nicht; was man

*) Wahrmund, a. a. O. S. 119 ff.

darin sich vollziehen sieht, sind die friedlichen Arbeiten grosser Bauten und Anlagen, vernünftiger Landbebauung und sittlicher Geistesbildung. Wie anders klingt uns der Ruhm eines assyrischen Despoten und eines ägyptischen Pharaonen! So schreibt der *Assyrier* Assur-Nasir-Habal hochleuchtend auf die stolzen Felsenberge seines Reiches*):

„Den Thron meines Königthums habe ich fest gegründet, mit dem Scepter der Herrschaft über die Menschen habe ich meine Hände beladen. — — Ihre Städte zerstörte ich, warf sie um und verbrannte sie mit Feuer. Zweihundertsechzig ihrer Krieger fing ich mit den Waffen; ihre Köpfe schnitt ich ab und häufte sie zu Pyramiden. Die Uebrigen von ihnen, wie die Vögel in ihr Nest, flohen in die Höhlen der Berge; ihre Beute und Schätze holte ich von den Bergen herab. Den Bubu, Sohn des Babuja, den Befehliger der Stadt Nistun, liess ich schinden in der Stadt Arbela und bedeckte mit seiner Haut die Mauern. In jener Zeit verfertigte ich ein Bildniss meiner Gestalt und schrieb darauf die Geschichte meines Ruhmes".

Aber von der dunkelen Steinwand seines stillen Grabes bei Biban el Muluk redet zu uns der todte Pharao von *Aegypten*:**)

„Ich habe gelebt von der Wahrheit und habe mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menschen gethan, war voll Versöhnung, und wie ich Gott geliebt, das weiss Gott und mein Herz. Ich habe Brot den Hungrigen, Wasser den Durstigen, Kleider den Nackten gespendet, und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach. Durch Opfer ehrte ich die Götter und durch Todtenspenden die Verstorbenen."

Derselbe Sinn der Gerechtigkeit und Milde gegen alle Menschen, der Wahrheitsliebe und Gottesfurcht, spricht aus jenem Todtenbuche, welches in Rollenform jeder Mumie in's Grab gelegt ward zur Entlastung der Seele vor den Richtern der Unterwelt, und aus jenem „ältesten Buche der Welt", dem sogenannten Papyrus Prisse (in der Nationalbibliothek zu Paris), dessen Schluss die vor fünf Jahrtausenden von einem königlichen Prinzen verfassten „Unterweisungen des Ptah-Hotep" bilden. Von ihnen sagt der Aegyptologe H. Brugsch:***)

„Der erstaunten Neuzeit rufen sie mit lauter Stimme zu: Du jüngstes Kind des Menschenthumes, was du als sittliche Grundlage erkannt, und als Errungenschaft des Fortschrittes erkämpft zu haben glaubst, das habe ich dreiundfünfzig Jahrhunderte vor deiner Zeit längst gewusst und habe es den damals lebenden Mitmenschen gelehrt: die Menschenliebe und die Menschenwürde, die Pflicht und die Freiheit".

Schon in diesen ältesten Ueberlieferungen ägyptischer Geisteskultur finden wir, neben dem für den semitischen Geist immer so fremdartigen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, auch eine tiefe Erkenntniss von der Alleinheit, Allgegenwärtigkeit, Allmacht und Allgüte der ewigen, unsichtbaren und unbegreiflichen Gottheit, deren unbekannter Name, umschrieben durch die Worte „ich bin, der ich bin", als heiliges Geheimniss den Todten in das Grab mit-

*) Wahrmund, a. a. O. S. 99.
**) Wahrmund, a. a. O. S. 130.
***) Wahrmund, a. a. O. S. 113.

gegeben ward, und als deren Kinder nicht etwa nur alle Aegypter, sondern alle Menschen der Erde, alle Geschöpfe des Weltalls galten. Hier holten sich die Juden einst, wenigstens im Geiste ihres hohen priesterlichen Führers (der auch jene Worte des heiligen Geheimnisses in die semitische Sprache übertrug*), eine reinere, vergeistigte Gottesvorstellung, welche durch die ganze Geschichte des Judenvolkes mit dem sinnlich-heidnischen Semitismus seines eigenen Blutes schwer zu ringen hatte. Aber wie eng und düster, wie beschränkt auf die Bedeutung eines spezifisch jüdischen Nationalgottes neben den Baal, Melkarth und Dagon, den „Greueln und Scheueln" der semitischen Brüder, erscheint uns dort immer noch jener ägyptisch veredelte Jehovah, — wie ganz und echt assyrisch bekundet sich fernerhin in ihrem gelobten Lande der Sinn und die Ausdrucksweise dieser wunderlich frommen Hebräerstämme! Welche Jahrhunderte der religiösen Wirren und Irren, bis der reine göttliche Kern jenes uralten Erbtheiles aus Gosen, neu befruchtet durch die ägyptischen Traditonen der Essäer, in der Person und der Lehre Christi zu seiner, die semitische Heidenschaale siegreich abstreifenden, göttlichsten Blüthe kam! Aber auch diese ideale Lehre der im Tode sich offenbarenden ewigen Gottheit der Liebe und der durch die Auferstehung bewährten Unsterblichkeit der Seele, sie musste zu ihrem weltbesiegenden Lebenslaufe erst aus dem Schoosse der semitischen Völker in die reinere und freiere *arische* Welt von Europa hinübergetragen werden. Und diess war dieselbe Welt des Hellenismus, welche, während sie in Aegypten eindringend dessen endliche Dekadenz herbeiführte, für sich selbst aus Aegypten her die edelen Grundlagen der eigenen philosophischen und wissenschaftlichen Bildung, und damit die ursprüngliche Basis unserer gesammten okzidentalen Geisteskultur sich erworben hatte. So finden wir die Wurzeln unseres geistigen und sittlichen Lebens dort an den geweihten Gestaden des homerischen Götterstromes Aigyptos, wie die thätige Vermittlerschaft all dieser Zivilisationsmomente bei den wesentlich arischen Stämmen der asiatischen und europäischen Hellenen. Nur für den glänzendsten Ruhm dieser Hellenen, für ihre erhabene und schöne Kunst, müssen wir uns auf eine semitisch-assyrische Herkunft verwiesen sehen, welche ihrerseits wiederum mit der ägyptischen Kunst gemeinsame Wurzeln hat, die aber nicht wie die der anderen altägyptischen Kulturelemente, Religion, Moral und Wissenschaft, der arischen Bodenschicht angehören, sondern tiefer hinabhangen bis in den allgemeinsamen Urgrund der schwarzen Race.

Wem die ideale Herrlichkeit hellenischer Kunst vor Augen steht, der wird es sehr verwunderlich finden, wenn ihm zugemuthet wird, darin ursprünglich eine Kunst der Neger, also eine „schwarze Kunst", sehen zu sollen. Dennoch enthält jene Idee Gobineau's eine leitende Wahrheit, welche man nicht verkennen kann, wenn man sich mit Wurzel und Entwickelung der Idee selbst erst vertraut gemacht hat. Die Idee wurzelt nämlich in der

*) Wahrmund, a. a. O. S. 119; ägypt. nuk pu nuk = hebr. ehjeh ascher eh'jeh, 2. Mos. 3. 14.

zweifellos richtigen Beobachtung, dass einerseits der Ursprung aller Kunst, und die erste Anlage dazu bei dem Menschen, in einer bedeutend erhöhten Kraft der Sinnlichkeit zu finden ist; und dass andererseits eben diese starke Sinnlichkeit unter allen Urstämmen des Menschengeschlechtes das hervorstechende Charakteristikum gerade der schwarzen Race bildet. Weder die ebenso charakteristische Nüchternheit der gelben Race, noch die hervorragenden Verstandeseigenschaften der weissen allein für sich, vermag man sich als die Quelle jener ersten überströmend sinnlichen Erscheinungen menschlicher Kunst zu denken, auf welche auch geschichtlich die späteren, höheren Entwickelungsmomente derselben zurückzuführen sind. Aus dem Süden stammt die Kunst, deren orientalische Erbschaft die Hellenen aufgenommen und ausgebildet haben: aus jenen weiten asiatischen Kulturlanden, welche wir als die Urheimath der schwarzen Race kennen gelernt haben. Die glühende Sinnlichkeit dieser Urrace äusserte sich zunächst, und zwar unvergleichlich stärker, wilder, üppiger, und daher produktiver als bei den übrigen Naturvölkern, in der Freude an der Bewegung, am Rhythmus, der Urform für Tanz und Musik, und ferner auch in der brennenden Lust des Auges an der Farbe, an bunter Zier und glänzendem Schmuck, den ersten Keimen bildender Kunst. Ist es nun gerade die bildende Kunst, welche in so gewaltigen Erzeugnissen der Architektur und Plastik aus jenen schwarzen Kulturlanden uns entgegen tritt, so müssen wir doch auch bemerken, dass weder diese noch eine andere Kunst sich jemals dort entwickelt hat, wo die schwarze Race ganz sich selber überlassen blieb, vielmehr einzig da, wo eine entschiedene Mischung mit der weissen Race stattgefunden hat. Diess ist also das unbedingt nothwendige Komplement jener Idee: wenn auch die Anlage zur Kunst dem Schoosse der schwarzen Race *entstammt*, so *entwickelt* sich die Kunst selbst doch nur durch die Geistesthätigkeit der weissen Race. Natürlich wird also, jemehr die schwarze Race ursprünglich in einem künstlerisch-thätigen Volke vertreten ist, dessen Kunst um so sinnlicher geartet sein; und wenn wir sehen, wie Aegypten und Assyrien gerade in dem an dem Sinne sich richtenden grossen Style ihrer Kunst zu vergleichen sind, so werden wir hierfür die gemeinsame Quelle in der beiden Kulturländern gemeinsamen Grundschicht der schwarzen Race zu finden haben. Mit Ueberschwänglichkeit wirft sich die assyrische und ägyptische Sensualität auf die verführerischen Manifestationen der Materie; in ihren Skulpturen bleibt das Gesicht ohne Ausdruck gegenüber dem mächtigen und übermächtigen Streben, in dem Körper und seinen Gliedern den vollen sinnlichen Ausdruck der Gestaltung und Bewegung hervorzubringen. Eine solche wilde Trunkenheit der Sinne verhindert aber die Erhebung der Kunst zum Idealen und Schönen; „man sucht die Thatsache und nicht den Gedanken“; und so ist es denn die siegreiche Herrschaft der Imagination über die Vernunft, der Sensualität über die Spiritualität, was alle die grossen Kunsterscheinungen in den beiden uralten Kulturgebieten des Südens charakterisirt. Alles, was dagegen in diesen Kulturen ordnende, maassgebende, organisirende

Verstandesarbeit war, das ist das Werk der weissen Race; und selbst in der Kunst sehen wir den ägyptischen Geist immerhin noch minder tief in die maasslose Glut der Sinnlichkeit eingetaucht als den assyrischen, weil dort ein reinerer, edelerer und in sich kräftigerer Zweig der weissen Race die Herrschaft ergriffen hatte. Durch den herrschenden Geist der weissen Race muss die Sinnlichkeit der Kunstanlagen geregelt, die Materie durch die Idee verklärt werden, damit wirklich ideale und schöne Kunst sich entwickeln könne. Nur wo das weibliche gebärende Element der schwarzen Race sich mit der männlichen befruchtenden Kraft des Geistes der weissen Race verbindet, da entsteht wirklich *Kunst.*

Nun sehen wir in unseren Tagen die höchste Kunst der neuen Zeit, die *symphonische Musik,* gerade auf einem Boden entwickelt, der noch immer dem verhältnissmässig reinsten Zweige des edelsten *arischen* Stammes, dem germanischen, angehört. Die symphonische Musik ist die deutsche Kunst, und von jenem schwarzen Urelemente ist darin nichts mehr zu verspüren, als etwa der rein geistige Einfluss der selbst geistigsten Blüthe des Orients: der christlichen Religion. Doch wie diese, so bekundet uns auch unsere Musik vielmehr die Abkehr der Seele von der Sinnlichkeit, den Tod der Materie für die Freiheit der Idee, und die tiefste Einkehr der Seele in sich selbst zu einer verklärten Auferstehung der Welt in dem tönend bewegten Spiele ihrer ewigen Ideen. Um diese ihre höchste Idealität zu erreichen musste die Kunst aus dem sinnlichen Süden in den geistigen Norden ziehen, wo es dann die ursprünglich sinnlichste Kunst selber war, die den Siegeskranz der Erlösung im Geiste errang. Durch ihre grossen nordischen Meister germanischen Namens ist der Welt wahrlich ein noch höherer Triumph der weissen über die schwarze Race, des Geistes über die Sinnlichkeit erkämpft worden, als wie einst in der Religion und Weisheit des alten Aegypten, — soviel höher, als der mit dem Chorgesange gekrönte Symphoniesatz Beethoven's über dem kuhhäuptigen Menschengebilde der göttlichen Sängerin Isis steht. Jene altägyptische Religion und Weisheit aber und diese neugermanische musikalische Kunst, sie Beide sind allerdings das Höchste, was in ältester und jüngster Zeit auf jenen edelsten Kulturgebieten der menschliche Geist aus eigener Kraft hervorgebracht hat; zugleich jedoch bildet das wunderbare und geheimnissvolle Verbindungsglied zwischen diesen beiden hehren Blüthen menschlicher Kultur über die Jahrtausende hinweg das Göttlichste, was jemals zur Erde herabgekommen ist: das *Christenthum.*

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

September. Oktober. | Doppelstück. Zweite Hälfte. | 1882.

Inhalt: — Die Ungleichheit der menschlichen Racen Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke von Hans v. Wolzogen. III. Indien und China. — Senta's Verhältniss zu Erik und zum Holländer. Eine psychologische Studie von F. Stade. I. II. — Litteratur: Renan „Marc-Aurèle" von H. v. Stein. — Constantin Frantz „Zur Reform des Steuerwesens" von B. Förster. — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. Ueber das musikalische Drama von Fr. Rochlitz, mitgetheilt von K. Alberti. —

Die Ungleichheit der menschlichen Racen.

Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke

von Hans v. Wolzogen.

III.

Indien und China.

Derjenige kräftigste und edelste Stamm der weissen Race, welcher späterhin einen Zweig unter dem Namen der *Meder* in das assyrische Kulturgebiet entsandte, um dort die semitische Herrschaft vom Throne der Weltgeschichte zu stürzen, wie er lange vordem schon durch einen anderen Zweig in das kuschitisch-chamitische Afrika die Fruchtkeime der *ägyptischen* Kultur hatte hinüber tragen lassen: dieser vornehmste Stamm, in der Geschichte ausgezeichnet durch den Namen der *Arier*, hatte schon vor dem 5. Jahrtausend seine Wanderung nach Süden angetreten. Während die Chamiten, in die fruchtbaren Thalgründe des Westens sich ergiessend, unter dem dort gedrängter sitzenden schwarzen Volke ihren ursprünglichen weissen Typus leichter einbüssten und ihre Sprache veränderten, bewahrten sich die kühn durch gewaltige Gebirge dringenden arischen Heroen Beides dauernd in grösserer Reinheit, indem sie eine minder zahlreiche Urbevölkerung vor sich herscheuchten, und

wenn sie auf ihrem Zuge in einem herrlichen Thale, wie das von Kaschmir, sich niederliessen, dort bereits ein Volk von Mischlingen antrafen, deren Ueberreste noch heute in den Schluchten des Himalaya zu finden sind.

Man nimmt an, dass die Hauptmasse dieser Arier einst zwischen dem Oxus und Jaxartes im Lande *Sogdiana* gesessen habe. Von dort aus hatten bereits die später als *Kelten* und *Slaven* in Europa wieder auftauchenden Wanderzweige sich nordwestwärts abgesondert. Auch der im Völkergeschiebe sich reiner als jene erhaltende Zweig der *Hellenen* verlässt schon etwa ebendort die Hauptmasse, um von der weiteren Ausbreitung der eigenen Brüder gegen Westen gedrängt, durch semitische Lande hin zunächst nach Kleinasien zu ziehen. Grössere Theile der Hauptmasse verbreiteten sich allmählich über ganz Mittelasien, sowohl ostwärts als germanische *Saka's* und *Geta's*, wie südwärts, wo Jahrhunderte lang am Imaus (West-Himalaya) die Väter der späteren *Sarmaten* sitzen blieben. Die *Inder* und ihnen nächst verwandten *Iranier* aber trugen den reinen arischen Typus noch weiterhin an die Ufer des Indus und des persischen Meerbusens südwärts fort.

Dieser arische Typus ist in seiner äusseren Erscheinung die grösseste menschliche Schönheit: helle rosige Haut, blonde Haare und blaue Augen. So finden wir ihn bei allen Zweigen des Stammes als Merkmal göttlicher Herkunft gerühmt und verehrt; so erscheint er vor uns in den Göttergestalten der Griechen, in ihrem edelsten Helden Achilleus; so kehrt er wieder, selbst nach mancherlei Mischungen noch, bei Kaschmiriern und Nordbrahmanen, in den Nachfolgern des Kyros, und schon mit mongolischen Zügen verbunden im Bilde des indischen Buddha. — Die entsprechende innere, geistige Seite dieses Typus drückt sich in dem Namen der *Arier* selber aus, welcher der Wortwurzel nach die *edelen* Männer, diese aber speziell als die *Ehren*männer, und die Ehre wiederum in's Besondere als die *Treue* bezeichnet. Die arische Wurzel *ar* bedeutet ursprünglich verbinden, zusammenfügen, zusammenhalten, und hieraus entwickelt sich, wie aus unserem verwandten Begriffe des Treffens, über den der Treue, der des Trefflichen, Edelen. Alle arischen Stämme legen jener gemeinsamen Wurzel eine besonders hohe Bedeutung bei: *Arya-varta* heisst das heilige Land der Hindu, *Aryanem-Vaego* das winterliche Urland der iranischen Kosmogonie in der mythischen Gegend der historischen Sogdiana; *Arioi* auch war nach griechischer Angabe der älteste Name der Iranier oder Meder und *Artaioi* derjenige der Perser, der in ihren Eigennamen (Artaxerxes, Artabazes) neben dem der Arier (Ariomardos, Ariobarzanes) häufig wieder zu finden ist. Bei den Griechen selbst weist der Stamm der *Argeier* und der Name des Kriegsgottes *Ares* dieselbe Wurzel auf, welche auch den Begriffen des Guten (ἀρείων, ἄριστος) und der Tugend (ἀρετή), wie im Zend dem Begriffe des Helden (ir, hir, Iran, Heros), und endlich im Germanischen dem der Ehre (ahd. êra, hêra) sprachlichen Ausdruck giebt.

Treue und Ehre sind die Tugenden des Arier's, und wie die Treue ihre Ehre ist, so sind sie selber ihrer Ehre treu. Diese beiden Begriffe decken sich, wie im Worte, so in der That. Ihr Heroenthum bewährt sich in stäten

Kämpfen um die Ehre, welche die führenden Brüder an der Spitze ihrer Getreuen gegen einander zu vertheidigen haben; und wie in der Treue ihre Liebe aufgeht, so bethätigt sich ihre Güte als ehrenhafter Muth. Das Verhältniss zwischen Fürsten und Volk beruht bei ihnen durchaus auf demselben Begriffe der gegenseitigen Treue, daher despotischer Absolutismus ihnen unbekannt ist. Die heiligen Rechte des Königs, in seiner göttlichen Herkunft wurzelnd, werden durch gleich heilige Pflichten, aus seinem innigen Zusammenhange mit der Gesammtheit seines Stammes, beschränkt. Schön heissen die Fürsten den Indern *viç pati*, den Iraniern *viç paiti*, den Slavo-Letten *vais patti*, den Griechen ποιμένες λαῶν, die Hirten ihrer Völker; und als die kühnsten der Kämpfer im Streite führen sie den geheiligten Namen der Kuru, κύριοι, der Himmlischen oder Mächtigen (*ku*, leuchten und schwellen), welche einst Indra's Göttersitz bewohnten*). Als Wahlkönige, wie die Fürsten der altgermanischen Stämme, erscheinen uns diese himmlischen Helden in den grossen indischen Epen, und doch, wie immer weise beschränkt gegenüber ihrem edelen Volke, so voller ebenbürtig trotziger Kraft gegenüber den Göttern, die sie bedrohen und stürzen können, und die vor ihnen zittern. So trotzt Prometheus dem Zeus, so trägt Ares vom Diomedes die Wunde heim, so müssen für Odhin's Macht seine irdischen Helden kämpfen, bis sie dennoch mit allen Göttern und Helden zu Grunde geht.

Es sind die gleichen Götter und Helden im Mahabharata, im Schanameh, in der Ilias und in der Edda: überall der Ausdruck desselben arischen Stolzes, beruhend auf dem Bewusstsein von der Edelart ihres Blutes, der die Helden den anderen Racen gegenüber als Götter sich fühlen und erscheinen liess, und der auch den Götterhimmel selbst, gleich den Königsmächten auf Erden, nicht despotisch sondern republikanisch organisirte. Die arischen Götter dirigiren mehr die Welt, als dass sie darüber dominiren. Zugleich jedoch sind sie die strahlenden Lichtbilder der eigenen Schönheit des reinen Arier's, welcher daher in allen seinen Zweigen dem Begriffe der höchsten Gottheit die einer hellschauenden Vernunft entsprungene wörtliche Bezeichnung des Lichtes gegeben hat, während die Völker aus schwarzer Mischung dafür nur einen lallenden Ausdruck schwärmerischer Berauschtheit des unbestimmten Gefühles fanden. So tritt schon in diesen beiden Wurzeln des Gottesbegriffes *Du* (dju, Djaus, Zeus, Jovis, Tius, Ziu) und *Al* (El, Ilu, Elohim, Allah) der ganze Charakterunterschied zwischen Arier und Nichtarier uns aus der Urzeit her entgegen; und er bekundet sich auch weiterhin in der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Religiosität.

Trotz dem scharf ausgeprägten Individualismus des arischen Charakters ist doch der Arier im Grunde seiner Seele tief religiös und wahrhaft fromm.

*) Abu-*Kuru* und Abu-*Ari* heisst nach neuestem Reiseberichte G. Nachtigal's der Herr und Fürst im afrikanischen Dar-Fur; — sollte nicht diese Spur dort tief bei „Abu-Telfan im Tumurkielande" — um hier einmal wieder an unsern Freund Wilhelm Raabe zu erinnern — die altarische Einwirkung im Nilthal bezeugen helfen? (Vgl. „Vom Fels zum Meer", 1881 Oktober S. 70.)

Seine Religiosität verliert sich aber nicht, gleich der des Nichtariers, in einen Taumel der Sinnlichkeit, als welcher, wenn der Rausch verflogen ist, einen nüchternen Realismus und dürftigen Rationalismus zurücklässt. Der Idealismus des Arier's, dem seine Götter nicht mehr Kolossalgebilde der Furcht eines Naturvolkes, sondern Ideale des eigenen Gemüthes sind, stürzt wohl einmal den alten Kronos vom Throne und setzt den jungen Zeus an seine Stelle, aber nicht wie etwa der in der Sinnlichkeit befangene Fetischanbeter ein täuschendes Holzstück zornig zerbricht, um das nächste andere gleich stumpfsinnig zu vergöttern; sondern dem erhabenen Zuge seines Geistes nach stäter Vervollkommnung entsprechend, steigert er seine religiösen Ideale zu immer höheren Vorstellungen des Göttlichen und erreicht damit geistige Sphären, welche dem Nichtarier stäts fremd verbleiben. Je reiner in seinem Blute, um so einfacher auch in seinem Kultus, sucht der Arier in seiner Religion zugleich die tiefste Metaphysik und die edelste Sittlichkeit, wie er bei künstlerischer Anlage selbst schon religiös überwundene Götterideale noch zu höchster ästhetischer Schönheit zu verklären weiss. Die Alleinheit des Göttlichen, die Unsterblichkeit der Seele, die Idealität der Moral, welche dem am sinnlich Realen haftenden Geiste des Nichtariers unfasslich und anstössig sind, so lange er sie nicht wieder in eine, obzwar abstruse, sinnfällige Form des Realismus einzwängen kann, diese Begriffe werden dem Arier, je weiter die Vergeistigung seiner Vorstellungen schreitet, um so sicherer zu idealen Wirklichkeiten seiner Seele, aus deren eigenster Noth heraus, wenn schliesslich auch die höchsten religiösen Ideale eines philosophisch, moralisch und künstlerisch thätigen Geistes dem tiefleidenden edelen Individuum nicht mehr genügen, die einzig weltüberwindende Heilswahrheit der *göttlichen Liebe* zum reinsten Glanze der Erkenntniss aufblüht.

Im indischen Fünfstromlande erscheint das arische Wesen zuerst in voller Reinheit; doch schon hat sich das ursprünglich Gemeinsame der sozialen Organisation verändert: der Viç pati ist nicht mehr alleiniger Herr und Priester, wie in der naiven Vorzeit, sondern als der selbständige Vertreter einer bereits eigenthümlich stark entwickelten Religiosität ist neben ihm der priesterliche *Purohita* aufgetreten. Die Kenntniss der heiligen Riten und Gesänge, womit sich auch die wissenschaftlichen, zumal medizinischen Kenntnisse verbinden, bilden, wie in Aegypten so auch in Indien, einen gleich bedeutenden Vorzug der Priesterschaft, wie sie ihn andererseits auch in ihrem, durch die Königsweihe dokumentirten, politischen Einflusse besitzt. So repräsentiren die Purohita's die Fähigkeit des Herrschens durch den Geist und bezeugen diess in politischer Hinsicht am Entschiedensten durch die Kastenbildung. Sie sahen die Schwarzen um die Weissen geschaart, sie bemerkten die Verschlechterung der weissen Race durch die Schwarzen, sie wollten die weisse Race rein erhalten und begannen mit der Eintheilung des Volkes nach der Blutreinheit in *Varna's*, d. i. Farben, womit zugleich der Grad der Intelligenz zusammenhing. Die Purohita's selbst bildeten demnach — als die Reinsten und Klügsten der indischen Arier — die höchste Kaste der Brahmanen. An ihnen fand gegen die Uebermacht der nächstreinen Kaste der königlichen Krieger, Kshatrija's,

sowohl die grössere Menge der letzten reinen Arier, der bürgerlichen Vaicja's oder Arja's, als auch die niedere Kaste der durch ihre Negermischung auf religiöse Superstition hingeleiteten Çudra's, ihre Stütze. Zwar waren auch die Brahmanen nicht mehr absolut weiss; schon hatte sich durch den weiblichen Einfluss schwarzer Race ihre Intelligenz in der Richtung einer phantastischen Imagination entwickelt: doch aber repräsentirten sie den anderen Völkern gegenüber immer noch die allerreinste Art der weissen Eroberer. Diese Reinheit hat es vermocht, dass die Organisation des indischen Staates sich durch vier Jahrtausende erhalten hat, während die ägyptische nur zweitausend, die assyrische fünfzehnhundert Jahre sich erhielt.

Alle Gefahren, welche sich von aussen und von innen gegen die Zivilisation des Brahmanismus erhoben, vermochte derselbe mit seiner starken Organisation siegreich zu überdauern. Zunächst schwächte sich die Kraft der indischen Arier dadurch, dass ihr nördlichster Zweig, noch reiner an Blut als die schon weiter vorgeschrittenen Brüder, und daher nicht auf die Kastenordnung angewiesen, sich vor dem neuen organisatorischen Geiste nach Nordwest zurückzog und dort auf eigenem Boden die Wurzeln des späteren Perserthumes schlug. In der eigenthümlich ausgebildeten Religion dieser *Zoroastrier* bekundet sich der tiefe Gegensatz, ja, Hass gegen das Brahmanenthum auf das Deutlichste durch den scharf ausgeprägten Dualismus ihrer Götterwesen, und demnach durch die bedeutende Entwickelung der Lehre von den bösen Geistern, denen sie ausdrücklich den Namen der Div's, der indischen Deva's, der guten Götter ihrer Feinde, gaben. Während also diese reinen Arier aus dem Pendschab sich wieder entfernten, drängten andere Schaaren sich aus dem Norden mit wilderer Kraft den indischen Zivilisationsbegründern nach. Das Mahabharata schildert den Kampf zwischen den älteren brahmanischen *Kuru's* und diesen neuen Ankömmlingen, den *Pandu's* (d. h. „Weissen", aus Panda in Sogdiana?), welche durch immer frischen Zuzug unterstützt das Pendschab einnahmen und die brahmanische Kultur südostwärts verdrängten. Aber die Rache blieb nicht aus; denn als die Pandu's, minder gefesselt durch religiöse Vorschriften, sich mit den Eingeborenen vermischt und so mit ver ringertem ethnischen Werthe ihre Herrschaft ausgebreitet hatten: da trieben die Brahmanen nun ihrerseits bei den entarteten Pandusöhnen ihre Mission und wurden dergestalt auch dort wiederum die Organisatoren einer Priesterschaft, die noch heute durch braunere Farbe von dem anderen Volke sich unterscheidet. Jemehr aber auch die eingebornen Stämme in dem Schoosse der brahmanischen Zivilisation sich zusammenfanden, und Vermischungen nicht mehr vermieden werden konnten, um so fester zogen die Brahmanen die Gränzen der Kasten und erfanden für jede neue Mischung, für jede mögliche Nuance des Verhältnisses zum reinen Brahmanenthume, auch eine neue, gleich strenge bewahrte Kastenform. So entstanden die Vratja's, Daçju's, Mlekha's oder Barbaras, und endlich die Tschandala's, die von allen Kasten verworfenen und doch geschonten Abkömmlinge aus verbotenen Ehen, welche sich sogar persönlichen Reichthum erwerben konnten, während doch die scharfe religiöse

Regel der Verworfenheit und Ausgeschlossenheit gegen sie aufrecht erhalten blieb. Die Zivilisation mochte auf und nieder gehen, aber sie transformirte sich nicht; alle möglichen Mischracen, in eben so viele Kasten eingeschlossen, hielten sich unter der strengen Macht des Brahamismus zu einander im festen Gleichgewicht.

Wenn eine solche soziale Organisation wesentlich grausam und unmenschlich erscheinen musste, so erfanden die Brahmanen, wie zur moralischen Ergänzung, auch eine religiöse Organisation, ein gemeinsames metaphysisches Band für die verschiedenartigen Elemente der Bevölkerung, in der Lehre von der *Metempsychose.* Hiernach durfte auch die bei Lebzeiten in die niedrigste Kaste gebannte Seele hoffen, sich durch rechtlichen Lebenswandel und gute Thaten die Wiedergeburt in einer höheren Kaste zu erwerben, während dem edelen Brahmanen eine völlige Erlösung vom Dasein das letzte Ziel seines spekulativen Sinnens blieb. Mehr als jede kriegerische Eroberung, welche sogleich wieder die Härte des Kastenwesens in die unterworfenen Lande trug, wirkte die religiöse Mission jener einsamen Eremiten, welche sich furchtlos in die Mitte der Barbaren begaben, dort ihre stillen Hütten bauten und ihre frommen Andachten verrichteten, den mörderischen Angriffen der feindseligen Eingeborenen aber in heiliger Ruhe mit dem erhabenen Worte entgegentraten: „Tödtet uns, dann erreichen wir unser Ziel; nehmt unsere Lehre an, so erreicht ihr es". Und ob Hunderte der frommen Männer unter den Streichen der Wilden in den Tod sanken, ihr grossartiges Beispiel bewährte doch endlich seine Siegeskraft und legte die fruchtbaren Keime zur immer weiteren Entwickelung des brahmanischen Staatswesens inmitten des ringsumgebenden Barbarenthums. Andererseits aber sahen sich die Brahmanen auch genöthigt, der Imagination der Eingeborenen und Mischlinge einigermaassen nachzugeben, wodurch ihre eigenen reinen Göttervorstellungen bis in das Abstruse und Monstruöse entstellt werden konnten, während ihr persönlicher Verkehr mit dem Göttlichen sich immer mehr in das Abstrakte und Metaphysische steigerte. So gewannen sie sich selbst den philosophischen Urbegriff des göttlichen *Brahm,* wogegen die Krieger, unfähig sich bis zu diesem Begriffe zu erheben, und doch gleichfalls ergriffen von dem philosophisch veredelnden Zuge der arischen Religiosität, die eigene Gottheit des *Wishnu* auf den Thron ihres Glaubens setzten, von der Seite der Eingeborenen und Mischlinge aber die barbarische Gestalt des *Çiwa* hinzukam: drei Gottheiten, welche, als die verschiedenen Seiten des Urbegriffes gedacht, nunmehr von dem ordnenden Geiste der Brahmanen zu der, den metaphysischen Tiefsinn wiederum popularisirenden, Vorstellung eines göttlichen *Trimurtis* verbunden wurden und so zu der alten Einheit des Brahmanismus zurückführten.

Wie aber aller metaphysische Tiefsinn der religiösen Spekulation der Brahmanen dem menschlichen Individuum aus dem ewigen Bannkreise der Kastenbildung keine Befreiung zu bringen vermochte, so konnte es ihm auch mit der Anhäufung einer unendlichen philosophischen Litteratur nimmermehr gelingen, den Ansprüchen des Gemüthes Genüge zu leisten, für welches die

als metaphysischer Trost erdachte Lehre der Metempsychose mit ihren ruhelosen Wanderungen durch die Existenzen dieser Leidenswelt schliesslich auch nur zur ewig peinigenden Qual werden musste. Dem überall ordnenden Geiste fehlte das helfende Herz, und die Reaktion des Herzens gegen den Geist repräsentirt die Erscheinung und Lehre des *Buddha*. Im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt nimmt ein reicher Königssohn von Kapilavastu im arischen Indien das Bettlergewand und durchwandert die Lande, als ein Gleichgebildeter mit den Brahmanen diskurirend, als ein Gleichmenschlicher alle Kasten des Volkes ohne Unterschied durch die Verkündung seiner Erkenntniss entflammend, dass das höchste Gesetz ein moralisches ist: selbstvergessenes Mitleiden mit den Mitgeschöpfen, und das letzte Ziel nicht die Rückkehr in Brahma's Schooss zur Wiedergeburt in unzähligen Existenzen, sondern das Eingehen in das Wesen des vollendeten Buddha, in das absolute Nirvanam, die Aufhebung aller leidensvollen Wirklichkeiten. Mussten die Heiligen des Buddha, welche dieses letzte Ziel nur durch die unerhörtesten Steigerungen der persönlichen Askese erreichen konnten, von jeder Ausbildung neuer Kulturformen ferne bleiben, so strömte dagegen der neuen Lehre aus allen Schichten der alten Kultur, zumal aber aus den am schwersten unter ihr leidenden niederen Kasten, die ganze Masse derer zu, welche unter den bestehenden Formen unfähig gewesen waren es zu einer befriedigenden Gestaltung ihres Lebens zu bringen. Hierin aber lag einer so hochgebildeten und festgeschlossenen Zivilisation wie der brahmanischen gegenüber bereits ein Keim der Degradation, welcher auch während einer tausendjährigen Dauer des Buddhismus in Indien es ihm nicht gestattete, die alten Formen zu beseitigen und auf den reinen Grundlagen des befreiten Gemüthes eine neue und würdige menschliche Kultur zu begründen.

Gobineau sieht in der Geschichte des indischen Buddhismus ein Beispiel, wie wenig überhaupt für Menschen und Gesellschaften eine politische und religiöse Doktrin ausrichten könne, welche allein auf Moral und Vernunft basirt sein will, aber dennoch zu nachträglicher Ergänzung genöthigt, sich nun verkehrter Weise aus dem moralischen Gesetze wiederum eine mythologisirende Ontologie schafft. Es ist jedoch auch daran zu erinnern, dass der Buddhismus nicht, wie das Christenthum, in eine absterbende Welt tretend, auf einen neubelebend in die Geschichte hereindringenden reinen Zweig der edelsten Menschenrace traf, um mit ihm als geistiges Element verbunden in der That den Grund zu einer neuen Weltkultur legen zu können. Das Christenthum stieg aus der Sphäre des Semitismus in die Sphäre des Ariismus hinauf, während der Buddhismus zunächst inmitten einer arischen Zivilisation durch die übermächtigen Einflüsse des schwarzen Elementes der ihm zufallenden unteren Schichten niedergedrückt, und dann nach jahrhundertlangem Kampfe gegen den neuerstarkten uralt-arischen Brahmanismus aus Indien vertrieben, in die weiten Heimstätten der gelben Geschlechter, vom Ariismus also durch den Melanismus hindurch in den Mongolismus verwiesen ward. So verfiel er frühe der üppig verderblichen Macht barbarischer Imagination, welche ihm in

zahllosen Klöstern, kolossalen Architekturen und phantastisch wahnwitzigen Kultusgebilden grauenhaft charakteristische Denkmale schuf, während der Geist des Christenthumes seinen germanischen und germanisirten Völkern eine Neublüthe edelster Kunst und reinen philosophischen Denkens brachte. Andererseits, während das Christenthum seinen Gläubigen einen wahrhaftigen Gott, die lebendige Quelle moralischer Kultur und religiösen Glaubens gab, so mussten im ursprünglich rein atheistischen Buddhismus phantastische Hingebung der Schwarzen und beschränkte Superstition der Gelben dem natürlichen Gottesbedürfnisse der Menschenseele bald durch eine immer gedrängter sich füllende Götzenwelt aus dem gesammten brahmanischen Pantheon, allen Buddha's und Buddhisatas und den schamanischen Gebilden mongolischen Aberglaubens, trostlos verworren zu genügen suchen.

Der Brahmanismus aber triumphirte über diess ganze religiöse Wirrsal, indem er seinerseits, um die Gewissen nicht zu verletzen, den Buddha zur Inkarnation seines Wishnu machte und dem buddhistischen Götzenhimmel in seiner eigenen grossen philosophisch-mythischen Symbolik eine untergeordnete Sphäre einräumte. So zeigte er sich mit seiner uralten Organisation, noch immer der Repräsentant des sieghaften Arierblutes, nach zweitausend Jahren dem nun auch allmählich in das ferne Wunderland hineindringenden Blicke Europa's wiederum als der absolute Herrscher Indiens. Inmitten aller Invasionen der Perser, der Türken, der Mongolen, der Afghanen, der Tataren und der Europäer, ja, während ganze Theile des Volkes muselmännisch wurden, griff der Brahmanismus, wie er die Kraft gehabt hatte den Buddhismus zu vertreiben, immer noch um sich nach Ost und Nord. An die Möglichkeit einer Umformung seiner Zivilisation, nach der Weise derjenigen unserer europäischen Völker, kann Niemand glauben, wer in Indien gelebt und gesehen hat, wie selbst das germanische Blut der jüngsten Eroberer, mit dem Blute der Mischlingsbevölkerung sich verbindend, nur wiederum eine Depravationsschicht in der Racengeschichte Indiens vorbereitet, deren Selbstauflösung der reine Brahmanismus abermals siegreich überdauern wird. Was wir noch heute von Indien erfahren, vermindert nicht den Zauber seines Räthselwesens, sondern vermehrt nur die Bewunderung; und hier hat Gobineau volles Recht zu fragen: was will dagegen die Stabilität der Ansichten und Formen unserer hochgerühmten europäischen Zivilisation bedeuten? In diesem Betreff ist mit Indien nur Eines zu vergleichen: das ist die Zivilisation von *China*.

Gobineau sucht nachzuweisen, dass auch in China, gleichwie in Aegypten, ein eingewanderter Zweig indischer *Arier* kultivirend gewirkt habe. Bildete dort die schwarze Race den Untergrund, so hier die gelbe, wenn auch wohl bereits von der schwarzen berührt, da China das Verbindungsglied darstellt zwischen der mongolischen und der malayischen Welt. Hier ging der Weg von Nord nach Süd für denjenigen Theil der gelben Geschlechter, welcher auf der Wanderung der Race von Osten (Amerika) herüber den in Nordsibirien sich ausbreitenden Hauptstamm verlassen musste, als den gelben

Mittheilungen

über das Fortbestehen der Vereinigung

der bisherigen Bayreuther Patrone

an alle Mitglieder des „Bayreuther Patronatvereines".

Oktober 1882.

Im Anschlusse an die während der Festspielzeit und der darauf folgenden Wochen in und mit Bayreuth gepflogenen Berathungen, sowie an die daraus resultirenden, im vorigen Stücke der „Bayreuther Blätter" bereits veröffentlichten Entschliessungen, fühlen wir uns verpflichtet, unseren geehrten Vereinsgenossen die folgenden Benachrichtigungen und Erläuterungen hiermit brieflich mitzutheilen.

Am 28. Juli fand zu Bayreuth eine Zusammenkunft von etwa 500 Mitgliedern des Patronatvereines statt. Sie hatte nicht offiziellen Charakter, da sie nicht vom Vereinsvorstande oder Verwaltungsrathe der Festspiele einberufen, sondern in Folge einer Einladung dreier Mitglieder, der Herren Friedrich Schön, Dr. Ludwig Schemann und Hans von Wolzogen, zu Stande gekommen war. Zweck der Zusammenkunft war eine persönliche Verständigung der zum Vereine gehörigen, anwesenden Festspielbesucher: über die mögliche Gestaltung eines ferneren „Patronates". Nur wenn es sich um eine thatsächliche Auflösung unseres bisherigen Verbandes gehandelt hätte, wäre eine „Generalversammlung" am Platze gewesen. Auf einer solchen aber würde auch der Verwaltungsrath seinen Rechenschaftsbericht über die Verwendung des Vereinsvermögens zum Behufe der Festspiele bereits haben vorlegen müssen. Diess war damals, zum Beginne der Aufführungen, noch gar nicht möglich, sondern kann und wird erst in einiger Zeit, nach Abschluss aller Rechnungen, durch eine offizielle Mittheilung erfolgen.

Die dem August-Stücke der „Bayreuther Blätter" beigelegte Einladung hatte den Entwurf einer Vorlage mitgetheilt, worin von den oben genannten Herren versucht worden war, ein ferneres „Patronat" lediglich auf Grund der *Stipendienstiftung* zu bilden, welche von R. Wagner nach seiner eigensten Idee zur Verwaltung an Herrn Fr. Schön in Worms bereits übertragen worden war. Diese Stipendienstiftung zur Erleichterung des Festspielbesuches für würdige und unbemittelte Anhänger der Wagner'schen Kunst und Sache ward von den versammelten Mitgliedern sympathisch begrüsst und ihre Realisirung mittels wirksamer Unterstützung durch mehre Redner warm befürwortet.

Bei der weiteren Besprechung der Möglichkeit eines darauf abzielenden „Patronates" ward der allgemeine Wunsch laut, dass die alten Vereinsmitglieder, welche fünf Jahre miteinander in Treue ausgehart hatten, auch fernerhin ungetrennt beisammen bleiben möchten: als die *Anhänger des ganzen Bayreuther Werkes in allen seinen Theilen.* Um nun, von diesem Wunsche geleitet, eine dem Meister selber genehme Fassung zu finden für die von der

veränderten Sachlage gebotenen *Modifikationen* unseres Verhältnisses, besonders zu den Festspielen als solchen, schloss die Versammlung mit der Wahl eines *Ausschusses*, welchem die Redaktion einer Mittheilung an den Meister und die etwa nöthigen Vorarbeiten zur Neuordnung der Vereinsangelegenheiten übertragen wurden.

Der Ausschuss besteht aus den neun, diesen Brief unterzeichnenden Herren; und die von denselben alsbald verfasste Mittheilung an den Meister enthielt im Wesentlichen, ausser der Erklärung für die Stipendienstiftung, die Versicherung im Sinne seiner bisher als „Patronat-Verein" verbundenen Anhänger:

> „ihre Vereinigung werde ihre Lebensaufgabe darin erblicken, *für alle „Fälle vorhanden zu sein*, wo immer es einer Opferwilligkeit für das „Bayreuther Werk, in allen seinen Theilen und allen aus dem Wandel „der Zeiten ihm erwachsenden Gestaltungen, am dringlichsten bedürfte".

Der Meister nahm die Mittheilung des Ausschusses mit freundlicher Zustimmung zu den darin ausgedrückten Empfindungen seiner Anhänger entgegen, und gab in der Folge, nach ernstlichster Erwägung aller vorliegenden Momente, selber die schon im September-Stücke der „Blätter" veröffentlichten, ganz bestimmten Weisungen über die zweckdienlichste Gestaltung des Verhältnisses der alten Mitglieder zur Bayreuther Sache.

Thatsache ist, dass gegenwärtig und für eine übersehbare Zukunft die Festspiele nicht durch eine besondere Gesellschaft von *Patronen* der Unternehmung erhalten und durchgeführt werden können, sondern, dass das allgemeine, grosse Publikum, innerhalb dessen allerdings die näheren Freunde der Sache einen werthvollen Theil bilden, die regelmässige Fortsetzung der Festspiele ermöglicht und sichert. Das erfreuliche Resultat dieses Jahres ist, dass durch die Eintrittsgelder des grossen Publikums, bei nicht einmal übermässig starkem Besuche, ein Ueberschuss erzielt, und damit die materielle Basis der Wiederholung im nächsten Jahre bereits geschaffen ist. Sonach hätte ein besonderer „Verein" nicht mehr den Sinn einer offiziellen Patronisirung der Festspiele; dieselben bleiben vielmehr der geschäftlichen Leitung durch den „Verwaltungsrath" überwiesen, welcher gegenüber den geistigen Anhängern und Beförderern des Bayreuther Werkes, zu deren Vorstande er bisher gehört hatte, von jetzt ab als durchaus selbständiges Organ fortbesteht. Dagegen erhält ein Beisammenbleiben der alten Mitglieder jetzt erhöhte Bedeutung, insofern als diese, innerhalb des grossen, an den Festspielen mit ihnen theilnehmenden Publikums, die gemeinsame Pflege der *Bayreuther Idee* nach allen Richtungen sich zur besondern Aufgabe machen. Dafür aber müssen wir uns und dem Meister selber das vorhandene Organ erhalten, in welchem jene Idee zum reinen Ausdrucke und zu weiterer Erörterung gelangt, und wodurch der Meister allein noch mit seinen Freunden litterarisch verkehren will: die *„Bayreuther Blätter"*.

Uns *Mitgliedern des alten Patronat-Vereines*, die wir derart fernerhin verbunden bleiben wollen, gewährt der Meister aus eigener Entschliessung eine grosse Erleichterung für den Besuch der Festspiele. *Er lässt Jedem von uns für eine jährliche Zahlung von 20 Mark ausser den „Blättern" auch einen Platz zu dem in das betreffende Jahr fallenden Festspiele vom Verwaltungsrathe zur Verfügung stellen.* Hierdurch sind uns von vornherein Sitzplätze zu den gewünschten Aufführungen gesichert, und zwar zu Bedingungen, die, selbst wenn in Zukunft irgendwie eine Ermässigung des Preises der Plätze im Allgemeinen eintreten sollte, für uns immer, dem grossen Publikum gegenüber, auszeichnende sein werden. Indem wir nun durch die sichere Voreinzahlung solcher festen Jahresbeiträge auch den Fonds der Festspiele verstärken, und überdiess den nunmehr selbständig organisirten *„Stipendienfonds"*, zur moralischen Bethätigung der Bayreuther Idee, bei jeder uns sich darbietenden Gelegenheit durch freiwillige Beiträge unterstützen können, dienen wir, einzig entsprechend der Auffassung des Meisters, mit unserem ferneren Beisammenbleiben in der That dem gesammten Bayreuther Werke.

Die Vergünstigung des Meisters verleiht zugleich unserer ganzen ferneren Vereinigung die einfache, sich nunmehr von selbst ergebende Fassung, und wir bedürfen desshalb dazu keiner „Statuten" oder einer „Statutenänderung". Die alten Statuten haben den neuen Verhältnissen gegenüber von selbst an Bedeutung verloren, indem sie noch von der „Schule" und dem ausschliesslichen Besuche der Festspiele durch „Patrone" sprechen. Da zudem die Gelder des alten Vereines, mit Zustimmung aller Betheiligten, für die Ermöglichung der Aufführungen des „Parsifal" 1882 verausgabt wurden, ein Vermögen des alten Vereins also nicht mehr vorhanden ist; da ferner über die rechtlichen Ansprüche der Wenigen, die solche noch an den Verwaltungsrath stellen, dieser nach wie vor denselben jede Auskunft und Antwort zu geben bereit ist, sein allgemeiner „Rechenschaftsbericht" aber allen Mitgliedern zugesandt wird; so dürfte auch eine „Generalversammlung" nicht mehr nöthig erscheinen, welche wegen ihrer Umständlichkeit und Kostspieligkeit doch nur ein sehr kleiner Theil der Mitglieder besuchen würde.

Die Förderung der Bayreuther Interessen in grösserem Umfange würde in Zukunft die Aufgabe der *lokalen Wagner-Vereine* sein; auch werden die bisherigen „Vertreter" gewiss nach wie vor solchen Bemühungen ihre Theilnahme nicht versagen, zumal insofern es gilt, den Kreis der „Abonnenten" der „Blätter" stätig zu erweitern. Für unsere Beziehungen zum Meister und zum Verwaltungsrathe der Festspiele bietet sich die Redaktion der „Bayreuther Blätter" als das natürliche Organ dar, an welche auch die (vom Meister als „Abonnement" bezeichneten) Jahresbeiträge von 20 Mark einzuzahlen sein würden. Die Redaktion liefert dafür kostenfrei die Zeitschrift und vermittelt ein Billet zu derjenigen Aufführung des im Abonnementsjahre stattfindenden Bayreuther Festspiels, welche das Mitglied laut rechtzeitiger Anmeldung bei der Redaktion zu besuchen wünscht. Diejenigen, welche auf den Festspielbesuch überhaupt

verzichten, zahlen nur das einfache Blätterabonnement, 8 Mark. Wer aus besonderen Gründen das Festspiel des laufenden Jahres nicht besuchen kann, dem können auf Wunsch 12 Mark von seinem Jahresbeitrage zurückbezahlt. werden. Es wird sich als praktisch erweisen, Jedem unserer Mitglieder, welches jetzt bei uns bleibt, eine als Ausweis geltende „Abonnementskarte“ und für den Festspielbesuch im betreffenden Jahre einen Berechtigungsschein zuzustellen, welcher dann seiner Zeit gegen das gewünschte Billet einzutauschen wäre.

Nach allem Gesagten erscheint es uns für die Neuordnung der Verhältnisse als das Einfachste, wenn wir hiermit diejenigen Mitglieder, welche unter den neuen Bedingungen bei uns zu bleiben nicht gewillt sind, höflichst ersuchen, bei der Red. d. Bayr. Bl. *bis zum 1. Dezember ds. Js. ihren Austritt anzeigen zu wollen*, wogegen das Unterlassen dieser Anzeige bis zu jenem Termin als Zeichen des Wunsches fernerer Zugehörigkeit angesehen werden würde. Wer nur noch auf die „Blätter“ zu abonniren wünscht, ohne zugleich auf einen Festspielbesuch zu rechnen, der ist gebeten, den Zettel, welcher dem Auguststücke beilag, ausgefüllt der Redaktion möglichst bald zuzusenden. Wer diess bereits gethan hatte, nun aber auch auf den Festspielbesuch unter den neuen Bedingungen reflektirt, braucht nur anstatt ℳ 8 rechtzeitig ℳ 20 an die Redaktion der „Bayreuther Blätter“ einzuschicken. Nach Empfang des Beitrags wird von der Red. die betr. Karte an die genau anzugebende Adresse des Einsenders ausgestellt werden.

Wir beendigen unsere ausführlichen Mittheilungen mit dem Ausdrucke der Freude, dass wir im Stande waren, Dank der Güte des Meisters, unseren Bayreuther Freunden und Genossen die Erfüllung ihres Wunsches nach ungestörtem Beisammenbleiben, unter einer so überaus günstigen Form, hiermit kund zu geben. In der Hoffnung, dass hiernach auch der numerische Bestand unserer Vereinigung zum grössesten Theil erhalten bleiben werde, nehmen wir von unseren geehrten Mitgliedern hiermit Abschied, indem wir glauben, den uns zu Theil gewordenen Auftrag nunmehr für erfüllt halten zu dürfen.

Der redigirende Ausschuss der Bayreuther Festspiel-Versammlung:

v. Baligand — München, Dr. **Boller** — Wien, **C. Fr. Glasenapp** — Riga, **H. Porges** — München, Dr. **Schemann** — Göttingen, **Fr. Schön** — Worms, Prof. **Sommer** — Braunschweig, **W. Tappert** — Berlin, **v. Wolzogen** — Bayreuth.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Massen der starke Widerstand der dort im nördlichen Asien angetroffenen Vorhut der weissen Race entgegentrat. Nicht so leicht wie die weissen Chamiten und Semiten mit den Schwarzen, vermischten sich jene nördlichen Arier oder Urgermanen mit den Gelben. Sie, die sich selbst als Söhne der Götter betrachteten, sahen in Jenen, welche ihren Ursprung (wie in der tibetanischen Sage) von den Affen herleiteten, ein durchaus fremdartiges Zwergenvolk und bewahrten sich dessen Bild in Mythen und Sagen bis in ihre späteste europäische Zeit. Klein, untersetzt, hässlich, grotesk, mit unfertigen Zügen und arm an Haar, so wimmelten diese gelben Völkermengen vor den blauleuchtenden Sonnenaugen der blondgelockten, stolzen arischen Riesengestalten. Doch standen sie andererseits mit ihrem charakteristischen Mangel an Imagination, mit ihrer nüchtern-vernünftigen Tendenz, die bescheidenen Bedürfnisse ihres kalten nördlichen Daseins ohne besonderen Aufwand und feinere Kunst zu befriedigen, dem Wesen des reinen Ariers näher, und wirkten auf dasselbe zunächst minder verderblich, als die üppige Sinnlichkeit der schwarzen Race. Ging ihr geistiger Horizont über die enge Gränze des Nächsten und Nützlichen auch nicht hinaus, so konnten sie es damit doch zu einigen Formen genügsamer Sozialität und zu bedeutender Geschicklichkeit in Technik und Industrie bringen, woraus sich durch entschiedenen Einfluss weissen Blutes und Geistes bereits ein höherer Kulturstand auszubilden vermochte.

Wie die Zwerge des Mythos, treten uns aus dem Dunkel ältester nordasiatischer Zivilisationsgeschichte kunstreiche Schmiede und Pfleger des Bergwerkes im Altai und Ural entgegen. Noch heute findet man dort minirte Gänge und mächtige Stadtreste, welche, neben den sogenannten tschudischen Alterthümern Sibiriens mit ihrer Fülle von Gold, Silber und Kupfer in künstlicher Bearbeitung, von früher Kultur ein zweifelloses Zeugniss geben. Der gelähmte *Wieland* der deutschen Sage, den die Edda als Sohn des Finnenkönigs bezeichnet, — der lahme Schmiedegott und Menschenschöpfer *Ilmarinen* in den finnischen Nationalliedern der Kalewala, — der altturanische Geist der Tiefe *Mulge* und der mit ihm identische, vom Himmel gestürzte Blitz- und Feuergott *Silik-Muluki* („der den Menschen das Gute wahrt"), der Hephaistos von Akkad, dessen Name nachklingt im semitisirten Feuergotte *Moloch* und im latinisirten Schmiedegotte *Vulcanus Mulciber*, — endlich das Urbild all dieser Gestalten, der biblische Urschmied *Tubal-Kain*, der Enkel *Kain's*, des ersten Städtegründers dort im turanischen Osten der Welt: in ihnen erkennen wir die mythischen Erinnerungen aus grauester Vorzeit an jene Urkultur, begründet auf Bewältigung und Beraubung der Natur durch den menschlichen Geist, auf die Gewinnung des Goldes und des Erzes der Waffen, beleuchtet durch ein der Technik dienendes vergöttertes Feuer, geschützt und gefördert durch eine, den buckeligen und lahmen gelben Schmieden zur Seite stehende, dominirende Gewalt höheren Stammes. Es ist die Kultur des menschlichen Prometheusgeistes, zum Anbeginn der Geschichte als das Kainszeichen auf die Stirn der Menscheit geprägt*).

*) Vgl. Lenormant, die Anfänge der Kultur, Jena, Costenoble, 1875 S. 45—57.

In die asiatische Heimath jener Kultur verlegte die griechische Sage die *Arimi* oder *Arimaspen*, die einäugigen Göttersöhne, welche den Ameisen das Gold raubten: ein Bild arischer Vergewaltigung ursprünglicher winziger Bergdurchwühler von der gelben Race*). Die zu solcher uralten Kulturarbeit nöthige Mehrung der Kraft und Bildung des Geistes lässt sich in der That nicht besser erklären, als durch die allmählich sich vollziehende, mehr oder minder gewaltsame Verbindung der südsibirischen Gelben mit den nordarischen Weissen, deren reinstem Götterstamme, als den Wälsungen germanischer Sage, dergestalt ein minder reines, aber kulturmächtiges Volk unterirdisch wirksamer Nibelungen gegenübertrat. Diess sind jene Turanier, welche südwärts vordringend in der schwarzen Welt als Chamiten die akkadische Urkultur Assyriens begründeten. Diess sind ferner jene blonden und blauäugigen Völkerschaften, welche nach den chinesischen Annalen noch im 4. Jahrhundert v. Chr. an der Westgränze China's sassen und durch ganz Zentralasien hindurch das weitausgebreitete Mittelglied zwischen der chinesischen und der europäischen Welt bildeten. Von der angenommenen Heimath der weissen Race, der Sogdiana, hatten sich die Nordarier ostwärts über die weiten, fernen Lande späterer Kirgisen und Mongolen, den gelben Wanderern entgegen, ausgedehnt. Dort hatten sie zwischen Altai und Küenlüen das gewaltige Reich der *Saka's* (chin.: Haka's) gegründet, während in der westlichen Heimath die engverwandten *Daka's* und nördlicheren *Geta's* oder Geten (als Massa- und Tyssageten) zurückgeblieben waren. Wie aber mit der Zeit der gelbe Einfluss von Norden und Osten diese arischen Saken immer mehr mongolisirte, und dieser neue Mongolismus westwärts immer weiter vordrang, rückten die westlichsten, reinsten Stämme, die späteren Germanen, nach Nordeuropa fort, die schon gemischteren Sokoloten oder Skythen strömten in südlicherer Richtung hinüber, und in ihrem alten Sakenlande breitete sich nun die Herrschaft der *Hiognu* aus, in deren Blute der arische Theil nicht mehr mächtig genug war höhere Kultur zu schaffen, wohl aber die gemischte gelbe Masse mit jenem grossartig wilden Eroberungsgeiste zu erfüllen vermochte, welcher seither durch Jahrhunderte mit den kulturzerstörenden Schaaren der Hunnen, Ungarn, Mongolen und Türken den Schrecken des uralten Kainszeichens in seiner blutigsten Urform der mörderischen Gewalt von Osten her in die europäische Zivilisation hinein tragen sollte**).

---

*) Beide kehren wahrscheinlich wieder in der uralten reichen Götter- und Bergwerksstätte Samothrake, wo die wunderlichen kleinen Götzengebilde der *Kabiren* den Typus des gelben Urvolkes aller Bergleute tragen. Ihr Name aber bezeichnet in phönizischer Zunge *Kabirim*, die Gewaltigen (wenn nicht altsumerisch: *Kibir*, Feuer?), riesenkräftige Minenarbeiter anderer, weisser, wohl arischer Race, die nun schon ihrerseits in den Dienst semitischen Handelsgeistes gerathen waren. Auch ward der griechische Hephaistos selbst auf den vulkanischen Inseln des ägäischen Meeres als *Zwerg* abgebildet.

**) Uralt haftende germanische Namen in jenen Gegenden Nord- und Mittelasiens haben wir schon einmal, ehe Gobineau's Werk uns bekannt war, an dieser Stelle angeführt (B. Bl. 1881 IV. S. 114—119). Wer dazu ergänzende Notizen erhalten möchte, lese bei G.

Nicht diesen Nordariern an seiner Westgränze, denen es seine weltberühmte Mauer entgegenbaute, hatte China seine höhere Zivilisation zu verdanken; die Wurzeln derselben liegen vielmehr im Süden. Nach der chinesischen Tradition war *Panku* der erste Mensch, inmitten untergeordneter, von Affen stammender Wesen (Miaos), die wild in Höhlen und auf Bäumen lebten. Panku's Grab soll sich im Süden, in der Provinz Hu-nan befinden; sein Name ist indischen Ursprungs (Skr. *panka*, Sumpf) und deutet auf die arische Vorstellung von der Entstehung oder Erschaffung des Menschen aus Schlamm, Lehm oder Thon. Der Hindu-Kodex Manava = Dharma = Sastra erzählt, dass Maha-Tsin (Gross-China) erobert worden sei durch Kshatrija's, welche über den Ganges und Bengalen nach Süd-China gezogen wären und es zivilisirt hätten. Da diese Kshatrija's, gleich den Zoroastriern, als Gegner des Brahmanenthumes aus Indien ausgewandert waren, so brachten sie auch nicht die Kastenherrschaft mit nach China, wohl aber den urarischen Gedanken, dass der Fürst der Vater des Volkes ist, ein Begriff, der bei den reinen Ariern stäts durch denjenigen der wählenden Gemeinde beschränkt erscheint, bei der Mischung mit schwarzer Race aber zur Despotie ausartet. In China kommt zu dem Gedanken der fürstlichen Vaterschaft ein zweiter, in sozialer Hinsicht nicht minder gewichtiger, der weder bei reinweissen noch bei reingelben Völkern sich wiederfindet, sondern auf eine Mischung deutet, wobei ein verständig regelnder Sinn eine frühere niedrigere Zivilisationsstufe gegen eine jüngere höhere auszugleichen sucht. Diess ist der für China so charakteristische Gedanke, dass die Kinder durch ihre Verdienste ihre Eltern adeln können. Wie jener südarische Zweig der adeligen und adelnden weissen

---

nach: l'inégalité d. r. II. 325 ff. Hier sei noch Folgendes speziell in Betreff des altehrwürdigen *Goten*-Namens hinzugesetzt, wie es die Karten Asiens, Blatt 1—4, im hist. geogr. Handatlas zur Geschichte Aussereuropa's von Karl von Spruner (Gotha, J. Perthes) nachweisen. — Nördlich vom grossen Sakenreiche sitzen am Altai und Beikal-See im 3. Jahrhundert v. Chr. die *Kaotsche* oder *Kiu-szu*, auch *Guz* genannt, die als *Yeutscheu* sogar bis an das Meer in die Gegend von Peking vordringen. Südlich dagegen findet man im Westen beim Thianschan die *Khuta* und *Kiuscha*, am Flusse *Khaido*, und daneben das Reich von *Kusthana*, später (200—100) von *Khueitschu* und *Yuthian*, noch später (n. Chr.) *Khotan* geheissen. Dieses Khotan, Mittelpunkt uralten Metallhandels, wird wohl mit der Kain-Stadt Henoch identifizirt; die *Kheta's* im indischen Epos weisen darauf zurück. Im Osten davon, über den Küenlüen, dehnt sich das Reich der *Yuetschi* und Usün (Goten und Asen) aus, welche von den Hiognu nach Westen gedrängt die Völkerwanderung schon um 200 v. Chr. beginnen. Sie dringen zwischen Altai und Küenlüen hindurch nach dem Skythenreiche (chin. Szu) im alten Sogdiana und zum Massagetenlande vor, so dass sie um 150 schon am Kaspisee erscheinen. Die Usün gründen ein Reich am nördl. Thianschan, wo der Issedonen-Name haftet, aber sie verschwinden wieder im Völkergeschiebe der Hiognu. Die *Yuetschi* oder *Yeta* breiten sich von 136 v. Chr. an auf Jahrhunderte zwischen Oxus und Indus gewaltig aus, stürzen, als Indoskythen, das makedonische Reich von Baktrien, berühren als *Ythen* oder Euthaliten die indische Grenze, als *Yats* oder *Yuts* das indische Meer an der Indusmündung, und erscheinen als gleichnamige *Ghats* im Pendschab selbst, als *Katschja* in der Gegend von Kapilavastu, dem Königssitze Buddha's. So treffen Nord- und Süd-Arier Germanen und Indier, durch mongolische Vermittelung wieder zusammen. —

Race in China bereits eine gewisse Mischung gelber und schwarzer Stämme vorfand, so stärkte und veredelte nun das weisse Blut gegen das schwarze verwandte Tendenzen des gelben: die Liebe zur Ordnung und die Antipathie gegen den Missbrauch der Imagination. Befand sich bei den Assyriern ein sanfter Fürst in der Gefahr ein Objekt der Verachtung zu werden, so sah der prosaische Sinn der Chinesen darin ein Glück des Landes. Ihr Fürst war ein allmächtiger Landesvater, doch eingeschlossen in die Schranken der Vernunft und Nützlichkeit, er war ein „Sohn des Himmels", unter der Bedingung nichts zu wollen, als was bekannt und anerkannt war. Man sieht darin einen durchaus von der öffentlichen Meinung und den Sitten limitirten Absolutismus. Vor Allem und von Allen gleicherweise sind die Gesetze des Staates strenge zu beobachten; Administration und Polizei sind die obersten Machtbegriffe, dahinter Krieg und Diplomatie zurückstehen müssen. Wie der Einzelne für sein Bemühen um persönliches Wohlleben in seiner gesetzlich bestimmten und garantirten Sphäre volle Freiheit haben soll, so gilt diess auch für die Philosophie, die Wissenschaft und die Litteratur, solange sie das soziale Wesen nicht berühren. Nachdrücklichste Pflege der Agrikultur, vollendete industrielle Entwickelung, Produktion zu billigsten Preisen — das sind die äusserlichen Resultate des chinesischen Systems. Wir sehen ein Reich der Vernunft und des Friedens, zugleich aber ein Schauspiel ganz ohne Schönheit und Würde. Mögen wir uns bei diesem Anblicke die geistreiche Hindeutung Gobineau's ernstlich zu Gemüthe führen: dass, wenn einmal in Europa die *sozialistische Schule* reüssiren sollte, das Höchste, was sie erreichen könnte, dasjenige sein würde, was wir in einem erstarrten Zustande als den Geist der *chinesischen Zivilisation* erkennen.

Als über diese Zivilisation im 13. Jahrhundert nun auch die inzwischen gänzlich zu *Mongolen* verwandelten, ursprünglich nordarischen Schaaren des Westens hereinbrachen, waren sie zwar noch dominatorisch befähigt, nicht aber im Stande selbst eine neue Zivilisation zu schaffen. Mit dem ihnen noch innewohnenden Instinkte für den Werth einer solchen unterwarfen sie sich, indem sie das Land einnahmen, der dort angetroffenen höheren Zivilisation ihrer Race, verloren in die Masse des chinesischen Volkes eingestreut die ihnen eigenthümliche Kraft des Angriffes und mussten einer beliebigen Gewaltäusserung der Urrace wieder weichen. Wie den Mongolen, so wird es auch einst den *Mandschu's* ergehen. China kann besiegt, kann beherrscht werden, aber es ist nicht abzusehen, wie es jemals umgeformt werden sollte; und diese Unveränderlichkeit verdankt es dem Umstande, dass immer dieselbe Race, zur Zivilisation befördert durch eine *arische* Anregung, den Boden des Landes besessen hat.

Senta's Verhältniss zu Erik und zum Holländer.

Eine psychologische Studie

von F. Stade.

I.

Vor längerer Zeit erschien in einer Monatsschrift ein Artikel über den *„Fliegenden Holländer"*, in welchem der Verfasser insbesondere das Verhältniss Senta's zu Erik genauer in Betracht zog und auf dasselbe einen Tadel gegen die Dichtung begründete. Da die bezeichnete Frage seit dem Erscheinen des Artikels, soviel mir bekannt, eine eingehende Erörterung nicht erfahren hat, so ergreife ich die Gelegenheit, eine neue Beleuchtung derselben zu versuchen.

Der Verfasser des betreffenden Artikels verneinte das Vorhandensein eines tragischen Konfliktes im „Fliegenden Holländer". Senta hätte Erik lieben, und erst nach der Ankunft des Holländers durch eine nun wach werdende innere Stimme sich als das Weib fühlen müssen, durch welches dem Holländer einzig und allein Erlösung werde. Nun aber liebe Senta den Erik nicht mehr als Klärchen etwa den Brackenburg im Goethe'schen „Egmont"; der Entschluss, sich dem Holländer zu weihen, koste ihr kein Opfer; sie werde durch keinerlei Beziehung zu Erik in demselben wankend gemacht; vielmehr scheine sie gleichsam zu des Holländers Erlösung vorher bestimmt und mehr einem merkwürdigen inneren Triebe, als einer freien Entschliessung zu gehorchen. Als entscheidende Belege hierfür führte der Verfasser an: Senta's Aeusserung dem Holländer gegenüber: „Wem ich sie weih', schenk' ich *die Eine, die Treue bis zum Tod*", aus welcher hervorgehe, dass sie die Treue nicht schon an einen Anderen, an Erik, verschenkt haben könne, — sowie die Worte, mit welchen Senta in der letzten Scene Erik's Vorhalten, sie habe ihm ew'ge Treue gelobt, in heftigem Tone zurückweist: „Wie? Ew'ge Treue hätt' ich Dir gelobt?" — Nach der Ansicht des Verfassers ist der wirkliche Sachverhalt folgender: „Erik ist eine von jenen Naturen, welche dazu bestimmt sind, als Opfer zu fallen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil sie zufällig an höhere Menschen gekettet werden, die sie nicht begreifen und nicht zu fassen vermögen. Senta mochte allerdings als einfaches Schiffermädchen für den schlichten Jäger eine freundschaftliche Neigung gefühlt, und ihm in der offenen Weise jener unverdorbenen Menschen ihr Wohlwollen durch manchen Händedruck zu erkennen gegeben haben. Für eine Liebe zu Erik hatte dieses Gefühl zu wenig Intensität, und konnte sie nicht haben, weil Senta's ganzes Gefühlsleben *a priori* nach einer ganz anderen Seite hin konzentrirt war. Dass Erik in diesen schlichten Zeichen eine Versicherung ihrer Treue — einen Schwur oder ein Gelöbniss ew'ger Treue gefunden, das ist sein Unglück, das zeigt, dass er Senta nie begriff, und das ist es, was uns sein Verhältniss zu Senta in dem Lichte erscheinen lässt, wie das Brackenburg's zu Klärchen. Das Opfer, welches Senta dem Holländer bringt, ihr Hineinstürzen in die Fluth, ist streng genommen kein Opfer; denn es ist die Konsequenz ihres Seins. Ihre letzte That ist eigentlich ihr ganzes Leben, sie ist nicht das Resultat eines Dualismus, der in ihr zwei in gewissem Sinne berechtigte Gewalten zum Kampfe einander gegenübergestellt hätte, von denen schliesslich die eine die Oberhand gewinnt. Ihr ganzes Leben war ein „magnetisches Träumen". Ihrer Sendung wird sie sich aber bewusst und handelt das erste und das letzte Mal."

Es fragt sich also zunächst: ist das Verhältniss Senta's zu Erik wirklich ein

so loses, wie es der Verfasser darstellt, ein solches, welches für Senta einen Konflikt mit ihren Beziehungen zum Holländer völlig ausschliesst? — Was deutet uns die Dichtung selbst in dieser Hinsicht an?

Da ist vor allem Erik's Entgegnung auf die vorhin angeführten Worte Senta's: „Wie? Ew'ge Treue hätt' ich Dir gelobt?" von Wichtigkeit. Sie lautet:

Willst jenes Tag's Du Dich nicht mehr entsinnen,
als Du vom Fels mich riefest in das Thal?
als Dir des Hochlands Blume zu gewinnen,
muthvoll ich trug Beschwerden ohne Zahl?
Gedenkst Du, wie auf steilem Felsenriffe
vom Ufer wir den Vater scheiden sah'n?
Er zog dahin auf weiss beschwingtem Schiffe,
und meinem Schutz vertraute er dich an: —
als sich Dein Arm um meinen Nacken schlang,
gestandest Liebe Du mir nicht auf's Neu?
Was bei der Hände Druck mich hehr durchdrang —
sag', war's nicht die Versich'rung Deiner Treu'?

Aus dieser Erzählung, welcher zu widersprechen Senta sich nicht im Rechte fühlt, geht klar hervor, dass Senta für Erik von Anfang an wirkliche Liebe empfunden, ihm unzweideutige Beweise derselben gegeben, ja, ihm dieselbe wiederholt mit Worten bekannt hat. („Gestandest Liebe Du mir nicht auf's Neu?") Diese Beziehungen Senta's zu Erik haben bereits eine Zeit lang bestanden, als das Bild des „bleichen Seemanns" Senta's Theilnahme erregt.*) Von einer unwillkürlichen, geheimen Sympathie für denselben getrieben, bittet Senta Mary um „Kunde" und „erzählt" ihr diese, „wer er sei". Von da an zieht es Senta immer wieder mit magischer Gewalt zu dem Bilde hin, aus dessen Zügen so beredt und eindringlich tiefstes Leiden und inbrünstige Sehnsucht nach Erlösung spricht; in das Anschauen desselben versunken, „verträumt" sie ihre Tage; die Ballade, die Mary ihr oft vorgesungen hat, („Wie oft doch hört' ich sie von Dir"), tönt unaufhörlich in ihrem Herzen fort und lässt in ihrem, zuvor durch das Anschauen des Bildes zur Theilnahme für den Unglückseligen gestimmten Gefühle durch die noch unmittelbarer auf das Seelenleben wirkende Kraft des Gesangstones die Leidensgeschichte des Holländers zur Wirklichkeit werden.

So liegen die Verhältnisse, als das Drama beginnt. Senta hat soeben im Kreise ihrer Gespielinnen, deren ausgelassenen Scherzen sie ein Ende machen, und die sie zur Theilnahme für das „Loos des Aermsten" bewegen will, mit steigender Ergriffenheit selbst die Ballade gesungen, und zuletzt, von plötzlicher Begeisterung hingerissen, den Entschluss kund gegeben: „Ich sei's, die Dich durch ihre Treu' erlöse", — da ist Erik eingetreten und hat mit Entsetzen noch den letzten Ausruf vernommen. Auf seine Mittheilung, dass der Vater heimgekehrt sei, will Senta, wie von freudiger Ahnung durchzuckt, diesem entgegeneilen. Erik hält sie zurück und bestürmt sie, ihn endlich aus seinen Qualen zu reissen oder ganz zu verderben. Der Wichtigkeit dieser Scene wegen mag der Wortlaut derselben, soweit sie hier in Betracht kommt, nachstehend folgen:

Erik. Bleib', Senta! Bleib' nur einen Augenblick! Aus meinen Qualen reisse mich! Doch, willst Du, ach, so verdirb mich ganz!
Senta. (zögernd). Was ist . . .? Was soll?
Erik. O, Senta, sprich, was aus mir werden soll? Dein Vater kommt: — eh' wieder er verreis't, wird er vollbringen, was schon oft er wollte . . .

*) Den spinnenden Mädchen ist es eine bekannte Thatsache, dass Erik Senta's „Schatz" ist; dass Senta für das „Konterfei" Theilnahme fühlt, ist ihnen neu. „Ei, ei! Ei, ei! was hören wir! Sie seufzet um den bleichen Mann!" — Erik selbst merkt in Senta's Wesen eine *Veränderung;* mit unheimlicher Verwunderung hat er beobachtet, wie sie in Folge ihrer „Schwärmerei" für das Bild bleich geworden ist.

Senta. Und was meinst Du?
Erik. Dir einen Gatten geben. —
Mein Herz, voll Treue bis zum Sterben,
mein dürftig Gut, mein Jägerglück: —
darf so um Deine Hand ich werben?
Stösst mich Dein Vater nicht zurück? —
Wenn, ach! mein Herz vor Jammer bricht, —
sag', Senta, wer dann für mich spricht?
Senta. O, schweige, Erik, jetzt! Lass' mich hinaus,
den Vater zu begrüssen!
Wenn nicht, wie sonst, an Bord die Tochter kommt,
wird er nicht zürnen müssen?
Erik. Du willst mich flieh'n?
Senta. Ich muss zum Bord.
Erik. Du weichst mir aus!
Senta. Ach lass' mich fort!
Erik. Fliehst Du zurück vor dieser Wunde,
die Du mir schlugst, dem Liebeswahn?
O, höre mich zu dieser Stunde!
hör' meine letzte Frage an: —
wenn dieses Herz vor Jammer bricht,
wird's Senta sein, die für mich spricht?
Senta. (schwankend). Wie? Zweifelst Du an meinem Herzen?
Du zweifelst, ob ich gut Dir bin? —
Doch sag', was weckt Dir solche Schmerzen?
Was trübt mit Argwohn Deinen Sinn?
Erik. Dein Vater, ach! — nach Schätzen geizt er nur . . .
Und Senta, Du? Wie dürft' auf Dich ich zählen?
Erfülltest Du nur eine meiner Bitten?
Kränkst Du mein Herz nicht jeden Tag?
Senta. Dein Herz?
Erik. Was soll ich denken? — Jenes Bild . . .
Senta. Das Bild?
Erik. Lässt Du von Deiner Schwärmerei wohl ab?
Senta. Kann meinem Blick Theilnahme ich verwehren?
Erik. Und die Ballade, heut' noch sangst Du sie!
Senta. Ich bin ein Kind, und weiss nicht, was ich singe . . .
O sag', wie? Fürchtest Du ein Lied, ein Bild?
Erik. Du bist so bleich . . . sag', sollte ich's nicht fürchten?
Senta. Soll mich des Aermsten Schreckensloos nicht rühren?
Erik. Mein Leiden, Senta, rührt es Dich nicht mehr?
Senta. O, prahle nicht! Was kann Dein Leiden sein?
Kennst jenes Unglücksel'gen Schicksal Du?
(Sie führt Erik zu dem Bilde.)
Fühlst Du den Schmerz, den tiefen Gram,
mit dem herab auf mich er sieht?
Ach, was die Ruh' ihm ewig nahm,
wie schneidend Weh' durch's Herz mir zieht!

Um Senta's Verhalten richtig zu erfassen, müssen wir vor Allem stäts im Auge behalten, dass wir alle ihre Aeusserungen als mit voller Aufrichtigkeit und rückhaltlos gethan, als den naiven Ausdruck ihrer Gefühle anzunehmen haben. Das Gesammtergebniss, welches wir aus der Betrachtung des mitgetheilten Scenen-Bruchstücks gewinnen, ist demnach folgendes. Senta macht aus ihrer Theilnahme für den Holländer kein Hehl, aber sie ist sich auch bewusst und will es von Erik nicht bezweifelt wissen, dass sie ihm herzlich gut ist; und auch ihr „Schwanken", welches diese ihre Versicherung begleitet, so sehr es einerseits auf das dunkle Gefühl einer Umwandlung hindeutet, die sich in ihrem Innern vollzogen hat, beweist doch, als Ausdruck des Widerstreites zweier Gefühlsrichtungen, ebenso sehr, dass die herzliche Zuneigung zu Erik in Senta's Gefühlsleben eine wirkliche Macht, eine Thatsache ist.

II.

Wir sind hiermit zum Kernpunkt der Frage gelangt. Es handelt sich bei Senta's Verhältniss zum Holländer und zu Erik um Gefühlsbeziehungen von gänzlich verschiedener Natur, Beziehungen, die eben um dieser ihrer Verschiedenartigkeit willen, Senta's naivem, unentwickeltem Bewusstsein als vollkommen mit einander verträglich dünken können, so sehr auch in Wirklichkeit die eine einen tieferen inneren Haft hat als die andere. Was Senta für den Holländer empfindet, ist tiefstes *Mitgefühl* für seine Leiden und hat zum letzten Ziele die *Erlösung* des Unseligen von einem ruhelosen Dasein durch opferfreudige, in dem Opfer selbst des eigenen Lebens sich bewährende Liebe, — nicht die gemeinsame liebebeglückte, lebensfreudige Hingabe an das Dasein. Letzteres war dagegen von Anfang an die Voraussetzung der Beziehungen zwischen Senta und Erik. Die süsse Gewohnheit des Daseins war ihr eigentliches Element, die Steigerung des Lebensgefühles ihr letztes Ziel. Diese Liebe war die Blüthe des der diesseitigen Welt zugewendeten, individuellen Lebenstriebes. Aus einer ganz anderen Wurzel entstammt Senta's Theilnahme für den Holländer. Es ist die Liebe als die, über den individuellen Lebenstrieb erhabene (metaphysische) Macht, welche in ihr zur Erscheinung kommt, die Liebe, welche, wesentlich „Mit-Leiden", um der Erlösung des Geliebten willen den individuellen Lebenstrieb zurückdrängt. „Mit ihm muss ich *zu Grunde geh'n!*" ruft Senta aus, als Erik's Traumerzählung ihr die Gewissheit giebt, dass der Holländer sie aufsucht. Nicht eine irdische, zeitliche, sondern eine ewige Heimath will Senta dem Holländer gewähren. „Von mächt'gem Zauber überwunden, reisst mich's zu seiner Rettung fort: hier habe Heimath er gefunden, hier ruh' sein Schiff in *ewigem* Port!" gelobt sie am Schlusse der Scene mit dem Holländer.

Wie es bei Erik seiner ganzen Individualität entsprach, so folgte ursprünglich auch Senta jenem natürlichen, dem Diesseits zugewendeten Lebenstriebe, in diesem Sinne schenkte sie Erik ihre Neigung. Zwar war hierin nicht die ganze Fülle und Kraft ihres Gemüthes erschöpft; in der Tiefe desselben ruhten noch andere Mächte, aber diese waren noch unentfaltet, in Senta's Bewusstsein noch nicht wirksam, sie sollten erst später durch das Leidengeschick des Holländers zum Leben erweckt werden. Mit diesem Moment vollzieht sich in ihrem Seelenleben eine Scheidung. Das unendliche Leiden des Verdammten, der nur durch die sich selbst zum Opfer bringende Liebe erlöst werden kann, erschliesst die Tiefen ihres Innern, weckt die in demselben schlummernde, über die Schranken des Diesseits erhabene Liebeskraft*). War Senta bisher, in ihrer Beziehung zu Erik, das

*) Uebrigens erscheint gerade dadurch, dass dem Erwachen der Theilnahme Senta's für den Holländer ein längerer liebender Verkehr mit Erik vorausgegangen ist, auch diese neue Richtung ihres Innenlebens psychologisch wohl vermittelt. Senta mochte das Bild des bleichen Seemanns früher schon gesehen haben; aber erst, nachdem durch ihre Beziehung zu Erik die Liebe des Weibes in ihrem Herzen rege geworden, ist auch ihr Herz zum — freilich viel tiefer wurzelnden — Mitgefühl für die Leiden des Verdammten befähigt worden. Zu jener Voraussetzung aber, welche der Annahme des Verfassers zur Grundlage dient, (dass nämlich Erik als eine viel zu unbedeutende Natur erscheine, als dass er jemals hätte im Stande sein können, Senta Liebe einzuflössen) — zu dieser Voraussetzung mag man wohl bei einem blos flüchtigen Blick auf die Dichtung, sowie angesichts einer mangelhaften, schablonenmässigen Darstellung der Rolle durch Kräfte zweiten Ranges gelangen können; sie wird aber bestimmt widerlegt durch die, die dichterische Skizze eigentlich erst belebende, musikalische Charakteristik Erik's, wie sie namentlich die dialogischen Theile, besonders aber seine erste Scene mit Senta bieten. Der Dichter verwahrt sich ausdrücklich gegen eine Auffassung des Erik, welche denselben als „sentimentalen Winsler" erscheinen liesse; „Erik ist im Gegentheile stürmisch, heftig und düster, wie der Einsame, namentlich der nordischen Hochlande. Wer seine „Cavatine" im dritten Akte irgendwie süsslich vortrüge, würde mir

„endlich-weibliche“ Weib, so erwacht jetzt in ihr, um mit dem Dichter*) zu reden, das „unendlich-weibliche Weib“. Die Beziehung zur Aussenwelt tritt zurück; der nach aussen, der diesseitigen Welt zugewendete Lebenstrieb schwächt sich ab — daher das Erbleichen von Senta's früherer lebensfrischer Farbe —; ihr Gefühlsleben konzentrirt sich nach innen; die Welt ihres Innern wird ihr, an Stelle der sie umgebenden Aussenwelt, zur eigentlichen, wahren Wirklichkeit. Von diesem inneren Hergang hat aber Senta kein Bewusstsein. Gänzlich reflexionslos, wie ein „Kind“, fühlt sie nur; und so kann es ihr gar nicht in den Sinn kommen, sich über die Gestaltung ihrer Beziehungen zu Erik Rechenschaft zu geben. Erik, dem die Veränderung in Senta's Wesen aufgefallen ist, hat sie wohl wiederholt gebeten, von ihrer „Schwärmerei“ für das Bild abzulassen („Erfülltest Du wohl eine meiner Bitten“ etc.), ohne jedoch sich über den Beweggrund seiner (aus einem ganz richtigen Gefühle entsprungenen) Bitte zu äussern, was er erst in der in Frage stehenden Scene thut.

Somit tritt sie in der erwähnten Scene, noch ganz erfüllt zwar von der Stimmung, in welche in der vorhergegangenen Scene der Gesang der Ballade und ihr Entschluss, den bleichen Seemann zu erlösen, sie versetzt hat, aber zugleich gänzlich unbefangen, Erik gegenüber, diesem entgegen. Für ihr Bewusstsein ist in ihrem bisherigen Verhältniss zu Erik keine Aenderung eingetreten. Sie hat, wie ihre ersten kurzen Erwiderungen auf Erik's Aeuserungen beweisen, nicht einmal eine Vermuthung, was Erik in Besorgniss versetzt. Mit unbefangener Theilnahme, wie sie der Innigkeit ihrer bisherigen Beziehungen zu Erik entspricht, hört sie dessen schmerzlich besorgte Frage an, wer bei seiner Werbung um Senta's Hand bei ihrem Vater für ihn sprechen werde; aber der ahnungsvolle Drang, „den Vater zu begrüssen“, ist zu mächtig, als dass sie jetzt Erik's Vorstellungen volles Gehör schenken könnte. In ihrer Antwort ein Ausweichen zu erkennen glaubend, ihrer Liebe sich nicht mehr sicher fühlend, wiederholt Erik nun dringender und bestimmter, zuletzt mit dem Ausdruck der Verzweiflung**) seine Frage: „Wenn dieses Herz vor Jammer bricht, wird's Senta sein, die für mich spricht?“ Da erst, unter dem stärkeren Eindrucke dieser, ihr Herz zur Entscheidung drängenden Frage, zum ersten Male, empfindet sie dunkel einen Zwiespalt in ihrem Innern, von Erik's Schmerzensausbruche bewegt, will sie seine Besorgniss zerstreuen, wird aber dessen inne, dass in der That ihre Gefühle für Erik ihr Inneres nicht bis in seine Tiefen erfüllen, dass ihre innerste Gefühlswelt nach einer anderen Richtung hin gravitirt. Daher „schwankt“ sie, indem sie

---

einen üblen Dienst erweisen, wogegen sie wohl Wehmuth und Trauer athmen soll.“ (Bemerkungen zur Aufführung der Oper „Der fliegende Holländer“, V. Band der Ges. Schr. u. Dicht., S. 211). Erik soll uns als der Liebe Senta's würdig erscheinen, als ein Solcher, den Senta wirklich lieben konnte, und der nur zurücktreten musste gegen die, ihrem Gefühlsleben eine ganz andere polarisch gegensätzliche Richtung gebende Erscheinung des Holländers. In dieser polarisch gegensätzlichen Bedeutung Erik's gegenüber dem Holländer beruht auch der wesentliche Unterschied Erik's von Brackenburg im „Egmont“. Wie Klärchen thatsächlich einen Konflikt derart wie Senta — wie sich uns später zeigen wird — nicht durchzukämpfen hat, so ist streng genommen ein bestimmter dramatischer Zweck, welchem die Einführung Brackenburg's dienen sollte, nicht zu ersehen. Brackenburg ist in Wahrheit der zurückgesetzte Nebenbuhler, und es erscheint uns ohne Weiteres verständlich, dass er vor Egmont zurücktreten muss; diess ist eine *natürliche*, so zu sagen, mathematische Nothwendigkeit; hier fehlt ganz das *ethische* Moment, welches für die Beziehungen Senta's zum Holländer und zu Erik von wesentlicher Bedeutung ist; Klärchens Liebe zu Egmont erhält dadurch keine besondere Beleuchtung und Bedeutung, dass die Beziehung zwischen Klärchen und Brackenburg als ihrer Liebe zu Egmont vorausgehend dargestellt ist.

*) „Eine Mittheilung an meine Freunde.“ IV. Band der Ges. Schr. u. Dicht. S. 328.

**) Die Bezeichnung „mit Verzweiflung“ bei Erik's Worten: „die für mich spricht“, befindet sich im Klavierauszuge der Oper.

Erik's Zweifel beschwichtigen will. Die herzliche Zuneigung zu Erik ist geblieben, aber sie haftet nicht in ihrem, der diesseitigen Wirklichkeit abgewendeten, eine Welt für sich bildenden tiefsten Innern. Doch gerade, weil ihre Theilnahme für den Holländer, auf welche Erik zur Rechtfertigung seiner Besorgniss hinweist, ganz jenseits ihrer Beziehungen zum wirklichen Leben fällt, so dünkt sie Erik's Argwohn überhaupt gegenstandslos, ihr Mitgefühl aber für die Leiden des bleichen Seemanns, welches sie mit voller Unbefangenheit und Rückhaltlosigkeit bekennt, ganz natürlich. Insofern ist Senta freilich in einer Selbsttäuschung befangen, als sie wähnt, dass ihre Theilnahme für den Holländer auf das Fortbestehen ihrer Beziehungen zu Erik keinen Einfluss habe; ganz Gefühl, ist sie sich nicht klar darüber, dass jene Theilnahme eine entscheidende Bedeutung für ihr ganzes Dasein hat, dass die eine Gefühlsrichtung in ihren Konsequenzen nothwendig die andere ausschliesst. Diese Selbsttäuschung war aber leicht möglich, gerade weil ihre Beziehungen zu Erik und zum Holländer so ganz verschiedenartiger Natur sind, und sie sich in der That bewusst ist und fühlt, dass sie Erik „gut" ist.

Durch die in Vorstehendem gegebene nähere Bestimmung des Wesens von Senta's Liebe zu Erik haben wir nun auch den richtigen Standpunkt gewonnen, von welchem aus der scheinbare Widerspruch in den von dem Verfasser des erwähnten Artikels angeführten Aeusserungen Senta's sich auflöst. Wenn sie Erik, der sie an das Gelöbniss „ew'ger Treue", das sie ihm einst gegeben habe, erinnert, heftig entgegnet: „Wie? Ew'ge Treue hätt' ich Dir gelobt?" — so liegt der Nachdruck auf dem Worte „ew'ge". Senta's Gefühl lehnt sich dagegen auf, dass sie Erik „ewige", über die diesseitige Zeitlichkeit, über die sinnliche Welt hinausgehende Treue gelobt haben solle. Wie die volle, übersinnliche Kraft ihrer Liebe erst durch die Kunde von dem leidenvollen Loose des Holländers erschlossen ward, so hatte auch vordem ihr Liebesgefühl für Erik seine Grenze da, wo das (noch unerschlossene) der metaphysischen Welt zugekehrte Bereich ihrer Innerlichkeit begann. Dass sie Erik Treue überhaupt gelobt haben könne, vermag Senta nicht in Abrede zu stellen; sie widerspricht nicht, als Erik am Schlusse seiner Erzählung mit Hinweglassung des Beiwortes „ewig" Senta fragt und zwar wiederholt fragt: „Was bei der Hände Druck mich hehr durchdrang — sag', war's nicht die Versich'rung Deiner Treu'?" — Dieses Treue-Gelöbniss freilich, welches für Senta nur den bezeichneten eingeschränkten Sinn hat haben können, ist für sie hinfällig geworden gegenüber der „hohen Pflicht", die sie gegen den Holländer zu erfüllen hat, und die eben in der *Erlösung* des Unseligen besteht.

Die oben gegebene Erklärung lässt auch Senta's Aeusserung dem Holländer gegenüber in der Schlussscene des zweiten Aktes im richtigen Lichte erscheinen. Mit Recht kann sie dem Holländer zurufen: „Wem ich sie weih', schenk' ich die Eine: *die Treue bis zum Tod!*" In ihrem Verhältniss zu Erik kam die „Treue bis zum Tod", d. h. die selbst das eigene Leben zum Opfer bringende, in der freiwilligen Vernichtung des der diesseitigen Welt zugewendeten Lebenstriebes sich bewährende Treue nicht mit in Frage, weil die Liebesbeziehungen zwischen Senta und Erik ja gerade aus diesem Lebenstriebe erwachsen waren. Die Treue gegen Erik konnte also nicht die *„Eine"*, ungetheilte, Leben und Tod umfassende, sondern nur die *„eine"*, wesentlich auf das diesseitige Leben sich beziehende sein.

Litteratur.

Renan „Marc-Aurèle".

Der berühmte Verfasser des Lebens Jesu hat in diesem Jahre seine Geschichte des Urchristenthums mit dem Mark Aurel abgeschlossen. Es muss diesem Werke eine Beeinflussung des allgemeinen Bewusstseins, bezüglich einer der wichtigsten historischen Fragen, zugeschrieben werden, insofern durch dasselbe die Ueberzeugung ausführlicher begründet und weiter verbreitet worden ist, dass das historische Christenthum nicht als das Werk Jesu von Nazareth zu verstehen sei, vielmehr als Ergebniss der Zivilisations- und Racen-Verhältnisse des sich auflösenden römischen Weltreichs beurtheilt werden müsse. Die grosse Wichtigkeit dieser Einsicht für den ernstlicher Gesinnten besteht nun darin, dass sie es ihm ermöglicht, von den vieldeutigen historischen Erscheinungen der sogenannten christlichen Jahrhunderte ein unvergleichlich bedeutsameres, in Jesu Person offenbartes, hierauf in den Heiligen, Reformatoren und Künstlern sich darstellendes, christliches Ideal zu unterscheiden. Keinesweges aber ist eine solche Unterscheidung in diesem Sinne von Renan ausgesprochen worden, noch auch diese Auffassung des Christenthums und seiner ewigen Bedeutung bei ihm anzutreffen. Um den historischen Schilderungen des französischen Gelehrten mit unbefangener Aufmerksamkeit folgen zu dürfen, muss man sich einer derartigen ideellen Anleitung, unabhängig von demselben, ja im Gegensatz zu ihm versichern.

Man kann hierauf nicht wohl nachdrücklicher hingewiesen werden, als durch einen Satz wie der folgende, der den abschliessenden Kapiteln des Renan'schen Buches entnommen ist: „Die Entsagung des Christen ist schliesslich nur eine geschickte Berechnung, Aussicht auf Unterbringung in Gottes Reich". (S. 567.) Vermochten die ihrer irdischen Noth erliegenden Massen das christliche Dogma sich nicht anders zu deuten, so kann doch für veredelnde Bestrebungen gerade die Erkenntniss des, von einer solchen Deutung unberührten, Inhalts christlicher Gesinnung einzig von Werth sein. Erinnern wir uns hierbei an ein Wort Wagner's: „Wer die Erkenntniss des Wesens des christlichen Glaubens damit für abgethan hält, dass er diesen für eine versuchte Befriedigung des maasslosesten Egoismus erklärt, vermöge welcher etwa der Kontrahent gegen Entsagung und freiwilliges Leiden in diesem verhältnissmässig kurzen und flüchtigen Leben die ewige, nie endende Seligkeit gewänne, der würde hiermit genau nur die Vorstellungsart bezeichnen, welche allerdings dem unerschütterten menschlichen Egoismus einzig zugänglich ist, durchaus aber nicht die wahnverklärte Vorstellung, welche Demjenigen zu eigen ist, der freiwilliges Entsagen und Leiden wirklich ausübt. Durch freiwilliges Entsagen und Leiden ist dagegen praktisch der Egoismus bereits aufgehoben, und wer sie erwählt, möge er damit was immer erreichen wollen, ist hierdurch in Wahrheit bereits der in Raum und Zeit befangenen Vorstellung enthoben; denn er kann unmöglich mehr ein in Zeit und Raum, seien diese auch als ewig und unermesslich vorgestellt, liegendes Glück suchen. Das, was ihm die übermenschliche Kraft giebt, freiwillig zu leiden, muss bereits selbst von ihm als ein, jedem Anderen unerkennbares, tief inneres, gar nicht anders als durch äussere Leiden der Welt mittheilbares, Glück empfunden werden: es muss das unermesslich erhabene Wonnegefühl der Weltüberwindung sein, gegen welche das eitle Behagen des Welteroberers geradezu kindisch nichtig erscheint. — Aus diesem, über Alles erhabenen, Erfolge haben wir auf die Natur des göttlichen Wahnes selbst zu schliessen." (Wagner, Ueber Staat und Religion. Ges. Schr. VIII, 28.)

Ist nun hiermit der Gemüths-Inhalt wahrhaften Christenthums, ohne Rücksicht auf die Versuche seiner dogmatischen Fixirung, dargestellt, so dürfte doch auch

bezüglich der Erklärung des historischen Christenthums und der demselben gelingenden Durchdringung der römischen Welt die Annahme eines solchen göttlichen Wahnes nicht durch jenen Hinweis auf einen wohl angelegten Calcul zu ersetzen sein. Wenn Renan selbst, wenige Zeilen vor der angeführten Stelle, äussert: „*L'homme est né si médiocre, qu'il n'est bon que quand il rêve*", so hätte ihn der dieser Aeusserung zu Grunde liegende Gedanke sehr wohl zu einer tieferen Auffassung im Sinne jenes Wahnes, als eines göttlichen Traumes der Menschenseele, anleiten können. Jedoch hat sich der Schriftsteller nirgends die Ergründung einer derartigen Bemerkung zur Aufgabe gemacht: die zahlreichen treffenden geschichtlichen Wahrnehmungen fordern den Leser auf, sich aus den aufgezeichneten Zügen ein Bild zu gestalten, während der Autor sich in der Andeutung dieser Züge genugthut, und dieselben wohl gar mit wässrigen Tinten zu einem täuschenden Farbenflimmer verwischt. —

Wir lesen in demselben Kapitel weiter:

> „Der Erfolg, welchen gegen Ausgang des zweiten Jahrhunderts die scheusslichen Taurobolien (Stieropfer) hatten, von denen man in Blut gebadet zurückkam, beweist, wie leidenschaftlich jene Zeit darauf bedacht war, zur Besänftigung des vermeintlichen Zornes der Götter Mittel ausfindig zu machen Die Taurobolie ist diejenige unter allen heidnischen Religionsübungen, deren Konkurrenz die Christen am meisten fürchteten; sie ist gewissermaassen die letzte Aufraffung des sterbenden Heidenthums gegen das von Tag zu Tag siegreichere Heilgut des Blutes Jesu." (Seite 568.)

Kaum vermöchte irgend eine Gegenüberstellung „die Gründe des Sieges des Christenthumes" ergreifender uns vor Augen zu führen. Der geängstete Sünder taucht sein Gewand in das entströmende Opferblut, um in einem gewaltsamen Rausche seines befleckten Gewissens vergessen zu dürfen. Wehrlos gegen seine Leiden, sucht er sich ihrer dennoch in vergeblichem Wüthen zu erwehren, durch grausenvolle Lust an der Todespein gewaltsam gemarterter schuldloser Thiere. Diesem Geschlecht zeigt der sündlos Leidende im Leiden selbst den Weg zur Rettung; denn, indem er dasselbe freiwillig auf sich nimmt, erscheint er zu göttlicher Würde verklärt: Jesu Blut wird hierdurch zum heiligenden Symbol der Erhebung über das Leiden, ja über den ganzen Welt-erfüllenden Wechsel von Leiden und Lust. Hellsichtig für diese heiligen Wunden Jesu, für den Gott am Kreuze werden Einzelne und immer Mehre durch dieselbe Sünden-Noth, welche den Massen jene wahnsinnige Sucht nach Sühnung durch blutige Opfer eingab. War, als Lebensform der Unterdrücker und Lebensziel der Unterdrückten, die Schrankenlosigkeit der Leidenschaft das erste Ergebniss einer die Welt umspannenden Zivilisation gewesen, in welcher die volksthümlichen Sitten der einzelnen Nationen etwa nur als Formen des Aberglaubens erhalten blieben: so tauchte aus den trüben Wogen dieses Meeres der Leidenschaft mit ebenfalls Allen ersichtlicher Deutlichkeit die Gestalt des Leidens empor — den in der Sünde Beharrenden ein grausenvoller Spuk, der sie zu völliger Verzweiflung verblendet — in dem einzigen Sündlosen zum Entschluss der Erlösung sich verwandelnd — und in den Sehnsüchtigen aller Völker die Aufnahme dieses göttlichen Bildes vorbereitend. Demnach war zu dem Hervortreten eines neuen Ideales (welches sich hierauf so überaus einfach kundgeben konnte), eine tiefe und allgemeine Erregung der Seelen erforderlich; Christum nahm in sich auf, wer aus dem Toben der Leidenschaft in der eigenen Brust ein allumfassendes Gefühl für das Leiden der Kreatur, ein erlösungssüchtiges Mitleiden sich gewann. — Das schwierige, von Renan als Paradoxon vorgetragene Problem: „*Le christianisme a des pardons pour tous les crimes; plus on a péché, plus on lui appartient*" dürfte, von hier aus angesehen, nicht unlösbar bedünken. —

Warum nun gerade das Evangelium von Jesu und z. B. nicht die Heilsbotschaft des Apollonius von Tyana zur allgemeinen menschlichen Religion wurde, weiss Renan fast nur als historische Zufälligkeit darzustellen.

> *„L'humanité cherche l'idéal; mais elle veut que l'idéal soit une personne; elle n'aime pas une abstraction. Un homme incarnation de l'idéal, et dont la biographie pût servir le cadre a toutes les aspirations du temps, voilà ce que demandait l'opinion religieuse. L'Évangile d'Apollonius de Tyane n'eut qu'en demi-succès; celui de Jésus réussit complètement"* (S. 582); und diess durch eine willkürliche Umdeutung: *„Jamais fondateur n'a eu des sectateurs qui lui aient moins ressemblé que Jésus. Jésus est bien plus un grand Juif qu'un grand homme; ses disciples ont fait de lui ce qu'il y a de plus antijuif, un homme = Dieu."*

Hierauf wäre, mit absichtlicher Umgehung einer eigentlichen historischen Kontroverse, etwa Folgendes zu entgegen. Die christliche Gesinnung zeigt sich, wenn auch keineswegs bestimmend, so doch mit grosser innerer Bestimmtheit, als eine neue seelische Kraft in der Geschichte der Menschheit. Wollten wir dieselbe als *übersinnliche Liebes-Kraft* bezeichnen, so hätten wir hiergegen die Einwendungen der positiven Wissenschaft nicht zu fürchten, da es vielmehr behufs einer natürlichen Erklärung dieser sich als übernatürlich kundgebenden Kraft dem besonnenen Physiologen durchaus verständlich dünken muss, dass eine vorzügliche nervöse Organisation ebensowohl eine grosse Intensität der sensibeln Fähigkeiten mit sich bringe, als auch zugleich die Unbedingtheit der sensuellen Nöthigungen einschränke oder aufhebe. Inwiefern aber diese Sinnesart als die christliche zu benennen sei, da sie doch unzweifelhaft bevorzugten Geistern des vorchristlichen und unchristlichen Alterthums eigen war? Desshalb, weil sie sich als christliche Religion eben nicht solchen bevorzugten Geistern, sondern den Armen und Elenden anbot, also Allen, die an der allgemeinsten Form des Lebens, dem Leiden, theilhaben, ein gleich allgemeines, inneres Heilmittel mit erhabener Einfachheit zuführte. Hiernach ist dann auch zu entscheiden, ob etwa ein Mark Aurel, oder ob der Heiland vom See Genezareth, der Dulder von Gethsemane und Golgatha, als Schöpfer dieser Seelen-Kraft anzunehmen sei. — Ein neues Ideal tritt stäts nur in der Gestalt einer bestimmten Persönlichkeit in die Entwickelung der Menschheit ein, also nicht als abstrakter Gedanke, sondern als Gesinnung, That und Leben. Durch solche ausserordentliche, menschliche Individuen erfährt das menschliche Wesen selbst eine unmittelbare Steigerung. Diese Wahrheit hielten sich die Völker der Vorzeit im Mythos gegenwärtig, und vererbten hierauf Sprache und dichterische Thätigkeit als die Spuren solcher ursprünglichen Erweiterungen der menschlichen Natur. Dagegen ist uns im Laufe der Geschichte eine solche ideelle Wesens-Erweiterung einzig in der Erscheinung des Christenthums deutlich erkennbar, deren besonderer Inhalt aber sogar jene vorhistorischen Bildungs-Vorgänge an Bedeutung insofern übertrifft, als diese Vertiefung der sympathischen Empfindung, die nicht mehr nur sinnliche und eben hierdurch allumfassende und allgewaltige Liebe, über jedes mit dem Irdischen sich befassendes Verlangen oder Genügen als unvergleichliche innere Genugthuung hinausweist. Das Leben der Gesammtheit gewinnt in dieser Eigenschaft das Element wirklicher, reinmenschlicher Zusammengehörigkeit, das Leben des Einzelnen die Möglichkeit einer von äusserem Glück unberührten inneren Vollendung, jener Vollendung, welche sich dem Philosophen als Aufhebung des Willens darstellt. Wer den Menschen durch sein Beispiel diese ihre höchste Eigenart erschloss, heisst ihnen fortan mit grösserem Rechte, als etwa Wotan den Germanen: Gott.

Die Echtheit einer solchen, die menschliche Natur ihrer wahren Gestalt (*εἶδος*) annähernden, und also einzig wahrhaft *idealen* Erscheinung musste in einer grossen, zu unmittelbarem Verständniss an das Gemüth sich wendenden Einfachheit bestehen. Wir gewinnen hiervon die zutreffende Anschauung, wenn wir

etwa mit jenem Ritus der Stieropfer das Sakrament des Abendmahls, und mit der den Priestern dort zufallenden Rolle alle diejenigen Vorstellungen vergleichen, welche sich an das Gleichniss vom guten Hirten anknüpfen. Renan bemerkt in dem mehrfach angeführten Kapitel: „Zum Christenthum sich bekehren, hiess damals, im zweiten Jahrhundert, keineswegs einem Hang zum Aberglauben nachgeben; vielmehr bewies man dadurch einigermaassen gesunden Menschenverstand. Selbst vom Standpunkt des Rationalisten aus konnte das Christenthum als ein Fortschritt angesehen werden; wer religiöser Aufklärung huldigte, wandte sich ihm zu.“ Wenn der Schriftsteller jedoch hieran die Bemerkung anschliesst, dass vielleicht im zwanzigsten Jahrhundert die letzten Christen, wie in jenen Zeiten die letzten Heiden, zurückgebliebenes Bauernvolk (*pagani*, *des ruraux*) heissen würden, so befinden wir uns bereits wieder in Unübereinstimmung mit demselben, und zwar insbesondere betreffs des Begriffes von Fortschritt, welcher eine derartige Bemerkung ihm eingab. Ein wirklicher Fortschritt nämlich besteht offenbar einzig in jenen idealen Steigerungen der menschlichen Natur, welche in ausserordentlichen Individuen sich vollziehen; nimmermehr dagegen dürfte dieser Name einer Entwickelung gegeben werden, die, etwa zu Gunsten zivilisatorischer Verallgemeinerung, die innere Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit durch Vernichtung jener Ideale beeinträchtigte. Wodurch sollte vollends gerade das christliche Ideal, welches in einer Erhebung des Menschen über die Wechselfälle seiner Geschichte besteht, in der Geschichte überboten, „überwunden“ werden? Es muss uns vielmehr, zufolge dieser seiner inneren Beschaffenheit, als ewig gelten. In den Gang der Geschichte aber greift es in immer neuen lebendigen Verwirklichungen ein; Luther's Werk hatten wir als einen verständlichsten Versuch in diesem Sinne aufzufassen, mit dessen theilweisem Misslingen jedoch die kirchliche Verwirklichung des christlichen Gedankens abzuschliessen scheint. Wie sein Geist im protestantischen Choral, so lebt seit jenen Jahrhunderten der Geist des Christenthums in der christlichen Kunst, insbesondere der Musik, welche wir desshalb christlich nennen, weil in ihr eine übersinnliche Gemüths-Kraft mit wärmster Verständlichkeit zu uns spricht, und die Beängstigungen des individuellen Wollens durch ein sympathetisch uns einnehmendes Lautwerden des universellen Willens beschwichtigt.

In der Rückkehr zur wahren Kunst findet nun zwar auch Renan einen Theil des Verdienstes jenes Zeitalters der Epoche der „neuen Zeit“; es setzt jedoch das Wesen dieser Rückkehr und dieses Verdienstes in die Ueberwindung der Offenbarung durch die Vernunft, mit einem „*qu'on s'y tienne*“ diesen „Genie-Zug der Renaissance“ bekräftigend. (S. 588.) Jene wahre Kunst scheint ihm demnach keineswegs aus dem christlichen Geiste hervorzugehen; vielmehr erklärt er (S. 554).: „*Le christianisme est trop uniquement moral; la beauté, chez lui, est tout à fait sacrifiée*“. Diese Behauptung, im Jahre des Parsifal vorgetragen, darf wohl befremden. Wer, vom Geiste dieses Kunstwerkes erfüllt, in einem neuen Sinne mit voller Wahrhaftigkeit zum Christenthume sich bekennt, mag solchen Aussprüchen gegenüber ohne Vermessenheit sich eingestehen, dass der ihn im Uebrigen so vielfach belehrende Geschichtsschreiber der Anfänge des Christenthums dessen zugleich ursprünglichen und ewigen Gehalt verkenne. —

H. v. Stein.

Constantin Frantz „Zur Reform des Steuerwesens".

Unter den tönenden Schlagwörtern, welche in dem Kampfe der politischen Parteien als unwiderlegliche Argumente ausgespielt zu werden pflegen, nimmt der Satz: *„Gleiches Recht für Alle!"* eine der ersten Stellen ein. Man muss ihn recht sehr cum grano salis verstehen, wenn man ihm auch nur bedingte Giltigkeit zuerkennen will. Soll das damit gemeint sein, dass ein Jeder seiner Stellung und seinem Können gemäss behandelt, belastet werden soll, dass der Reiche nach Maassgabe seines Reichthums, der Unvermögende als unvermögend, der Schwerfällige als ein wenig Leistungsfähiger herangezogen werden soll, so muthet man dem knappen Schlagwort schon etwas viel zu, — dann aber ist es gewiss in unserm Staatsleben noch nicht zur Anwendung gekommen, sondern harrt seiner Verwirklichung in Gott weiss welcher Zukunft. Denn wenn man, um ein recht beliebiges Beispiel aus der grossen Zahl herauszugreifen, dem Bauer, der bei vorwiegend physischer Arbeit mit dem Schreib- und Rechenwerke nur nothdürftig fertig wird, so ganz *sans façon*, das Wechselrecht als eine Wohlthat entgegengebracht hat, ein Recht, welches ja freilich dem Kaufmann wesentliche Erleichterungen bei seinen Manipulationen verschafft, aber auch lediglich für rein merkantile Verhältnisse als eine Wohlthat angesehen werden kann, so hat man der bäuerlichen Bevölkerung ein Danaergeschenk aufgebürdet, welches seine geradezu vernichtenden Wirkungen innerhalb eines Dezenniums in der Weise zu äussern vermochte, dass in einigen Provinzen ein blühender Bauernstand zu der Stellung unglücklicher Höriger von Lehnsherren schlimmster Art, meist fremder Rasse, herabgedrückt worden sind. Unsere „Gesetzgeber" haben für dergleichen kleinliche praktische Dinge nur wenig Interesse: mit welcher Verachtung müssen die kühnen Advokaten, Professoren und Rhetoren in unsern vertretenden Körperschaften auf einen schlichten Mann wie Solon, den Sohn des Exekestides, von Athen herabblicken, der sich in jahrelanger legislatorischer Arbeit die grösste Mühe gab, Attika's bedrohten Bauernstand zu retten. An Stelle dieser prosaischen Arbeit — der wir allerdings, als einer der genialsten Thaten arischer Politik, die attische Kultur verdanken! — setzen die modernen Solone, vom Ministertische unserer Parlamente her, die stolze, irgend einem liberalen Leitartikel entnommene Phrase: *„Die Landwirthschaft hat sich in den letzten Jahren gehoben!"*

Will man in der That „gleiches Recht für Alle" schaffen, so tritt alsbald in die erste Reihe die Frage der Steuer! Der Gedanke einer gerechten Besteuerung ist so alt, wie die Formen der Gesetzgebungen, aber dass das Problem schon gelöst wäre, wird selbst der kühnste Optimist nicht behaupten wollen. Gerade in diesen Tagen, da die arbeitenden Klassen mit immer bestimmteren Forderungen vor die „Kapitalisten", die „Bourgois", die „oberen 10,000" etc. treten, und in den „maassgebenden" Kreisen ein höchst bedenkliches Schwanken hinsichtlich der Art und Weise herrscht, in welcher das mobile, an der Börse vertretene Kapital zur Besteuerung herangezogen werden soll, ist es eine wahre Wohlthat und zugleich eine angenehme Pflicht, auf eine Schrift hinweisen und sie zur ausgiebigsten Belehrung empfehlen zu können, welche diesem Probleme mit aller Entschiedenheit nahe tritt und es mit der wünschenswerthesten Schärfe zu lösen versucht. Wir sprechen von dem vor einem Jahre erschienenen Buche des den Lesern unserer Blätter genugsam bekannten Constantin Frantz: *„Die soziale Steuerreform als die Conditio sine qua non, wenn der sozialen Revolution vorgebeugt werden soll"*. Darüber, dass die bei uns jetzt giltigen Arten der Steuererhebung den Forderungen der vertheilenden Gerechtigkeit nicht entsprechen, sind wohl die meisten einig, sonst würde nicht von so verschiedenen Seiten her auf eine Reform des Steuerwesens gedrungen werden. Wenn nun unser Autor nach einer ziemlich scharfen, aber

doch durchaus gerechten Kritik unserer sozialen Zustände zu dem Schlusse gelangt, dass der in der öffentlichen Meinung herrschende, sogenannte „Liberalismus“ der hauptsächlichste Beschützer des Kapitalismus ist, ja fast mit ihm identifizirt werden kann — denn die „Konservativen“ verwandeln sich immer mehr in eine blassere Spielart der „Liberalen“ — und der traurige Zustand, in welchem sich unsere „Produktivstände“ (Industrie, Handwerk, Grundbesitz) befinden, in jener Vorherrschaft des mobilen Kapitals ihren Hauptgrund hat, so erhält nach einfachem Schlusse die von ihm geforderte stärkere Heranziehung des mobilen Kapitals zur Besteuerung, statt der blos *finanziellen*, eine hohe *soziale* Bedeutung. Wir fordern in der That die höhere Besteuerung der Börse, jeglicher Form des Luxus und überhaupt des beweglichen Besitzes nicht nur im Interesse unserer Finanzwirthschaft, sondern vor Allem aus wichtigen *ethischen* und *sozialpolitischen* Rücksichten. Selbst wenn jene Steuern dem Staate nur wenig einbrächten, soll dem armen „Proletarier“ das Bewusstsein erhalten oder wiedergewonnen werden, dass Gerechtigkeit im Staate herrscht, dass die Obrigkeit eine Instanz nicht nur für Bankiers, Exzellenzen und „Gebildete“ ist, sondern im Sinne des Evangeliums der Liebe auch ein Herz für die Armen und Gedrückten hat. — Allerdings, das bezeichnet auf recht betrübende Weise die ganze ethische Stellung unserer politischen Parteien zu den Interessen bürgerlicher Wohlfahrt, wenn die beginnenden Bemühungen der Staatsregierung, den ärmeren Klassen Steuererleichterungen zu verschaffen, von Seiten des agitirenden „Fortschritts“ nicht anders aufgefasst oder dargestellt werden können und dürfen, wie als ein tückischer Köder zur Gewinnung einer möglichst grossen Proletarierschaar von „Stimmen“ für regierungsfreundliche Wahlen! Durch die Parteibrille betrachtet, erscheint als der Zweck des bürgerlichen Daseins: die Erzeugung von Parlamentsmajoritäten für politische Fraktionen mittels wohlorganisirter *„Wahlfreiheit“*. Die Freiheit des Gemüthes, Gutes zu thun, wo es Noth thut, wird auf diese Weise in elende Fesseln gelegt, und das grosse Monstrum unseres humanen und aufgeklärten „Neunzehnten Jahrhunderts“, das *Laisser-aller*, „schreitet“ triumphirend darüber „fort“! —

Originell ist die Art, wie C. Frantz eine gerechte Besteuerung begründet: er fordert eine progressive Einkommensteuer und eine progressive Erbschaftssteuer. Jene war ebenfalls schon durch die Solonische Gesetzgebung — freilich im alten Attika — sehr bestimmt eingeführt worden. Gemäss den weit komplizirteren Geld- und Finanzverhältnissen unseres Zeitalters könnte ein moderner Solon — den uns die Vorsehung bescheren möchte! — mit so einfachen Maassregeln nicht auskommen. Frantz will zuvörderst, und zwar mit vollem Rechte, die *Qualität* der Einnahme unterschieden wissen. Es ist ein anderes, ob ein Gelehrter und Künstler nach jahrelanger kostspieliger Vorbereitung, ein Landwirth mit unsicheren Chancen, oder ein Kaufmann in theilweise fast mühelosem Gewinne sein Geld verdient, — wie denn ja auch unsre Sprache für diese verschiedenen Einnahmen recht verschiedenartige Ausdrücke hat. Dann muss, abgesehen von einem überhaupt nicht zur Besteuerung geeigneten *Minimum*, welches ein Jeder zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft haben muss, der darüber steigende Betrag des Einkommens in progressiver Weise zur Steuer herangezogen werden. Die sehr durchdachte und wohlberechnete Art, wie Frantz sich die Durchführung dieser je nach Grösse und Qualität des Einkommens wachsenden Steuer denkt, zur Darstellung zu bringen ist nicht dieses Ortes; es bei dem Autor selbst nachzulesen ist lohnend und zum Nachdenken anregend. Aehnlich verhält es sich mit der Erbschaftssteuer. Dass das Gemeine-Wesen, welches dem Einzelnen erst den Bestand seines Vermögens sichert, auch im Todesfalle als Miterbe auftreten darf, versteht sich so sehr von selbst, dass in der That die Erbschaftssteuer an sich die vernünftigste und gerechteste genannt werden kann. Wird doch von sozialistischer Seite das Recht

des Einzelnen zu erben überhaupt bestritten und nur der Gesammtheit zuerkannt. Auch hier will Frantz eine verschiedene Behandlung der Besteuerung nicht nur nach dem Verwandtschaftsgrade, sondern auch nach der Qualität des Vermögens eingeführt wissen.

Des Verfassers schneidige und rückhaltlose Ausführungen stehen in wohl thuendem Kontrast zu den ängstlichen Entwürfen und Arbeiten unserer Geheimen Räthe und öffentlichen Professoren. Hier tritt der denkende und fühlende Mann den parlamentarischen und litterarischen „Mannesseelen“ so kühn entschlossen durchgreifend gegenüber, wie es sich in so wichtiger Angelegenheit einzig geziemt. Und wie traurig nimmt sich dagegen z. B. jene neueste, vielbesprochene Journal-Affaire aus, die Behandlung des Steuerproblems in der für „hochoffiziös“ geltenden Provinzial-Correspondenz, welche nachträglich zur Entschuldigung als *„nur akademisch“* gemeint bezeichnet werden musste, nachdem sie sich bis zu dem theoretischen Gipfel besorgter Betrachtung verstiegen hatte: dass durch eine progressive Einkommen- und Börsensteuer — die *„Kapitalbildung“* beeinträchtigt und dadurch unsere Nation auf die Stufe der „Barbarei“ hinabgedrückt werden könnte! Dieses also gilt unseren offiziösen Akademikern noch heut, in denselben Zeiten des allgemeinen sozialen Leidens unter dem Fluche der grossen „Kapitalbildungen“, als das eigentlich bedenklichste Kultur-Unglück, während schon der Instinkt des kühnen Preussischen Staatspraktikers, wohl in manchem lästigen Kampfe mit den eigenen büreaukratischen Gehilfen, auf ein besseres Experiment getroffen zu sein hofft, wie zwischen direkter und indirekter Steuer ein humaner Ausgleich zu finden sei. Dennoch ist der wesentlichste Theil des Steuerproblems noch immer zu lösen, und der Durchführung der heilsamen Gedanken Einzelner steht die zähe Organisation unserer modernen Parteipolitik hemmend im Wege. Ein Jeder aber ist an dem gewichtigen Werke insofern doch mitbetheiligt, als er dem von ihm zu wählenden „Vertreter“ ein bestimmtes Mandat in dieser Hinsicht geben und dadurch möglicherweise selbst innerhalb der parlamentarischen Organisation dem menschlichen Bedürfen zum vernünftigen Worte verhelfen kann. Eile thut noth; denn wenn ein Staat die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit auf die Dauer nicht zu entbehren vermag, so müssen wir bekennen, dass uns diese Lebensbedingungen in bedenklichem Grade mangeln. Seien wir gerecht gegen die Armen! Geschieht gegen die besitzlosen Klassen von unsrer Seite nicht Alles, was nach Lage der Umstände geschehen kann, lernen wir es nicht, *praktisches Christenthum* im vollsten Maasse zu üben, dann ist die unausbleibliche, früher oder später eintretende Konsequenz: die *soziale Revolution!* Sie würde vielleicht manche Ruine beseitigen, frischen Wind in eine dumpfe, vergiftete Atmosphäre bringen, aber auch manches fruchtbare Gefilde mit ödem Schutt überschwemmen. Desshalb *heilsame Reform* lieber als wüste Revolution!

B. Förster.

Geschichtlicher Theil.

Stimmen aus der Vergangenheit.

Fr. Rochlitz
über das musikalische Drama.

Was J. Friedrich Rochlitz, geb. 1769, gestorben 1842, bis in sein höchstes Greisenalter als Schriftsteller, besonders als Begründer und langjähriger Mitarbeiter der Leipziger Allgemeinen Musik-Zeitung, für die Interessen der Musik gewirkt hat, ist allbekannt. Weniger bekannt dürfte sein, dass er in Folge seines tiefen Verständnisses für die Musik der Gegenwart und Vergangenheit auch der Zukunft das Feld bezeichnete, auf welchem allein nach dem gewaltigen Schaffen Beethoven's ein Fortschritt noch denkbar war: das Feld des musikalischen Dramas. Im Jahre 1824 veröffentlichte er seine Gedanken hierüber in einem Gespräche: „*Ein Frühlingsabend*". Für uns muss jene Stelle von ganz besonderem Interesse sein, in welcher Rochlitz — freilich nur in kurzen und flüchtigen Umrissen — das Ideal einer vollkommenen Oper, wie er sie sich dachte, skizzirt.

Der ältere Freund A. spricht zu den jüngeren B. und C. über die Bedeutungslosigkeit der Oper für das höhere geistige Streben der Nation, während ein edeles Bühnenwerk doch zu so überaus mächtiger Wirkung gelangen könne, und erläutert letzteres durch eine Schilderung des grossartigen Eindrucks, den die ersten Wallenstein-Aufführungen zu Weimar bei den Zeitgenossen hinterliessen. C. wird durch diese Ansprüche an die Oper verstimmt. B. aber wendet ein*):

B. Du sprichst von der Oper und ihrem Publikum, wie wir beides jetzt (also 1824 oder noch etliche Jahre vorher) in Bausch und Bogen genommen, besitzen. Gut! Da weiss ich, wenigstens im Augenblick, nichts Wesentliches einzuwenden. Aber ich kann mir doch auch eine Oper — wenn gleich nur denken, die, ohne die ihr eigenen Reize und Vortheile aufzugeben, bis auf einen gewissen Grad der Vorzüge des Schauspiels sich bemächtigte; und dafür, dass sie sich freilich auf engere Gränzen hinsichtlich des Stoffes, und dessen, was zunächst das Denkvermögen anlangt, beschränken muss, was sie nun innerhalb dieser Gränzen darbietet, noch lebendiger, noch eindringlicher, für das Gefühl noch vertiefter, wenn ich so sagen darf, und mithin wohl auch noch widerhaltiger aufstellt, als das Schauspiel. Und was ich mir bestimmt denken kann, was keinen Widerspruch in sich selbst enthält, und nicht gegen die Natur der Dinge oder des Menschen ist: warum sollte das nicht auch ausgeführt werden können?

A. „Bis auf einen gewissen Grad" — „Auf engere Gränzen beschränkt" — dann geb' ich's nicht nur zu, sondern sage, dass es sogar schon dagewesen ist —

C. Wie? was? schon dagewesen?

A. Es versteht sich, auf weit niederer Stufe, in weit niederer Potenz, hinsichtlich der Dichtkunst und noch weit mehr der Musik, als, wo wir jetzt stehen und welchem gemäss es uns neu geschaffen werden müsste, sollten wir's wirklich bekommen —

C. Sag' mir nur erst: wo dagewesen? und wann?

A. In Italien, als die ganze Gattung noch nicht lange erfunden war; dann auf einige Zeit, obschon mit weit schwächerer Musik, auch in Frankreich: damals, als verschiedene der grössten dramatischen Dichter dieser Länder, zugleich

*) Für Freunde der Tonkunst, III. Aufl., Band I, Seite 171.

mit der Tonkunst vertraut, und ihrer Formen bis zur Geläufigkeit kundig, sich beeiferten, der Oper edle, treffliche Dichtungen zu liefern, und die Componisten, sowie die Gesangvirtuosen gar nichts wollten, als diese Dichtungen auf's Lebendigste, Bedeutsamste, Herzandringendste darlegen. Es kann das freilich wieder so werden, und nun allerdings auf weit höherer Stufe und zu weit mächtigerer Wirkung: aber was Alles würde dazu nöthig sein! Zuerst: ein wahrhaft grosser Dichter, mit der Tonkunst unserer Tage ebenso vertraut, wie es die Dichter jener Zeit mit der Tonkunst ihrer Tage waren; und ein wahrhaft grosser Tonkünstler, eben so mit unserer Dichtkunst vertraut, wie die Componisten jener Zeit mit der Dichtkunst ihrer Tage. Beide müssten nun, nicht nur gänzlich vereint über das Werk selbst und alles drum und dran arbeiten, sondern auch in Verhältnissen leben, wo sie, ohne alle Nebenrücksichten und beharrlich durchführen könnten, was Anfangs, ja vielleicht geraume Zeit, bei allen Virtuosen Widerstand finden, und beim grossen Publikum wenig oder gar kein Glück machen würde; denn beides könnte gar nicht anders sein bei etwas so von Grund aus Neuem, und das sogar schon dadurch, dass es aus dem Ganzen für das Ganze gearbeitet wäre, dem, woran jetzt Alle gewöhnt sind, geradezu entgegenträte. Solch ein unverrückt festgestelltes und festgehaltenes Ganze müsste es aber werden, möchte es nun heroisch, oder romantisch, oder — als Gegensatz und Parodie von beidem — komisch sein; es müsste werden — dass ich so sage: die ganze Oper ein einziges, engverbunden fortlaufendes, wie in einer, bald sich hebenden, bald sich senkenden Bogenlinie, sich steigerndes *finale*, das von den jetzt üblichen Musikformen jede gute, aber nur unter den dann nothwendigen Bedingnissen und Beschränkungen, aufnähme . . . . . .

C. Was? Die ganze Oper Ein Finale? — Nein; das ist mir doch zu wunderlich.

A. Da sieh', wie schwer es halten würde, sich jetzt wieder drein zu finden oder gar ihm Hochachtung und Eingang zu gönnen. Willst doch selbst Du, Du, ein Künstler, ein denkender Künstler, nicht dran! nicht einmal an den blossen Gedanken! Und gleichwohl kann erst so die Oper ein in sich selbst festgegründetes, in allen seinen Theilen übereinstimmendes, rund, folgerecht und vollständig ausgesprochenes Kunstwerk werden; ein Werk, das uns, ohne Widerspruch der Vernunft und des innern Sinnes, in eine ideale Welt hebt, in einer idealen Welt hält; in einer Welt, wo dann auch die eigenthümliche, einzige Sprache aller Handelnden Gesang ist; ein Werk, wie es in Gluck's Geist und Sinne liegen mochte, wie er's aber, auch in seinen besten Opern, nur einigermaassen andeuten, nicht ausführen konnte, da er noch viel zu sehr auf Einzelnes und auf Eigenheiten, obgleich achtbare, des französischen Theatersinnes und Theaterwesens rechnete; auch, gerade herausgesagt, als eigentlicher Musiker zu wenig Reichthum und Fülle besass, am allerwenigsten aber der Mittel tiefer und beharrlicher Ausarbeitung der Harmonie mächtig war.

C. Sag' das nicht so laut: sie würden schreien — die Gluckisten Ach und Wehe, die Piccinisten — das heisst jetzt, die Rossinianer: Nun, da habt ihr's ja!

A. Was gehet das mich an?

C. Na, mich auch nichts! — Doch nun lass uns auch einen Blick rückwärts in unser Gespräch werfen! Unsere schönen Mozartischen Opern, und was ihnen aus jetziger oder letztvergangener Zeit nahe steht: die würden dann doch veraltet sein und bei Seite gelegt werden. —

A. Sie haben Eure Kunst und euch selbst (C. ist nämlich Opernkomponist) erst dahin gehoben, dass vollkommene Opern, wie wir sie uns denken, wieder möglich: und uns (das Publikum), dass wir, wären sie nur erst da, allmählich

wieder dafür empfänglich würden: so lebten sie, so lebte wenigstens, was B. ihren Geist nannte, in diesen und in uns fort; und ist das nicht ein schönes ein wohlthätiges Leben? u. s. w.

In ein noch bedeutsameres Licht tritt der Inhalt dieses Gespräches durch einen Brief, welchen Rochlitz am 28. Juni 1822 von Wien aus, wo er bekanntlich des Oefteren mit Beethoven verkehrte, an Gottlieb Christ. Haertel in Leipzig schrieb. (Später abgedruckt in „Für Freunde der Tonkunst", Band IV, S. 209.) Er führt in demselben aus, dass die eigentlich herrschende Kunst seines Zeitalters die Musik sei, dass diese aber ihrer höchsten Ausbildung schon theilhaftig geworden sei, und

> hat sie ihren Kreislauf vollendet, so wird eine andere Kunst den ihrigen beginnen; wer weiss, ob das nicht die *dramatische* sein wird, da diese, als eigentliche *Kunst*, bei den neuen Völkern noch gar nicht an der Reihe gewesen ist.

Gemahnen diese Worte nicht an die Chorsymphonie, welche gerade in jenen Tagen ihrer Vollendung entgegen ging, und an das Kunstwerk der Zukunft?

Noch mögen zwei, einer Besprechung des Weber'schen Oberon entnommene, Bemerkungen hier Platz finden*) (Allgemeine Musik-Zeitung vom 15. April 1827):

> Keine Oper, die wirklich eine ist, kann, als eine solche — nicht blos als eine Reihe verschiedenartiger Gesangstücke — aus dem Clavierauszuge allein beurtheilt werden; und geschieht es dennoch, so hat der Leser nicht nur die unbedingte Befugniss, sondern, nimmt er wirklich an ihr Theil, sogar einigermaassen die Obliegenheit, die Beurtheilung bedenklich und nur als eine vorläufig aufmerksam machende Anzeige aufzunehmen.

Und weiter unten:

> Jede Beurtheilung einer Oper, die wirklich eine ist, — nicht eine Art Konzert, von verkleideten, mehr oder weniger in Handlung gesetzten Sängern und Sängerinnen aufgeführt — muss von der Dichtung ausgehen; nicht von den Worten derselben, als Worten, und ihrer Form — obschon auch diese nicht gleichgültig und ebenfalls zu beachten sind: sondern von der Fabel und deren Führung, von den Charakteren, und von den Situationen.

So urtheilte über die Zukunft der Oper vor mehr als einem halben Jahrhundert ein ernster und besonnener Musiker, ein gründlicher Kenner der älteren niederländischen, deutschen und italienischen Musik, ein begeisterter Verehrer Bach's und Händel's, Haydn's und Mozart's. Wie stehen demgegenüber Diejenigen da, welche noch immer von „Umsturztheorie", von „Formlosigkeit", von „stilloser Vermischung der Künste" und dergleichen reden, sich stützend auf ihr angebliches „gründliches Verständniss der klassischen Meister"?

Was Rochlitz kaum auszusprechen, geschweige denn zu hoffen wagte, ist uns seitdem zu ungeahnter Pracht erblüht. Der dort aus der Passion Seb. Bach's, dort aus der Symphonie Beethoven's ertönt, der Genius der deutschen Musik, er lebt auch uns auf dem Hügel zu Bayreuth. War er aber dort der Genius der *deutschen Musik*, so ist er nun berufen, der Genius der *deutschen Kunst* zu werden — wenn wir wollen! Sollten wir wirklich nicht wollen?

Karl Alberti.

*) Später aufgenommen in: Für Freunde der Tonkunst, III. Auflage, 3. Band S. 49.

Das nächste Stück der „Bayreuther Blätter" erscheint in der letzten Woche des November.

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

BAYREUTHER BLÄTTER.

Monatschrift

des

Bayreuther Patronatvereines

unter Mitwirkung Richard Wagner's redigirt von H. v. Wolzogen.

November
Dezember

Doppelstück. 1882.

Inhalt: — Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882. Von Richard Wagner. — Die Ungleichheit der menschlichen Racen. Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke von Hans von Wolzogen. IV. Persien und Hellas. — Graf Arthur Gobineau. Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. — Senta's Verhältniss zu Erik und zum Holländer. Eine psychologische Studie von Fritz Stade. III. IV. — Beiträge zur Charakteristik der Zeit. XVII. Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft. 4. Friedrich Zöllner. Ein Beitrag zur Würdigung des Menschen, des Kämpfers, des wissenschaftlichen Charakters. Von Bernhard Förster. — XVIII. Die Härte des Luxus. Von Meta Wellmer. — Geschichtlicher Theil: Stimmen aus der Vergangenheit. Das Jubiläum der deutschen Oper. Von L. Nohl. — Johann Gottfried Herder über die Kunstkritiker. Von G. Wittmer. — Generalregister. — Beilage: An die Abonnenten und Vereinsmitglieder. —

Das Bühnenweihfestspiel
in Bayreuth 1882.

Wenn unsere heutigen Kirchweihfeste hauptsächlich durch die hierbei abgehaltenen, nach ihnen sich benennenden, sogenannten *Kirmes-Schmäuse* beliebt und anziehend geblieben sind, so glaubte ich das mystisch bedeutsame Liebesmahl meiner Gralsritter dem heutigen Opernpublikum nicht anders vorführen zu dürfen, als wenn ich das Bühnenfestspielhaus diessmal zur Darstellung eines solchen erhabenen Vorganges besonders geweiht mir dachte. Fanden hieran konvertirte Juden, von denen mir christlicherseits versichert wurde dass sie die unduldsamsten Katholiken abgäben, vorgeblichen Anstoss, so hatte ich mich dagegen allen denen nicht weiter hierüber zu erklären, welche im Sommer dieses Jahres zur Aufführung meines Werkes sich um mich versammelten. Wer mit richtigem Sinne und Blicke den Hergang alles Dessen, was während jener beiden Monate in den Räumen dieses Bühnenfestspielhauses sich zutrug, dem Charakter der hierin sich geltend machenden

produktiven wie rezeptiven Thätigkeit gemäss zu erfassen vermochte, konnte diess nicht anders als mit der Wirkung einer Weihe bezeichnen, welche, ohne irgend eine Weisung, frei über Alles sich ergoss. Geübte Theaterleiter frugen mich nach der, bis für das geringste Erforderniss jedenfalls auf das Genaueste organisirten, Regierungsgewalt, welche die so erstaunlich sichere Ausführung aller scenischen, musikalischen wie dramatischen Vorgänge auf, über, unter, hinter und vor der Bühne leitete; worauf ich gutgelaunt erwidern konnte, dass diess die Anarchie leiste, indem ein Jeder thäte, was er wolle, nämlich das Richtige. Gewiss war es so: ein Jeder verstand das Ganze und den Zweck der erstrebten Wirkung des Ganzen. Keiner glaubte sich zu viel zugemuthet, Niemand zu wenig sich geboten. Jedem war das Gelingen wichtiger als der Beifall, welchen in der gewohnten missbräuchlichen Weise vom Publikum entgegenzunehmen als störend erachtet wurde, während die andauernde Theilnahme der uns zuziehenden Gäste als Zeugniss für die Richtigkeit unserer Annahme von dem wahren Werthe unserer Leistungen uns erfreuete. Ermüdung kannten wir nicht; von dem Eindrucke eines fast beständig trüben und regnerischen Wetters auf unsere Stimmung erklärte ein Jeder sofort sich befreit, sobald er im Bühnenhause an das Werk ging. Fühlte sich der Urheber aller der Mühen, die er seinen freundlichen Kunstgenossen übertragen hatte, oft von der Vorstellung einer unausbleiblich dünkenden Ermüdung beschwert, so benahm ihm schnell die mit jubelnder Laune gegebene Versicherung der heitersten Rüstigkeit Aller jede drückende Empfindung.

Rangstreitigkeiten konnten unmöglich da aufkommen, wo sechs Sängerinnen sogenannter erster Fächer die unbenannten Führerinnen der Blumenmädchen Klingsor's übernommen hatten, zu welchen sich wiederum Sängerinnen aller Fächer mit freudigster Willigkeit verwenden liessen. Gewiss, — hätte es in Wahrheit erst eines Beispieles für die Darsteller der ersten Partien bedurft, so wäre ihnen dieses von dem künstlerischen Einmuthe der Leistungen jener Zauberblumen-Mädchen gegeben worden. Von ihnen wurde mir zunächst auch eine der wichtigsten Anforderungen erfüllt, welche ich zur ersten Grundlage des richtigen Gelingens ihres Vortrages machen musste: der vom Operngesange unserer Zeit den Sängern der heutigen Theater zu eigen gewordene leidenschaftliche Akzent, durch welchen jede melodische Linie unterschiedslos durchbrochen zu werden pflegt, sollte hier durchaus nicht mehr sich vernehmen lassen. Sogleich ward ich von unseren Freundinnen verstanden, und alsbald gewann ihr Vortrag der schmeichelnden Weisen das kindlich Naive, welchem, wie es andrerseits durch einen unvergleichlichen Wohllaut rührte, ein aufreizendes Element sinnlicher Verführung, wie es von gewissen Seiten als vom Komponisten verwendet vorausgesetzt wurde, gänzlich fern abliegen blieb. Ich glaube nicht, dass ein ähnlicher Zauber des anmuthigst Mädchenhaften durch Gesang und Darstellung, wie er in der betreffenden Scene des *Parsifal* von unseren künstlerischen Freundinnen ausgeübt wurde, je sonst wo schon zur Wirkung kam.

Was hier als Zauber wirkte, nun als Weihe die ganze Aufführung des Bühnenfestspieles durchdringen zu lassen, wurde im Verlaufe der Uebungen und Vorstellungen zur angelegentlichsten Sorge Aller, und welchen ungewohnten Stylanforderungen hierbei zu genügen war, wird bald ersichtlich, wenn das stark-Leidenschaftliche, Rauhe, ja Wilde, was in einzelnen Theilen des Drama's zum Ausdruck kommen sollte, seinem wahren Charakter nach sich nicht verläugnen durfte. Welche schwierige Aufgabe den Darstellern der Hauptpersonen der Handlung dadurch gestellt war, leuchtete uns immer mehr ein. Vor Allem war hier auf grösste Deutlichkeit, und zwar zunächst der Sprache, zu halten: eine leidenschaftliche Phrase muss verwirrend und kann abstossend wirken, wenn ihr logischer Gehalt unerfasst bleibt; um diesen von uns mühelos aufnehmen zu lassen muss aber die kleinste Partikel der Wortreihe sofort deutlich verstanden werden können: eine fallen gelassene Vorschlag-, eine verschluckte End-, eine vernachlässigte Verbindung-Sylbe zerstört sogleich diese nöthige Verständlichkeit. Diese selbe Vernachlässigung trägt sich aber unmittelbar auch auf die Melodie über, in welcher durch das Verschwinden der musikalischen Partikeln nur vereinzelte Akzente übrig bleiben, welche, je leidenschaftlicher die Phrase ist, schliesslich als blosse Stimm-Aufstösse vernehmbar werden, von deren sonderbarer, ja lächerlicher Wirkung wir einen deutlichen Eindruck erhalten, wenn sie aus einiger Entfernung zu uns dringen, wo dann von den verbindenden Partikeln gar nichts mehr vernommen wird. Wenn in diesem Sinne schon bei dem Studium der Nibelungen-Stücke vor sechs Jahren dringend empfohlen worden war, den *kleinen* Noten vor den *grossen* den Vorzug zu geben, so geschah diess um jener Deutlichkeit willen, ohne welche Drama wie Musik, Rede wie Melodie, gleich unverständlich bleiben, und diese dagegen dem trivialen Opernaffekte aufgeopfert werden, durch dessen Anwendung auf meine dramatische Melodie eben die Konfusion im Urtheile unserer musikalischen, sogenannten *öffentlichen Meinung* hervorgerufen wird, die wir auf keinem anderen Wege aufklären können als durch jene von mir so unerlässlich verlangte Deutlichkeit. Hierzu gehört aber gänzliches Aufgeben des durch die gerügte Vortragsweise geförderten, falschen Affektes.

Das alles Maass überschreitende Gewaltsame in den Ausbrüchen schmerzlichster Leidenschaft, das ja dem tieftragischen Stoffe wie zu seiner Entlastung naturgemäss zugehörig ist, kann nur dann seine erschütternde Wirkung hervorbringen, wenn das von ihm überschrittene Maass eben durchweg als Gesetz der gefühlvollen Kundgebung eingehalten ist. Dieses Maass dünkte uns nun am sichersten durch Ausübung einer weisen Sparsamkeit in der Verwendung des Athem's, wie der plastischen Bewegung, festgehalten zu werden. Wir mussten bei unseren Uebungen der unbeholfensten Vergeudung, zunächst des Athems, deren wir uns meistens im Operngesange schuldig gemacht haben, inne werden, sobald wir dagegen schnell erkannten, was ein einziger wohl vertheilter Athem zu leisten vermochte um einer ganzen Tonreihe, indem er

ihren Zusammenhang wahrt, ihren richtigen melodischen, wie logischen Sinn zu geben oder zu belassen. Schon allein durch weise Einhaltung und Vertheilung der Kraft des Athem's sahen wir es uns, wie ganz natürlich, erleichtert, den gewöhnlich tiefer gelegten, von mir sogenannten *kleinen* Noten, als wichtigen Verbindungs-Partikeln der Rede wie der Melodie, ihr Recht widerfahren zu lassen, weil wir auf dem von selbst sich heraushebenden höheren Tone einer unnützen Athem-Verschwendung uns enthalten mussten, um des Vortheiles der Einigung der ganzen Phrase vermöge der gleichen Respiration uns bewusst zu bleiben. So gelang es uns, lange melodische Linien undurchbrochen einzuhalten, obgleich in ihnen die empfindungsvollsten Akzente in mannigfaltigster Färbung wechselten, — wofür ich die längere Erzählung *Kundry's* vom Schicksale Herzeleides im zweiten Aufzuge, sowie die Beschreibung des Charfreitags-Zaubers durch *Gurnemanz* im dritten Aufzuge als beredte Beispiele unseren Zuhörern zurückrufe.

In genauem Zusammenhange mit dem durch weise Sparsamkeit bei der Ausnützung des Athem's gewonnenen Vortheile der wirksamen Verständlichkeit der dramatischen Melodie, erkannten wir die Nöthigung zur Veredelung der plastischen Bewegungen durch gewissenhafteste Mässigung derselben. Jene, bisher im gemeinen Opernstyle von der Melodie fast einzig herausgehobenen Affekt-Schreie, waren immer auch von gewaltsamen Armbewegungen begleitet gewesen, welcher die Darsteller durch Gewöhnung sich mit solch regelmässiger Wiederkehr bedienten, dass sie jede Bedeutung verloren und dem unbefangenen Zuschauer den Eindruck eines lächerlichen Automaten-Spieles machen mussten. Gewiss darf einer dramatischen Darstellung, namentlich wenn sie durch die Musik in das Bereich des idealen Pathos erhoben ist, die konventionelle Gebahrung unserer gesellschaftlichen Wohlgezogenheit fremd sein: hier gilt es nicht mehr dem Anstande, sondern der Anmuth einer erhabenen Natürlichkeit. Von dem blossen Spiele der Gesichtsmienen sich entscheidende Wirkung zu versprechen, sieht der heutige dramatische Darsteller durch die in unserem Theater nöthig gewordene oft grosse Entfernung vom Zuschauer sich behindert, und die gegen das bleichende Licht der Bühnenbeleuchtung zu Hilfe gerufene Herstellung einer künstlichen Gesichtsmaske erlaubt ihm meistens nur die Wirkung des Charakters derselben, nicht aber einer Bewegung der verborgenen inneren seelischen Kräfte in Berechnung zu ziehen. Hierfür tritt nun eben im musikalischen Drama der Alles verdeutlichende und unmittelbar redende Ausdruck des harmonischen Tonspieles mit einer ungleich sichereren und überzeugenderen Wirkung ein, als sie dem blossen Mimiker zu Gebote stehen kann, und die von uns zuvor in Betracht genommene, verständlichst vorgetragene dramatische Melodie wirkt deutlicher und edler als die studirteste Rede des geschicktesten Mienenspielers, sobald sie gerade von den, diesem einzig hilfreichen Kunstmitteln, am wenigsten beeinträchtigt wird.

Dagegen scheint nun der Sänger, mehr als der Mimiker, auf die plastischen Bewegungen des Körpers selbst, namentlich der so gefühlsberedten Arme,

angewiesen zu sein: in der Anwendung dieser hatten wir uns aber immer an dasselbe Gesetz zu halten, welches die stärkeren Akzente der Melodie mit den Partikeln derselben in Einheit erhielt. Wo wir uns im Opernaffekte gewöhnt hatten, mit beiden, weit ausgebreiteten Armen, wie um Hilfe rufend uns zu gebahren, durften wir finden, dass eine halbe Erhebung eines Armes, ja eine charakteristische Bewegung der Hand, des Kopfes, vollkommen genügte um der irgendwie gesteigerten Empfindung nach Aussen Wichtigkeit zu geben, da diese Empfindung in ihrer mächtigsten Bewegung durch starke Kundgebung erst dann wahrhaft erschütternd wirkt, wenn sie nun, wie aus langer Verhaltung mit Naturgewalt hervorbricht.

Wenn das Gehen und Stehen für Sänger, welche zunächst der Ueberwindung der oft bedeutenden Schwierigkeiten ihrer rein musikalischen Aufgabe ihre angestrengteste Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, gemeinhin einer unüberlegten Ausübung der Routine überlassen bleibt, so erkannten wir dagegen bald, von welchem ergiebigen Erfolge eine weise Anordnung des Schreitens und Stehens für die Erhebung unserer dramatischen Darstellung über das gewöhnliche Opernspiel sei. War das eigentliche Hauptstück der älteren Oper die monologische Arie, und hatte der Sänger, wie er diess fast nicht anders konnte, sich gewöhnt, diese dem Publikum gewissermaassen in das Gesicht abzusingen, so war aus dieser scheinbaren Nöthigung zugleich die Annahme erwachsen, dass auch bei Duetten, Terzetten, ja ganz massenhaften sogenannten Ensemblestücken, Jedes seinen Part in der gleichen Stellung in den Zuschauerraum hinein zum Besten zu geben habe. Da hierbei das Schreiten völlig ausgeschlossen war, gerieth dagegen die Armbewegung zu der fast unausgesetzten Anwendung, deren Fehlerhaftigkeit, ja Lächerlichkeit, wir eben inne geworden. Ist nun hiergegen im wirklichen musikalischen Drama der Dialog, mit allen seinen Erweiterungen, zur einzigen Grundlage alles dramatischen Lebens erhoben, und hat daher der Sänger nie mehr dem Publikum, sondern nur seinem Gegenredner etwas zu sagen, so mussten wir finden, dass die übliche Nebeneinanderstellung eines duettirenden Paares dem leidenschaftlichen Gespräche zu einander alle Wahrheit benahm: denn die Dialogisirenden hatten entweder ihre dem Andern geltenden Reden wieder in das offene Publikum hinaus zu sagen, oder sie waren zu einer Profilstellung genöthigt, welche sie zur Hälfte dem Zuschauer entzog und die Deutlichkeit der Rede, wie der Aktion, beeinträchtigte. Um in diese peinliche Nebeneinander-Stellung Mannigfaltigkeit zu bringen, gerieth man gewöhnlich auf den Einfall, sie dadurch zu variiren, dass, während eines Orchester-Zwischenspieles, die beiden Sänger einander vorbei über die Bühne gingen, und die Seiten, auf denen sie zuvor aufgestellt waren, unter sich vertauschten. Hiergegen ergab sich uns aus der Lebhaftigkeit des Dialoges selbst der zweckmässigste Wechsel der Stellungen, da wir gefunden hatten, dass die erregteren Akzente des Schlusses einer Phrase oder Rede zu einer Bewegung des Sängers veranlassten, welche ihn nur um etwa einen Schritt nach vorn zu führen hatte,

um ihn, gleichsam den Anderen erwartungsvoll fixirend, mit halbem Rücken dem Publikum zugewendet eine Stellung nehmen zu lassen, welche ihn dem Gegenredner nun im vollen Gesichte zeigte, sobald dieser zum Beginn seiner Entgegnung etwa um einen Schritt zurücktrat, womit er in die Stellung gelangte, ohne vom Publikum abgewandt zu sein, seine Rede doch nur an den Gegner zu richten, der seitwärts, aber vor ihm stand.

Im gleichen und ähnlichen Sinne vermochten wir eine nie gänzlich stockende scenische Bewegung, durch Vorgänge, wie sie einem Drama einzig die ihm zukommende Bedeutung als wahrhaftige Handlung wahren, in fesselnder Lebendigkeit zu erhalten, wozu das feierlich Ernsteste, wie das anmuthig Heiterste uns wechselnde Veranlassung boten.

Diese schönen Erfolge, waren sie an und für sich nur durch die besondere Begabung aller Künstler zu gewinnen, würden jedoch unmöglich durch die hier besprochenen technischen Anordnungen und Uebereinkünfte allein zu erreichen gewesen sein, wenn nicht von jeder Seite her das scenisch-musikalische Element mit gleicher Wirksamkeit sich betheiligt hätte. Im Betreff der Scene im weitesten Sinne war zuvörderst die richtige Herstellung der Kostüme und der Dekorationen unserer Sorgfalt anheim gegeben. Hier musste viel erfunden werden, was denjenigen nicht nöthig dünkte, welche durch geschickte Zusammenstellung aller bisher in der Oper als wirksam erfundenen Effekte dem Verlangen nach unterhaltendem Prunk zu entsprechen sich gewöhnt haben. Sobald es sich um die Erfindung eines Kostümes der Blumenzaubermädchen Klingsor's handelte, trafen wir hierfür nur auf Vorlagen aus Ballet oder Maskerade: namentlich die jetzt so beliebten Hofmaskenfeste hatten unsere talentvollsten Künstler zu einer gewissen konventionellen Ueppigkeit im Arrangement von Trachten verführt, deren Verwendung zu unserem Zwecke, der nur im Sinne einer idealen Natürlichkeit zu erreichen war, sich durchaus untauglich erwies. Diese Kostüme mussten in Uebereinstimmung mit dem Zaubergarten Klingsor's selbst erfunden werden, und nach vielen Versuchen musste es uns erst geglückt erscheinen, des richtigen Motives für diese, der realen Erfahrung unauffindbare Blumenmächtigkeit uns zu versichern, welche uns die Erscheinung lebender weiblicher Wesen ermöglichen sollte, die dieser zaubergewaltigen Flora wiederum wie natürlich entwachsen zu sein schienen. Mit zweien jener Blumenkelche, welche in üppiger Grösse den Garten schmückten, hatten wir das Gewand des Zaubermädchens hergestellt, das nun, galt es seinen Schmuck zu vollenden, nur eine der buntbauschigen Blumen, wie sie rings her zerstreut anzutreffen waren, in kindischer Hast sich auf den Kopf zu stülpen hatte, um uns, jeder Opern-Ballet-Konvention vergessend, als das zu genügen, was hier einzig dargestellt werden sollte.

Waren wir durchaus beflissen, dem idealen Gralstempel die höchste feierliche Würde zu geben, und konnten wir das Vorbild hierfür nur den edelsten Denkmälern der christlichen Baukunst entnehmen, so lag es uns wiederum daran, die Pracht dieses Gehäuses eines göttlichsten Heilthumes keinesweges

auf die Tracht der Gralsritter selbst übertragen zu wissen: eine edle kloster-ritterliche Einfachheit bekleidete die Gestalten mit malerischer Feierlichkeit, doch menschlich anmuthend. Die Bedeutung des Königs dieser Ritterschaft suchten wir in dem ursprünglichen Sinne des Wortes *König*, als des Hauptes des Geschlechtes, welches hier das zur Hut des Grales auserwählte war: durch nichts hatte er sich von den anderen Rittern zu unterscheiden, als durch die mystische Wichtigkeit der ihm allein vorbehaltenen erhabenen Funktion, sowie durch sein weithin unverstandenes Leiden.

Für das Leichenbegängniss des Urkönigs Titurel hatte man uns einen pomphaften Katafalk, mit darüber von hoch herab hängender schwarzer Sammet-Drapperie, vorgeschlagen, die Leiche selbst aber in kostbarem Prunkgewande mit Krone und Stab, ungefähr so wie uns öfter schon der König von Thule bei seinem letzten Trunke vorgestellt worden war. Wir überliessen diesen grandiosen Effekt einer zukünftigen Oper, und verblieben bei unsrem durchgehends eingehaltenen Prinzipe einer weihevollen Einfachheit.

Nur in einem Punkte hatten wir für dieses Mal ein bemühendes Zugeständniss zu machen. Durch eine uns noch unerklärlich gebliebene Verrechnung war von dem hochbegabten Manne, dem ich auch die ganze scenische Einrichtung des *Parsifal*, wie bereits vordem der Nibelungenstücke, verdankte, und der nun noch vor der Vollendung seines Werkes durch einen plötzlichen Tod uns entrissen worden, die Zeitdauer der Vorführung der sogenannten Wandeldekorationen im ersten und dritten Aufzuge über die Hälfte geringer angeschlagen, als sie im Interesse der dramatischen Handlung vorgeschrieben war. In diesem Interesse hatte die Vorüberführung einer wandelnden Scene durchaus nicht als, wenn auch noch so künstlerisch ausgeführter, dekorativ-malerischer Effekt zu wirken, sondern, unter der Einwirkung der die Verwandelung begleitenden Musik, sollten wir, wie in träumerischer Entrückung, eben nur unmerklich die *pfadlosen* Wege zur Gralsburg geleitet werden, womit zugleich die sagenhafte Unauffindbarkeit derselben für Unberufene in das Gebiet der dramatischen Vorstellung gezogen war. Es erwies sich, als wir den Uebelstand entdeckten, zu spät dafür, den hierzu erforderlichen, ungemein komplizirten Mechanismus dahin abzuändern, dass der Dekorationszug um die Hälfte verkürzt worden wäre; für dieses Mal musste ich mich dazu verstehen, das Orchester-Zwischenspiel nicht nur voll wiederholen, sondern auch noch im Zeitmaasse desselben dehnende Zögerungen eintreten zu lassen: die peinliche Wirkung hiervon empfanden wir zwar Alle, dennoch war das uns vorgeführte dekorative Malerwerk selbst so vorzüglich gelungen, dass der von ihm gefesselte Zuschauer bei der Beurtheilung des Vorganges selbst ein Auge zudrücken zu müssen glaubte. Wenn wir aber sogleich Alle erkannten, dass für den dritten Akt der Gefahr einer üblen Wirkung desselben Vorganges, wenngleich er in ganz anderer Weise und dekorativ fast noch anmuthender als für den ersten Aufzug von den Künstlern ausgeführt war, da hier ebenfalls keine Reduktion eintreten konnte, durch

völlige Auslassung vorzubeugen sei, so gewannen wir hierbei eine schöne Veranlassung die Wirkung der Weihe zu bewundern, welche alle Theilnehmer an unsrem Kunstwerke durchdrungen hatte: die hochbegabten liebenswürdigen Künstler selbst, welche diese Dekorationen, die den grössten Schmuck jeder anderen theatralischen Aufführung abgegeben haben würden, ausgeführt hatten, stimmten, ohne irgend welche Kränkung zu empfinden, den Anordnungen bei, nach welchen diessmal diese zweite sogenannte Wandeldekoration gänzlich ungebraucht gelassen und dafür das scenische Bild eine Zeit lang durch den Bühnenvorhang verdeckt wurde, und übernahmen es dagegen gern und willig für die Aufführungen des nächsten Jahres die erste Wandeldekoration auf die Hälfte zu reduziren, die zweite aber der Art umzuarbeiten, dass wir, ohne durch einen anhaltenden Wechsel der Scenerie ermüdet und zerstreut zu werden, dennoch der Unterbrechung der Scene durch Schliessung des Bühnenvorhanges nicht bedürfen sollten.

Auf dem hier zuletzt berührten Gebiete der *scenischen Dramaturgie*, wie ich es benennen möchte, für alle meine Angaben und Wünsche auf das Innigste verstanden zu werden, war das grosse Glück, welches mir durch die Zugesellung des vortrefflichen Sohnes des so schmerzlich schnell mir entrissenen Freundes, dem ich fast ausschliesslich die Herstellung unseres Bühnenfestspiel-Raumes und seiner scenischen Einrichtung verdanke, zu Theil ward. In der Wirksamkeit dieses jungen Mannes sprach sich die ungemeine Erfahrung seines Vaters mit einem so deutlichen Bewusstsein von dem idealen Zwecke aller durch diese Erfahrung gewonnener technischen Kenntnisse und praktischen Geschicklichkeiten aus, dass ich nur wünschen möchte, auf dem Gebiete der eigentlichen musikalischen Dramaturgie selbst dem Gleichen zu begegnen, dem ich dereinst mein mühevoll bisher allein verwaltetes Amt übertragen könnte. Auf diesem Gebiete ist leider alles noch so neu und durch weit ausgebreitete üble Routine als für meinen Zweck brauchbar zu solcher Unkenntlichkeit verdeckt, dass Erfahrungen, wie wir sie diessmal gemeinschaftlich durch das Studium des *Parsifal* machten, nur der Wirkung des Aufathmens aus Wust und eines Aufleuchtens aus Dunkelheit gleichen konnten. Hier war es jetzt eben noch nicht die Erfahrung, welche uns zu einem schnellen Verständnisse verhelfen konnte, sondern die Begeisterung — die Weihe! — trat schöpferisch für den Gewinn eines sorglich gepflegten Bewusstseins vom Richtigen ein. Diess zeigte sich namentlich im Fortgange der wiederholten Aufführungen, deren Vorzüglichkeit nicht, wie diess im Verlaufe der gewöhnlichen Theateraufführungen der Fall ist, durch Erkaltung der ersten Wärme sich abschwächte, sondern deutlich erkennbar zunahm. Wie in den scenisch-musikalischen Vorgängen, durfte diess namentlich auch in der so entscheidend wichtigen, rein musikalischen Mitwirkung des Orchesters wahrgenommen werden. Waren dort mir intelligente und ergebene Freunde in aufopferndster Weise durch Dienstleistungen, wie sie sonst nur untergeordneteren Angestellten übergeben sind, zum schönen Gelingen behilflich, so zeigte es sich hier, welcher Veredelung

der Anlagen für Zartsinn und Gefühlsschönheit der Vortrag deutscher Orchester-Musiker fähig ist, wenn diese der ungleich wechselnden Verwendung ihrer Fähigkeiten anhaltend sich enthoben fühlen, um bei der Lösung höherer Aufgaben verweilen zu können, an denen sie sonst nur hastig vorüber getrieben werden. Von der glücklichen Akustik seiner Aufstellung im zweckmässigsten Verhältnisse zur deutlichen Sonorität der Gesammtwirkung mit den Sängern der Scene getragen, erreichte unser Orchester eine Schönheit und Geistigkeit des Vortrages, welche von jedem Anhörer unserer Aufführungen auf das Schmerzlichste vermisst werden, sobald er in den prunkenden Operntheatern unserer Grossstädte wieder der Wirkung der rohen Anordnungen für die dort gewöhnte Orchester-Verwendung sich ausgesetzt fühlt.

Somit konnten wir uns, auch durch die Einwirkungen der uns umschliessenden akustischen wie optischen Atmosphäre auf unser ganzes Empfindungsvermögen, wie der gewohnten Welt entrückt fühlen, und das Bewusstsein hiervon trat deutlich in der bangen Mahnung an die Rückkehr in eben diese Welt zu Tage. Verdankte ja auch der *Parsifal* selbst nur der Flucht vor derselben seine Entstehung und Ausbildung! Wer kann ein Leben lang mit offenen Sinnen und freiem Herzen in diese Welt des durch Lug, Trug und Heuchelei organisirten und legalisirten Mordes und Raubes blicken, ohne zu Zeiten mit schaudervollem Ekel sich von ihr abwenden zu müssen? Wohin trifft dann sein Blick? Gar oft wohl in die Tiefe des Todes. Dem anders Berufenen und hierfür durch das Schicksal Abgesonderten erscheint dann aber wohl das wahrhaftigste Abbild der Welt selbst als Erlösung weissagende Mahnung ihrer innersten Seele. Ueber diesem wahrtraumhaften Abbilde die wirkliche Welt des Truges selbst vergessen zu dürfen, dünkt dann der Lohn für die leidenvolle Wahrhaftigkeit, mit welcher sie eben als jammervoll von ihm erkannt worden war. Durfte er nun bei der Ausbildung jenes Abbildes selbst wieder mit Lüge und Betrug sich helfen können? Ihr Alle, meine Freunde, erkanntet, dass diess unmöglich sei, und die Wahrhaftigkeit des Vorbildes, das er euch zur Nachbildung darbot, war es eben, was auch euch die Weihe der Weltentrückung gab; denn ihr konntet nicht anders als nur in jener höheren Wahrhaftigkeit eure eigene Befriedigung suchen. Dass ihr diese auch fandet, zeigte mir die wehmuthvolle Weihe unseres Abschiedes bei der Trennung nach jenen edlen Tagen. Uns allen gab sie die Bürgschaft ür ein hocherfreuliches Wiedersehen.

Diesem gelte nun mein Gruss! —

Venedig, 1. November 1882.

Richard Wagner.

Die Ungleichheit der menschlichen Racen.

Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke

von Hans v. Wolzogen.

IV.

Persien und Hellas.

Wir wenden uns nun den Gebieten der abendländischen Geschichte zu. Das Zentrum der Weltbewegung und Geschichtsentwickelung wird von Asien nach Europa verlegt. Ein solches Zentrum befindet sich niemals dort, wo eine Zivilisation ein kompaktes Ganze für sich allein bildet, wie in China und Indien, sondern dort, wo eine überwiegende Anzahl verschieden gearteter Zweige weisser Race auf dem Boden einer unterworfenen gelben oder schwarzen Mischbevölkerung ihre eigenthümlichen zivilisatorischen Gedanken und Kräfte gegen einander in das Spiel führt, und so das Erbe der Weltkultur stufenweise auf einander übertragen kann. Haben wir bisher diese Weltkultur unter der Form der assyrischen Zivilisation zwischen Chamiten und Semiten sich dergestalt vererben gesehen, so werden wir nun in der neuen okzidentalen Geschichtswelt dasselbe altassyrische Erbe wiedererkennen, wobei jedoch jetzt der edelste Stamm der Weissen, der *Arier*, als Uebertrager und Träger der Zivilisationselemente hervortritt. Jenachdem ein neuer und reiner erhaltener Zweig der Weissen in den Gränzen der geschichtlichen Welt erscheint und den zunehmenden Vermischungen der historischen Völkerschaften neue Bahnen anweist, bewegt sich die „Weltkultur" auf dem Wanderwege der weissen Race gegen Westen weiter, unbekümmert um Klimaten und Handelsrücksichten, nach dem Instinkte der Race selbst, welcher stäts dominatorisch und Zivilisation bildend, also im grössesten Sinne historisch war. So erbte Germanien von Rom, Rom von Hellas, Hellas von Iran das Szepter der Weltmacht; und ebendort in dem uralten Wandergebiete des asiatischen Arierstammes, in den *iranischen* Landen zwischen der Sogdiana, Assur und Indien, fand die erste Uebertragung jener Macht von den Semitenreichen auf das Arierthum und damit die Vorbereitung ihres Ueberganges vom Orient zum Okzident statt.

Açagarta nennen die Inschriften der persischen Achämeniden die ältesten Bewohner der iranischen Steppen südlich vom Oxus und Areios: dort, wo griechische Schriftsteller die *Ariaspen* kennen, der mythischen Arimaspen geschichtliche Enkel*). Wie die Ariaspen in arischer Sprache die edelen Rosse oder arischen Reiter heissen, so deutet auch Açagarta, den persischen „Paradiesen" gleich, auf den Rossegarten, die geschützte Stätte eines Reiter-

*) Vgl. Duncker, Geschichte des Alterthums. 4. Aufl. IV. S. 5 ff.

volkes, die erste Kulturstelle rastender Wanderstämme*). Zugleich aber führt das uralte Wort durch einen gleichlautenden, gemeinsam ario-germanischen Begriff auf *Asgard*, die Götterburg der nördlichsten Arier Skandinaviens. So treffen in diesem Namen die früheste und die späteste Wiege der arischen Kultur zusammen, deren beiderseitige ethnische Vertreter bereits zu den Urzeiten der ersten Auswanderungen aus der sogdianischen Heimath nach Nord und Süd sich geschieden hatten.

Was nun auf jener Wanderung der Südarier, welche erst in Indien ihr Ziel fand, von dem reinen Stamme der weissen Edelreiter schon in die westlichen Gebiete Iran's zahlreich abgeschweift war, — verstärkt durch jenen von den Indern sich trennenden, nächstverwandten Kriegerstamm, von welchem wir im vorhergehenden Abschnitte vernommen haben, bildete dieses Volkswesen eine eigene Zivilisation heran, welche auf den strengen religiös-moralischen Grundgedanken des edelsten Racengeistes unter dem Namen Zoroaster's begründet worden war**). Während aber die nach Südwest hin sich entfaltende Macht dieser Iranier dort zunächst auf schwarze Race, dann auf das Assyrierthum traf und in der Vermischung dessen Obmacht verfiel, erhielt sich vielmehr im Nordosten, in *Baktrien*, um Balkh, die Mutter der Städte, an der ursprünglichen Pflegestatt des reinen Glaubens und Gesetzes des Zoroaster, arisches Blut und arische Sprache am Reinsten. Sonach gebührt den baktrischen Nordiraniern, unter der Herrschaft ihrer alten halbmythischen Heldenkönige, der Kai's oder Kava's, von deren Thaten noch Firdusi singt, die eigentliche Priorität der iranischen Zivilisation. Immerhin an Zahl geringer, verloren dann die Baktrier seit dem Eindringen des medischen Priesterthums, des Magismus, ihre Präponderanz, und das der weltbeherrschenden Zivilisation Assyriens näher stehende, westliche *Medien*, das den Assyriern selbst schon eine temporäre Dynastie gesendet hatte, minder reinen Blutes, doch treu der arischen Liebe zu kräftiger Unabhängigkeit, tritt unter Phraortes und Kyaxares im 7. Jahrhundert mit allmählicher Unterwerfung aller umwohnenden Verwandten als mächtiges Reich in den Vorgrund der asiatischen Geschichte.

Die semitischen Zuwanderungen im Westen hatten inzwischen aufgehört, das assyrische Reich stagnirte, die Uebermacht des schwarzen Blutes machte sich in innerem Verfalle geltend; Aegypten seinerseits hatte sich in sich abgeschlossen und erhielt zwischen sich und den mächtigen Rivalen die kleinen syrischen Fürstenthümer lebendig, während die Griechen bereits auf kleinasiatischem Boden zu kolonisiren begonnen hatten und als Seekönige gefürchtet waren. Indem so keine der grossen Mächte jener Zeit kräftig genug war um

*) In Russland kennt man seit dem 15. Jahrhundert die Rosse der Turkmenen unter dem bisher unerklärlichen Namen *Argamaki*. Dürfte man nicht in diesem Worte die arische Grundform des iranischen *Arimaçpa*, nämlich *Arjamakva* erkennen? —

**) Gobineau setzt Zoroaster in die älteste Zeit (2300 v. Chr.), neue Forschung weit später (1000 v. Chr.), 1000 Jahre nach der indischen Einwanderung. (Vgl. Duncker, IV. S. 141 ff.)

den Nachbar anzugreifen, und Alles in einem gewissen Gleichgewichte von Unfähigkeit schwebte, begab sich der medische Dominationsgeist, über die Gränzen einer Konzentration der iranischen Völker hinaus, auf den Weg der Aneignung der assyrischen Weltmacht. Allerdings ward des Kyaxares Werk unterbrochen durch den Einfall der längst entfremdeten nordarischen Brüder, jener barbarisch gewaltsamen kelto-germanischen Kimbern und der sie verfolgenden mongolisirten Skythen. Aber diese wilden Schaaren wirkten doch nur stürmisch vorübergehend durch ihre Masse, die von Sardes bis zur ägyptischen Gränze alles Land überschwemmte und die assyrische Herrschaft derart schwächte, dass Kyaxares, nachdem er endlich mit der Zusammenraffung seiner stärkeren medischen Arierkräfte die barbarischen Eindringlinge wieder vertrieben hatte, kaum um ein Menschenalter verspätet dennoch in das niedergetretene Niniveh als Herrscher einziehen konnte. Damit war aber auch für das medische Volk eine zunehmende Vermischung mit dem Semitismus eingeleitet, worüber endlich der noch reinste Zweig der Iranier, das *Perser*volk, triumphiren musste, indem Kyros in die Reihe der medischen Könige eintrat.

Brachte nun das reinere Blut der Perser der absinkenden Kraft der Meder eine neue arische Regeneration, die sich in einem Regimente der Menschlichkeit, der Vernunft und Ordnung, in einem stark hervortretenden Sinne für das Praktische und zugleich für eine einfache moralische Religiosität, wie in einem heldenmüthigen Kriegergeiste zeigte: so musste sich doch bald der minder gebildete und an Menge geringere dominirende Stamm abermals der überwiegenden, altvererbten assyrisch-medischen Zivilisation bis zu einem gewissen Grade unterwerfen, womit dann schon der weitere Weg zum allmählichen Verschwinden auch dieses reineren Arierthums in der Uebermasse der assyrischen Nationen beschritten war. Kaum hundert Jahre später befanden sich nach Herodot in des Xerxes Landheer nur noch 24,000 Arier unter — 1,700,000 Nichtariern. Eine ungeheure Macht war entstanden, die doch schon den Keim der Auflösung in sich trug. Als zuletzt auch selbst das heilige Aegypten, schwach geworden in seiner Abgeschlossenheit und abhängig von der Kraft seiner Söldner, dieser Macht nicht mehr hatte widerstehen können, da waren die Perser in Asien und die Griechen in Europa schliesslich die Einzigen, welche als zwei Brüder von verschiedenem sozialen Range, doch auf dem gleichen Niveau der Zivilisation, alle übrige Welt verachteten, indem sie sich einander selbst als „Barbaren“ bezeichneten. Der Aeltere regierte die Welt, der Jüngere bereitete sich auf die Erbschaft vor.

Wer immer aber in dieser beherrschten Welt die Zivilisation vertreten wollte, der musste in sich aufnehmen, was bisher Zivilisation gewesen war: und das war Semitismus. Man mochte ihn verachten, aber man bedurfte seiner; er mochte die Kraft der Völker aufzehren, aber sie mussten sich seinem weltüberspinnenden Scheine beugen. So lebte die selbst unproduktive assyrische Zivilisation von dem Opfer des schaffenskräftigen arischen Heldenblutes. Die stolzen Iranier, die eifrigen Hellenen hatten für ihren Theil nur die Aufgabe,

in den ungeheuren stagnirenden See der asiatischen Masse einige temporäre Elemente der Bewegung, der Agitation, des Lebens hineinzuwerfen, wie später die Germanen in die Welt Rom's. 150 Jahre nach der Eroberung Assyriens durch die Iranier hatte auch das gemischte Perservolk schon die Kraft verloren Herr der Welt zu sein, und das Erbe ging über an die *Ario-Hellenen.*

Alt-Griechenland zeigt sich halb semitisch, halb autochthon. Hängt es im Norden physisch zusammen mit dem Festlande von Europa, so ward es von Süden her zu einem Theile des grossen asiatischen Zivilisationsgebietes. Semitische Phönizier und Philistim aus Asien und von den Inseln, semitisirte Chamiten von Afrika, strömten schon frühe als Kolonisten und Kaufleute in grosser Masse nach Griechenland hinüber. *Kreta* war die erste bedeutende Uebergangs- und Vermittelungsstätte, *Sikyon* das älteste feste Zentrum dieses griechischen Semitismus. Die alten Heldennamen jener Stammväter, welche aus dem Süden die ersten zivilisatorischen Elemente in das Land getragen haben sollten: wie Inachos, Phoroneus, Agenor, Ogyges, Danaos, Kadmos, Kekrops, sind ebensowohl semitisch, wie die übliche Bezeichnung der Könige als *Anakes*, welches kananäische Wort die Grossen und Starken bedeutet. In Folge dieser ältesten südlichen Semitenzivilisation ward Griechenland nicht viel anderes wie ein asiatisches Land, dessen innere Vorgänge, wie sehr auch immer verherrlicht durch die grossartige Weise der hellenischen Geschichtsbetrachtung, von sekundärer Bedeutung bleiben mussten gegen die Begebenheiten in Asien und Persien. Die Grundelemente der griechischen Zivilisation sind dieselben, wie in den semitischen Staaten des Mittelmeeres, in welche die griechischen Kolonien hineingepflanzt wurden. Diese zahlreichen Kolonien, die erste grossartige Aeusserung eines eigenthümlichen, über die Enge seiner geographischen Situation hinaus reichenden und drängenden hellenischen Volksgeistes, blieben abhängig von der asiatischen Vormacht Persiens und übermittelten an die wiederum von ihnen abhängigen Mutterstädte immer mehr der eifrig aufgenommenen Elemente asiatischer Religion und Zivilisation. Durch die Kolonien ward die allgemeine politische Aufmerksamkeit des Mutterlandes stäts an Asien gefesselt erhalten, und zugleich mit dem semitischen Handelsgeiste, den sie zu vertreten hatten, der kleinliche Fraktionsgeist aus den engen und vielfältig gemischten hellenischen Stadtgemeinden in den Dienst und Vortheil der grosskönigliehen Politik hinübergezogen. Bei Platää kämpften 50,000 Hellenen für den Grosskönig gegen die Athener. Und doch ragt aus allen Weiten der Geschichte neben den grössesten Thaten des menschlichen Heroenthumes hellleuchtend hervor eine Besiegung der kriegsgerüsteten Macht desselben Grosskönigs durch die vorübergehend vereinigte Kraft jener unaufhörlich hadernden griechischen Städte. Undenkbar wäre diese zweite, und strenge genommen letzte, für die Weltgeschichte bedeutsame Aeusserung des eigenthümlich hellenischen Geistes, wenn derselbe durchaus nur bestimmt worden wäre durch die zivilisatorischen Einflüsse des semitischen Südens,

Was den Hellenismus von dem absoluten Semitismus dennoch als einen eigenen Typus menschlicher Kulturkraft für alle Zeiten abhebt, was jenen kleinen, an sich so unbedeutenden und kurzlebigen semitisirten Herrschaften den gouvernementalen Gedanken, basirt auf das Prinzip der persönlichen Freiheit, — was ihnen ferner die militärische Begabung und vor Allem das spezifisch litterarische Genie, diese wundersam idealisirende Kraft des Geistes über die Kleinlichkeiten und Engen ihrer eigenen Realität verlieh: das war die edele Wirkung des *arischen* Blutes, dessen Quelle für Hellas, gleich der des weissen für Westasien, in dem kräftigeren und rauheren Norden des Landes zu suchen ist.

Als der erste hellenische Mensch wird in der griechischen Sage *Deukalion* genannt, der aus Fluth und Stein, nach arischer Vorstellung, ein neues Geschlecht im Norden von Hellas entstehen lässt. Sein Name enthält die heilige Wurzel des arischen Götterbegriffes. Mit den Kureten, den Kurusöhnen altarischer Heldensage, zieht er in Thessalien ein: in das Land der echtarischen ritterlichen Rossezucht, in die Heimath des Orpheus und der Kentauren, die als Rhibhu's und Gandharva's ja auch im arischen Indien heimisch sind. Deukalion's Ahnen sind die *Titanen*, d. h. im Thessalischen „die Führer", die echten Arier, die Söhne des ältesten Gottes Uranos (ind.: Varunas), unter ihnen das heroische Prototyp des arischen Geistes: Prometheus, der Sohn des Japetos und der Asia, gleichfalls ein Schöpfer neuen Menschengeschlechtes aus Lehm und Thon. Sie sind die vergötterten Erstlinge der reinen arischen Race. Dagegen deutet schon der Name der Gattin Deukalion's, Pyrrha, d. h. die Rothe, auf die Mischung der arischen Titanen mit einer autochthonen Bevölkerung, welche sie von Norden einwandernd dort im thessalischen Lande schon angesiedelt fanden. Im wörtlichen Sinne autochthon war aber auch diese Bevölkerung nicht; sondern wie einst Panku, der erste Mensch der Chinesen, vom arischen Süden her in eine Mischwelt von Gelb und Schwarz eintrat, so führte Deukalion, der erste Mensch der Hellenen, sein neues titanisches Heldengeschlecht aus Norden siegreich in eine Mischwelt von Gelb und Weiss, entstanden aus den früheren Einströmungen des weissen Blutes vom nördlichen Asien in die gelbe Masse europäischer Urzeit. Diess sind die keltisch-slavischen Stämme, welche wir als Thraker und Illyrier im Norden der hellenischen Halbinsel finden, welche in Böotien die slavischen Götternamen der Semele (slav. zemlja, Erde) und des Bakchos (slav. bogu, Gott) hinterlassen haben, und welche später auch in Gallien, Italien und Spanien wiedererscheinen. So bildete sich hier im Norden durch das reinere weisse Blut, in Verbindung mit dem männlicheren Geiste gelber Race, eine von frühe her und auf lange hin, wenn auch halb barbarisch, doch heldenmüthig erglänzende kriegerische Kraft, die eigentlich rettende Stärke der Nation, gegenüber der von Süden her zunehmend sich ausbreitenden semitischen Zivilisation. Ja, bis in deren äussersten Süden hin, tief in den Peloponnes hinein, führte einmal noch im Morgenrothe der griechischen Geschichte (1100 v. Chr.) eine

stolze Nachgeburt jener reinen arischen Titanen von Thessalien mit dem Zuge der dorischen *Herakliden* den hellen gesunden, sieghaften Ariergeist zu seiner längsten Erhaltung auf griechischem Boden, stäts feindlich dem semitisirten Athen gegenüber, im lakedämonischen Kriegerstaate von Sparta.

In Sparta erhielt sich neben den manigfachen Republiken der übrigen, mehr oder minder semitisirten griechischen Staaten die alte Königsherrschaft. Wir erkennen noch ihre erste arische Form einer durch die Autorität der Familienväter, der religiösen Vorschriften und der Tradition beschränkten Macht in den homerischen Gedichten, woselbst auch der thessalische Held noch als der rechte Bruder des Helden aus dem Schahnameh und Mahabharata erscheint. Epische Poesie und einfache hymnische Anrufungen an wenige geistige Gottheiten, noch unberührt von dem warmblütigen Lyrismus des Orients, das war die männlich schlichte Kunst jener arischen Heroenzeit. Die Reinheit des Blutes, der Abstammung, gilt noch für das Wichtigste und was vor Allem Macht verleiht. Auch zeigen sich Spuren von arischer Kastenbildung: gewisse Priesterschaften dürfen nur unter sich heirathen, der Arier oder Alt-Hellene kann niemals Sklave sein, Heloten und Penesten befinden sich in der Lage der Hörigen des Mittelalters, Perrheben und Magneten in Thessalien, Periöken in Lakonien sind eine Art von wohlhabender Bürgerschaft ohne Bürgerrechte, die Vermischung zwischen Bürgern und Fremden bleibt gesetzlich verpönt. Auch die hellenische Frau zeigt sich in ihrer arischen Selbständigkeit, ohne den passiven Gehorsam orientalischer Weiber, sowohl in den mythischen Typen einer Klytämnestra, Helena und Penelope, wie noch in der späten historischen Gestalt einer Olympias von Makedonien. Diese heroische Zeit seit der Ankunft des Deukalion, dieses Leben nach der altarischen Art von Sogdiana, dieses Drängen und Wandern und allmähliche Sicheinrichten zahlreicher einzelner Stämme unter stäten Kämpfen auf engem Raume, nicht ohne bereits zunehmende Vermischung des Ariers mit dem Autochthonen und dem Semiten, währt bis zum Ende der attischen Königsherrschaft etwa 800 Jahre.

Mit dem weiteren Eindringen und Anwachsen des Semitismus verwandelt, vervielfältigt und verfeinert sich die Religion und das Staatswesen in Hellas. Der arische Sinn für die Unabhängigkeit und der semitische für das Absolute treten einander gegenüber, und da es ihnen bei der Manigfaltigkeit der sich bildenden sozial-politischen Gruppen unmöglich ist eine bestimmte persönliche Herrschaft zu gewinnen, so vereinigen sie sich in dem abstrakten Begriffe der *Patria*, der selbst wiederum zum ungeheuerlichen Tyrannen anwächst, in dessen Dienste der Stolz des Bürgers und das Gefühl der Freiheit von menschlicher Abhängigkeit mit patriotischer Freudigkeit aufgeht. Doch musste auch dieser abstrakte Begriff seine persönlichen Repräsentanten haben, und diess waren zunächst, wie in den phönizischen Städten, die adeligen Familien, mochten es nun Könige, Archonten, Edele oder was immer sein. In Sparta bestand dieses

aristokratische System seit 867 und erhielt sich wegen der grösseren Reinheit des Ariismus mit der Konstitution des Lykurg über 6 Jahrhunderte; in Athen dagegen dauerte es von 753 an bis zum Archontat des Isagoras kaum 250 Jahre. Entstehen in diesen unruhigen semitisirten Republiken aus den Verhältnissen der herrschenden Geschlechter einmal ernstliche Gefahren für den Staat, so erhebt sich wohl leicht auf den Schultern des Volkes ein einzelner, bedeutender, thatkräftiger Mann zum *Tyrannen*, welcher nun an Stelle des „Vaterlandes" in derselben Weise, oft sogar milder, weil vorsichtiger zum eigenen Vortheile „tyrannisirt", doch bald von dem Freiheitssinne der Menge wieder beseitigt wird. Dann bildet sich auch, immer mit der Vermehrung des semitischen Einflusses, eine reiche Mittelklasse, agitirt gegen die Aristokratie und strebt zur Plutokratie. Danach verlangt das niedere Volk, ganz gemischt, halb fremd, halb sklavisch, sein Recht. Die Demokratie bis zur Demagogie regt sich in den hellenischen Staaten; sie ringt in Athen, dem Vororte des semitisirten Hellas, mit aristokratischen und tyrannischen Faktionen durch 2 Jahrhunderte bis zur Schlacht bei Chäronea, dauert aber doch selbst dort, nach Abrechnung aller Zwischenherrschaften, kaum 80 Jahre.

Das Gesammtbild, welches diese ewig ruhelosen kleinen griechischen Republiken in dem grossen Rahmen der Weltgeschichte darbieten, ist das einer allgemeinen Anarchie ohne moralische Würde: im Inneren der Städte der Neid und Streit der Parteien, Umwälzungen, Tyranneien, Expulsionen, nach aussen hin untereinander eifersüchtige Reizungen und Reibungen, verzehrender Kleinkrieg, ohne zu Eroberungen und Konstituirungen grösserer, in sich beruhigter Komplexe zu führen. Nicht die menschlich-sittlichen Gefühle, sondern der Wille der Stadt, der Stolz des Bürgers regiren die Gewissen, und ein häuslicher Sinn wird getadelt als gegen das politische Interesse streitend. So entstehen Zustände, wie sie in seinen politischen Komödien *Aristophanes* darstellt, der die Missgestaltungen lächerlich machen durfte, weil er es mit den Interessen des „Vaterlandes" ernst nahm; wogegen der einzige Grieche, welcher an die Stelle des politischen Menschen den sittlichen Menschen zu setzen gedachte, *Sokrates*, dafür den Giftbecher leeren musste. Man beweinte hernach in ihm den Liebling der Musen, den weisen Mann; aber man musste den Politiker verwerfen, welcher die Herrschaft des absoluten Patriotismus nicht anerkannt hatte.

Um so stärker tritt die unsittliche Art des hellenischen Patriotismus hervor, jemehr man Griechenland mit Asien in Berührung kommen sieht. Als die asiatischen Einflüsse soweit gediehen waren, dass sie zum asiatischen Einfall führten, da täuschte sich der Grosskönig selbst über den Werth eines solchen Einfalles, indem er, der es leicht gehabt hätte, durch diplomatische Ausnutzung der moralischen Schwächen ganz Griechenland nach und nach auf seine Seite zu bringen, vielmehr ein grosses militärisches Schauspiel arrangiren wollte und mit einem Riesenheere aus allen botmässigen Stämmen den Helles-

pont überschritt.*) Zum eigenen grössesten Erstaunen der Griechen missglückte diese Masseninvasion, und es ist fürwahr nicht zu verwundern, wenn die griechischen Schriftsteller kein Ende finden können, diese ungeheure Thatsache mit den glühendsten Farben des Enthusiasmus zu feiern. Ein Schlachttag wie der von Salamis bleibt gewiss ein unsterbliches Denkmal siegreicher Abwehr Asiens von Europa. Diesen kriegerischen Triumph der auf kurze Zeit vereinigten Griechen durften wir bereits, gleich der Ausbreitung des Hellenismus durch die Kolonien, als eines jener seltenen Momente bezeichnen, womit die geschichtliche Aktion Griechenlands eine welthistorische Bedeutung gewann. Nur fehlte auch dieser grössesten patriotischen That die wahre nachhaltige moralische Kraft; denn in der Folge, nach der Schlacht bei Platää, findet man das Verhältniss zwischen Hellas und Persien durchaus wieder in seiner alten Lage, und im Inneren der griechischen Staatenwelt wüthet der vernichtende peloponnesische Krieg, ein blutiger Parteihader, der nur insoweit an die Oberfläche der grossen Geschichte tritt, als er der orientalischen Weltmacht neue Gelegenheiten darbietet, in kleinen Anfängen einer okzidentalen Zukunftsmacht den Boden zu bereiten. Die persischen Satrapen und Gesandten befehlen, und die Befehle werden von Hellenen befolgt, die asiatischen Griechen werden nicht frei, der Grosskönig zieht immer mehr Hellenen in seinen Sold, und diese kämpfen gegen die unter sich entzweiten Mutterstädte, die verbannten Helden der griechischen Staaten gehen an den Hof des Grosskönigs und werden dort gegen ihr Vaterland klug und mächtig verwandt; mit einem Worte — das semitisirte Hellas kann nicht anders wie das semitisirte Aegypten: über kurz oder lang muss es *persisch* werden, d. h. der grossen semitischen Zentralmacht verfallen.

Was Griechenland dennoch für uns und alle Zeiten unsterblich gemacht hat, das hat es vor solchem Ende nicht gerettet. Nicht die Grösse seiner historischen *Thaten*, der Handlungsausdruck der moralischen Kraft der Nation, sondern die vergeistigende Kraft und die künstlerische Schönheit, welche die der Erinnerung überlieferte Darstellung auch seiner kleinsten Erfahrungen durchdrang, hat Griechenland in den Stand gesetzt, der Menschheit ein unvergängliches Kulturelement zu hinterlassen und in fortwirkenden Besitz zu geben. Ueber alles Kleinliche, Schwächliche, Hässliche, ja Grässliche in den einzelnen Phasen der griechischen Geschichte hat der wunderbare Geist einer idealen *Kunst* den schönen Schein verklärend ausgegossen, der uns sowohl über den moralischen Werth wie über die historisch-politische Bedeutsamkeit der griechischen Nation und ihrer Geschichte hinweg zu täuschen vermocht hat. Nicht wie bei Persern und Indern, bei den alten Germanen, und unter gewissen Beschränkungen eines nüchternen Staatsgeistes selbst im italischen Rom, hat der Geist der arischen Sittlichkeit sich in Hellas zu einer ernsten, grosser

*) Die höchste Zahl hat Herodot, VII. 184: 2,317610 Mann; die niedrigste zitirt Curtius, griech. Gesch. II. 12 (nach Cornel. Nepos, vita Miltiad. 5.): 110,000 Mann.

Bildungen und Entwickelungen fähigen Religiosität vertieft; sondern er hat vielmehr seiner moralischen Bedeutung sich entäussert, um dafür aufzugehen in dem künstlerischen Sinne und der allseitigen Bethätigung einer ästhetischen Weltauffassung. An die Stelle des Guten tritt das Schöne; es wird schön gemeisselt, gebaut und gesungen, die Geschichte wird zur schönen Litteratur, und schön zu sterben ist des schönen Griechenlebens würdigstes Ende. Diese eigenthümlich einzige Erscheinung eines künstlerischen Volkes verdankte sich einem ganz besonderen, unberechenbaren, glücklichen Verhältnisse zwischen den hier zusammentreffenden Einflüssen des von der schwarzen Race künstlerisch-sensualistisch befruchteten Semitismus und des idealen Geistes des hellenischen Arier's von dem edelsten Stamme der weissen Race. Wie für die Politik so auch für die Kunst der Griechen waren die Prinzipien der assyrischen Zivilisation maassgebend; aus der assyrischen Quelle stammen die ersten Formen hellenischer Kunstübung, und mit der zunehmenden Einwirkung des asiatischen Semitismus entwickelt sich auch die griechische Kunst zu immer üppigerer Blüthe, vorzüglich dort, wo jene Einwirkungen am stärksten waren: im ionischen Attika. Aber nur der *arische* Geist konnte diesen fruchtbaren Einwirkungen des orientalischen Sensualismus die schöne Regel, die vernünftige Ordnung, das künstlerische Maass, die vollkommene Idealität und edele Naturwahrheit verleihen, welche das arische und das semitische Element in jenem herrlichen Gleichgewichte der Schönheit erhielten, wie wir es in der hellenischen Kunst, wenn auch nur ein Jahrhundert lang, als unsterbliches Ideal von mächtigster Kulturbedeutung zu bewundern haben. Dass freilich schon zu Alexander's Zeit von dem grossen Wunder fast nur noch die Kunstfertigkeit geschmackvoller Nachbildung übrig geblieben war, und in der Folge der assyrische Sinn eines zierhaft üppigen Prunkes sich der klassischen Formelemente mehr und mehr bemächtigte, um bis auf unsere Zeit als „Renaissance" damit schön zu spielen: das bezeugt bei aller erhabenen Grösse jener einzigen Kunst die unabwendbar gefährdende Wirkung des Mangels wahrhaft sittlich starker Seelenkraft, wie sie auf dem Gebiete der menschlichen Kunst nach den griechischen Zeiten nur erst durch die neubeseelende Macht germanisch-christlicher Religiosität in der ungeahnten Entwickelung der *Musik* zu einer so gewaltigen Idealerscheinung in himmlischen Tönen und tönend belebten Gestalten sich entfaltet hat. Wir aber wollen an dieser Stelle dem scharf trennenden Urtheile Gobineau's über den ethischen und den ästhetischen Werth des griechischen Geschichtsgeistes, wie wir es in Obigem so wenig paradox als möglich wiederzugeben versucht haben, die folgenden, seine treffende Gerechtigkeit bestätigenden Worte Dühring's hinzufügen:

> „Unsere ideale Romantisirung des Klassischen fehlt in erster Linie darin, dass sie den griechischen Nationalcharakter überschätzt. Die Eigenschaften der Hellenen standen hoch, wenn wir auf den Schönheitssinn und die Fähigkeit sehen, ein Wissen aus Gründen und mit Beweisen, wenigstens im anschaulichen Gebiete der Geometrie und der philosophischen Weltauffassung, hervorzubringen. Hierbei ist aber besonders der künstlerische Verstand betheiligt, der nicht blos Gestalten und Bauten aus

Marmor, sondern auch Nachbauten der Welt in Wissenssystemen unternahm. Dieser Vorzug war aber mit einem Charakter verbunden, der für uns kein Ideal sein kann. Man übersieht diese mangelhafte Mischung, und man überschätzt deswegen sogar den Vollkommenheitsgrad der griechischen Kunst. Sie wird in der Menschheitsgeschichte nicht die letzte Verkörperung des Kunstgeistes sein. Der Untergang von Völkern ist nicht zu bedauern (?), in denen die Menschheit in einem so wesentlichen Zuge weniger gut ausgeprägt gewesen ist."

Dass Griechenland dennoch nicht unterging in der persischen Weltmacht, dass vielmehr aus diesem, zum Untergange reifen Griechenland selbst noch eine hellenistische Weltmacht hervorgehen konnte, welcher auch das allmächtige Perserreich verfiel: diess zu ermöglichen musste noch einmal, kraftvoll gerüstet, der arische Norden in die Geschichte treten. Dort in den grösseren, kompakten Ländern der für den gebildeten Hellenen als halbbarbarisch geltenden *Epeiroten* und *Makedonen* hatten sich das reinere arische Blut und die militärischen Tugenden des männlichen Stammgeistes, ohne die auflösenden Zwistigkeiten semitischer Kleinstaatpolitik, unter alten monarchischen Formen immer noch lebendig erhalten. Einer in sozialen Mischungen verrotteten Hellas ward dort mit straffer Kraft und strenger Zucht die scharfe Waffe der Rettung in Gestalt des nationalen Kriegsheeres der Makedonierkönige geschaffen. Mit der makedonischen Phalanx ward das zerfallende Griechenland, und mit dem durch arische Kriegerkraft neu gekräftigten Geiste des Hellenismus von Griechenland aus die Welt im Sturm genommen. Indem so der Norden von Neuem eine Ordnung und eine Macht schaffte, verfuhr er ganz anders als der Süden: denn anstatt sich wie die südlichen Griechen auf kananäische Weise nach der Zerstörung besiegter Städte und Wegführung der Einwohner als Sklaven mit den Unterworfenen zu vermengen, liess der konservative Makedonier alles, wie er es fand, brachte Frieden und Ordnung in die Verhältnisse, damit er sie zu seinem weiter reichenden politischen Zwecke nützlich verwenden könne, und bestätigte alle gewonnenen Theile als einzelne Glieder eines grossen militärischen Ganzen. So erwuchs in dem Makedonierthume eine Macht, fähig auch über den letzten Weltsieger, das Perserthum, zu triumphiren, weil es die Reinheit seines arischen Blutes sich besser gewahrt als selbst das Persien des Kyros, und weil es in der rauheren Armuth seines Landes, unberührt von gefährdenden fremden Zivilisationseinflüssen, seine gesunde Kraft dauernd in sich geschlossen erhalten und gepflegt hatte, derweil in Persien alle Schätze der Welt zusammenströmten, und die Zivilisation des Weltsemitismus ihre Blüthe erreichte. Aber gerade indem nun das makedonische Heer, die engen Gränzen von Hellas überschreitend, mit dem vielgemischten Gefolge der griechischen Staaten über dieses grosse Persien siegte, warf es sich selbst in die Arme jener weltbeherrschenden fremden Zivilisation. *Alexander* ward der neue Grosskönig von Persien. Seine Nachfolger zerstörten die politische Einheit; aber um so weniger ward der Bildung intellektualer Einheit Halt geboten. Von Baktrien zurück bis nach Makedonien und Süditalien gewinnt ein *hellenisirter Semitismus* die Herrschaft über die Geister. Die griechische

Raffinirtheit des Esprits bemächtigt sich der ganzen Masse unproduktiv gewordener Elemente Asiens. Eklektizismus, Sophistik, Eristik, Kleinkrämerei des Witzes und der Kritik, unendliche Spitzfindigkeit philosophischer Phantastereien — das ist der neue „Attizismus", in dessen Besitz der Syrer und Lyder als ein echterer Grieche sich fühlen durfte, wie der Peloponnesier in Hellas. Denn auch dort war das dorische Blut der Spartiaten versiegt: zählte man deren bei Leuktra noch 4000, so gab es um hundert Jahre später nur noch 700, und nicht mehr als 100 waren lakonische Grundbesitzer. An Stelle des arischen Blutes, dessen letzte Siegeskraft in den makedonischen Schlachten vergossen war, entschied nun über das Maass der griechischen Kultur der Bildungsgrad jenes Semito-Hellenismus, der diese ganze grosse Mischwelt beherrschte, als ein Geist der Toleranz und des Skeptizismus, ohne die Kraft der Produktion, ohne sittlichen Grund, ohne positive Religion, ohne entschiedene soziale Prinzipien, ohne die Freiheit eines einheitlichen Willens, weil ohne wahre Ueberzeugung, kurz ein Geist, wie er entsteht, wenn eine Fülle einst eigenthümlich und bedeutend gewesener Elemente sich derart vermischt, dass die schlechten die guten aufzehren und schliesslich nur noch verderbte Mischungen übrig bleiben, die mit den ursprünglichen Charakteren kaum eine spürbare Verwandtschaft mehr aufzuweisen haben. Die griechischen Herrscher dieser Welt liessen Alles gehen, wie es gehen wollte, da sie nur besorgt sein mussten für möglichste Erhaltung ihrer eigenen materiellen Macht. Ihre Völker, in der allgemeinen Verderbniss verlustig des rettenden Arierthums, verband unter der Domination des unzivilatorischen schwarzen Grundelementes nur noch die gleichmässige Armuth an aktiven Prinzipien. Unmöglich war eine eigentliche Monarchie, weil keine Race sie in das Leben rufen und ihr Dauer geben konnte, unmöglich auch eine Vielfältigkeit neuer starker Staatsbildungen, weil die Nationalitäten sich nirgends in genügend bestimmten Formen manifestirten. So blieb Alles in einem vagen Zustande der Instabilität, nicht der Bewegung, ausser den beiden grossen Einfällen der Galater und Parther, die aber nicht zahlreich genug waren, um auf lange hin die Situation in Asien zu verändern.

Da geht aus einem fernen Winkel der Welt ein neues Licht auf und leuchtet scharf auf den langen Sterbekrampf in dem uralten Wiegenbette der orientalischen Zivilisation. „Dort, wo den Griechen der göttliche Helios in das westliche Meer stieg, proklamirt die Viktoria mit lauten Fanfaren den Namen von Latium, und *Rom* zeigt sich der Welt" *).

---

*) Das letzte Drittel dieser Arbeit und die daran sich anschliessenden Schlussbetrachtungen über die „Religion des Mitleidens" werden in der ersten Hälfte des nächsten Jahrganges erscheinen. D. Red.

Graf Arthur Gobineau.

Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried.

Wenn die Kunde von dem Scheiden eines Edlen sich verbreitet, entsteht wohl bei dem von ihr besonders Betroffenen ein unbestimmtes Verlangen wie nach einem, der Trübseligkeit dieser Kunde entsprechenden, aus dem innersten Weltwesen erschallenden Weherufe: will ihn doch bedünken, als ob in dem Edlen die Welt das Einzige verlöre, was sie seiner Beachtung werth erscheinen lässt. Doch die Klage der Welt bleibt aus: dem gewohnten Tagesgeräusche entnimmt sich vielmehr der Lauschende eine Art dumpfen Schweigens als Geleite des Heimgegangenen, und es wandelt sich die schmerzliche Empfindung hierüber, sowie das Bedürfniss der Lautwerdung der Erschütterung, allmählich in die weitere und wohlthätigere Einsicht, dass die Ruhe, welcher der Freund zueilte, sich als Stille bei den um ihn Trauernden äussern solle. Gern möchte er nun das Bild des Beklagten, fern von der Berührung derer, die an seinem Wesen keinen Antheil hatten, schweigsam lebendig im Herzen bewahren: allein auch diess bleibt in einer Welt des Missklanges versagt; beredet, betastet wird Alles: und nun treibt es den Geängsteten, der nicht Widerhall noch Stille seinem Gefühle gegönnt sieht, von der Theilnahme der Unberufenen ab, der Theilnahme der Berechtigten zu. Solche aber findet der um den Grafen Gobineau Leidtragende als eine Gesammtheit in Sonderheit, und vielleicht einzig, in dem Kreise, der um Richard Wagner sich zu schliessen vermochte: hatte doch der Heimgegangene ihm um des Meisters willen sich eingereiht und seine letzte Veröffentlichung gewidmet. So sei es denn hiermit versucht, die grossen Züge des Lebens und die nicht minder bedeutsamen des persönlichen Wesens eines seiner werthvollsten Glieder diesem Kreise vorzuführen.

Im Jahre 1816 geboren, einem alten Geschlechte Nord-Frankreichs entstammt, verbrachte *Joseph Arthur Gobineau* seine Kindheit in Deutschland, wohin seine Eltern ausgewandert waren, und seine erste Jugend in der Bretagne, fern von seiner Mutter, bei seinem Vater, welcher, wie der Sohn vertraulich es ausdrückte, an Voltaire als Teufel, an Carl X. als Heiligen, beides mit gleicher Bewunderung, glaubte. Mit dem siebenzehnten Jahre ungefähr wurde er zu einem älteren Bruder seines Vaters nach Paris geschickt: dieser Oheim verbrauchte die ganze dem Geschlechte der Gobineau's eigene ungestüme Energie in Konspirationen zu Gunsten der Bourbonen, und war zu einem vollständigen Sonderling geartet, als der Neffe, behufs weiterer Ausbildung, bei ihm eintraf. Er empfing diesen unter seinem Dache ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, beständig den Kopf in grosse Zeitungen versteckt, in welchen er die erhofften oder gefürchteten Nachrichten suchte,

und liess ihn durch einen Kammerdiener bewirthen, bis nach drei Wochen vollständiger Verlassenheit der Knabe eines Tages zu ihm trat und ihm erklärte, wenn diese Behandlung so fortdauern sollte, würde er sich in diesem Hause erschiessen, was dem Herren desselben denn doch nicht angenehm sein dürfte. Der Verschwörer legte diessmal die Zeitung aus der Hand, sah den Jüngling etwas verwundert an, schwieg zwar wieder für den Augenblick und griff wiederum zu seiner papierenen Wehr, bekümmerte sich aber von nun ab um den als Seinigen erkannten, und vermachte ihm später sein ganzes Vermögen, in einem grösseren Gute bestehend, welches Graf Arthur als seine dereinstige Zufluchtsstätte zu betrachten sich gewöhnte.

Die politische Laufbahn des Grafen begann, als seine Partei von ihrem Haupte die Weisung erhielt, wiederum in Staatsdienste zu treten: es war diess unter der Republik von 1848. Er trat, ein junger Mann von etwa zwei und dreissig Jahren, als Cabinets-Chef de Tocqueville's, damals Ministers des Auswärtigen, ein; doch eine Meinungs-Verschiedenheit zwischen Vorgesetztem und Untergebenem entfernte den Letzteren aus dem Ministerium. Seine nächsten Posten waren die eines Sekretärs der französischen Gesandtschaften in der Schweiz, in Hannover, in Frankfurt; von da wurde er abwechselnd mit den Gesandtschafts-Posten in Griechenland, Persien (wohin er ein erstes Mal als Sekretär geschickt worden war), Brasilien und Schweden betraut. In Stockholm verblieb er bis zum Jahre 1878, wo er, in Folge der ihn ernstlich anwidernden politischen Verhältnisse seines Vaterlandes, gern den plötzlich ihm gekündigten diplomatischen Dienst aufgab. Er gedachte da das Gut zu beziehen, für dessen Unterhaltung er die langen Jahre der Entfernung hindurch einer ihm scheinbar nächststehenden Persönlichkeit regelmässige Zuschüsse hatte zukommen lassen; allein, diese waren anders verwendet worden, und die vielleicht grösste Enttäuschung harrte des Heim- und Schutzbedürftigen, völlig Weltentfremdeten, als er seine Besitzung wiedersah und diese verwahrlost, für seine Mittel gänzlich unwiederherstellbar fand, demnach er auch sie mit grossem Verlust verkaufen musste. — So war, nach ruhelosem Wanderleben, sein Alter der vollständigen Heimathlosigkeit preisgegeben; mit seinem Vaterlande in jeder Beziehung zerworfen, wählte er Rom, wohin eine edle Freundschaft ihn zog, zu seinem Aufenthalte. Dorthin lenkte er von Neuem seine Schritte, als ihn am vorigen dreizehnten Oktober in Turin der Tod erreichte.

Gleich rastlos, wie sein äusseres Leben, nimmt sich die erstaunliche, die entlegensten Gebiete umfassende, geistige Thätigkeit des Grafen aus. Von Richard Wagner einst befragt, wie es ihm angekommen sei, in so früher Jugend so übermässigen Studien sich zu widmen, wie seine ersten Werke es bekunden, erwiderte Gobineau: er verdanke das einem Lehrer, den er hasste; dieser wies ihn vorzüglich auf das lateinische Alterthum — ihm zum Aerger, und um zugleich den Seinigen zu beweisen, dass nicht Trägheit ihn hierbei bestimmte, wendete er sich von der römischen Welt ab der orien-

talischen zu, denn: „Alles war bei mir persönlich“, fügte er mit Entschiedenheit bei. Von diesem Gesichtspunkt aus darf man demnach die Reihe seiner Arbeiten überblicken, um ihn, im Sinne Schopenhauer's mit der Bedeutung grössten Lobes, als Dilettanten, das heisst: als Einen der aus freier Neigung seinem Studium sich widmet, aufzufassen. Wohl mag es der Abstand gewesen sein, den er gewiss früh genug zwischen sich und der ihn umgebenden Welt, vielleicht noch unbewusst, empfunden hat, welcher, seinen Forschungssinn weckend, ihn darauf hinwies die Verschiedenartigkeit der Menschen zu beachten und durch Zeitschichten hindurch zu verfolgen, wobei sein gestaltender Geist es ihm ermöglichte, bestimmte grosse Linien zu ziehen um zu dem Schluss der unzweifelhaften Ueberlegenheit der germanischen Race zu gelangen. Das grosse Werk: *„Essai sur l'inégalité des races humaines“* erschien mehre Jahre nach seiner Vollendung, 1853. Dieses seltenste Beispiel eines Jugendwerkes verrieth das Alter seines Autor's so wenig, dass einer der Wenigen, welche es damals gelesen hatten, Herr von Prokesch-Osten, in Frankfurt den französischen Gesandtschafts-Sekretär frug, ob der Verfasser des durch Fülle des Wissens und Weite des Blickes, so wie durch die geistvolle Beredtsamkeit der Darstellung erstaunlichen Buches, sein Vater sei. Einen Anderen gab es noch, dem allerdings nichts Bedeutendes entging, welcher das Werk beachtete: *„„l'homme est l'animal méchant par excellence““* „sagt Gobineau“; so, ohne Weiteres, führt Arthur Schopenhauer in einer seiner eigenen Hauptschriften dasselbe als ein allgemein bekanntes, klassisches an. Sonst aber dauerte es ein Vierteljahrhundert, bis in der enthusiastischen Aufnahme des Werkes von Seiten Richard Wagner's der Verfasser einen Lohn und Ersatz für die allgemeine Unbeachtung fand.

Nach dieser Veröffentlichung lag es dem Forscher ob, die von ihm für bevorzugt erkannte Race als ein Volk sich vorzuführen und zu schildern: in diesem Sinne schrieb er die *„Geschichte der Perser“*, welche ebenso unbeachtet blieb als seine Abhandlung über die Racen. Darauf drängte es ihn, den auserlesenen menschlichen Stamm als Geschlecht zu verfolgen, und er reihete das vielleicht am schwierigsten zu beurtheilende seiner Werke, *„Ottar Jarl“* betitelt, den übrigen ein. Von seinem heftigen persönlichen Gefühle der Dinge, welches er mit den umfassendsten Kenntnissen auszurüsten unablässig bemüht war, ferner ausgehend, schrieb er darin die Geschichte seiner eigenen Familie. Die emsigsten Nachforschungen hatten für ihn mit unerschütterlicher Bestimmtheit ergeben, dass sie von einem Wikinger, Ottar Jarl, abstamme. Froh dieses Ursprunges wie eines unveräusserlichen, unvergleichlichen Besitzes, vermass er sich den Fortbestand der Ur-Eigenschaften seiner Ahnen durch alle Generationen hin, und trotz ihrer mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit dargestellten Verschlechterung, bis zum jüngsten Sprössling zu verfolgen. „Ich bin der Letzte“ pflegte er, und mit Befriedigung zu sagen, wohl aus dem Gefühle, dass die stolzen Anlagen seines Stammes in ihm verjüngt sich ausgeprägt hätten, um nun, Dank dem Verlöschen mit ihm,

nicht mehr verunreinigt und geschwächt zu werden. — Noch führte ihn die Hauptströmung seiner Gedanken zur Entwerfung des Bildes des Helden aus der einen auserlesenen Race: „*Amadis*“ wurde ihm zum Typus des Ritterthumes, dem er ein Epos in drei Theilen (von denen der erste allein erschien, da für die beiden letzten sich kein Verleger fand) widmete, darin er mit ungebändigter Leidenschaftlichkeit seine Ansicht über die Gesammt-Dinge unserer heutigen Welt, durch eine vollendete und originell schöpferische Behandlung der französischen dichterischen Sprache, kund giebt. Die Race, aus ihr das Volk, dann der Einzel-Stamm, schliesslich der Held, — so könnte man die grosse Ader seines forschenden, wissenschaftlichen und dichterischen Gestaltens zergliedern. Noch hatte er die Absicht, seine eigene Biographie als Schlusspunkt dieser Linie beizufügen, denn gern, so schien es, hätte er mit sich den aus dem grossen Zusammenhange versprengten Einzelnen in der gegenwärtigen Wirklichkeit gezeigt; aber die Kräfte versagten ihm hierzu und Andere werden den Abschluss für ihn übernehmen müssen.

Als Nebenzweige seines Schaffens betrachtete er die Werke, welche er ausserhalb dieser Richtung veröffentlichte; zu diesen gehört: eine Abhandlung in zwei Bänden über die Keilschrift, welcher er sieben Jahre seines Lebens widmete; dann: „*Dogmes et philosophies dans l'Asie centrale*“, ein Werk, dessen Werth die Leser der „Bayreuther Blätter“ schätzen zu lernen Gelegenheit hatten, und welches in Frankreich es dazu brachte, dass man diese Kapitel der orientalischen Dinge nicht mehr behandeln konnte, ohne es, wenn auch nicht zu nennen, so doch zu benützen. — Die dichterische Auslese seiner Wanderungen ist in einem Bande *Asiatischer Novellen* enthalten: vollendete Erzählungen von eigenthümlichstem Gepräge, nicht der aus einem uns fremdartigen Leben entnommenen Gegenstände wegen, sondern Dank der meisterhaften, mit dem Humor und der Anmuth von „1001 Nacht“ wie angehauchten, dabei durchaus originellen Darstellung. — „*Trois ans en Asie*“ betitelte Gobineau einen Band Reisebeschreibungen von seiner ersten Sendung nach Persien. Endlich gab er, als er bereits Gesandter in Stockholm war, mit dem Versuche die Epoche der „*Renaissance*“ in dramatischer Darstellung zusammenzufassen und zu gliedern, ein unvergleichliches Zeugniss von seiner Beherrschung der Stoffe, die er ergriff, sowie von seiner dichterischen Kraft. — Auf einen Roman „*les Pléïades*“, ferner einen Band Erzählungen in Versen „*l'Aphroéssa*“, legte der Verfasser selbst kein grosses Gewicht. Dass er, bei der vollständigen Unbeachtetheit seiner litterarischen Erzeugnisse, aus rastlosem Thätigkeitstrieb in Rom der Bildhauerei sich mit Eifer ergab, sei hier erwähnt, weil er in dieser Lieblings-Schwäche, deren er nicht ungern gedacht sah, durch die That — wie es stäts bei ihm sein musste — bekundete, dass er selbst die bescheidenste künstlerische Produktion über alles Wissen und Forschen hochstellte.

Wenn die Leistungen dieses Mannes auf geistigem Gebiete hier auch nur in sehr dürftiger Weise angedeutet worden sind, so genügt diese An-

deutung vielleicht doch, um eine Vorstellung seines Werthes zu geben, und um den Wunsch zu erregen, Näheres über das Verhalten der Welt zu ihm zu erfahren. Wohl blickt man dabei zuerst nach der Familie sich um, welche man Schutz gewährend und durch Herzens-Erleuchtung so besonders gern da eintreten sähe, wo die Hervorragenheit des Menschen es den Zeitgenossen gerade nicht erleichtert ihm zu folgen. Von ihr in diesem Sinne finden wir indessen im Leben des Grafen Gobineau kaum eine Spur; denn seine einzige, ihm an Gesinnung, Geist und Gemüth ebenbürtige Verwandte, seine Schwester, beschliesst in einem Benediktinerinnen-Kloster ein durch Prüfungen und Tugenden gleich geheiligtes Leben. Sie freilich gab ihm die unvergleichliche moralische Stütze eines höchsten weiblichen Beispieles aus seiner nächsten Nähe, und, ihres Verständnisses stäts sicher und bewusst, hat seine durchgeistigte Natur gewiss mit stolzer Genugthuung das zeitliche Zusammenleben der idealen Vereinigung mit ihr geopfert. — Von den Standesgenossen und der aus ihnen sich bildenden Partei erfahren wir, dass, nachdem an sie der Befehl ergangen war, dem Staate wieder zu dienen, dieser Befehl als ein solcher aufgefasst wurde, welcher auch zurückgenommen werden dürfte; dieser auch wirklich einmal eintretenden Möglichkeit setzte denn der Graf das „quod non“ seiner, durchaus gern einer festen Ordnung sich fügenden, doch jeder Inkonsequenz oder Untreue mit störrischer Unbeugsamkeit sich erwehrenden Natur entgegen. So entstand eine Entfremdung. Die Regierung nun, welcher er eifrig rechtschaffen seine Dienste widmete, versetzte ihn auf die entlegensten Posten, häufig zum Schaden seiner Gesundheit (wie nach Brasilien), um, wenn er irgendwo Boden gefasst, ihn anderweithin zu verbannen. So geschah es, als er in Persien derart heimisch und der Sprache mächtig geworden war, dass er für dortige Freunde eine Abhandlung des Cartesius übertrug, und dass er noch in seinen letzten Jahren die Anwandlung sich wieder dahin zu begeben verspüren liess. Es ist möglich, dass sowohl der Freimuth, mit welchem er sich über das anmaassende Betragen etlicher seiner Landsleute in der Fremde gegen das Ministerium ausliess. wie seine Unerbittlichkeit gegen alles Zweideutige, gepaart mit der Freisinnigkeit in der Behandlung der kleinen Fragen, wie z. B. der Pass-Schwierigkeiten zur Zeit, wo sie noch Gelegenheit zu Quälereien boten, — möglich, dass dieses und Aehnliches bei den untergebenen Kollegen Aergerniss erregte, und dass er in Folge hiervon, in einem Zustande der Komplizität und der Kompromisse, unbequem und missliebig erfunden werden musste: sicher ist es, dass er nur Kränkungen und Zurücksetzungen zu erfahren hatte, bis endlich noch eine barsche, gänzlich unmotivirte Absetzung den Faden langer treuer Dienste abschnitt.

Wie sich seine litterarischen Genossen zu ihm verhielten, lässt sich aus der oben erwähnten gehemmten Verbreitung seiner geistigen Erzeugnisse entnehmen; ob die in ihnen vertretenen Gedanken unbequem, weil unverträglich mit gewissen heutigen Lieblings-Theorien erschienen, ob der Charakter,

der in ihnen sich ausspricht, den Gelehrten gleich unbehaglich wie den politischen Genossen? Gleichviel, — so brauchbar Manches in den Werken befunden wurde, anerkannt oder nur angeführt wurden sie fast nie. In ähnlichem Falle hat Schopenhauer das Todtschweigen der deutschen Professoren der Nachwelt mit gehörigem Getöse angezeigt; minder gewaltig von der Natur ausgestattet, überschwieg der Edelmann die Schweigenskundigen nur: bloss gelegentlich, und nur ganz nahe Befreundeten, theilte er es mit, dass z. B. ein, ihm sonst sehr wohlwollender, renommirtester französischer Gelehrter sein Buch über die semitischen Sprachen mit Hilfe des Werkes über die Ungleichheit der Racen geschrieben, wohlweislich ohne dessen Verfasser zu nennen. Dass er nicht zu den vierzig Akademikern gezählt wurde, dass, wenn man in einem unserer so gastfreien Allerwelts-Lexiken darnach suchte, sein Name darin nicht aufzufinden war, sei ohne Nachdruck erwähnt; dass aber in Frankreich die gebildete Schicht der Gesellschaft, welche sich darauf etwas zu Gute thut unabhängig und unterrichtet zu sein, in ihm weder den Denker, noch den genialen Erzähler, noch auch den so sprachsinnigen Dichter beachtet hat, diess sei hier hervorgehoben, weil es zu den häufig vertretenen Ansichten gehört, dass, wenn Deutschland nicht leicht zu seinen grossen Männern sich zu verhalten wisse, Frankreich dagegen sich in ihnen zu erkennen und selbst zu ehren verstehe. Der Graf behandelte am Schlusse seines Lebens diesen Theil seiner Erfahrungen mit Humor, und als ihm angezeigt wurde, ein bekannter Vielredner habe sich dahin geäussert, Gobineau schriebe nicht gut französisch, antwortete er: „ich schreibe es ja gar nicht; ihren heutigen Jargon — kenne ich nicht“. Auch räumte er es ein, dass sein versöhnliches Verhalten, als er im Jahre 1870 in Frankreich auf seinem Gute verweilte, um zwischen Siegern und Besiegten zu vermitteln, einem patriotisch so erregten Volke ihn durchaus unverständlich erscheinen lassen müsse.

Bedeutend schwieriger und verwickelter noch, wenn auch äusserlich stäts ehrerbietig, gestaltete sich die Beziehung des Grafen zu seiner Kirche. Der Geburt, wie der ganzen Ueberzeugung nach Konservativer, sah er Alles, womit die Seinigen in Zusammenhange gewesen waren, erschüttert, mehr noch — verschüttet. In Mitten dieser Verwüstung erblickte er in der katholischen Kirche — und wollte es namentlich zur Zeit der Jugend aus Ehr- und Treugefühle gegen seine Herkunft erblicken: die einzige, eine lebendige Kraft des ordnenden Bestehens vorstellende Macht. Diese Kraft aber galt ihm als die vorzüglichste kulturberufene, germanische Eigenschaft. Gern mochte er sich daher den schöpferischen Antheil der germanischen Völker an den zivilisatorischen Bildungen des Katholizismus vorstellen, und entzog sich hierbei — wenn möglich — der Ergründung der Konflikte gerade seiner Lieblingsrace mit dieser Kirche, sowie der Betrachtung der durch ihre Gewalt ausgeübten Erschütterung aller historisch zu Rechte bestehenden weltlichen Mächte. So kommt es, dass in seinem Hauptwerke die Aeusserungen über die Ketzer einen, bei einem so grossen Verstande uns befremdenden, Charakter

von Beschränktheit, und beinahe von Fanatismus an sich tragen. Doch mit den Jahren hatten die Bande sich gelockert; ohne Unwillen liess er seine stäts mit triftigen Argumenten und überlegenem Geiste vertretenen Ansichten durch Andere — wenn er sie dessen würdig erachtete — angreifen, theilte sogar witzig und freimüthig die traurigen Eindrücke, welche er von dem heutigen Stande der Dinge auch nach dieser Seite hin empfangen, mit; und wenn Wagner darauf, ihm die kräftigende Einwirkung des „Einbeckers" auf den grossen Reformator rühmend, ihn zu einem Glase „Weihen-Stephan" einlud, erwiderte er mit unvergleichlicher Anmuth und der Heiterkeit eines nach Innen von allen Fesseln entbundenen Wesens: „Wohlan, trinken wir das Bier des Dr. Martin Luther!"

Einzig gegen die Auffassung des Christenthums, wie er sie bei seinem jüngsten und grössten Freunde vorfand, schien er verhärtet. Nicht als ob seine dichterische Phantasie den Wunderwirkungen der Offenbarung sich verschlossen hätte, — in einem Kapitel des „Essai" wird sie grossartig dargestellt, und eine der begeistertsten Stellen des „Amadis" gilt den Märtyrern; auch gab er den Bildwerken des Mittelalters unbedingt den Vorzug vor den gepriesensten griechischen, z. B. den Pergamenischen Ausgrabungen; und wir dürfen sicherlich annehmen, dass, wenn in der ernsten Stunde, wo die Daseinsqual für ihn endete, das erhabene Zeichen des göttlichen Leiden's ihm gereicht worden ist, seine erbleichenden Lippen es ehrfurchtsvoll berührt haben werden. Aber persönlich — und es erweist sich als Nothwendigkeit bei dieser Lebensbeschreibung immer auf diesen Punkt zurückzukommen — mochte er von der Religion der Armen, d. h. der Massen, mit welchen er das grosse Individuum stäts in Zwiespalt sah, nicht viel wissen. Sollten diese scheinbaren Widersprüche beunruhigen, so sei die Meinung des Grafen ungefähr mit folgendem erklärend dargelegt. In einer Welt des Elendes den Armen — als solchen — dem Reichen, den Einfältigen dem Weisen, den Krüppel dem Gesunden, vorziehen, heisst einen Irrthum begehen, dessen kein Inder je sich schuldig machen würde; und wer der Härte dieser Thesis die milde Ethik des Christenthums zum möglichsten Auskommen hienieden entgegenhielt, dem konnte der Graf durch sein eigenes Beispiel erwidern, dass eine vornehme Natur von selbst und ohne Gebot barmherzig, aufopferungsvoll und unachtsam der äusseren Bedingungen sei. Den germanischen Göttern hing er daher leidenschaftlich, wie den Erzeugern und Erhaltern seines Stammes an; mit Vergnügen erinnerte er sich, dass Thor und Mimir's Haupt noch von Bischöfen in der Normandie verehrt worden seien; und das Aufgeben dieser Götter galt ihm gleichbedeutend mit Untreue gegen sich und Untergang. Der christlichen Ergebung stellte er den heidnischen Stolz entgegen, dem sanft beredten Verzeihen das schweigsam trotzige Dahinnehmen, und der begeisterten Entsagung das geringschätzige Verzichten. Von Gleichheit der Menschen aber mochte er unter keinerlei Form das Mindeste hören. Gar seltsam und rührend widersprach der Schroffheit dieser Ansichten die

Weichheit seines Herzens, welche wohl nicht besser geschildert werden kann als durch eine Aeusserung von unvergesslicher Wirkung auf Diejenigen, die sie vernahmen. Nach der Besichtigung des Fest-Theater's bei Bayreuth heimfahrend, bemerkte er ein altes Weib, welches einen schweren Reiserbündel mühsam auf dem Rücken dahintrug: „Das ist es — solche Dinge sehen zu müssen — was mich des Lebens überdrüssig macht", — sagte er seiner Begleitung mit Fassung, aber mit tiefer Wehmuth.

Da wiederum aus diesem letzterwähnten Zuge, und noch mehr vielleicht aus der vorangegangenen Betrachtung seiner Erlebnisse, das Bild des Grafen als das eines trübsinnig Verbitterten, durch Kümmernisse jeglicher Art nach Innen Zurückgedrängten sich ergeben könnte, möge hier es zu erweisen versucht werden, dass die vollständige Freiheit einer solchen Natur eine unbedingte, und Anderen willig sich mittheilende Heiterkeit, sowie eine — freilich seltenste — Art von Lebensgenuss ergiebt. Dürfen wir eine von jedweder Aengstlichkeit für sich und Besorgniss um heut' und morgen enthobene Seele als das Begehrenswertheste an sich erkennen, so müssen wir uns gestehen, dass, was einer solchen als äusserliche Genugthuung und Wohlfahrt auch geboten werden könnte, diess sich doch kläglich neben ihrer Grösse ausnehmen würde. „Muth oder Uebermuth, was weiss ich!" diess mochte auch Gobineau dem fragenden Besitz-Bangen erwidert haben; und fällt es nicht schwer auf den meisten Gesichtern die Runen der beklommenen Zurückhaltung und der verdrossenen, argwöhnischen Vorsicht zu entziffern, so sprach in grossen Zügen das edle Antlitz des Grafen, am Schlusse eines von Gram durchtränkten Dasein's, mit gleicher Offenheit wie in der Jugend, ruhiges Vertrauen in sich und Andere, so wie freundlichstes Entgegenkommen aus. Vor seinem gütig forschenden Blicke lebte alles in Sonderheit: Thiere, Kinder, untergeordnete, ihm fern abstehende Wesen, er erfasste sie in ihrer Eigenart, freute sich ihrer ohne Bezug auf sich, und schier hätte man den Vielgeprüften als einen Glücklichen beneiden können, wenn man den Frohmuth gewahrte, der in sprudelndem Witz seiner Festigkeit, wie der Quell aus dem Felsen, entsprang. Denn auch seine Erkenntniss von der unverbesserlich schlechten Beschaffenheit der Welt, und die Ueberzeugung, dass in's Besondere seine Zeit und sein Vaterland einem Verfalle preisgegeben seien, dessen gänzlichen Vollzug als Akt strafender Gerechtigkeit er nur beschleunigt wünschte, — sie sprachen sich bei ihm mit einer Schlichtheit aus, welche befreiender wirkte als der scheinbar auch geglückteste Versuch einer Selbsttäuschung je es thun könnte. — Der Witz, der ihm, wie vielleicht keinem Zweiten seiner Landsleute, zu Gebote stand, verhalf ihm und Anderen über die Erbärmlichkeiten hinweg, denen er in Folge seines grossherzigen Leichtsinnes in praktischen Dingen zum Opfer fiel; es war eine der Aeusserungen des Stolzes, der ihn auch die ärgsten Prüfungen als Meister bestehen liess. Eine andere Kundgebung dieses Stolzes war die Anspruchslosigkeit und Unbefangenheit, welche er so weit trieb, dass langjährige und gebildete Freunde von ihm selbst nicht

eine geringfügige Kenntniss seiner Schriften hatten, und ihn ungefähr als anregenden gesprächigen Edelmann auffassten, der etliche missglückte Bücher geschrieben und vielleicht noch schrieb. Als er einmal nach geraumer Zeit einem einstigen Kollegen, früherem Gesandten eines deutschen Kleinstaates, wieder begegnete, wurde dieser von der Frau des Hauses gefragt, ob er den Grafen kenne: „Ach, der gute Gobineau!“ rief dieser gemüthlich bejahend aus. „So kennt man mich“ — flüsterte lächelnd der, in der That — doch anderswie „Gute“ seiner Nachbarschaft zu, und einfach und herzlich drückte er dem Ahnungslosen die Hand. Beissender, jedoch dem Betreffenden gleich unmerklich, war die Antwort, die er einem ehemaligen italienischen Minister und Philosophen gab, welcher, ohne Kenntniss wohl selbst nur der Titel der Gobineau'schen Schriften, es sich aberwitzig herausnahm, bei einem halboffiziellen Mahle den Grafen also aufzuziehen: „Herr von Gobineau möchte uns in das Mittelalter zurückführen!“ „Oh, Sie nicht, Herr . . .; mich —, das ist etwas Anderes“, — war die Abwehr. — Wie Wenige der Rede mächtig, theilte er sich freigebig über die Dinge, die er gesehen, und die Ansichten, die er sich gebildet, mit; vielleicht hat mancher, der nicht errieth, über welche Schweigensgrüfte dieser Fluss sich anmuthig ergoss, den Grafen gar für einen freundlich geschwätzigen Erzähler gehalten, — welches Missverständniss derselbe gewiss heiter unberührt dahin genommen hat. Allerdings steigerte sich dieses Unberührt-Bleiben in Folge der missgünstigen Erfahrungen der Art, dass so gut wie keine Freudigkeit ihm von Aussen mehr ankommen konnte, und dass er selbst die endlich eintreffende Nachricht von einer in Angriff genommenen zweiten Auflage seines „Essai“ mit Gleichgiltigkeit empfing.

Hiervon mochte, nebst der erreichten Loslösung von Allem, übrigens auch die in ihm wühlende Zerstörung seines Organismus', gegen welche die hünenhaft angelegte Natur vergebens sich aufbäumte, der Grund sein. „So lange du lebst, zwäng' dich wohl nichts, doch zwingt dich Thoren der Tod“ — diese Worte der Walküre drängen sich von selbst Demjenigen auf, der es gewahr worden, wie, da das Leben seinem moralischen Wesen nichts anzuhaben vermochte, der Tod ihm seine Boten, die körperlichen Leiden, als Schwächung des Gesichtes, allgemeine Abnahme der Kräfte, zusandte. Er konnte sich nicht mehr beschäftigen und war auf die Unterhaltung durch Gespräche in einer Welt angewiesen, die ihn nicht mehr verstehen durfte; hatte er doch von ihrer Blödsichtigkeit, sammt der Geschicke, die ihrer harren, eine für den gewohnten Begriff der Menschenwürde so respektswidrige Ansicht, dass er es für gleichgiltig erachtete, ob etwas Gutes in ihr bewahrt würde oder nicht. Woran er schroff fest hielt, war, dass in dieser erbärmlichsten Welt noch Menschen athmeten, die, wie er mit Vorliebe sagte, von den Göttern abstammten. Solche würde es wohl stäts geben, wenn auch immer vereinzelter, vereinsamter und einflussloser. Nicht suchte er diese etwa in besonderen Ständen oder Klassen, die er alle für mehr oder weniger zernagt ansah; sondern

überall wusste er die der Titel und Würden unbedürftigen Vornehmen zu finden, und diese eigenartige Auffassung des Geburtsadels benahm seinem aristokratischen Wesen jeden Dünkel, sowie seinem Sinne für wohlgegliederte Formen und Normen so völlig jede Beschränktheit, dass nach keiner Seite hin das Ausströmen seiner kindlich reinen Herzensgüte gehemmt war, wenn sich nur Empfangende dafür fanden.

Da geschah es, am Abend seines Erdenwandel's, dass ihm die Erscheinung wurde, welche alle seine Lebensgeister mit gesteigerter Kraft in freudige und lohnende Erregung setzte: es war die Begegnung mit Richard Wagner. Unbedenklich darf es hier behauptet werden, dass — nebst der einen Beziehung, welcher er durch die Widmung seiner „Renaissance" einen hohen und zarten Ausdruck gab, und welche seit seinem Austritte aus dem diplomatischen Dienste seine Schritte und Entschlüsse bestimmte, da er ihr die Möglichkeit einer Seelen-Zuneigung und den Antrieb verdankte, die über ihm waltenden, sein ganzes Leben bedingenden ritterlichen Gefühle in edel sich bescheidender Männlichkeit zu bewähren, — dass nebst dieser einen Beziehung seine Freundschaft für Wagner, die Freundschaft Wagner's für ihn, den Werth seiner letzten Jahre umfasste.

Es war im Winter 1876, als Gobineau, damals noch französischer Gesandter in Schweden, durch Rom reisend, den von den Aufführungen in Bayreuth und ihrem Schein-Glück ermatteten Meister besuchte. Er frug an, ob keine Aufträge an eine gemeinschaftliche Gönnerin in Berlin, die Haupt-Patronin der Sache des Meisters, zu übernehmen wären. Wenn nun auch die damalige Stimmung Wagner's kein näheres Eingehen auf die mit genialer Offenheit sich bekundende Persönlichkeit des Grafen gestattete, so war doch der Eindruck hiervon ein so ausgeprägt günstiger, dass, als im Jahre 1880 in Venedig eine zweite Begegnung stattfand, diese sich vertrauensvoll und gleichsam kenntnissreich erwies. Bedeutend wurde das Verhältniss dadurch erleichtert, dass der Graf unsere Sprache vorzüglich verstand; und hier sei es eingeschaltet — weil bezeichnend genug — dass seine erste Schrift (eine philosophische Abhandlung) deutsch verfasst, und seine letzte deutsch veröffentlicht worden ist. Inmitten der manigfaltigen Gespräche, welche nun bei Wagner den Wunsch erregten, die Werke des Grafen kennen zu lernen, entfiel dem letzteren eine Aeusserung, deren Absonderlichkeit sehr auffiel und manches Sinnen veranlasste. Ueber „Don Quijote" hatte Gobineau hastig scharf geurtheilt: „das ist eine schlechte That, die Cervantes da begangen"; Ausrufungen des Erstaunens erwiderten ihm; auch wurde er gefragt, ob er denn das Tragische dieses Werkes nicht empfände, nicht durchfühlte, wie jämmerlich elend in ihrer Rohheit die Spassmacher dem Ritter gegenüber sich ausnähmen, und wären es „herzöglichste Herzöge". Der Graf schwieg und beschied sich später nachdenklich, als weiter geforscht wurde, ob der Aufwand von Kraft und Ausdauer, welche der Grosses wollende Rechtschaffene bedarf um durch die ihm blöd entgegengestellten abgeschmackten Hindernisse sich durch-

zuarbeiten, nicht eben so nichtigen Kämpfen gelte wie gegen Windmühlen und Schafe; ob überhaupt der Grosses Wollende, oder nur Suchende, sich nicht selbst als Gespenst und traurige Gestalt in dieser Welt vorkäme? Wohl mochte er von vornherein gar zu tief Letzteres empfunden, und daher dem Genie des Cervantes die übermächtige, übergöttliche Kraft verargt haben, mit solchem Leiden sich zu ergetzen; doch gab er gern dem, der auch für ihn ganz und gar der Meister war, nach, und der Verkehr, der also erspross, war für Beide ohne Vorgang gewesen.

Im Mai 1881 besuchte Graf Gobineau Richard Wagner in Bayreuth und begleitete ihn nach Berlin, um in dem „Ring des Nibelungen" das vollkommen verwirklichte Ideal aller seiner Gedanken, über Race, Helden, Götter, Bestehen und Untergehen, zu finden. Darauf verweilte er noch einige Zeit in Wahnfried, und die Gemüths- und Geistesgaben dieses unvergleichlichen Mannes schienen in dieser Umfriedung neu sich zu beleben: man glaubte sie in ihrer rechten Umrahmung und in dem Lichte, für welches sie bestimmt, zu erblicken. Unbeachtung des Eitlen, Wahrhaftigkeit aller Gefühle, zarte Sitte, Fähigkeit, sich hinzugeben, Unmittelbarkeit der Rede, Kraft des Schweigens, schlichte Genügsamkeit, magische Gewalt des Wohlwollens, durchdringende Schärfe der Erkenntniss, gemächliche Munterkeit und gefühlvoller Ernst, — wie bethätigten sie sich um so freier und behaglicher, als Gast und Wirth nicht nur verschiedene Erfahrungen, folglich gar viele Lebensansichten gemein hatten, sondern manche gleiche Geistes- und Charakter-Richtungen inne hielten: so die grenzenlose Verachtung der Presse (ausser den „fliegenden Blättern" nahm der Graf keine Zeitung in die Hand), dann die ungestüm heitere Empfindung der Wunderlichkeit unserer heutigen Lyrik, welche die muthwilligsten Auslassungen etwa darüber eingab, dass man „nicht grolle", dass der eine oder der andere „wie eine Blume" sei, bis man schliesslich bis zu „ich bin eine Blume" gelangte. Selbst der Hauptgottheit unserer heutigen Welt, der Wissenschaft, sammt der schwer-wandelnden Gravität ihrer Anhänger, wurde mit geflügeltem Scherze zweideutig gehuldigt, und die launige Aeusserung des Grafen über Newton, „er wusste, wie viel Uhr es sei, ich habe es nie gewusst" konnte dabei gut zum Schlagworte werden. Zwar, wie er eines Tages in seiner ungestümen Parteilichkeit für alles Germanische kühn erklärte, gegen die niederländischen Maler, Rembrandt an der Spitze, sollten sich die italienischen Künstler sammt und sonders (Michel Angelo nahm er stäts aus) verstecken, rief das Paradoxon laute Einwendungen hervor; alsbald aber verwandelten sich diese in ein Gelächter des Verständnisses bei der Erklärung, geistvoller unterhaltende und humorbegabtere Menschen wären die Niederländer gewiss gewesen, solch ein italienischer Maler müsse aber zum Sterben langweilig sich ausgenommen haben. —

Man trennte sich nach diesem ersten Besuche mit dem, einem Herzensbedürfnisse gleich kommenden Wunsche, sich immer öfter und anhaltender zu sehen. Ein Jahr verging. Die Nachrichten über des Grafen Gesundheit

lauteten indessen nicht günstig, wie denn bereits mündlich der jedes Klagens sich erwehrende Dulder bekannt hatte, dass sein Gesicht sehr geschwächt sei, dass die Bewegung der Glieder ihm schwer fiele, dass der Schlaf ihm schwände, und dass sein Gedächtniss ihm untreu würde. Doch, als er im Mai dieses Jahres wieder in Wahnfried erschien, hegte er noch die Hoffnung, den Aufführungen des „Parsifal" beizuwohnen, und dem ihn begrüssenden und über sein besseres Aussehen ihn beglückwünschenden Meister erwiderte er scherzend: „wie achtzehn Jahr". Auch war er derselbe an Geist, Witz und Gemüth; mit der gleichen unselbstsüchtig eingehenden Güte unterhielt er das Verhältniss zu den Kindern des Hauses, pflegte er den Verkehr mit den Thieren, die ihm, wie allen Guten, als einem Freunde anhingen. Er nahm sogar Theil an den abendlichen Vorlesungen; aber die Ermattung war fühlbar. Maasslose geistige Anstrengungen, bei völlig rücksichtsloser Behandlung des körperlichen Befindens, inmitten stäter seelischer Peinen und widerwärtiger Eindrücke, hatten ihn frühzeitig gealtert; er rang nicht mehr, er war erschöpft, und den Freunden konnte es nicht entgehen, dass er diess war. Mit unausprechlicher Sorge wurde er nach Gastein entlassen, wohin der Arzt ihn sandte; noch sehr angegriffen trat er von dort, in Begleitung eines eigens dafür aus Pisa herbeigeeilten Freundes, die Reise nach der Auvergne an. Von hier erbat er sich Nachrichten über „Parsifal", und kündigte dem Meister in einem, aber nicht mehr von seiner Hand geschriebenen, Briefe seinen Besuch in Venedig an. Auch machte er sich in Hast von der Auvergne ohne jede Begleitung auf, wollte in Pisa den treuen Freund besuchen, dann zunächst noch in Rom einsprechen. In Turin, in einer Gaststube, unter Fremden, besiegelte ein gänzlich vereinsamter Tod dieses verödete Leben. —

Wohl streifte manchmal die Freunde des Verstorbenen wie eine tröstliche Anwandelung der Gedanke, dass, wenn minder herb, bitter und schmählich seine Loose, und wenn freundlicher gepflegt seine Gaben, sein Werth vielleicht weniger lauter geleuchtet hätte, und die Befreiung seines Wesens eine unvollkommenere geblieben wäre. Aber dieser Trost ist ein künstlicher: in demselben Grade wie die Beobachtung einer solchen Natur eine beglückende ist, müsste die Betrachtung der Geschicke, welchen sie anheim fiel, und des Antheiles der Welt an ihr, eine heillose dünken, wenn nicht das Ende des Zeitlichen versöhnlich das Walten des Ewigen verhiesse. Das Leben kann dem Echten nichts anhaben. Dieser Wahn, der sich in einem Menschengebilde hier versinnlichte, seine Kraft, seine Grösse, aber auch sein Verderben bedingte, — dieser heroische Wahn ist vom Frieden umfangen. Den Abschluss dieses Erinnerungsbildes führe daher schicklich die Zusammenfügung zweier Worte herbei, welche die Stätte bezeichnet, wo in unvergänglicher Reine das Gedenken des Verklärten weilt:

Wahnfried.

Senta's Verhältniss zu Erik und zum Holländer.

Eine psychologische Studie

von Fritz Stade.

III.

Das aus unseren bisherigen Erörterungen gewonnene Ergebniss bietet uns nun auch eine Grundlage zur Beurtheilung der Frage: Wird für Senta durch ihre Beziehungen zum Holländer und zu Erik wirklich ein Konflikt herbeigeführt? — Es liegt in dem Wesen der in Senta's Seelenleben einander gegenüberstehenden beiden Gefühlsrichtungen, dass von einem Konflikt in der Art, wie ihn der Verfasser fordert, bei welchem also zwei gleichberechtigte Gewalten mit einander kämpfend darzustellen gewesen wären, nicht die Rede sein konnte. Je tiefer der (metaphysische) Ursprung der mitleidenden, opferfreudigen Liebe, je gewaltiger ihre Seelenkraft ist, gegenüber der in dem natürlichen Lebenstriebe ihre Quelle, und die Steigerung des individuellen Lebensgefühles zum Ziel habenden Liebe, mit desto grösserer Entschiedenheit musste Senta, in welcher jene erstere Erscheinungsart der Liebe zum Durchbruch gekommen ist, sich von Erik ab- und zu dem Holländer hingezogen fühlen. Dieses Verhältniss schliesst aber nicht aus, dass die Lösung ihrer Beziehungen zu Erik nicht ohne inneren Kampf sich vollzieht, und in Wirklichkeit bringt auch das Drama, wie eine einigermaassen aufmerksame Betrachtung desselben lehrt, derartige innere Krisen wiederholt zur Anschauung. Nur machen sich dieselben, weil Senta's Gefühl ganz von ihrem Erlöserberuf beherrscht wird, blos in solchen Momenten geltend, in welchen die Nothwendigkeit der Entscheidung ihr ganz besonders zwingend und gleichsam gegenständlich vor die Seele tritt. In ihrer ersten Szene mit Erik war diess Letztere insofern noch nicht der Fall, als Senta ja selbst noch kein Bewusstsein von der tragischen Bedeutung ihrer Sympathie mit dem „bleichen Seemann" für ihr ganzes Seelenleben hat, und selbst Erik bis dahin ja nur ahnt, dass diese Sympathie für seine Liebe verhängnissvoll werden könne. Zudem musste ein bewusster Konflikt Senta auch desswegen noch fern sein, weil der Gegenstand ihrer träumerischen Theilnahme noch nicht in greifbarer Wirklichkeit vor ihr lebte. So macht sich denn, als Erik eine Entscheidung von ihrem Herzen fordert („Wenn dieses Herz vor Jammer bricht, wird's Senta sein, die für mich spricht?") das dunkle Gefühl, dass in der Tiefe ihres Innern eine andere Macht das Uebergewicht gewonnen hat über ihre Liebe zu Erik, zunächst nur als solches, als blosse, dunkel empfundene, noch unbegriffene Thatsache geltend. Sie „schwankt", indem sie Erik das unveränderte Fortbestehen ihrer Zuneigung versichern will, da sie über diese seelische Erscheinung sich keine Rechenschaft zu geben vermag. — Ein desto bestimmteres Zeugniss dafür, dass ihre Beziehungen zu Erik in Senta's Gefühlsleben einen wirklichen Halt gehabt haben und auch jetzt noch haben, ein wesenhaftes Moment in ihrem Gefühlsleben bilden, und dass die Lösung derselben ihr nicht gleichgültig ist, wenn sie auch im tiefsten Grund ihres Wesens unerschütterlich dem Holländer hingegeben bleibt, liegt in einem höchst bedeutsamen Zuge der nächsten Szene vor, in welcher der Holländer in Wirklichkeit vor ihr steht, einer Szene also, in welcher Senta in dem Gefühl ihres Erlöserberufs so aufgeht, dass jede Beziehung, die sie an Erik gemahnt, auf ihr Gefühlsleben unwirksam bleiben müsste, wenn ihr Erik wirklich gleichgültig wäre. Nach der Vorschrift des Dichters macht Senta nach Daland's Worten: „Mögst Du, mein Kind, dem

Manne freundlich Dich erweisen! Von Deinem Herzen auch spricht holde Gab' er an; reich' ihm die Hand, denn Bräutigam sollst Du ihn heissen; stimmst Du dem Vater bei, ist morgen er Dein Mann," — „eine zuckende schmerzliche Bewegung; ihre Haltung bleibt aber ruhig." Diese zuckende schmerzliche Bewegung, als Ausdruck eines inneren Konfliktes, muss durch ein Motiv veranlasst sein, welches in gegensätzlichem Verhältniss steht und unvereinbar ist mit dem Bund, den Senta mit dem Holländer einzugehen im Begriff ist, und welches doch zugleich in ihrem Gefühlsleben ein wesentliches Moment bildet. Als diese nächste Herzensbeziehung aber, mit welcher ihr Erlöserberuf Senta in Widerstreit bringt, dürfen wir nach allem Vorausgegangenen Senta's Beziehung zu Erik betrachten. Wie Senta's Gefühle für Erik ihr Wesen nicht bis auf seinen Grund erfüllen, so ist diese „zuckende schmerzliche Bewegung", auch nur eine vorübergehende, Senta's „ruhige Haltung", welche durch die Festigkeit ihres Entschlusses, den ewigen Bund mit dem Holländer einzugehen, bedingt ist, nicht verändernde. Sie ist die Welle, welche die Oberfläche des in seinen Tiefen ruhigen See's bewegt. — In diesem mimisch-plastischen Moment stellt sich der Stärkegrad des Konflikts, das Machtverhältniss der widerstreitenden Gefühle gleichsam sinnlich-gegenständlich dar.

Ueberzeugend genug, meinen wir, bringt endlich die letzte Szene des Dramas den Konflikt in Senta's Seele, auf's schärfste, zur Entscheidung zugespitzt, zur Anschauung. Zunächst sei dieselbe, soweit sie von uns nicht bereits näher in's Auge gefasst worden ist, ihrem Wortlaute nach mitgetheilt.

(Senta kommt bewegten Schrittes aus dem Hause; ihr folgt Erik in der höchsten Aufregung.)

Erik. Was musst' ich hören, Gott, was musst' ich sehen!
Ist's Täuschung, Wahrheit? Ist es That?
Senta. (sich mit peinlichem Gefühle abwendend).
O, frage nicht! Antwort darf ich nicht geben.
Erik. Gerechter Gott! Kein Zweifel! — Es ist wahr! —
Welch' unheilvolle Macht riss Dich dahin?
Welche Gewalt verführte Dich so schnell? —
Dein Vater — ha! Den Bräut'gam bracht' er mit . . .
Ich kannt' ihn wohl . . . mir ahnte, was geschieht!
Doch Du . . . ist's möglich! — reichest Deine Hand
Dem Mann, der Deine Schwelle kaum betrat?
Senta. (wie vorher). Nicht weiter! Schweig'! Ich muss, ich muss!
Erik. O des Gehorsams, blind wie Deine That!
Den Wink des Vaters nanntest Du willkommen,
mit einem Stoss vernichtest Du mein Herz!
Senta. (mit sich kämpfend). Nicht mehr! Nicht mehr!
Ich darf Dich nicht mehr seh'n,
nicht an Dich denken: — hohe Pflicht gebeut's.
Erik. Welch' hohe Pflicht? Ist's höh're nicht, zu halten,
was Du mir einst gelobtest, ew'ge Treue?
Senta. (heftig). Wie? Ew'ge Treue hätt' ich Dir gelobt?

Die innere Bewegung, welche Erik's Vorwürfe in Senta's Seele hervorrufen, bedeutet nicht Unmuth, nicht Ungeduld, was der Fall sein müsste, wenn die Beziehung Senta's zu Erik wirklich eine so lose wäre, wie unser Kritiker annimmt; sie *„kämpft heftig mit sich"*, indem sie Erik abwehrt.*) Aber wie die Liebe als opferfreudige Macht das Uebergewicht hat über die am zeitlichen, sinnlichen

*) Wie sehr dem Dichter daran gelegen war, den Konflikt in Senta's Innern hervorzuheben, beweisen die für jede ihrer Aeusserungen gegebenen Vorschriften für die Darstellung in der Dichtung und Partitur. Dieselben lauten: (Senta. „O frage nicht" etc.) „sich mit peinlichem Gefühle abwendend" (Dichtung); (S. „nicht weiter!" etc.) „in heftigem inneren Kampfe (Partitur), „wie vorher" (Dichtung). (S. „nicht mehr" etc.) „mit sich kämpfend" (Dichtung).

Dasein hangende, so hat Senta auch keine Wahl zwischen dem Holländer und Erik. Es ist die metaphysische Stärke des Erlösungstriebes, welche in Senta's Worten: „Ich muss, ich muss!“ — die von Erik missverständlich als Aeusserung blinden Gehorsams gegen den Vater aufgefasst werden — sich geltend macht. So schmerzlich auch Erik's wehmuthsvolle Erinnerung an ihr früheres Liebesglück Senta's an Liebe und Mitgefühl so reiche Herz bewegen mag, — vor dem furchtbaren Verzweiflungsausbruche des Holländers, der den Auftritt belauscht hat, ist mit einem Male die ganze Welt des Diesseits hinter ihr versunken, mit Urgewalt reisst sie's zur entscheidenden, erlösenden That fort.

Es bleibt nun noch ein weiteres Moment in's Auge zu fassen, welches der Verfasser des fraglichen Artikels zur Unterstützung seiner Ansicht geltend gemacht hat, dass Senta's Erlösungsthat nicht ein wahrhaft tragisches Interesse einschliesse, Senta selbst nicht als eine wahrhaft dramatische Gestalt angesehen werden könne. Soll Senta's Selbstopfer für den Holländer — diess ist der Inhalt seiner Argumentation — wirklich als ein solches, als ein Opfer, als freie That erscheinen, wie es im Drama gefordert wird, so muss es auch auf einer freien Entschliessung beruhen, Senta muss sich mit vollem Bewusstsein dem Holländer weihen. In Wirklichkeit aber ist ihre That mehr instinktiv, mehr Ergebniss eines merkwürdigen inneren Triebes, als einer freien Entschliessung, also ohne den Werth eines eigentlichen Opfers. — Der Verfasser verwechselt hier *reflexionsloses* Gefühl mit *blindem* Trieb. Senta, eine durchaus naive Natur, wie ein „Kind“, reflektirt nicht, sie fühlt nur. Dieses Fehlen der Reflexion ist aber nicht gleichbedeutend mit Mangel an Bewusstsein im Sinne des Kritikers. Das Bewusstsein erscheint bei Senta nur nicht selbständig losgelöst vom Gefühlsleben, sondern in unmittelbarer Einheit mit demselben. Innerhalb dieser unmittelbaren Einheit von Gefühl und Bewusstsein hat aber der Begriff der Willensfreiheit immer noch Raum. Denn für diesen, soweit er hier in Betracht kommt, gilt es gleichviel, ob die für die Entscheidung einander gegenüberstehenden Motive als solche ausdrücklich dem reflektirenden Bewusstsein gegenwärtig, oder nur in dem Gefühl immanent sich geltend machen. Es genügt, dass sie im Gefühl zum Bewusstsein kommen. Insofern lässt sich sehr wohl von einem Gefühlsbewusstsein reden. In diesem Sinne hat Senta in der That ein Bewusstsein dessen, was sie thut, indem sie sich dem Holländer weiht. Sie weiss, dass es gilt, selbst das schwerste Loos mit ihm zu theilen. Als der Holländer fragt:

Wirst Du des Vaters Wahl nicht schelten?
Was er versprach, wie? — dürft' es gelten? —
Du könntest Dich für ewig mir ergeben,
und Deine Hand dem Fremdling reichtest Du?
Soll finden ich nach qualenvollem Leben
in Deiner Treu' die lang' ersehnte Ruh'?

antwortet sie:

Wer Du auch sei'st, und welches das Verderben,
dem grausam Dich Dein Schicksal konnte weih'n, —
was auch das Loos, das ich mir sollt' erwerben:
gehorsam werd' ich stäts dem Vater sein!

Wenn ferner der Holländer selbst sie auf das Opfer aufmerksam macht, das sie ihm bringe, indem sie sein Schicksal theile, und sie davon abzumahnen sucht, wenn sie nicht vermöge, ihm heil'ge Treue zu halten, ruft sie ihm zu:

Wohl kenn' ich Weibes heil'ge Pflichten,
sei d'rum getrost, unsel'ger Mann!
Lass' über Die das Schicksal richten,
die seinem Spruche trotzen kann!

Sie fordert das Schicksal heraus, sie bietet ihm Trotz. Diese bewusste Kundgebung ihrer Opferfreudigkeit ist freilich nicht Ergebniss eines Reflexionsprozesses,

sondern erscheint gleichsam als die Blüthe des Gefühls. Was unseren Verfasser in seiner Ansicht von einem „merkwürdigen inneren Triebe", als der Quelle von Senta's Opferthat, von einem geheimnissvollen „magnetischen" Zuge ihres Wesens, kraft dessen ihre That ihr eigentlich nicht zugerechnet werden könne, bestärkt haben mag: — die ausserordentliche, fast elementare Macht und Energie, mit welcher sich das Gefühl bei Senta äussert, ist eben nur die Folge ihrer durchaus naiven Natur, der ungebrochenen Einheit ihres Seelenlebens, und beweist nur das im tiefsten, Gefühl und Bewusstsein zusammenschliessenden Grunde ihres Wesens, Nothwendige, nicht das im Sinne des Kritikers instinktiv-, sondern das innerlich Nothwendige ihrer That. (So ist auch ihr Ausruf in der letzten Szene Erik gegenüber: „Ich muss, ich muss" aufzufassen.) Nicht eine ursprünglich zu einem schwärmerischen Phantasieleben geneigte Natur ist Senta, sondern ein urkräftig empfindendes, „kerniges nordisches Mädchen", sagt der Dichter und fügt selbst hinzu: „und durchaus naiv". „Gerade nur bei einem ganz naiven Mädchen konnten, umgeben von der ganzen Eigenthümlichkeit der nordischen Natur, Eindrücke, wie die der Ballade vom „fliegenden Holländer" und das Bild des bleichen Seemannes, einen so wunderstarken Hang, wie den Trieb zur Erlösung des Verdammten, hervorbringen: dieser äussert sich bei ihr als ein kräftiger Wahnsinn, wie er wirklich nur ganz naiven Naturen zu eigen sein kann."

IV.

Nachdem wir in Vorstehendem den Gesichtspunkt für die Beurtheilung von Senta's Verhältniss zu Erik und zum Holländer gefunden zu haben glauben, sei noch die Entwicklung des Charakters Senta's in der musikalisch-dramatischen Ausführung etwas näher ins Auge gefasst. Diese lässt die psychologischen Thatsachen in noch hellerer Beleuchtung erscheinen.

Die erste Szene des zweiten Aktes ist für die Frage, die uns beschäftigt hat, insofern von Bedeutung, als wir in Senta's sämmtlichen Aeusserungen im Dialog, das Naive, durchaus Naturwüchsige, „Kernige" ihres Wesens herauserkennen, und zwar sowohl im Wort- wie im Gesangsausdruck. — Die Heftigkeit, mit welcher sie den Mädchen, die neckisch vor Erik's Eifersucht warnen, antwortet: „O schweigt! Mit eurem tollen Lachen wollt ihr mich ernstlich böse machen?" ist nicht etwa veranlasst durch ein peinliches Gefühl, welches der Gedanke an Erik gegenüber ihrer Theilnahme für den bleichen Seemann in ihr hervorruft; denn für ihr Bewusstsein berührt sich ja ihre Sympathie mit dem Holländer in keiner Weise mit ihrer Beziehung zu Erik; sie hat überhaupt nie hierüber reflektirt; desswegen sind auch schon vorher alle schalkhaften Bemerkungen der Mädchen auf sie ohne Eindruck gewesen; — sondern diese Antwort ist nur eine Aeusserung des Unmuths über das zu ihrer ernsten Stimmung so übel passende Lachen der Mädchen. Die Worte: „Lasst mich's euch recht zum Herzen führen: des Aermsten Loos, es muss euch rühren!" sind musikalisch ebenso innig, wie einfach und herzlich-naiv wiedergegeben. Hier wie in allen auf den Holländer sich beziehenden Aeusserungen Senta's hat die Darstellerin den Ausdruck nicht etwa in gewisser Weise künstlich zu steigern, sondern nur mit dem tiefsten natürlichen Gefühl zu singen; sie braucht den Ausdruck nicht zu suchen, sondern nur ganz der Empfindung, welche die Musik unmittelbar in ihr erweckt, sich hinzugeben.

Senta's gänzlich unbefangenes Wesen Erik gegenüber zeigt sich sogleich in der Art und Weise, wie ihre beiden ersten Fragen nach Erik's besorgten Aeusserungen („Was ist . . ? Was soll?" — und „Und Was meinst Du?") musikalisch

wiedergegeben sind; weder in der Deklamation, noch nach Seite der harmonischen Grundlage sind sie selbständig hervortretend behandelt, wie es der Fall sein müsste, wenn Senta Erik gegenüber in einer zwiespältigen Empfindung befangen wäre; sie verschwimmen in dem Flusse der Darstellung von Erik's Aufregung; die ganze Entwicklung dieser Stelle drängt spannungsvoll dem Höhepunkte zu, der mit Erik's Worten: „Dir einen Gatten geben" erreicht ist.
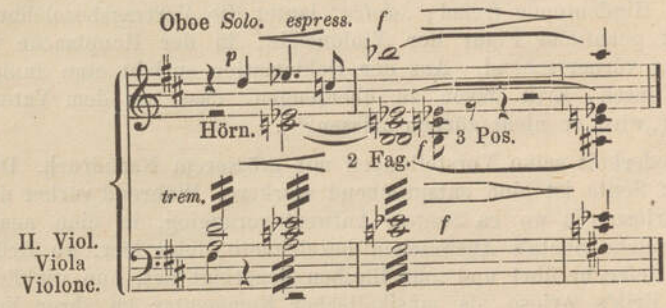
Senta's Antwort auf Erik's (erste) Klage, welche mit den Worten schliesst: „Wenn, ach! mein Herz vor Jammer bricht, — sag', Senta, wer dann für mich spricht?" wird eingeleitet mit dem von der Oboe, die so häufig (bei Wagner, und auch schon vor ihm) als Dollmetscher der innigen Gefühle des Weibes verwendet erscheint, vorgetragenen Ritornell zu dem eben gehörten Arioso Erik's, — ein Hinweis darauf, dass Erik's Worte in Senta's Herzen Widerhall gefunden haben. Die Tonart Ges-dur, nach dem bisher vorherrschenden B-dur, giebt der ganzen Stelle eine sehr weiche Färbung. Anstatt dass aber nun diesem Ritornell auch die Melodie des Arioso's Erik's sich anschlösse, nimmt die Musik, entsprechend der in naiv-ausweichendem Sinne gehaltenen Antwort Senta's: „O, schweige, Erik, jetzt!" eine neue Wendung. Die Tonart Ges-dur ist jedoch zunächst festgehalten, und so entfaltet sich auch weiterhin die Modulation fliessend und geschmeidig. Ebenso ist dem Ausdruck der Musik alles etwa auf eine geheime Verstimmung Hindeutende fremd; *„dolce"* lautet die Vortragsbezeichnung für die sanft bewegt gehaltene Figur der Violoncelle; in der Hauptsache ist weicher *legato*-Vortrag vorherrschend. Aus der Deklamation spricht eine innig-dringliche Bitte, der Wunsch, Erik davon zu überzeugen, dass sie dem Vater entgegeneilen müsse („wird er nicht zürnen müssen?").

Erik wiederholt seine Vorstellungen mit grösserem Nachdruck. Die Wirkung derselben auf Senta ist eine entsprechend stärkere. Während vorher das Ritornell von Erik's Arioso, da wo es Senta's Antwort voranging, in eine neue Wendung überleitete, welche Senta's Ausweichen bezeichnete, folgt hier, wo Erik's erneute Klage Senta tiefer berührt und zum Bleiben genöthigt hat, nun wirklich auch die Melodie von Erik's Arioso als musikalischer Kommentar zu ihrer Versicherung, dass Erik keinen Grund habe, an ihrem Herzen zu zweifeln. Die Verwendung von Erik's Arioso-Melodie an dieser Stelle ist sehr bedeutsam. Die Melodie athmet jedenfalls schöne Innigkeit, einen Grad von Innigkeit, wie er dem Charakter Erik's gemäss ist; in demselben Grade nun, wie Erik fühlt, in demselben Grade, in derselben Tiefe fühlt auch Senta, dass sie Erik „gut" ist; ihr Herz spricht für ihn, soweit Erik's Individualität auf ihr Herz zu wirken fähig ist. Die genannte Melodie erscheint desshalb hier wieder in der so zu sagen weiblich-weichen Färbung, welche der Tonart Ges-dur in diesem Zusammenhange, nach vorangegangenem B-dur, eigen ist. — Aber in dem Gefühle für Erik erschöpft sich Senta's inneres Leben nicht; dessen wird auch Senta inne; ihr bedeutsames „Schwanken" an dieser Stelle ist musikalisch-dramatisch in der Weise zur Darstellung gebracht, dass während das Orchester als Träger der eben angeregten, unmittelbar gegenwärtigen Empfindung, nämlich der Empfindung einer herzlichen Zuneigung Senta's gegen Erik, die Arioso-Melodie erklingen lässt, in der Singstimme das Bewusstwerden des geheimen Zwiespalts zwischen der eben gegenwärtigen und der augenblicklich in den Hintergrund gedrängten Empfindung (der tief inneren Sympathie mit dem Holländer) in der, der Orchester-Melodie selbständig gegenübergestellten Deklamation zum Ausdruck kommt. Diese Behandlungsweise umfasst die Worte: „Wie? Zweifelst Du an meinem Herzen? Du zweifelst, ob ich gut Dir bin?" Das Gefühl eines inneren Zwiespalts schwindet aber wieder, als ihr Bewusstsein Senta
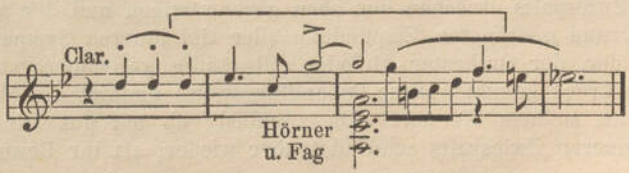
sagt, dass in der Wirklichkeit sich für Erik's Argwohn kein Anlass geboten habe, dass dieser real-gegenstandslos sei. Diese neu gewonnene Einheit zwischen Bewusstsein und der eben gegenwärtigen Empfindung giebt sich in der Darstellung derart zu erkennen, dass jetzt auch die Singstimme mit dem Orchester eins ist, selbst die Orchestermelodie ergreift.

Wie das Orchester soeben Ausdruck von Senta's aufrichtiger, herzlicher Zuneigung für Erik gewesen ist, so spricht sich auch in der musikalischen Wiedergabe ihrer Fragen: „Dein Herz?" — „Das Bild?" — „O sag', mir? Fürchtest Du ein Lied, ein Bild?" eine völlig unbefangene, naive Verwunderung aus. — Sehr zu beachten ist dann weiterhin, wie, besonders von den Worten an: „Soll mich des Aermsten Schreckensloos nicht rühren?" der Ausdruck des Gefühls gesteigerte Energie zeigt, weil dieses Gefühl im tiefsten Grunde von Senta's Innerem wurzelt. Am Schlusse von Erik's Erzählung bricht dann dasselbe naiv-fessellos und mit voller elementarer Gewalt hindurch.
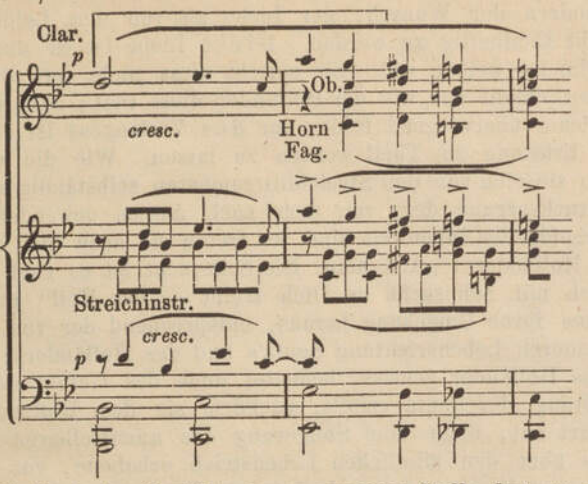
Die Deutung, welche wir der „zuckenden, schmerzlichen Bewegung" Senta's (nach Dalands Worten in der nächsten Szene: „Stimmst Du dem Vater bei, ist morgen er Dein Mann"), gegeben haben, finden wir durch den musikalischen Kommentar, welchen diese Gebärde erhalten hat, unterstützt. Derselbe lautet:
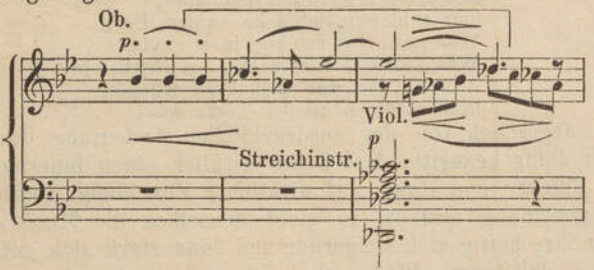


Wie der Künstler bei der musikalischen Beleuchtung der „Bewegung des Beifalls", mit welcher der Holländer dem von Daland seiner Tochter gespendeten Lobe zustimmt, ein früheres Gefühlsmotiv anklingen lässt, — (die betreffende musikalische Phrase hörten wir zuerst in der letzten Szene des ersten Aktes in Verbindung mit des Holländers Worten: „Wird sie mein Engel sein?") — so nimmt er auch an unserer Stelle auf einen früheren dramatischen Moment Bezug. Wir finden das von der Oboe vorgetragene Motiv in seinem melodischen und rhythmischen Grundriss zuerst in dem Duett zwischen Erik und Senta und zwar in dem Ritornell zu Erik's Arioso, welches Ritornell dann auch, wie sich uns bereits zeigte, Senta's erste längere Antwort auf Erik's schmerzlich-besorgte Vorstellungen einleitete, — sowie in Erik's Arioso selbst. Sehr bedeutsam geht dem ersten Erscheinen dieses Ritornells Erik's verzweiflungsvoller Ausruf voraus: „(Dein Vater kommt: eh' wieder er verreis't, wird er vollbringen, was schon oft er wollte . . . —) *Dir einen Gatten geben.*" Das Ritornell lautet:



Melodisch gesteigert erscheint es auf dem Höhepunkt des Arioso's, als Erik wiederholt: „Wenn, ach! mein Herz vor Jammer bricht" etc.:



Völlig gleiche rhythmische Gestalt wie an unserer Stelle hat es als Ritornell zu Senta's Antwort, und wird auch in beiden Fällen — wo es den Eindruck von Erik's Liebesklagen auf Senta widerspiegelt — von der Oboe (nicht wie ausserdem von der Clarinette) vorgetragen.



Senta ist eben erst (in der vorhergehenden Scene) Zeuge von Erik's schmerzlichen Besorgnissen gewesen, ohne dass sie jedoch diesem einen hinreichenden Grund für dieselben hatte zugestehen können. Jetzt, wo Erik's Ahnung sich erfüllt, für Senta der entscheidende Moment eingetreten ist, durchzuckt die Erinnerung an Erik's Verzweiflung schmerzlich ihre Seele.

Die polarisch gegensätzliche Bedeutung der Sympathie Senta's mit dem Holländer gegenüber ihren Gefühlen für Erik finden wir sogleich bezeichnet in Senta's ersten Worten:

Er steht vor mir mit leidenvollen Zügen,
es spricht sein unerhörter Gram zu mir: —
kann tiefen *Mitleids* Stimme mich belügen?
Wie ich ihn oft geseh'n, so steht er hier.
Die Schmerzen, die in meinem Busen brennen,
ach! diess Verlangen, wie soll ich es nennen? —
Wonach mit Sehnsucht es Dich treibt — das Heil,
würd' es, Du Aermster, Dir durch mich zu Theil!

wenn wir nämlich dieselben als den Schlussworten von des Holländers erster Aeusserung entsprechend betrachten:

Die düst're Gluth, die hier ich fühle brennen,
sollt' ich Unseliger sie *Liebe* nennen?
Ach nein! Die Sehnsucht ist es nach dem Heil:
würd' es durch solchen Engel mir zu Theil!

Nicht „Liebe“ ist es, was der Holländer Senta gegenüber fühlt, d. h. nicht die Blüthe des Lebenstriebes, nicht der Wunsch, der das Dasein im Diesseits verschönenden, sondern der Wunsch, der Liebe als von den Leiden des Daseins erlösender Macht theilhaftig zu werden. Diese Liebe ist es nun auch, welche Senta dem Holländer weihen will. Sie spricht diess nicht mit der so zu sagen begrifflichen Deutlichkeit aus, wie der Holländer diess that; denn sie ist der Typus des Weibes, welches überwiegend fühlt; nur des Verlangens ist sie sich bewusst, dem Aermsten Erlösung zu Theil werden zu lassen. Wie die weicheren Blasinstrumente, wo sie sich von den Streichinstrumenten selbständig abheben, im allgemeinen Ausdrucksorgane der, von dem nach aussen gewendeten Leben sich bewusst unterscheidenden Innenwelt sind, so treten sie auch hier als Dollmetscher der Worte des Holländers: „Ach nein! Die Sehnsucht ist es nach dem Heil“ und Senta's „Wonach mit Sehnsucht es Dich treibt — das Heil“ gruppenweis und kontrastirend aus ihrer Umgebung heraus, entsprechend der von der Aussenwelt abgewendeten inneren Lebensrichtung Senta's und des Holländers: — dem Wesen ihrer Liebe zum Holländer gemäss, bedeutet auch das Gefühl der Gehobenheit, der mächtige Drang, der Senta erfüllt, nachdem sie dem Holländer sich weihen zu wollen erklärt hat, nicht eine Steigerung des unmittelbaren Lebensgefühles, sondern ist die über den sinnlichen Lebenstrieb erhabene, vor der Selbstvernichtung nicht zurückscheuende und dadurch ihre über das sinnliche Leben hinausreichende Macht bewährende „Kraft der Treue“.

Von mächt'gem Zauber überwunden,
reisst mich's zu seiner Rettung fort:
hier habe Heimath er gefunden,
hier ruh' sein Schiff im ew'gem Port!
Was ist's, das mächtig in mir lebet?
Was schliesst berauscht mein Busen ein?
Allmächt'ger, was mich hoch erhebet,
lass' es die Kraft der Treue sein!

Wenn es, abgesehen von der ausdrücklichen Andeutung des Dichters, noch eines Beweises dafür bedürfte, dass Senta wirklich einen inneren Kampf zwischen ihrer „hohen Pflicht“ und ihrem auf wirklicher Zuneigung beruhenden Mitgefühl mit Erik's Verzweiflung besteht, so giebt denselben die Musik zu dieser Szene, in welcher wir ihre heftig sich steigernde und dann stark sich entladende schmerzliche Aufregung, das innere Wogen und Kämpfen wiedererkennen.

Werfen wir schliesslich nochmals einen vergleichenden, das Charakterbild Senta's prüfenden Blick auf die erste Hälfte der Szene zwischen Senta und Erik und auf das Duett zwischen Senta und dem Holländer, so ist es die Innigkeit einer herzlichen Zuneigung, welche uns dort aus der Musik anmuthet; ganz anders der Ausdruck der Liebe in der Szene mit dem Holländer; es ist die tief beseligende heilige Wärme der Liebe als opferfreudiger, metaphysischer Macht, welche uns hier umfängt. In beiden Fällen aber zeigt sich, Senta's kindlich-naiver Natur entsprechend, die gleiche Wahrheit und Reinheit der Empfindung, und wir finden die Gestalt der Senta gerade um desswillen besonders bewundernswerth, dass der Künstler neben dem über das Diesseits hinausweisenden idealen Zuge ihres Wesens auch die im engeren Sinne rein menschliche Innigkeit ihrer Empfindung so anmuthend und überzeugend zur Darstellung gebracht hat. Es ist in dieser Beziehung eine „schöne Seele“ im tiefsten und umfassendsten Sinne, welche der Künstler in Senta geschaffen hat.

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XVII. Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft.

4. Friedrich Zöllner.

Ein Beitrag zur Würdigung des Menschen, des Kämpfers, des wissenschaftlichen Charakters.

Von Bernhard Förster*).

Am 25. April 1882 verstarb zu Leipzig, dem Orte seiner langjährigen ausgedehnten und erfolgreichen Wirksamkeit, ein echter und wahrer Freund des Bayreuther Werkes: Friedrich Zöllner. Der äussere Gang seines Lebens ist bald erzählt; er bietet des Ungewöhnlichen und Auffälligen nicht viel. Zu Berlin im Jahre 1834 (8. Nov.) geboren, Sprössling einer geachteten deutschen Bürgerfamilie, absolvirte er die Schulen in der von der königlich preussischen Büreaukratie eingerichteten und vorgeschriebenen Weise, an welche man sich, wie an eine schleichende Krankheit, schon so gewöhnt hat, dass sie sogar denkenden und selbständigen Menschen nicht mehr durchweg unangenehm auffällt. Als Zöllner dann zur Universität überging, zeigte sich schon sehr bald eines der Hauptmerkmale seines Wesens, das sich noch oft zu bewähren Gelegenheit hatte: die völligste Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit. Er verliess rasch die plattgetretene Heerstrasse der grossen, reich dotirten Hochschulen und widmete sich in der Schweizerstadt Basel 1½ Jahre lang dem Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie. Von dieser breiteren Grundlage aus ist er dann allmählich zu seiner Spezialdisziplin, der Astrophysik, gelangt. Hat ihn nun Instinkt oder reifere Reflexion geleitet: er hat mit der Wahl der Hochschule keinen Fehler begangen. Die Pflege der Wissenschaft unter dem Einflusse des spezifischen Preussenthums — das ist ein Kapitel, welches noch einmal einen vorurtheilslosen kompetenten Beurtheiler in diesen Blättern beschäftigen sollte; Stoff dazu liefert schon die Berliner Hochschule allein demselben überreichlich, und die 10½ preussischen Universitäten (wir rechnen Strassburg mit hinzu und zählen Münster zur Hälfte) beherrschen durch ihren Einfluss die 10 übrigen deutschen in recht merklicher und recht bedenklicher Weise. Sicherlich haben die deutschen Hochschulen der Schweiz vor denen des Reiches einiges an Unbefangenheit, Frische und Ungenirtheit voraus. Von entschiedenem Vortheil für den jungen Berliner Studenten war es ausserdem, dass er hier zum ersten Male ein Gemeinwesen kennen lernte, welches den Namen einer *„Deutschen“* Stadt in vollem Maasse verdient. Wer aus der durch und durch ungesunden, durch Kor-

*) Ueber Zöllner's Person, Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung möge man zur weiteren Orientirung auch die vortrefflichen Schriften seines Schülers Moritz Wirth nachlesen: „Fr. Z. ein Vortrag zum Gedächtniss“, 2 Bogen, und: „Hrn. Pr. Z.'s Experimente etc. u. s. Hypothese intell. vierdim. Wesen“, III. Aufl., 8 Bog. (Leipzig, O. Mutze.) Der Verfasser dieser Schriften hat übrigens auch eine lesenswerthe Monographie über *„König Marke“* geschrieben (Leipzig, Senf), deren Kenntniss, auch bei etwa abweichenden Auffassungen, wegen der scharf eindringenden Behandlungsweise des Autors für ein intensiveres psychologisches Verständniss des Drama's von „Tristan und Isolde“ doch manchem Freunde Wagnerischer Kunst nicht ohne Nutzen erscheinen dürfte. D. Red.

ruption jeder Art vergifteten Atmosphäre Berlin's nach Basel kommt, muss sich wahrhaft erleichtert fühlen. Es giebt dort in der alten Stadt zwischen Schwarzwald und Jura einen Bürgerstand mit altem, wohlerworbenem Vermögen, mit mehrhundertjährigen Traditionen, voll Interesses für das Wohl ihrer Gemeinde, durch viele Bande der Erinnerung und Versippung mit derselben verknüpft. Natürlich hat sich auch dort eine Art von Philistersinn entwickelt, aber er erscheint gutartig und naturwüchsig; und das Wort „Gemeinsinn" und bürgerliche „Opferfähigkeit" ist dort kein eitler Begriff, sondern seit den Tagen der Schlacht bei St. Johann an der Birs eine Wirklichkeit gewesen. Wenn ein solches Gemeinwesen von ca. 60,000 Köpfen seinen Stolz darein setzt eine völlige Hochschule zu erhalten, so ist es wohl zu glauben, dass das weder aus Spielerei noch Renommisterei geschehe, sondern aus wirklicher Freude am Wissen, an der Verbreitung geistiger Bildung und der Resultate des Denkens. — Zöllner mag sich dort auch menschlich sehr wohl gefühlt haben, gewiss hat ihn das biderbe Wesen der alemannischen Bevölkerung mit ihren, nach unsrer Empfindung vielfach bäurischen, Sitten wohlthuend berührt. Nachdem er sich in Basel den Doktortitel erworben hatte, begann er als Dreissigjähriger seine akademische Lehrthätigkeit in Leipzig; seine ersten Schriften galten dem Probleme der Lichtmessung. Im Jahre 1866 ward er zum „ausserordentlichen", im Jahre 1872 zum „ordentlichen" Professor der Astrophysik befördert und fand in Leipzig den Beifall und die Anhänglichkeit seiner Schüler in dem Maasse, dass er Berufungen nach auswärts ablehnte und nun für den Rest seines Lebens an der Leipziger Hochschule verblieb.

Seine Thätigkeit als Universitätsprofessor muss überaus erfolgreich und anregend gewesen sein. Jüngere Freunde von uns, die seinen Unterricht genossen haben, schildern ihn als einen ungewöhnlich geistvollen, stäts denkenden und desshalb zum Mitdenken reizenden Lehrer. Bekannt ist das intensive Interesse, mit welchem er das Phänomen des Spiritismus beobachtete und zu ergründen versuchte; — aber niemals ging er ungefragt auf dieses ihn so tief bewegende Thema ein, nie suchte er Propaganda dafür zu machen. Zu den Erscheinungen des Spiritismus stellte er sich in das, ihm durch die exakte Wissenschaft, der er diente, gebotene Verhältniss: sich des Wesens der Erscheinungen mit aller Genauigkeit, Parteilosigkeit und Unbefangenheit bemächtigen und dann an der Hand des Satzes vom Grunde diese Erscheinungen erklären. Sollten sich dabei Irrthümer herausstellen, so sind diess Irrthümer, wie sie noch jedem menschlichen Forscher widerfahren sind oder widerfahren werden. Nicht irren zu können ist Sache der Götter und einiger deutscher Professoren und Journalisten.

Wäre es dem scharfsinnigen, phantasievollen Denker vergönnt geblieben, sich ganz auf seinen Beruf als Forscher, Lehrer und wissenschaftlicher Schriftsteller zu beschränken, so wäre sein Leben ruhig verlaufen, die vor der unnahbaren Höhe der Wissenschaft respektvoll sich beugende Presse hätte ihm manches Loblied gesungen, der Dank des Vaterlandes in Form der üblichen Auszeichnungen durch Regierung und Staat wäre nicht ausgeblieben: aber Deutschland wäre um ein werthvolles *Beispiel* ärmer. Zöllner war mehr als nur ein begabter, kenntnissreicher Fachgelehrter: mit offenen, vorurtheilsfreien Augen beobachtete er das gesellschaftliche Leben Deutschlands, insonderheit seiner Berufsgenossen, folgte er der Entwickelung der deutschen Kunst, Politik und Kultur. Da bemerkte er frühzeitig recht deutliche Symptome des Verfalles in der Gelehrtenzunft, da entdeckte er die erbarmungslose Verderbung unseres Volksthums durch die Presse, da sah er auch den heillosen Einfluss des Judenthums auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. So wurde er, da sein kühner Muth ihm unthätiges Schweigen oder Vertuschen zur völligen Unmöglichkeit machte, zum Prediger der Moral und des

Anstandes in den Kreisen der Universitätsprofessoren, er wurde zum leidenschaftlichen Bekämpfer des in üppigster Blüthe stehenden Pressunfuges und naturgemäss auch — um uns des schiefen, aber populären Ausdrucks zu bedienen — zum „*Antisemiten*“. Und indem sein grosser und reiner Geist nicht nur das Böse vermied und bekämpfte, fand er auch das Echte und Wahrhaftige in unserm Deutschen Volks- und Kulturleben: so erkannte der Professor der Astrophysik rechtzeitig die Künstlergrösse R. Wagner's und machte einen Theil seiner Kraft der Förderung des Kunstwerkes der Zukunft dienstbar.

Die eben bezeichneten Eigenschaften des vortrefflichen Mannes sind es, welche uns hier interessiren, derenthalben uns eine eingehende Besprechung seiner Persönlichkeit in diessen „Blättern“ angemessen erscheint; denn seine Bedeutung als Astronom und Physiker, wie gross sie auch immer sei, entzieht sich unserer Beurtheilung, wir überlassen sie der Würdigung von Seiten der Fachlitteratur. Der berühmte Astronom Dr. Julius Schmidt — Direktor der Sternwarte zu Athen — hat Zöllner genau gekannt. Bei unserm persönlichen Verkehr, Frühjahr 1879, in Athen war von unserm gemeinschaftlichen Freunde mehrfach die Rede; auch in unserer Korrespondenz ist diess Thema dann noch berührt und an einer Stelle eingehender behandelt worden; die Mittheilung dieser letzteren wird auch den Lesern unserer Blätter interessant und werthvoll erscheinen. Julius Schmidt schreibt also:

„In der Zeit von 1869 Septbr. — 1875 April habe ich nur zweimal Gelegenheit gehabt, mit Zöllner persönlich zu verkehren. Zuerst in Wien während der damaligen Astronomenversammlung, als er seinen Kollegen zum ersten Male die Protuberanzen der Sonne an seinem Apparate zeigte, und, in besonderem Gespräche auf einer Rückfahrt von Schönbrunn zur Stadt. Damals schon bemerkte ich, wie Zöllner durch seine Liebenswürdigkeit, Milde und Mittheilsamkeit die meisten seiner zum Theil berühmten Fachgenossen übertraf. Es war aber in jener an Zerstreuung reichen Zeit nicht möglich, in längeren Gesprächen zur tieferen Anschauung des ungewöhnlichen Mannes zu gelangen. Erst viel später lernte ich ihn zu Leipzig näher kennen, ward von ihm merklich begünstigt, und war so glücklich (1874 Nov. bis 1875 April) ihn nicht nur in verschiedenen Gesellschaften zu sehen und zu sprechen, sondern, was für mich das allein Wichtige ist, an 5 oder 6 Abenden mit ihm in mehrstündigen Gesprächen ganz allein zu verhandeln. Ich habe Z. nur als den Mann der strengsten wissenschaftlichen Forschung kennen gelernt, ruhig, klar, fern von jeglicher Schwärmerei, ohne Spur exzentrischen Wesens. Er besass die manchen Gelehrten mangelnde Eigenschaft, über schwierige Dinge besonders eindrucksvoll und verständlich zu reden. Ihm war die Kunst eigen in der Unterredung hören zu können und hören zu wollen, und er war fern davon, allein die Wortführung zu beanspruchen, auch dann, wenn er zu Personen sprach, denen er in jeglicher Hinsicht sehr weit überlegen war. Mit wenigen Zügen der Feder, mit Papierstreifen und sonstigem Geräthe operirte er in ausgezeichnet deutlicher Weise, um gewisse, nicht allemal klar sich darstellende Probleme zu erörtern, die man sonst nur mit gewichtigem gelehrten Apparate zu behandeln gewohnt ist. Vielseitig in hohem Grade, nach vielen Seiten hin das Gebiet der Astronomie überschreitend, wusste er, wenn die anwesende Person geistig anregend, und anregungsfähig war, in seltener und anziehender Weise zu reden, ernst und grossdenkend in hohen Dingen, freundlich und leicht zugänglich dem heiteren Scherze, bei allem von edler Bescheidenheit. Als ich ihm einst lebhaft meine Bewunderung über sein Spektralinstrument aussprach, wies er jedes Lob zurück, und war auch später bei andrer Veranlassung nicht geneigt, Worte zu hören, die weit entfernt von gewöhnlicher Schmeichelei, doch nur als Ausdruck der gerechten Würdigung und Anerkennung gelten konnten.

Waren meine Gespräche mit Zöllner auch vorwiegend astronomischer Art, so gab es doch auch (1875) Gelegenheit über politische und religiöse Dinge zu verhandeln. Ueberall trat sein geistiges Vermögen in einer Weise hervor, wie ich es in dem Umgange bei Männern in seinem Alter seither noch nicht gefunden hatte. Begünstigt durch die Fähigkeit, die eignen Ansichten nicht als abgeschlossen, die eignen Ideen nicht als maassgebend, sondern als noch in steigender Entwickelung befindlich zu betrachten, ist man leichter im Stande Zöllners Eigenschaften zu

begreifen und zu würdigen, die Selbständigkeit seiner Kultur annähernd zu verstehen, und zu erkennen, dass in ihm, hoch über Gelehrsamkeit und Belesenheit, eine besondere, schwer zu definirende Eigenschaft von reiner geistiger Wesenheit Alles beherrschte und veredelte, was er auch unternahm, was er auf dem Wege des Denkens zu entwickeln sich vorgenommen hatte.

Im April 1875 war Z. noch nicht ernstlich mit seinen Studien über transzendentale Physik beschäftigt. Mit mir konnte er darüber reden, denn er wusste, dass ich mit diesen Dingen, wenn auch nur auf historisch-litterarischem Wege, dreissig Jahre vor ihm begonnen hatte, freilich ohne mich auf die Praxis einzulassen, ohne etwas zu veröffentlichen und ohne jemals meine wissenschaftlichen Arbeiten unterbrochen zu haben. Er that es in grosser Ausdehnung in 5 oder 6 Gesprächen. Z. hatte zu der Zeit noch nicht jene Erfahrungen gemacht, die ihn einige Jahre später kampfgerüstet auf einem neuen Schauplatze auftreten liessen. Eine Fülle von Gedanken, z. Th. mit religiöser aber nicht kirchlicher Richtung, überraschten den Zuhörer und liess ahnen, welche Wege dieser Mann einst betreten möchte.

Mit derselben Ruhe, Besonnenheit und Klarheit, mit der er über das Spektrum der Sonne, über die Helle der Planeten, über die Beschaffenheit der Kometen sprach, verhandelte er mit mir über die noch dunkeln Probleme, deren Studium er sich erst seit Kurzem zugewandt hatte. Keine Spur von Schwärmerei in diesem Gebiete, keine übertriebenen Ideen von der Zukunft, kein Wort überschwänglichen Charakters habe ich von ihm vernommen und nichts von jener Heftigkeit und Gereiztheit, die aus Gründen, welche Allen bekannt sind, in seinen späteren Werken uns den mächtigen Aufruhr seines Gemüthes verkünden.

Nach dem Frühlinge 1875 habe ich Z. nicht wieder gesehen und mit ihm nur noch 1 oder 2 mal korrespondirt. Ich hatte den lebhaften Wunsch, ihm später wieder zu begegnen, um die fernere Entwickelung seines Wesens zu beobachten, und zu erfahren, wie die stillwirkende Gluth seines Gefühllebens, die fortschreitende Ausbildung seiner geistigen Kräfte sich in der Persönlichkeit ausdrücken würde. Nun ist er uns entrissen, die Zukunft wird erkennen, mit welchem Maasstabe Z. zu messen sei.

Die tiefe Zuneigung zu seiner Person, die warme Anerkennung seines wissenschaftlichen Werthes werden, so hoffe ich, die meisten die ihn kannten, mit mir theilen".

Mit diesen schönen Ausführungen eines so ungewöhnlich kompetenten Beurtheilers stimmen meine eigenen Erfahrungen genau überein. Gerade die Milde in Zöllner's Wesen, die Tiefe seines Gemüthslebens, die Herzensgüte und Bereitwilligkeit zu helfen und zu dienen, sein echt deutsches, durch das Christenthum veredeltes Menschenthum, — diess waren auch mir die hervorragendsten Merkmale in dem persönlichen Verkehr mit ihm. Dass er freilich auch den Zorn des deutschen Mannes kannte, wenn die Bosheit und Feigheit seiner Widersacher das Maass seiner Geduld erschöpft hatten, das hat er mehr als einmal bewiesen. — Den ersten kühnen Schritt in seiner später so berühmt und folgenreich gewordenen Polemik gegen Korruption in jeder Form, gegen die Eitelkeit, den Mangel an Wahrheitsliebe und an Sachlichkeit bei deutschen Gelehrten, that er in der ersten Auflage seines bekannten Werkes: *„Ueber die Natur der Kometen"*. Hier theilte er mitten in seinen wissenschaftlichen Deduktionen ganz beiläufig und möglichst harmlos einige Fakta aus dem „wissenschaftlichen" Treiben zweier der namhaftesten Berliner Professoren mit. Die Ungeschicklichkeiten und Taktlosigkeiten eines gefeierten Chemikers waren so arg, dass sie mit Stillschweigen übergehen so viel gewesen wäre, wie sich zu ihrem Mitschuldigen machen. Die an dem berühmten Autor der „Tonempfindungen" getadelten Versehen waren dagegen nicht fundamentaler Art, aber immerhin derart, dass Zöllner als redlicher Mann sie nach dem Satze: *„principiis obsta!"* nicht glaubte ungerügt lassen zu dürfen. Für den sittlichen Ernst, von welchem er bei dieser seiner Polemik geleitet ward, legen am sichersten folgende schönen Worte des eben genannten Buches Zeugniss ab: „Ich liebe den Frieden aufrichtig und von ganzer Seele — aber mehr noch die Wahrheit. Ist mir die Wahl gelassen kleine Wahrheiten für die Gegenwart oder grössere für die Zukunft zu verkünden, so wähle ich ohne Bedenken die

letzteren". Es ist das Wesen der *geschichtlichen* Persönlichkeit, des echten *Idealisten*, welches Zöllner hier in schlichten Worten ausdrückt. Indem er sich zu dem höchsten idealen Standpunkt bekennt, gewinnen seine Worte eine weit tiefere Kraft als sie die Ausführungen eines Durchschnittsgelehrten oder -Schriftstellers haben könnten. Diess bekunden denn auch die folgenden Sätze in dem Kometenbuche:

„Durch die Popularisirung der Wissenschaft werden der Arbeit am Fortschritte der Wissenschaft nicht nur Zeit und Kräfte entzogen, sondern es entwickeln sich auf Grund der menschlichen Eitelkeit auch Bedürfnisse und Eigenschaften des Charakters, welche einer hohen Entwickelung des Verstandes eher schädlich, als nützlich sind. Die Eleganz des Vortrags, die Gewandtheit des Experimentirens, liebenswürdige Manieren im Umgange mit Menschen, Grazie der Bewegung und anziehendes, möglichst imponirendes Auftreten bei lukrativen öffentlichen Vorlesungen — alles das sind Eigenschaften, deren Werth von nun an allmählich im Kurse steigt, und die sich auch durch natürliche oder künstliche Züchtung sehr bald im Laufe weniger Generationen entwickeln und vervollkommnen. Was ist natürlicher, als dass gleichzeitig hiermit das Bedürfniss nach Repräsentation unter den Gelehrten wächst! Mit dem Begriffe eines „einfachen Professors" verbindet mancher Berliner Gelehrte heut zu Tage die Vorstellung eines eleganten Mannes, der in einem glänzend eingerichteten Institut grosse Gesellschaften zu geben und populäre Vorlesungen vor Damen und Herren zu halten versteht. Das wachsende Bedürfniss nach „gegenseitigem Austausch der Gedanken", nach „persönlicher Bekanntschaft und Anregung" wird in grossen Meetings und „Versammlungen von Naturforschern und Aerzten" befriedigt. Die Gefahren aber, welche hieraus, bei der Schwäche des menschlichen Charakters, für die Liebe zur Wahrheit, für die Offenheit und Rückhaltslosigkeit des Urtheils über den Werth wissenschaftlicher Leistungen von Kollegen u. s. w. entspringen, hat man, so viel mir bekannt, noch nicht gehörig erwogen".

Von allgemeinem Werthe ist ferner das schöne Kapitel des nämlichen Buches (p. 229 ff.): *„Die Phrase in der Wissenschaft und ihre verderbliche Wirkung auf die Verstandesoperationen"*. Nachdem er in demselben mit Scharfsinn bewiesen hat, dass *„die Unsittlichkeit ebenso wie die Eitelkeit des Charakters eine fortschreitende Rückbildung der Verstandesfunktionen bewirkt"*, kommt er nothgedrungen zu folgender Forderung: „Man beseitige vor Allem diejenigen Erregungsmittel, welche auf der Eitelkeit des menschlichen Charakters begründet, im Schoosse der Wissenschaft selbst emporgewachsen sind und durch die Ueppigkeit, mit welcher sie wuchern, dem Boden die Säfte zur Ernährung und Erhaltung der Verstandeskräfte entziehen".

Haben sich die Motive für wissenschaftliche Arbeiten, bewusst oder unbewusst, verschoben, ist an Stelle des reinen Genusses an der Erkenntniss der Wahrheit vielfach das Streben nach öffentlicher Auszeichnung und materiellem Gewinne getreten, so prägen sich diese untergeschobenen Motive auch in der Entwickelung der Sprache aus, welche demzufolge viel an ihrer Reinheit und Klarheit eingebüsst hat; ja, an dieser Stelle ist, wie Zöllner sehr treffend bemerkt, die Depravation besonders bemerkbar:

„Denn in der Sprache lagern sich gleich Petrefakten der Vorwelt die Resultate der unbewussten und bewussten Verstandesoperationen vergangener Geschlechter in Form von Worten ab. Im Satzbau der Sprache, in den Formen ihrer Wendungen und Bilder spiegeln sich Wahrheit und Lüge, Lauterkeit und Unlauterkeit der die Zunge bewegenden Motive weit deutlicher ab, als Diejenigen glauben, welche sich der Worte zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und zur Täuschung Anderer bedienen. — Demgemäss entwickelt sich unter den oben erwähnten Umständen in der Wissenschaft mit Nothwendigkeit die *Phrase*, als eine Vorbotin und stäts bereitwillige Dienerin der Lüge. Denn wo die Phrase sich zeigt, verhüllt die Wahrheit schweigend ihr Haupt und entfernt sich. Letztere hat zu allen Zeiten bei der Sucht der Schriftgelehrten, durch geistreiche Einfälle zu glänzen und dadurch der eigenen oder fremden Eitelkeit zu schmeicheln, nur ein kümmerliches Dasein gefristet. Die Wahrheit verschmäht es, stolz gebrüstet im Gewande rhetorischen Prunkes

einherzuschreiten, denn sie bedarf solch künstlicher Reize nicht, da sie den Besuch der Salons meidet und sich ihren Verehrern nur in Stunden der Einsamkeit und ruhiger Sammlung naht, — Stunden, die unter dem wachsenden Drucke amtlicher und gesellschaftlicher Pflichten der lebenden Generation allmählich abhanden kommen und nur noch um hohe Preise, fast mit Gewalt, erworben werden können.

Man darf es zuversichtlich aussprechen, dass sich die durchschnittliche Wahrhaftigkeit und Leistungsfähigkeit des Einzelnen sowie der Völker, sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Politik, an dem Umfange bemessen lässt, in welchem ihre Sprache von der Phrase beherrscht wird. . . .

Mich beschäftigt hier vorzugsweise nur der verderbliche *Einfluss der Eitelkeit und der dadurch erzeugten Phrase auf wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Menschen*, insofern sie die Qualität der Verstandesfunktionen verschlechtert. Desshalb verlohnt es sich wohl, sei es nur aus Rücksichten der Billigkeit gegen andre Nationen, die Frage aufzuwerfen, ob man in Deutschland und in der deutschen Wissenschaft vor diesem Einflusse sicher ist, und wie lange noch, oder ob er sich, wenn auch noch nicht auffallend zu spüren, doch schon im Stillen und in scheinbar ganz unschuldigen Dingen und Handlungen vorbereitet".

Von diesem Geiste unbestochener Kritik und echter Wahrheitsliebe geleitet, ging Zöllner daran, in seinem Kometenbuche die berüchtigte „Hofmannfeier" in Berlin von Januar 1870 zu beschreiben und das Falsche und Unwürdige, was sich in ihr dokumentirte, als undeutsche Eitelkeit und widerliches Phrasenthum bloszustellen. Das zünftige Professorenthum — dasselbe Professorenthum, welches wenige Jahre später die Hilfe eines liberalen Kultus- und Kulturkampfministers in Anspruch nahm, um einen Mann von der Bedeutung Dühring's aus seiner erfolgreichen Lehrerstellung zu entfernen — blieb die Antwort nicht schuldig und gab sich ersichtliche Mühe durch sein Betragen die Berechtigung der Angriffe Zöllner's nachträglich noch einmal zu beweisen. Mit dem Todtschweigen ging es diessmal nicht, da die öffentliche Meinung sich der Sache schon angenommen hatte. So wurde wie auf Verabredung das oft bewährte Mittel von verschiedenen Seiten angewandt, den unbequemen wahrheitsliebenden Gegner als *wahnsinnig* darzustellen! Die periodische Presse war damals freilich schon in dem Prozess der Korruption begriffen, aber noch nicht auf der später erreichten höchsten Stufe derselben angelangt: sie nahm sich zuvörderst noch hier und da Zöllner's an. Die Gerechtigkeit scheint die ausdrückliche Erwähnung zu erfordern, dass u. A. Eduard v. Hartmann und einzelne liberale Blätter kräftig Zöllner's Partei ergriffen. Zöllner aber hatte einmal den Kriegspfad betreten, er hätte nicht mehr zurücktreten können, selbst wenn er gewollt hätte. Das zünftige Professorenthum mit all seinen Auswüchsen und Verkümmerungen, die korrumpirte Tagespresse, vor allem die sich „liberal" nennende, das internationale Judenthum und der heillose undeutsche Parlamentarismus in Deutschland, diese unheilige, aus einer Wurzel hervorgewachsene Viereinigkeit bildeten von jetzt an die wiederholten Angriffsobjekte der von Jahr zu Jahren schneidiger und unbarmherziger werdenden Zöllnerschen Polemik.

Die erstgenannte Gegnerschaft soll uns hier vor allen Dingen angehen, weil die Stellung, welche die Zunft der Fachgelehrten in unserm sozialen Leben einnimmt, eines der seltsamsten und ein nicht ganz leicht verständliches Phänomen bildet. Diese fremdartige, so vielfach Missverständnisse veranlassende Stellung beruht auf dem Widerspruch zwischen dem wirklichen Wesen der Universitäten und dem, was sie zu sein vorgeben.

Die Universitäten mit ihren 4 „Fakultäten" — in Süddeutschland kann man deren schon bis 5 zählen — sind thatsächlich Lehranstalten für gewisse Berufszweige. Wer das Tischler-, Schneider-, Apothekergewerbe lernen will, geht zu einem ihm als tüchtig bekannten Tischler, Schneider, Apotheker in die Lehre. Wer Advokat, Medizinarzt, Schullehrer werden will, lernt die Handgriffe dieser

Gewerbe bei einem dafür gut angeschriebenen Professor des Rechtes, der Medizin oder der Philologie etc. Soweit ist alles in Ordnung. Aber mit der anspruchslosen Stellung eines Lehrmeisters ist der Fakultätsprofessor keineswegs zufrieden; die Universitäten beanspruchen Verbreiterinnen und Pflegstätten *der Wissenschaft* zu sein. Indem der deutsche Professor thatsächlich dem Bedürfniss des Tages, dem gewöhnlichen Nutzen, und oft in ganz gewöhnlicher Weise, dient, nach Aussen aber den Mantel einer rein idealen Thätigkeit umhängt und von der Masse auch dafür genommen und diesem edleren Gewande gemäss beurtheilt wird, kommt jenes Aengstliche, Unsichere, Unwahre in sein Wesen hinein, das für ihn charakteristisch ist. Professoren, welche thatsächlich weiter nichts thun, als der Wissenschaft, wenn schon vielfach in befangener Weise dienen, giebt es beispielsweise in grosser Anzahl unter den Vertretern der historischen und linguistischen Disziplinen; indessen laborieren diese letzteren an einem bedenklichen und vielsagenden Mangel an Schülern. Nun aber denke man sich folgenden einfachen und thatsächlichen Fall: es wird ein Unbefangener von echtem Verlangen nach Wissen, also nach Weisheit, getrieben, und er glaubt diess Verlangen auf einer „Universität" befriedigen zu können; wie viel Lehrer würde er finden, die ihm wirklich helfen können? Man beobachte insonderheit diejenigen Professoren, welche sich κατ' ἐξοχήν „Lehrer der Liebe zur Weisheit" nennen, und man wird nicht ohne Heiterkeit die Diskrepanz zwischen Wort und Begriff entdecken. Kein Wunder, wenn das Professorenthum sich innerlich zu der Macht hingezogen fühlt, welche ebenfalls die ärgste Diskrepanz zwischen Sein und Scheinen aufweist: zur liberalen Presse. Dass der Normal-Professor „liberal" zu sein hat, versteht sich ohnehin längst von selbst. Somit erscheinen der liberale Professor und der liberale Zeitungsschreiber als ein Brüderpaar, welches in den letzten Jahrzehnten eine für beide Theile nicht gerade schmeichelhafte Aehnlichkeit aufweist: Herr Paul Lindau und Herr Theodor Mommsen, Herr Virchow und Herr Ebers, Herr Karl Frenzel und Herr du Bois-Reymond, Herr Hanslick und Herr A. Dove etc. etc. — sie beide sind Kinder einer verirrten, innerlich unwahren Zeit — sie können den Anspruch erheben auf Grund ihres elterlichen Erbes milde beurtheilt zu werden. Doch jenes allen arischen Völkern eingepflanzte Verlangen, ihr Leben nach idealen Forderungen einzurichten, es ist selbst den Söhnen unserer Zeit noch nicht völlig abhanden gekommen, der Deutsche sucht noch immer nach Idealen, die er sich in harter Arbeit und heissem Kampfe erringen möchte, aber er findet sie nicht! Da nimmt er endlich, schläfrig und denkmüde, wie er nun einmal leider ist, seinen Professor und Zeitungsschreiber für das, was jene zu sein vorgeben: für Verkünder der Weisheit, Vertreter der Wissenschaft, berufene Lehrer des Volkes. Dass hinter dieser glänzenden idealen Maske vielfach ein Kaufmann und Gewerbetreibender gewöhnlichen Schlages steckt, merken nur Einzelne; nur Wenige ahnen die wunderliche Komödie, welche vor ihnen gespielt wird. Andererseits aber bleibt ein jeder auf den Anschein begründeter Zustand ein prekärer. Man sucht sich daher gegen eine etwaige Erschütterung seiner Autorität durch engen Anschluss aneinander zu schützen. Man bildet eine *Kaste*. Jeder neu Eintretende wird aufs Schärfste beobachtet, ob er auch die Eintracht nicht stören oder das Amtsgeheimniss verrathen wird. Ist ein solches *enfant terrible*, wie Zöllner und Dühring, dennoch in die Zunftgenossenschaft hineingerathen, so wird mit allen Mitteln einer akademischen Inquisition erbarmungslos gegen es vorgegangen. Die künstlich gehaltene Position steht in der grössten Gefahr, wenn auf irgend einem Gebiete des Volkslebens sich bedingungslose Wahrheitsliebe, echter Idealismus, wirkliche Grösse zeigt. Dann wird sekretirt, todtgeschwiegen, getobt und gescholten, ja, selbst gelogen und verleumdet, dass man an nichts weniger dadurch erinnert wird, als an die berufenen Pfleger für

edele Geistes- und Gemüthsbildung der Nation. Ein Schopenhauer, ein Wagner, Jeder, der das war, was berufene Pfleger sein sollten: ein Weiser, ein Wissender, ein Lehrer echter Wissenschaft, haben diese Erfahrungen an sich machen müssen; wie viel mehr, wenn der Betreffende, wie Zöllner, zur Zunft zählte und in der Zunft aushielt. Als er nicht aufhörte, sein Recht zu wahren, als er allen Einschüchterungen ungeachtet jede Unrechtfertigkeit beim rechten Namen nannte, da wussten die Beängstigten nicht, was thun, und liefen schliesslich zur *Polizei*. Schon war das Disziplinarverfahren gegen den unerschrockenen Kämpen eingeleitet, als er, sehr zur Erleichterung der deutschen, besonders der Leipziger, Professorengemüther ins Nirwana einging. Wohl ihm! Der Disziplinarbehörde und den Antragstellern ist eine grosse Beschämung erspart worden; denn Zöllner's Verhalten war ohne den Schatten eines sittlichen Makels. Aber noch viele *Zöllner* werden nach ihm aufstehen und gleich ihm arbeiten müssen, bevor alle *Pharisäer* des modernen Akademismus bekehrt und zu Menschen gemacht sind. —

Die intellektuelle und moralische Verkümmerung unseres Akademismus tritt vielleicht an keiner Erscheinung so deutlich zu Tage, wie an der „Schmach des 19. Jahrhunderts", der *Vivisektion*. Für diese Barbarei, — eine Analogie der Hexenprozesse und Folterkammern verflossener Jahrhunderte — treten bekanntlich nicht nur die Professoren der Physiologie ein, für welche die Angelegenheit s. z. s. eine Lebensfrage ist, sondern in geschlossener Phalanx die sämmtlichen Medizinprofessoren und ein beträchtlicher Theil der sonstigen Bildungslehrer. Es war von Belang für den Erfolg der Bekämpfung der Vivisektion, dass ein Mann von dem Wissen und der logischen Schärfe Zöllner's in den Kampf eintrat. In seiner trefflichen, diesem Gegenstande gewidmeten Schrift verfehlt er nicht, wie es seiner Natur gemäss war, die ethischen nnd religiösen Gründe zu betonen, und besonders werthvoll ist sein Hinweis auf die gut beglaubigten Vivisektionen, welche zur Zeit der höchsten Zivilisation an Menschen vorgenommen worden sind. — Warum auch nicht? Nur erst Ein Riss in dem Walle echten Glaubens und edler Religiosität, und wer kann sagen, welche Bresche in kurzer Zeit die trüben Fluthen des Aberglaubens und die Eisschollen der Brutalität reissen werden?*)

In der Beantwortung einer solchen elementaren Frage gab es für seinen gesunden, echt wissenschaftlichen Intellekt, und sein unverdorbenes Gefühl so wenig ein Besinnen, wie in der vielberufenen *Judenfrage*. Von dem materiellen und sittlichen Verderben, welches das Judenthum in Deutschland mit Hilfe schlechter Gesetze angestiftet, längst unterrichtet, und der festen Ueberzeugung, dass Deutschland den Deutschen gehören müsse, zögerte er keinen Augenblick, als im Sommer 1880 das Ansinnen an ihn von mir erging, die bekannte Petition als einer der ersten durch seine Unterschrift empfehlen zu helfen. Noch wenige Monate vor seinem Abscheiden konnten wir uns über diesen nicht leicht zu erschöpfenden Stoff auf's eingehendste unterhalten; noch deutlich steht mir der Enthusiasmus vor Augen, mit welchem er jegliche Konsequenz seines Standpunktes zu ziehen bereit war. Die „Judenfrage" war für Zöllner in erster Linie eine *Rassefrage*, auch forderte er die Lösung derselben nicht von religiösem Standpunkte aus, sondern ihm schien aus sozial-politischen Gründen ein Eingreifen der

*) „Sowie Ihr zwischen Mensch und Thier unterscheiden wollt, gebt Ihr zu, dass die Grenzen der wissenschaftlichen Forschung nicht nach wissenschaftlichen, sondern nach moralischen Erwägungen zu ziehen sind, und dann ist es unlogisch und eine reine *petitio principii* anzunehmen, dass diese Erwägungen bei Menschen, nicht aber bei Thieren Giltigkeit haben."

(Lord Coleridge, Lord Oberrichter von England, *über Vivisektion*, mit Erlaubniss des Verfassers und im Auftrage des hannover'schen Vereins gegen Vivisektion in's Deutsche übertragen. Hannover, Schmorl und von Seefeld, 16 Seiten.)

administrativen und legislatorischen Faktoren für ganz unerlässlich. Doch war er selbst eine tief religiöse Natur. Ihm, dem scharfsinnigen Rechenmeister, dem kühlen Beobachter des Himmels und der Erde, der festen Blickes die Geheimnisse der Sternen- und Lichtwelt zu enthüllen und aufzuklären bemüht war, ihm war kein Zweifel, dass es ausser der Welt der Erscheinungen, welche unter unsere Sinne fällt, noch eine geheimnissvolle, nicht mit den Sinnen und dem Verstande zu erfassende, trotzdem aber reale Welt gebe. Der platte Materialismus, wie er etwa in Karl Vogt zum Ausdruck gelangt, war ihm ein Zeichen mangelnder Einsicht und eines fehlerhaften Charakters, ihn blosszustellen als das, was er ihm erschien, als Thorheit und Verruchtheit, — ganz im Sinne Platons — wurde er nicht müde, und keine Stelle seiner Werke, die sich ihm dafür darbot, liess er ungenutzt vorübergehen. Jesus' Persönlichkeit, Lehre und erhabenes Beispiel, die unendliche Bedeutung des christlichen Glaubens für die Erziehung des Menschengeschlechtes, waren für ihn feststehende Thatsachen, die durch seine scharfsinnigen wissenschaftlichen Untersuchungen nicht erschüttert werden konnten und durch seine reiche Lebenserfahrung stäts neue Stützen erhielten. Er war, ohne im gewöhnlichen Sinne des Wortes „orthodox" zu sein, ein *gläubiger Christ*, und es scheint, dass er im festen Glauben an die Kraft der Erlösung und Sündenvergebung gestorben ist.

Ueber alle diese hier nicht zu erschöpfenden und eben nur gestreiften Fragen geben seine mit unermüdlichem Fleisse zusammengestellten Werke die bereiteste Auskunft. *Zöllner der Schriftsteller* ist ein Theil unserer Aufgabe, dem wir uns nicht gänzlich entziehen können noch wollen, den wir jedoch im Rahmen dieser Blätter keinesfalls endgiltig zu erledigen im Stande sind. Sein wissenschaftliches Streben war ein eminent philosophisches: sein letztes Ziel unter allen Umständen: *Erkenntniss und Verbreitung der Wahrheit.* Diesem Ziele ging er mit bewusster Rücksichtslosigkeit nach; sagt er doch selbst in der Einleitung zu seinen „*wissenschaftlichen Abhandlungen*", dass er zuweilen „seine *wissenschaftlich reinen* Glacéhandschuhe mit *moralisch reinen* Fausthandschuhen vertauscht habe". Gegenüber grossen und gefährlichen Uebelständen ist rücksichtslose Bekämpfung, selbst, wenn sie sich einmal in ihren Mitteln vergreifen sollte, der feigen Vertuschung bei weitem vorzuziehen. Von dieser Energie und Schneidigkeit seines Wesens legt auch seine Schriftstellerei Zeugniss ab. Freilich lag ihm hier eine Gefahr nahe, die er nicht immer vermieden hat. Seine lebhafte Phantasie legte ihm die Beziehungen der Dinge zu einander so nahe, dass er den Gang der Gedankenentwickelung häufig verliess, um Seitenwege einzuschlagen und in Zitaten, beiläufigen Erörterungen etc. den Leser eine Zeit lang zu beschäftigen und erst später wieder zurückzuführen. Diese Schreibweise, welche namentlich in späteren Büchern mehr hervortritt, kann individuell, wie sie ist, gewiss nicht als mustergiltig und nachahmenswerth angesehen werden. Zum Glück aber ist sie nicht bei seinen Hauptwerken angewandt worden. Diese, das schon mehrfach zitirte Kometenbuch und die gesammelten „*Wissenschaftlichen Abhandlungen*" (vier starke Bände, Leipzig bei Staackmann), enthalten vor Allem den Menschen, den Denker, den Forscher, den Bekämpfer der Korruption in Leben, Kunst und Wissenschaft. Dieses reine Bild auf die dankbare Nachwelt zu bringen, ist unsere Pflicht. Möchte dieser bescheidene Beitrag eines seiner Freunde und Kampfgenossen mit dazu dienen!

XVIII.

Die Härte des Luxus.

Von Meta Wellmer. *)

Während des letzten Jahres des zweiten Kaiserreichs, 1869, welches ich in Paris verlebte, war der Luxus dort zu schwindelnder Höhe gestiegen, und ich sah ihn in nächster Nähe. Die Parole hiess damals: *briller pour parvenir* und *parvenir pour briller*. Man machte Schulden, um bemerkt zu werden, und in die offiziellen und Hofkreise zu gelangen; man suchte eine Sinekure, ein Amt, eine Charge zu erhalten, oder eine reiche Heirath zu machen, um dann abermals durch Luxus und Ostentation zu glänzen. In diesem *circulus vitiosus* drehte sich das Leben und der Ehrgeiz von Hunderttausenden. Ernste Persönlichkeiten sahen gerade in diesem sich breit machenden unsinnigen Luxusleben den Anfang des Endes. Der Luxus vermag kein Bedürfniss des menschlichen Herzens oder Gemüthes zu befriedigen, und bei dem Jagen nach demselben läuft man sicher am Glücke vorüber. Ja, nicht einmal der Eitle und Hochmüthige kann ein ungemischtes Vergnügen an der Entfaltuug des Luxus empfinden; denn wer immer einen grösseren Geldbeutel hat, als er, vermag ihn durch Ueberbieten im Betreff des Luxus schwer zu ärgern und zu kränken, und nur der reichste Mensch der Erde könnte, wenn er Lust an unsinnigem Luxus hätte, ein souveraines Vergnügen darin finden. Sinnloser Luxus war schon in verschiedenen Geschichtsperioden das Merkmal des Verfalls und der Entartung derjenigen Völker, die sich ihm hingaben; denn er ist das Zeichen des potenzirten Egoismus, der Rücksichtslosigkeit, Härte und Grausamkeit. Uhland sagt in einem Gedichte, unsere Zeiten seien so ernst, dass man in denselben wohl nie eins der harmlosen Gesellschaftsspiele erfunden haben würde, welche uns frühere Generationen überliefert haben. Wer aber dennoch heutzutage nur darnach trachten kann, dem Kitzel seiner Eitelkeit und seines Hochmuths durch Luxus und Verschwendung nachzugeben, der versteht in frevelhaftem Leichtsinn und gedankenlosem Egoismus den Ernst unserer Zeit nicht. —

Der Mensch, welcher seinen Lüsten und Begierden den Zügel schiessen lässt, wird hart und grausam. Nachdem sich die Römer alle Völker des Erdbodens unterjocht und zinspflichtig gemacht hatten, weideten sie sich an den grausamen Kämpfen der Sklaven und Gefangenen gegen wilde Thiere in den Amphitheatern. Unsere Gesetze verbieten derartige Belustigungen, allein im christlichen Spanien kann z. B. noch heute kein Kirchen-Fest oder frohes nationales Ereigniss, wie das Aufhören des Bürgerkriegs, ja selbst die Centennial-Feier des Todestages eines Calderon, ohne die grässlichen und grausamen Stiergefechte gefeiert werden, und Parforcejagden, Hahnenkämpfe, Taubenschiessen sind in unserer sehr fragwürdigen europäischen Kultur des neunzehnten Jahrhunderts noch geduldete und beliebte Vergnügungen luxuriös lebender Persönlichkeiten. Nur die Gesetze gestatten heutzutage nicht mehr, dass man Menschen mit wilden Thieren zum Vergnügen kämpfen lässt, — allein die armen Thiere werden noch ohne Mitleid auf die grausamsten Arten zum Vergnügen und Luxus getödtet und gequält. Die Zeitungen melden uns heute unter den bevorstehenden Wintervergnügungen:

„Die grossen internationalen Taubenschiessen beginnen in nächster Zeit in Italien. Am 23. und 24. Januar wird in Monaco um den Grand Prix du Casino (Ehrenpreis und 20,000 Francs) geschossen."

*) Die Weite des Thema's erlaubte der Red. die nachträgliche Einschaltung verschiedener erläuternder Zitate aus Journalen, sowie einer besonderen Betrachtung über den Luxus der Jagd,

Und unter „Sport“ finden wir die Notiz:

„Ein sehr interessanter Wettkampf steht demnächst bevor, und zwar wird kein geringerer als Bogardus mit dem bekannten Wunderschützen Dr. Carver sich im Februar messen. Das Dr. Carver beigelegte Prädikat als bester Schütze der Welt, hatte den alten Bogardus (nach dem jener bekannte Schiess-Sport benannt ist) veranlasst im „Field“ zu erklären, dass er bereit sei, nach England zu kommen, um alle Matches, die Carver anbietet, auszufechten. Der alte berühmte Schütze verlangt, dass Carver einen Betrag von 1000 Dollars als Reugeld deponire, und erklärt ferner, dass sein Sohn Eugene sich gern mit Carver im Kugelschiessen messen werde. Was das Schiessen vom Pferde aus betrifft, das Carver vorschlägt, so erklärt sich Bogardus unter folgenden Bedingungen damit einverstanden: 100 Tauben jeder, 21 Yards Distanz, 500 Dollars Einsatz; er, Bogardus, schiesst von einem Wagen aus, den ein von ihm gelenktes, trabendes oder galoppirendes Pferd zieht. Carver bleibt es überlassen von einem gleichen Wagen, oder vom Pferde aus zu schiessen. Unterzeichnet ist dieses Schreiben „A. H. Bogardus, Champion-Flug Schütze of de World.“ Jetzt hat nun Dr. Carver die Herausforderung des Capitain Bogardus mit folgendem Brief beantwortet: „Ich bin bereit gegen Capitain Bogardus ein Match auf 100 Tauben, 30 Yard Distanz, unter den Regeln des Gun-Club um jeden Betrag zwischen 200 und 1000 Pf. St. zu schiessen. Als Reisespesen zahle ich fernerhin eine Entschädigung von 50 Pfd. St. und bin bereit, den Betrag dem Herausgeber des „Sportsman“ an dem Tage zu übergeben, an dem der Capitain von New-York abreist. Das Match soll im Februar geschossen werden.“

Das ist der Luxus der Männer, ein Luxus der Eitelkeit, des Uebermuthes, der Rohheit, welche aus dem Kraftbewusstsein entspringt. Aber tausendfältig fordert dieselben Opfer der Luxus der Frauen, der Luxus der Eitelkeit, der Unbesonnenheit, der Thorheit, welche aus dem Schönheitsbewusstsein entspringt. Wir lesen:

„Eine Pariser Putzwaarenhandlung hat mit einem Wildhändler in Berlin Kontrakt auf Lieferung von 30,000 Tauben abgeschlossen. Dieselben werden allenthalben, insbesondere in Schlesien angekauft, nach Berlin gebracht, auf dem Hamburger Bahnhof getödtet und sofort enthäutet, so dass nur der Balg nach Paris geht, während das Fleisch hier, und zwar der nackte Körper stückweise für etwa 15 Pfennige verkauft wird. Wie lange wird es dauern, dann machen auch unsere deutschen Frauen die Geschichte wieder nach. — Wie Herr Dr. Karl Russ in seiner Zeitschrift „Die gefiederte Welt“ mittheilt, sollen die Bälge nicht allein zum Hutschmuck, sondern auch zu sogenannten Federanzügen, Costümen auf Maskenbällen und dergleichen verbraucht werden. Wenn man bedenkt, dass trotz aller Bemühungen der Presse solche Unsitte immer wieder auf's Neue erwacht und von Paris aus über alle anderen Länder sich verbreitet, so könnte man in der That daran verzweifeln, dass verständige Einsicht in dem Kampfe gegen solche Unnatur jemals siegen werde.“*)

Unmässiger Luxus der Toiletten ging auch in der römischen Kaiserzeit mit den Thierhetzen der Arena zusammen. Der eine Luxus schaute dem andern zu; und so ist es auch jetzt der Fall. Der moderne Thierkampf ist die *Jagd*. Auch sie ist längst ausgeartet zur „noblen Passion“, zum Luxusvergnügen. Je mehr sie in eleganter, kavaliermässiger, wohl arrangirter Form, als moderner *Sport*, auftritt, um so anstössiger wirkt sie auf ein von der Konvention des Unmenschlichen noch unberührtes Gemüth. Das Brutale einer wilden Männerlust an frischer

*) Zur modernsten Strassenrobe „Kundry“, welche Herr Lissauer in Berlin seinen Kundinnen soeben anpreist, dürfte der elegante Taubenkopfputz vortrefflich passen, und sich dann besonders denjenigen Damen bei Winterpromenaden in unseren Grossstädten empfehlen, welche als gelegentliches Sommervergnügen den „Parsifal“ in Bayreuth „mitgenommen“ hatten! — Die Nummer des „Bazar“ vom 28. August 1876 — sie erschien also an Goethe's Geburtstage, während des ersten „Bayreuther Bühnenfestspieles“ — enthielt übrigens bereits als Modell des damals neuesten Kopfputzes die Abbildung eines Barettes, auf welchem die Leichen zweier anmuthiger Seemöven in die Stellung eines sich schnäbelnden Liebespärchens gezwungen sind, um so den Reiz der schönen menschlichen Weiblichkeit anmuthig zu erhöhen.

Kraftübung und Muthbezeigung dem Thiere gegenüber, Auge in Auge, Leben gegen Leben, wie es in früheren, roheren Zeiten etwa noch mit einer gewissen heroischen Wucht sich geltend machte, das verbirgt sich jetzt unter einem spielerischen Scheine von schneidiger Noblesse im Rothfrack der „Parforce", wobei alle wirkliche Gefahr, bis etwa auf einen unvorhergesehenen Pferdesturz bei der fröhlichen Hatz, ausgeschlossen erscheint, und aller Muth der Kraft auf das Geschick des letzten, wohl vorbereiteten, technischen Todesstosses in den abgehetzten Leib eines unglücklichen Opferthieres hinausläuft! —

In Assur und Babel, der uralten Heimath des Nimrod, verehrte man einst die planetarischen Gottheiten des blutigen Krieges, Adar und Nergal (Saturn und Mars), sehr richtig zugleich als Schutzherrn der Jagd. Bezeichnend ist es dem gegenüber, dass in neuer Zeit der luxuriöse Auswuchs des geschäftsmässigen Thiermordes sich gerade den Sankt Hubertus zum besonderen Staatsheiligen und Sportpatron erkiesen hat, und ihn nun in lustiger Massenhetze alljährlich mit fürstlichem Glanze feiert: denselben Hubertus, welcher den Grund zu seiner Heiligkeit damit gelegt hatte, dass er, bisher selber ein wüthender Nimrod in der Thiervernichtung, durch die wunderbare Erscheinung eines Hirschen mit dem Kreuzeszeichen im Geweih von seiner Leidenschaft zu tiefer Busse bekehrt und in ein Kloster zu heilig wohlthuendem Leben aus der blutigen Weltlust fortgetrieben worden war. Allerdings heisst es erklärend: „Sankt Hubertus vertritt *das sittliche Moment* der Jagd". Nun schön, diess mag man in der menschlichen Sorge für *rationelle* Ausübung der nothwendigsten Thierverminderung, also in einer vernünftig geregelten Abfindung mit einem nothwendigen Uebel, erblicken. Eben diess aber fällt gewiss nicht unter die Rubrik des rothen Hubertusvergnügens, der Treib- oder Parforcejagden, welche vielmehr in die Kategorie eines unsittlichen, ja, unmenschlichen Luxus gehören. Dass auch sonst durchaus edel und zart fühlende Gemüther in einem gewissen dämonischen Rausche aus halbpoetischer Phantastik und überquellender Lebenslust daran keinen Anstoss, sondern selbst fröhlichen Antheil nehmen, ja, dass wirklich sogar Frauen von vornehmer Geburt und feinster Bildung, besonders gefeiert als die Männerlust hold verschönernde Weiblichkeit, kühn das Ross dabei besteigen und dem gehetzten Wilde lachend nachjagen, ohne vor solcher blutigen Ausartung des Luxus, der ihnen selbst als üppige Straussenfeder symbolisch vom Hute weht, zurückzuschaudern, — diess alles bezeugt nur um so mehr die wahre „*Härte* des Luxus", als welche auch auf weiche Herzen und reine Gemüther einen solchen erstarrenden und ganz verblendenden Einfluss auszuüben vermag. Da liest man denn in den öffentlichen Journalen mit grosser Genugthuung, wie auf dieser oder jener fürstlichen Fuchsjagd „Lord X., Graf Y., Baron Z. der mit bewundernswerther Ruhe dicht hinter der Meute reitenden hohen Frau über die recht oft schwierigen *Obstacles* folgten", um das unglückliche Wildthier, mitunter aber auch das edele tragende und jagende Ross selber, bis zu Tode zu hetzen, mit einer solchen Verve und Energie, dass man bereits darauf sinnen muss, den fast ausgerotteten rothröckigen Hühnerräuber durch Import künstlich zu ersetzen und neu zu züchten, damit das „sittliche Moment der Jagd" nur wieder mit voller Berechtigung gegen ihn geltend gemacht werden könne! —

In die moralische Kategorie gehört auch die Statistik über das während des Jahres 1880 im cisleithanischen Oesterreich erlegte Wild; denn offenbar handelt es sich hierbei um die ganz rationelle Wildverminderung, da die betreffende offizielle Statistik nur veröffentlicht wird, um den kolossalen Wildreichthum dieser Kronländer Oesterreichs uns zu Gemüthe zu führen. Das Jahr 1880 sah also ein Jagdsterben von:

„940,805 Hasen, 717,922 Rebhühnern, 84,487 Wachteln, 80,994 Habichten,

Falken und Sperbern, 78,759 Fasanen, 43,516 Wildenten, 32,014 Rehen, 27,463 Kaninchen, 25,070 Waldschnepfen, 21,679 Füchsen, 17,773 Moosschnepfen, 12,205 Iltissen, 8,298 Stück Haselwild, 7,460 Stück Birkwild, 6,242 Mardern, 6,091 Gemsen, 6,048 Stück Rothwild, 3,664 Stück Auerwild, 3,086 Steinhühnern, 2,333 Stück Dammwild, 230 Dachsen, 2,121 Stück Schwarzwild, 1,722 Schneehühnern, 1219 Wildgänsen, 1,222 Uhus, 755 Fischottern, 362 Adlern, 215 Murmelthieren, 165 Wölfen, 65 Luchsen und 25 Bären."

Welch ein humanitärer Fortschritt, dass die glückliche cisleithanische Welt um so viel wilde Bestien ärmer geworden ist! Bedenklicher schon lautet die folgende Nachricht:

„(Jagdresultate.) Am 9. und 10. Dezember fanden auf der Sr. Durchlaucht dem Fürsten X—ky gehörigen Herrschaft in Oberschlesien Jagden statt, die ein in Schlesien wohl kaum dagewesenes Resultat ergaben. Es wurden daselbst von nur 6 Schützen am Freitag in der Fasanerie 783 Fasanen (nur Hähne) und 38 Hasen, am Sonnabend in der angrenzenden Feldmark von denselben Schützen 104 Fasanen und 1032 Hasen gestreckt. Am ersten Tage schoss das Meiste Graf von Y. nämlich 245 Fasanen und 4 Hasen, am zweiten Tage Graf Z., General à la suite Sr. Maj. des Kaisers und Königs, 195 Hasen und 22 Fasanen. Bei der Gesammtstrecke beider Tage im Betrage von 19,757 Stück ergab sich somit ein Durchschnitt von nicht weniger als 326 Stück Wild pro Schützen."

Schwingt sich aber die Begeisterung der Berichterstatter bei solchen adeligen Vergnügungen auf's höchste, dann reicht auch die Sprache gemeiner Menschen „von dieser Erde" nicht mehr aus. Es bildet sich ein besonderer *Luxus-Jargon*, wie man diess ja auch bei anderen Ausartungen unserer Lebensgewohnheiten beobachten kann, und zwar ist es nicht jene einfache, körnige und sinnvolle Jägersprache, welche tief in der Waldeinsamkeit, abgeschlossen von der Welt redender Alltagsmenschen, den stillen Jägern und Jagdmeistern aus ihrem geheimnissvollen Handwerke sich selbst erzeugt hat, sondern ein widerliches Gemisch derselben mit den besonderen Würzen einer poetisch angehauchten Affektation und eines rennstallmässigen Kavaliertones in reporterhafter Nachäffung. Am Unangenehmsten nimmt sich diese Redeweise aus, wenn sie bei den üblichen Schilderungen fürstlicher Parforcejagden für das grosse Journalpublikum (welche wir heute schon in Leitartikelform auf der ersten Seite unserer loyalen Tagesblätter finden), um das gewöhnliche, monotone, blutige Sport-Vergnügen die idyllisch aufgeputzten Dekorationen des alten, schönen, deutschen Waldes aufpflanzt und in ihrer phrasenhaften Naturschwärmerei inmitten dieses künstlichen Arrangements auch noch gar religiöse Regungen verspüren lässt. — Wir zitiren z. B.:

„Tief in Schnee gehüllt lag der stille Forst; seltsam kontrastirte mit der blendenden Weisse des gefallenen Schnees und dem durchschimmernden Grün der Benadelung der Bäume das rothe Feld und die von Kopf bis zu Fuss ganz in Roth gekleideten Jagdläufer. Ein munteres Treiben hatte sich, wie gewöhnlich, am Jagdschloss G. entwickelt, und erfolgte gegen $1^3/_4$ Uhr unter den Waldhornklängen des „Frisch auf zum fröhligen Jagen" und „Was gleichet wohl auf Erden dem Jäger und der Jagd" der Aufbruch zur Saubucht. Während die 25 Koppeln starke Meute einige hundert Schritt von der Bucht entfernt hielt, wurde einem Ueberläufer die Thür geöffnet; dieser suchte unter dem Hurrah der Sportsmen und mit emporgesträubten Borsten das Weite über die Spürbahn hinweg, den steilen Berg hinauf. Nachdem der zurückgekehrte Oberpiqueur dem Hofjagdjunker i. V. die Mittheilung gemacht, dass ein Ueberläufer vor 14 Minuten verbrochen sei, folgte das rothe Feld, die Civilreiter und eine Dame der Meute zum Anlegen. Auf der Spürbahn, hart an der Bucht, war die Fährte verbrochen, hier wurden die Hunde gestopft und unter vollem Geläut derselben und dem Blasen der Anlegefanfare begann die Jagd. — — — — Stumm schwärmten die Hunde und suchten nach der von ihnen überschossenen Fährte, bis diese wieder gefunden, und die Jagd nun flotter wie zuvor — — u. s. w. u. s. w. bis zum üblichen Finale: „Das *Curée* wurde bereitet, die *Brüche* an 50 Rothröcke vertheilt und *Halali* geblasen; und beendet war die Jagd."

An anderer Stelle lautete die Notiz:

„Wiederum vom herrlichsten Jagdwetter begünstigt, fand heute die Saujagd statt. Fast gewinnt es den Anschein, als ob St. Hubertus, der Schutzheilige des Waidmanns, wegen schönen Wetters eine besondere Fürbitte bei dem Weltenlenker eingelegt hätte. — — Gleich nach der Ankunft der hohen Gäste hatte der Oberpiqueur den zur Jagd bestimmten Ueberläufer, welcher die ihm gegebene Freiheit nicht recht benutzen wollte, mit Mühe eine kurze Strecke lancirt, und wurde danach die Meute gegen 2¼ Uhr auf der verbrochenen Fährte angelegt*). Ein kräftiges „Zay“ brachte die Meute auf dem Bruch zum Stehen, mit hellem Geläut standen die Hunde bis die Anjagdfanfare verklungen und durch Juchen das Zeichen zum Beginn der Jagd gegeben war. Wenn bis jetzt reges Leben und Weben an der Bucht geherrscht, so trat, nachdem die Jagdgesellschaft den Blicken entschwunden war, bald darauf der das sinnige Gemüth so ansprechende Waldfriede wieder ein — kein lärmendes Getöse der unruhigen Welt, sondern tiefe, feierliche Stille, nur unterbrochen von dem Rauschen in den Wipfeln der melancholischen Kiefern, welches das Volkslied: „Der liebe Gott geht durch den Wald“ so schön illustrirt. — Nachdem die Hunde nun mit vollem Halse den Keiler verfolgt, wobei es in kurzem Jagd-Galopp durch die Jagen 90, 63, 62, 61 über die Bahn hinweg nach Jagen 36 hinein ging, war der Keiler nach vielen Widergängen durch Jagen 22 an den See gelangt und hatte diesen durchschwommen. Auf die Wasserfanfare hin legte sich die Meute gleichfalls ins Wasser und folgte das rothe Feld der Jagdsau durch die Jagen 10, 11 und 4 bis zum Wildgatter. — Am Zaun kam der Ueberläufer den ersten Rothröcken à vue und verkündete diess die à vue Fanfare und das „Tajo“ der Kavaliere den Nachkommenden. Im Jagen 4 wurde nun der Keiler nach verzweifelter Gegenwehr von 23 Koppeln gedeckt und vom Grafen L. ausgehoben. Nach dieser flotten Jagd von 25 Minuten gab Prinz X. den Fang, worauf 85 Brüche an das rothe Feld, die Jägerei und die beiden Damen, Frau v. Pl. und Fräulein v. P., vertheilt wurden.“

Wir lesen dann noch, dass „der Sauvater ein grosses Waldfeuer“ entzündete, und dann „geht der liebe Gott durch den Wald“ weiter. — — Diess Alles hat den Anschein, als liesse sich dem edelen Waidwerk eine gewisse Hebung des menschlichen Zartgefühles, des ästhetischen Sinnes und des geschmackvollen Ausdruckes nicht eben verdanken, — selbst wenn, wie erst kürzlich, der Beginn einer fürstlichen Fasanenjad mit einer besondern Musikaufführung künstlerisch eingeleitet wird: Choral „Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren“ — Walzer von Lanner — Fantaisie aus *„Lohengrin“*! — —

Doch beschliessen wir nun diese, vielleicht nicht ganz unzeitgemässe Betrachtung und kehren aus dem grünen Waldrayon der rothen Jagdgeschichten zurück in die offenen Tiefen des gewöhnlichen sozialen Jammerlebens, der alltäglich sich uns aufdrängenden Missverhältnisse inmitten unserer Gesellschaft, zwischen Arm und Reich, zwischen Luxus und Noth! Nur das Herz könnte hier eine Brücke schlagen, als wahrhaft religiöser Pontifex; aber wir sahen schon: das Herz erstarrt unter der goldenen Decke des Luxus, wie es sich selbst vergisst unter dem rothen Rock des Jägers. Dem Jäger kann es wieder erwachen, wenn er, mit dem grünen Bruch geziert, heimkehrt in die bestimmten Verhältnisse des sozialen Lebens, darin er seine erworbene Stellung als sittlicher Mensch und Bürger des Staates einzunehmen hat. — Wer aber dem Gewohnheitsluxus verfallen ist, der eitele Prahler und Prasser, der Verschwender und Narr des Glückes, — von ihm ist wenig zu erhoffen! Bedrängte und Arme mögen wohl noch eher von einem Geizigen, als von einem Verschwender, Unterstützung und Hilfe erwarten. Ohne eine Indiskretion zu begehen, kann ich hiervon einige Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung anführen. Ich lernte vor mehren Jahren einen reichen Mann kennen,

*) Anders lautet ein Bericht über Rothwild: „In munteren und flüchtigen Sätzen jagte das Wild bei den Ständen vorbei, bei jedem einzelnen sich durch wohlgezielte Treffer — verneigend“!!

der als Vegetarier sehr einfach lebt, ja er rühmt sich sogar seiner Bedürfnisslosigkeit und erzählt gerne, dass seine jährlichen persönlichen Ausgaben weniger als ein Tausend Mark betragen. Er galt daher für geizig und gestand es auch selbst ein, dass er von Jugend auf sehr sparsam gewesen sei, und genau rechne. Vor einigen Jahren hat indess dieser Mann eine Stiftung von Mk. 300,000 für arme Bürger seiner Vaterstadt gemacht und ich hatte die Freude hierbei, dass er mir schrieb, meine Gespräche mit ihm über Armuth und Luxus in grossen Städten hätten ihn zu dem Entschlusse gebracht, an seinem Theile durch Milderung der Noth mit seinem Ueberflusse beizutragen. Nun habe ich aber andererseits Jahre lang mit reichen Menschen gelebt, welche Mk. 300,000 jährlich für sich selbst und ihren somptuosen Hausstand verbrauchten; bei diesen ist es mir nie gelungen auch nur ein Tausend Mark für Arme und Nothleidende flüssig zu machen. Ich habe es erlebt, dass eine Dame an dem Tage, an welchem sie eine kostspielige Balltoilette für sich auswählte, eine ehemalige Dienerin mit einer Bitte um Unterstützung abwies, und dieser armen Person wäre mit der Summe geholfen gewesen, welche ein einziges der zahlreichen künstlichen Blumenbouquets kostete, die sich in fast übergrosser Anzahl auf jener Ball-Toilette befanden. Ich war Zeuge, wie ein Herr es verweigerte zur Linderung einer Calamität in seiner Provinz beizusteuern, gerade in derselben Zeit, als er ausfuhr, um bedeutende Summen bei Pferderennen zu verwetten. Victor Hugo lässt in seinem Gedichte: „Für die Armen" den bedürftigen Familienvater sagen: Ach! nur allein mit dem Gelde, was die unnöthigen Spielsachen der Kinder dieser reichen Leute gekostet haben, könnte ich des Brotes genug für meine hungernde kleine Familie kaufen.

Man hat zwar die Phrasen erfunden, der Luxus bringe das Geld unter die Leute; es heisse eben: leben und leben lassen; viele Industrien seien Luxusindustrien etc. Betrachten wir diese Sätze etwas näher! Das Spitzenklöppeln ist z. B. eine sogenannte Luxusindustrie. Auf dem Kirchhofe in Annaberg im sächsischen Erzgebirge wird noch heute das Grabdenkmal der Barbara Uttmann dankbar betrachtet und mit neuen Kränzen geschmückt; denn diese Frau hat vor zweihundert Jahren die armen Frauen und Mädchen des Erzgebirges das Spitzenklöppeln gelehrt und ihnen dadurch Mittel und Wege gewiesen sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Doch was vor zweihundert Jahren Vernunft und Wohlthat war, das ist in unserer heutigen, fieberhaft pulsirenden Zeit erbarmungsloser Ueberkultur Unsinn und Plage geworden, und „Weh' dir, dass du ein Enkel, eine Enkelin, bist" tönt es heute in den belgischen, französischen und deutschen Distrikten, in welchen Frauen und Mädchen und Kinder bis zur Erschöpfung, bis zum Siechthum, bis zum Erblinden Spitzen klöppeln. Heutzutage erhält der Handarbeiter, die Handarbeiterin nicht mehr den Lohn, den ihre Arbeit werth ist, daher das Sprüchwort: das Pferd, welches den Haber verdient, (nämlich das Arbeitspferd) bekommt denselben nicht zu fressen (sondern das zum Luxus gehaltene Pferd verzehrt ihn). Erhielte die Spitzenklöpplerin den Preis für den Meter ihrer Arbeit, welchen die reiche Dame in der Residenz dafür bezahlt, ja, dann liesse sich vielleicht vom Spitzenklöppeln noch leben, ohne daran zu sterben, allein der Verleger, der Faktor, der Fabrikant, der Händler, der Kaufmann, diese alle leben, ohne hart und angestrengt zu arbeiten, von der unendlich mühseligen, anhaltenden, gesundheitzerstörenden Handarbeit der armen Spitzenklöpplerin in ihrem engen Zimmer. So ergeht es auch den Perlen-, Gold- und Silberstickerinnen, welche blind und siech bei ihrer die Gesundheit schädigenden Arbeit werden. Die Schneider „Worth", die fashionablen Inhaberinnen der ersten Modengeschäfte, nur die werden reich durch die fleissige, geschickte Hand ihrer Arbeiterinnen und Stickerinnen. Es hat sich in neuester Zeit eine Aktiengesellschaft in Paris

gebildet, welche die Erfindung der Spitzen auf mechanischem Wege herzustellen, d. h. zu klöppeln, ins Werk setzen will; somit wäre daher das Ende des traurigen Handspitzenklöppelns vielleicht auch nahe, wie die Weissstickerei mit Maschinen betrieben, der schlecht bezahlten Hand-Weissstickerei vor mehren Jahren schon den wünschenswerthen Tod gebracht hat. Die zu einer menschlichen Maschine verurtheilten Stickerinnen und Spitzenklöpplerinnen klammern sich freilich selbst an diese ihre sie tödtende Beschäftigung, denn unsere erbarmungslose Zivilisation schreit ihnen in die Ohren: Entweder klöpple 12 Stunden lang täglich Spitzen für 20 Pfennige Lohn, oder stirb Hungers! Allein wenn die Sehne des Bogens zu straff gespannt ist, reisst sie. Diess Naturgesetz muss uns bei manchen Zeitfragen und Erscheinungen trösten, die uns ausserdem wie die Hölle des Dante ohne Ausgang und Ausweg erscheinen würden.

Was die Phrasen von: „leben und leben lassen" zur Beschönigung des Luxus bedeuten, das mag z. B. die folgende Ball- und Tanz-Statistik beweisen. Daraus geht hervor, dass gerade diejenigen, welche eben das zum Leben Nothwendige nicht besitzen, es auch durch den Aufwand und Luxus, der in ihrer Nähe getrieben wird, nicht erhalten, sondern das verprasste Geld gewinnen andere, die auch ohne dasselbe zu leben hätten.

„Das Jahr 1864 hatte einen sehr kurzen Carneval, der nur 36 Tage dauerte, was à 130 Bälle allabendlich die Totalsumme von 4,680 Bällen für die Saison ausmacht. Eine Person, welche einen Ball giebt, muss mindestens 900 Franken für diese Unterhaltung aufwenden, und diese Festgeber brachten also eine Summe von 4,212,000 Franken in Umlauf. Doch diess ist nur ein Scherz im Vergleich zu den Summen, welche die Börsen derjenigen erleichtern, die so glücklich sind diese gütigen Einladungen erhalten und angenommen zu haben. Schlagen wir die Anzahl der Gäste auf 32,500 an, so bedürfen dieselben wie schon bemerkt, etwa 25,000 Fahrten zum Ball hin, und vom Ball zurück. Diess ergiebt à 3 Franken die Nachtfahrt, 75,000 Franken jeden Abend, 2,700,000 Franken für den Carneval. Dann haben wir 32,500 Paar Handschuhe oder 130,000 Franken per Abend, folglich 4,680,000 Franken für die Tanzsaison in Paris in Anschlag zu bringen. In Betracht ferner, dass durchschnittlich 16,250 Damen allabendlich die Bälle mit ihrer Gegenwart beehrten, und jede Dame denselben Anzug viermal in der Saison trüge, müssen wir ungefähr 146,250 Ballanzüge mit 29,250,000 Franken für den Carneval ansetzen. Dazu werden ferner addirt 50,000 Franken für das Frisiren per Abend oder 1,800,000 Franken per Saison, und 8,000 Paar Atlas-Stiefletten à 64,000 Franken per Abend oder 2,304,000 Franken per Carneval. Fügen wir zu diesen Posten noch für Blumen, Bouquets, unnennbare Kleinigkeiten, Parfums etc. etc., die Summe von 30 Franken per Kopf und Abend, so ergiebt diess 17,550,000 Franken für die Saison. Der Gesammtbetrag wäre demnach: 58,284,000 Franken. — Zu dieser Totalsumme addiren sich nun ferner 4,212,000 Franken, welche die Festgeber verausgabten, und die Kosten, welche den eingeladenen Herren von ihrem Ballbesuch erwuchsen. Diese Anzüge, Glanz- und Lederstiefel u. s. w. wollen wir in Bausch und Bogen nur mit dem vierten Theile von den Toiletten-Bedürfnissen der Damen berechnen, und 12,000,000 Franken dafür ansetzen, so kommen wir schliesslich auf die Endsumme von 74,496,000 Franken für 36 Ballabende in Paris. Das Urtheil über den Nutzen dieser Ausgaben und deren Einfluss auf Menschen-Glück und Veredelung bleibt der Individualität des Lesers anheimgestellt.

Da indess bei vorstehender Statistik die öffentlichen Bälle in Paris, deren Zahl doch Legion ist, gar nicht einmal mit inbegriffen sind, so ist ein anderes Wort noch beherzigenswerth, welches ein Prediger im Jahre 1869 aussprach, der seine ganze Lebenszeit in Paris zugebracht hat, und demgemäss die Dinge dort richtig zu beurtheilen verstand. Es ist diess A. Perraud, Professor an der Sorbonne. Derselbe sagt: „Mit dem Gelde, welches die namenlosen Thorheiten, die splendiden Feste und groben Orgien nur in den drei letzten Carnevalstagen und Nächten in Paris kosten, könnte man alle Armen der Stadt Paris das ganze Jahr hindurch ernähren.""

In Bezug auf unwürdigen Luxus muss auch noch von demjenigen gesprochen werden, dessen die Völlerei, die Gefrässigkeit, die Gourmandise, sich schuldig

macht; eine sehr niedrige Art des Luxus, die denn auch in hässliche Grausamkeiten gegen die Thiere ausartet.

Jean Paul schreibt ein Mal im Entsetzen hierüber: „Himmel! aus wie vielen Marterstunden der Thiere löthet der Mensch eine Festminute der Zunge zusammen", und sagt, dass es ihn traurig stimme zu denken, wie vielen Schmerz, Zuckungen und Todesqualen jedes unserer Familienfeste den Thieren bereite. Ich erinnere hier nur an das grausame Mästen der Gänse um ihre Lebern zu vergrössern, aus denen Pasteten gemacht werden; an die Mästung des Geflügels und der Rinder überhaupt, die man der Luft, des Lichtes und der Bewegung hierbei bis auf ein Minimum beraubt, an die qualvollen, langsamen Todesarten, die bei manchen Thieren angewendet werden, um hierdurch angeblich ihren Wohlgeschmack zu erhöhen. Die Thierschutzvereine machen ganze Listen von Thierquälereien namhaft, welche aus Vergnügen, Egoismus, Luxus, Aberglauben, Genusssucht, Uebermuth, Gewohnheit verübt werden. Wahrlich! ein nervenangreifendes, Entrüstung hervorrufendes, himmelschreiendes Sündenregister, welches man in einem christlichen Staate für unmöglich zu halten berechtigt wäre.

Der Feinschmecker verlangt die grünliche Auster, deren Farbe künstlich durch eine Erkrankung des Thieres in schlechtem Wasser hervorgerufen wird; ihm fallen auch die unglücklichen Hühner zum Opfer, welche durch innerliche Verbrühung mit siedendem Burgunderwein im qualvollsten Tode den besonders pikanten Geschmack erhalten, der ihrer eigenen Art sonst nicht gegeben ist. In den „Berliner Blättern" lesen wir ein bemerkenswerthes Zitat aus einem englischen Journale, welches auf die Jagd- und Schlacht-Gewohnheiten unserer Zivilisation wiederum ein recht scharfes Licht fallen lässt:

„Zartes Fleisch. In dem „Royal Agricultural Journal for England" (vol. IV. p. 227) wird auf die beginnende Fäulniss in den Körpern zu Tode gehetzter Thiere Bezug genommen und Dr. S. Playfair's Autorität angezogen, wonach das Fleisch von zu Tode gehetzten Hirschen ungeeignet für Nahrung sei, „weil die zum Laufen verwendete Kraft die Körpergewebe zerstört habe." Ebenso wird auf die eigenthümliche Zartheit des Fleisches gehetzter Hasen und auf die barbarische Sitte früherer Zeiten Bezug genommen, „den Speck durch das zu Tode Peitschen der Schweine zarter zu machen." Im modernen Rom finden wir indessen einen ähnlichen Gebrauch, um vor dem Schlachten des Viehes eine theilweise Zersetzung der Körper herbeizuführen. „Bevor die Rinder in Rom getödtet werden," berichtet Graf Essex, „ist es Sitte, sie mit Schnellschritt um die Mauern der Stadt zu jagen; ein Treiber zu Pferde folgt ihnen mit einer Art Speer oder Stachelstock, um ihren Lauf zu beschleunigen; sie werden dadurch in den Zustand eines gehetzten Hasen oder Hirsches versetzt, und ihr Fleisch erlangt eine dem Fleischer wünschenswerthe Zartheit; in allen diesen Fällen wird eine künstliche Fäulniss erregt."

Die bittere Erfahrung lehrt uns, alle Mittheilung über derartige grausame Praktiken zur Präparation der Schlachtthiere gläubig hinzunehmen, und so glauben wir auch alles, was über das Schlachten von Lämmern und Kälbern, sowie über das Verfahren geiziger Gänsemäster gesagt wird, welche die Füsse der Thiere während des Mästens an den Fussboden nageln, damit nicht etwa durch die Bewegung des Thieres ein Theilchen Nahrung verloren geht. Schweine werden in Ställen gehalten, die nur Raum zum Fressen und Liegen gestatten, und Strassburger Gänse werden so lange mit aller zur Erzeugung der pâté de foie gras nothwendigen Grausamkeit gefüttert werden, so lange die Menschen von ihrem Gelüste nach dem Fleisch und Blut der Thiere nicht lassen können."

Unsere Zeit fängt auch in Hinsicht auf den widerlichen, niedrigen Luxus im Essen und Trinken an, der Periode unter den römischen Kaisern zu gleichen, und wie oft ist man dazu veranlasst das verächtliche Wort zu wiederholen, welches im Wallenstein über die Schlemmer und Säufer dem Beobachter in den Mund gelegt wird: „Diess Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch!"*)

*) In englischen Zeitungen stand in diesem Jahre: „Das Geld, welches für die alljährlich gehaltenen Lord Mayor's Bankette in Guildhall in London verausgabt, d. h. verschwendet

Kein Wunder, wenn eine Menschheit, welche in Qual und Blut der Mitgeschöpfe schwelgt, dann auch ein besonderes Vergnügen daran findet, dem Vernichtungsprozesse mit Interesse beizuwohnen, welchen in den zoologischen Gärten und Aquarien ein Thier am anderen um seiner Ernährung willen öffentlich vollzieht. So steht in einer Berliner Zeitung:

„Die Schlangenfütterung in dem Berliner Aquarium findet jeden Mittwoch gegen fünf Uhr Nachmittags statt. Ist es schon hochinteressant, die kolossalen Riesenschlangen zu sehen und die Geschmeidigkeit und die Kraft dieser Thiere kennen zu lernen, so ist es diess um so viel mehr, zu beobachten, wie sie ihre Nahrung zu sich nehmen, weil diess grundverschieden ist von der Nährungsweise anderer Thiere. Bei einiger Geduld und öfteren Besuchen kann man des Interessanten und Belehrenden genugsam kennen lernen. So wurden am vorigen Mittwoch in den vierten Behälter links vom Eingang, in dem sich ausser zwei Klapperschlangen eine ca. $1^1/_2$ Fuss lange in Afrika heimische Puffotter, Echidna arietuus, befanden, zwei Meerschweinchen hineingesetzt. Lange spielten diese in dem Käfig unbehelligt umher, denn keine der Schlangen kümmerte sich um sie, als das kleinere jedoch der Otter zu nahe kam, schnellte diese blitzschnell vor, sie hatte es mit dem Giftzahn geritzt. Das Thierchen rannte zu dem andern Meerschweinchen zurück und umsprang dieses circa 5 Minuten lang, dann fiel es um, sein Auge ward stier, die Krallen zogen sich zusammen, es zeigten sich konvulsivische Zuckungen und Athembeschwerden. Langsam kam nun die Schlange herangeschlichen und begeiferte das sterbende Thierchen, diess wiederholte sie dreimal, dann sperrte sie das Maul auf, es ward zum Rachen und begann nun ihr noch zuckendes Opfer zu verschlingen. Man hielt es für unmöglich, dass die kleine Schlange das für deren Umfang immerhin grosse Meerschweinchen durch die Kehle bringe, doch nach einer Arbeit von fast zehn Minuten war das Werk vollbracht. Aber auch jede Muskel des Körpers war dabei thätig."

Alles das sind Vergnügungen des modernen Luxus! Und doch giebt es für den Menschen ganz andere Freuden und Genüsse, die ihm auch eine Art von Luxus gewähren, dem man freilich ein neues Kapitel widmen möchte; denn dieser edle Luxus hat nichts gemein mit dem niedrigen, hohlen und verwerflichen luxuriösen Schwelgen, mit dem harten, grausamen Luxus, von welchem einige Spezies in den vorstehenden Seiten skizzirt wurden.

Man kann auch die Kunst einen „Luxus" nennen, und alle Menschen, welchen es vergönnt ist, sich dieses edlen Luxus zu erfreuen, sollten sich durch Mittheilung, und durch sorgfältigen Eifer um Bewahrung der Reinheit ihres Styles bei ihrer Ausbreitung, so dankbar beweisen, dass, was ihnen in den Augen Anderer ein *Luxus* war, nun auch den Anderen ein über den gemeinen Nutzen des Alltags erhabener *idealer Genuss* werde! Nach Schillers schönem Ausspruche malt und zaubert uns die Kunst, diese himmlische Freundin des in die Sterblichkeit und in die Sinnenwelt verbannten Menschen, „Elysium an unsere Kerkerwand". Wer bedürfte daher mehr der erhebenden Freuden und Kunstgenüsse als das *Volk*, welches gebückt und gebeugt im Schweisse seines Angesichts arbeitet? Wer möchte nicht diesem Kaliban einen Ariel wünschen, der über ihm die himmlischen Melodien ertönen lässt? — Und wie dankbar und empfänglich ist das Volk für Kunstgenüsse! Wie gesammelt, ja andächtig sah ich die Frauen aus dem Volke mit ihren weissen Faltenhauben, die Männer in der Blouse, die Soldaten vor den Meisterwerken im Louvre in Paris stehen! Es war ein wohlthuender Anblick ihre Freude, ihre Bewunderung, ihr Entzücken über die herrlichen Bilder und

---

wird, ist eine Schmach und Schande für das Volk, unter welchem dieselben stattfinden, und diese Schmausereien erinnern an die schlimmsten Zeiten des römischen heidnischen Kaiserreichs. Das letzte dieser Gelage für einige Dutzend fetter Aldermen etc., die sich bereits Gicht, Nierenkrankheiten und Diabetes angegessen und angetrunken haben, kostete 27,000 £ Sterling = 540,000 ℳ für Speisen und 17,000 £ Sterling = 340,000 ℳ für Getränke!" — Aus The Dietetic Reformer. Heft 111. März 1881.

Statuen zu beobachten, das so vortheilhaft abstach von der Blasirtheit und Frivolität, mit welcher eine gewisse Sorte vornehmer und reicher Touristen die Gemäldegallerien durchrennt. Bei solchen Vergleichen erfährt man, wie sehr das Sprichwort Recht hat, welches sagt: Für das Volk ist nur das Beste gut genug. — Und wie hoch wird erst die himmlische Tonkunst vom Volke geschätzt, wie dankbar und tief empfunden! Ich sah über die gefurchten Wangen alter Tagelöhner die Thränen der Wonne herabrinnen, wenn es ihnen vergönnt war, nur den Gesängen eines einfachen Gesangvereins zuhören zu können. Der einsam wohnende Gutsbesitzer in Ungarn lässt sich von dem herumziehenden Zigeuner dessen charakteristische Weisen auf der Geige vorspielen, er ist so bezaubert von diesem Genusse, dass er wie gefeit ganz nahe und unbeweglich neben dem Spieler steht, und wenn dieser geendet hat, ihm aus Dankbarkeit um den Hals fällt, ihn küsst und ihm alles Geld schenkt, was er gerade bei sich in der Tasche trägt. Der edle und das Leben verschönernde und erhebende Luxus der Kunst sollte nicht in egoistischer Weise nur von reichen Genussmenschen genossen werden können, welche ihn erst zum thatsächlichen Luxus eines raffinirten Sinnenvergnügens erniedrigen; während dem kunstbedürftigen Volke nur wiederum der schale Abhub von dieser verderbten Kunst dargeboten wird. Das Volk würde aus Dankbarkeit für den ihm gewährten Genuss wahrhaft edeler Kunst den bevorzugten Klassen wohl eher „ihr Glück verzeihen", jedenfalls wäre hierdurch eine himmlische Brücke über den dämonischen Abgrund geschlagen, der „Arm und Reich" zur Zeit getrennt hält.

In einer anderen und besseren zukünftigen Gestaltung der sozialen Verhältnisse wird vielleicht daran gedacht werden, dass man Geist und Gemüth der tagelang bei einer mechanischen Handarbeit sitzenden Menschen durch Gesang und Musik zu erfrischen und zu erfreuen habe. In unserer Zeit der schroffsten und herbsten Gegensätze erfüllt indess auch die Kunst ihre erhabene Mission nicht, und das Volk, dem das Brot fehlt, sieht daher auch mit scheelem Blick auf das Kunstgetreibe und den „Luxus" der Kunst. Die Bemühungen um eine wahre Veredelung der Kunst, sowohl in ihrer Auffassung wie in ihrer Ausführung, blieben bisher in trauriger Weise derart unverstanden, dass sie der Macht über das eigentliche Volk auch noch auf lange hinaus werden entsagen müssen; wogegen eine Unsumme von öffentlichen und privaten Geldern, welche den Zwecken edelster Kunstpflege vortrefflich dienen könnte, aus unbesonnener Freigebigkeit nach den verschiedensten Seiten hin in unnütze und geistlose Formalismen, herkömmliche Spielereien mit allerhand „Hochschulen", „Konzertinstituten", „Maler-Akademien" u. dgl. m. sich verliert! —

Wie und woher steht Hilfe und Aenderung bei alledem zu erwarten?

Nur von einer moralischen Besinnung auf das Echtmenschliche, dass es die Herrschaft wieder gewinne über die zur Gewohnheit unserer Zivilisation gewordenen Neigungen, Lüste und Begierden. Gesetzgeber und Religionsstifter forderten schon in den ältesten Zeiten von denen, welche über ein Einkommen verfügen konnten, das hinreichte um ihre Lebensbedürfnisse in genügender und mässiger Weisse zu befriedigen, den zehnten Theil für die Armen. Solange diess eine Zwangssteuer bliebe, würden wieder ein Dutzend schlechter Auskunftsmittel ersonnen werden, um dieselbe zu umgehen; das Gewissen jedes rechtlich denkenden Reichen müsste sie ihm selbst diktiren. — — Doch soweit sind nur Wenige in der echten Herzenskultur vorgeschritten.

Ehe wir aber nicht wahre Menschen geworden sind, können wir auch nicht eine Kultur erwarten, welche weder Luxus noch Armuth kennt!

Geschichtlicher Theil.

Stimmen aus der Vergangenheit.

Das Jubiläum der deutschen Oper.

Von Dr. Ludwig Nohl.

Die Musik hat bis heute drei grosse historische Perioden zu verzeichnen: die Zusammenfassung aller Bestrebungen der alten Welt in dem homophonen Style der Griechen, die Polyphonie des Mittelalters, und die Erfindung des monodischen Styles in der Renaissancezeit. Die letztere brachte als erste Frucht die Oper an's Licht, als zweite entspross zum grossen Theile ebenfalls ihr, andrerseits dem polyphonen Kirchensatze, die Instrumentalmusik, welche später wieder die Fähigkeiten der dramatischen Musik über alle Ahnungen hinaus erweiterte und derselben die Herstellung eines grossartigen Gesammtkunstwerkes ermöglichte.

Vieles musste im Laufe dreier Jahrhunderte aus der künstlerischen und geistigen Bildung aller Kulturnationen des heutigen Europa zusammenfliessen, um diesen mächtigen Strom zu erzeugen, der rein musikalisch genommen auch die beiden Mächte der Polyphonie und der Monodie wieder miteinander vereint. — Als geschichtlicher Ausgangspunkt des neuen weltbeherrschenden Kunstwerkes der Zukunft bleibt aber die *deutsche Oper* zu bezeichnen, und diese feiert — merkwürdig genug — in dem Jahre des „Parsifal" mit Mozarts *„Entführung aus dem Serail"* ihr 100jähriges Jubiläum.

Die „Entführung" war *ein Singspiel*, bildete im Grunde also zu dem pathetischen Style der herrschenden ernsten Oper sowohl Frankreichs wie Italiens einen naiven Gegensatz. Allein die Richtung, die hier ein begnadeter Genius der Musik einschlug, ist die einzige gewesen, der schliesslich das Beste und Fruchtbarste des Operngenre's gefolgt ist, weil sie sich im Stande erwies, alle Vorzüge anderer Genres der verschiedenen Nationen in sich aufzunehmen und das Ganze zu einem höheren Gebilde der Kunst zu gestalten. Die Nachfolgerin der „Entführung" war die „Zauberflöte", die trotz ihrer thörichten Bezeichnung als „grosse Oper" und ihres idealen Ernstes im Grunde ebenfalls ein deutsches Singspiel ist. „Fidelio" und „Freischütz" leiten uns die gleiche Bahn weiter, zeigen aber schon die Aufnahme wesentlicher Elemente des grösseren dramatischen Styles, den seit Gluck und Mozart die eigentliche Oper erhalten hatte. Die „Euryanthe" erstrebt die vollere Vereinigung all dieser Genres, bis nach der Entfaltung aller theatralisch-dramatischen Potenzen in der modernen Oper Wagner's „Lohengrin" die Geburt der grossen *deutschen Kunst*, als einer, bis in die Sphäre der absoluten künstlerischen Erhabenheit gesteigerten Konzentration aller Leistungen auf diesem Gebiete, bezeichnet und damit ihren Weltsieg besiegelt.

So unscheinbar uns heute der Anfang dieser Entwicklung vorkommen mag, so liegt doch in dieser „Entführung" der erste und nie unterbrochene Quell derselben, und es lohnt sich wohl den Tag zu feiern, an dem er zuerst an's Licht des Tages hervorsprudelte.

Das deutsche Singspiel ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus der Nachbildung der französischen Operette hervorgegangen, die ihrerseits wieder auf der Opera buffa der Italiener beruhte. Pergolese's *Serva padrona* hatte 1746 in Paris einen solchen Eindruck gemacht, dass man seither dort unablässig bestrebt

blieb, die Vorzüge dieser leichten, heiteren Musik mit den Forderungen eines besseren dramatischen Stoffes, als die nur possen- und karikaturenhafte Opera buffa ihn aufwies, und eines höheren Tones der Diktion, sowie das französische Drama ihn besass, zu einem neuen Ganzen zu vereinigen und dasselbe, wie die Oper selbst, sozusagen hoffähig zu machen. Besonders geschahen diese Bemühungen an der *Opéra comique aux Italiens* in Paris, und auf sie hatte bei seinem Aufenthalte dort vor allen ein bescheidener deutscher Dichter, Chr. F. Weisse aus Leipzig, Acht gehabt, der dann um 1760 zunächst einige solcher Operetten übersetzte, und darauf das neue Genre auch selbst nachbildete. Allein erst sein Zusammentreffen mit Joh. Ad. Hiller, dessen Schüler Chr. Neefe Beethoven's Lehrer werden sollte, war hier für die Zukunft der Sache entscheidend. Hiller, an sich ein Musiker von Talent und Streben, war zugleich unterrichtet und denkend genug, um den Vorsprung der italienischen Musik in Bezug auf Natürlichkeit und Beweglichkeit der Rede zu erkennen, und ergriff mit Lebhaftigkeit den Gedanken, so wie die Franzosen es gethan, auch eine nationale Oper für uns Deutsche zu begründen. „Er würde dem Vaterlande Glück wünschen, wenn die Operette als Vorbote des ernsthafteren Geschmackes gelten könnte, und an die Stelle gemeiner Thorheiten und Ungezogenheiten im bisherigen Singspiele Leidenschaften und Charaktere erschienen", so lautete seine Ansicht, und Weisse's Texte boten ihm dann Gelegenheit über das deutsche Lied hinaus, das bis dahin hier einzig gepflegt worden war, bei gehaltvolleren Situationen auch die vorhandenen Formen der dramatischen Musik der Italiener in einfach entsprechender Weise zu verwerthen.

Diese Bestrebungen wurden nun zwar anfangs in den Kreisen unserer Bildung, die ja damals am allerwenigsten deutsch gesinnt war, namentlich von den Höfen, sehr vernachlässigt, und fanden nur beim grossen Publikum Beifall, ja es traten ihnen auch ganz entschiedene Gegner auf. Allein sie trafen bald mit den Bestrebungen der deutschen Dichtung um ein nationales Drama zusammen. Die ausgezeichneten Fürsten, welche bemüht waren, zur Neubegründung unserer geistigen Selbständigkeit mitzuwirken, trachteten neben der Oper auch ein deutsches National-Singspiel zu besitzen. Besonders Kurfürst Karl Theodor in Mannheim unterstützte diese Bestrebungen; Mozart lernte ebendort Wieland persönlich kennen, der eine „Alceste" und eine „Rosamunde" geschrieben und einen weithin hallenden Aufruf zur Begründung eines deutschen Singspieles, ja einer nationalen Oper in Gluck's grossem Style erlassen hatte. In Weimar nahm Goethe selber sich der Sache an. Aber da kam, wie er sagt, die „Entführung" und schlug all ihre Bemühungen todt. Das heisst, sie brachte das Genre zum wirklichen Leben, indem sie zum erstenmal mit der naiven Souveränetät des Genie's alles zu demselben Gehörige frisch und sicher zusammenfasste, Neues hinzu erfand, und dem Ganzen den Athem einhauchte für die Aspirationen eines künstlerisch höheren Daseins in der Entwickelung der Zukunft.

Die „Entführung" ist 1781—82 geschrieben und zwar für jenes Nationalsingspiel, für das kurz zuvor Kaiser Josef II. in Wien eine Truppe begründet hatte. Den Text bildet bekanntlich eine einfache Entführungsgeschichte, von dem Franken Belmonte im Harem eines Paschas ausgeführt, der nachher grossmüthig genug ist, seine verehrte Konstanze aus der Gefangenschaft zu entlassen. Doch darin klangen für Mozart persönliche Erlebnisse an: man kennt die rohen Peinigungen, denen er in seiner Salzburgischen Heimat durch seinen Fürsterzbischof, den er selbst nur den „Mufti" nannte, ausgesetzt gewesen war, und gerade diese empörenden Verhältnisse hatten ihn in Wien zu einer Familie geführt, in der er selbst eine geliebte Konstanze finden sollte; allein in dem Hause, das

„zum Auge Gottes“ hiess, hatte er selbst dann später wieder so viel Bedrängung und Behinderung zu erfahren, dass er schliesslich zum Aeussersten schreiten musste, so dass er seine eigene Heirath scherzhaft die „Entführung aus dem Auge Gottes“ nannte. So war bei diesem Stoffe sein Gemüth nach verschiedenen Seiten in seiner Tiefe ergriffen. Gerade diese *Gemüthsseite* aber ist es, was schon früh der deutschen Musik ihren Charakter gegeben hat, vom Locheimer Liederbuch des 14. bis zum Choral des 17. Jahrhunderts. Tanz und Lied waren ferner der Ausgangspunkt, von dem aus Haydn die deutsche Instrumentalmusik begründet hatte, die ganz neue Erschliessungen unseres Innenlebens bringen sollte. Das Lied bildete ja auch einen Hauptbestandtheil des Singspiels, und kaum war Belmonte's Arie „O wie ängstlich, o wie feurig“ in Mozarts Händen, so gerieth sie auch schon — in Musik! Er selbst schreibt, er folge bei dieser Komposition nur seinen Empfindungen; doch zugleich folgte er bereits den erweiterten Formen der italienischen Arie und bildete das einfache Lied zu einer ganzen Scene aus. „Man sieht das Zittern, das Wanken, man sieht wie die schwellende Brust sich hebt, man hört das Lispeln und Seufzen“, sagt er von jener Arie. Stellen aber, wie das „Ach Konstanze, dich zu sehen, dich voll Wonne und Entzücken an diess treue Herz zu drücken!“ zeigen zuerst auch im Gebiete der dramatischen Musik den vollen Ton unseres eigensten Idioms. Das ist die Sprache der wahrhaftigen Gemüthsinnigkeit und vollen Seelenhingebung, und noch mehr: es ist auch im Maskenkleid der Oper schon der „deutsche Jüngling“, der auch unserer Poesie ihren besonderen Charakter des treuen Wollens und des beseligten Hinblicks auf einen höheren Bestand der Dinge, jene Idealität gegeben hat, welche selbst fremde Nationen an unsere Musik und Dichtung fesseln. In solcher Hinsicht knüpft eine zarte seelische Verwandtschaft diesen Belmonte an die aufsteigende Reihe *deutsch singender*, junger Mannesgestalten, wie Florestan, Adolar, Walther von Stolzing; und im *Siegfried* findet die Schöpfung des Genie's ihre volle, freie Heimathsphäre.

Noch einen Zug fügte Mozart dem neuen Gebilde zu, den echt germanischen Humor, und dazu mussten ihm jener „grobe Bayer“ und der „Mufti“ dienen, an denen er sich im wirklichen Leben nicht hatte rächen können. Man muss in seinen Briefen nachlesen, wie sehr ihn selbst die Schilderung des dicken, wüsten Haremswächters in der Arie „Solche hergelaufene Laffen“ erheiterte. Es liegen in dieser blossen Skizzirung der rohen plumpen Materie die Elemente, aus denen auch der „wilde Wurm“ im Nibelungenringe gebildet ist. Sogleich in dem Liede „Wer ein Liebchen hat gefunden“ ist das Schwerfällige und Dumpfe durch Rhythmus wie Modulation kenntlich genug gezeichnet, und das fast brüllende „Tralla-lera!“ wälzt sich wie im Schlamme der kannibalischen Wohlgikeit des Fafner'schen „Ich lieg' und besitze“, — eine gewisse Grandiosität roher Kraft in kleinem Rahmen! Später, in der Berührung dieses Osmin mit den „edlen Franken“, kommt dann auch der volle Humor zum Vorschein, womit Mozart solche bloss dem Sinnlichen lebende Existenz verspottet, und man möchte bemerken, dass er Shakespeare kenne, der damals in Wien schon ganz ausgezeichnet aufgeführt ward. Schreiten „Figaro“ und „Don Juan“ in dieser Richtung weiter, — den ersten, energisch eindrücklichen Schritt machte doch die „Entführung“ und schlug damit in jeder Beziehung die Brücke vom deutschen Singspiel zu der deutschen Kunst, der heute die Welt gehört.

An die Stelle des Dialogs trat mit zunehmendem Gehalt der Texte das Rezitativ, das Mozart schon in der „Zauberflöte“ musterhaft auf unsere Sprache ausbildete, und die Musik erhob sich, als mit der Folgezeit auch die anspruchsvollsten Stoffe der Geschichte und Dichtung herangezogen wurden, ebenso in der Oper auf die

volle Höhe des Könnens, das ihr die Instrumentalmusik bereitet hatte. Immer aber bleibt der tiefe Gemüthszug, der das deutsche Singspiel geschaffen hatte, das Charakteristische und, sozusagen, der innere Haft des Ganzen, bis zu der Erscheinung des Hans Sachs und Wotan's. Ihn hat Mozarts „Entführung" zuerst als Element und Fundament in die Oper eingeführt, daher uns ihre erste Aufführung freudig in der Erinnerung stehe!*)

Johann Gottfried Herder

über die Kunstkritiker.

Bücher haben ihre Schicksale! Dieses oftgebrauchte Wort konnte mit vollem Rechte Anwendung finden in Beziehung auf eine vor Jahresfrist in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel aufgefundene, seither gänzlich unbekannte Preisschrift Herder's auf den grossen Kunsthistoriker Johann Winckelmann, den Begründer der alten Kunstgeschichte. Unter dem Titel *„Denkmal Johann Winckelmann's,* eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herder's aus dem Jahre 1778" (Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit litterarhistorischer Einleitung versehen von Dr. A. Duncker, Erstem Bibliothekar der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel) wurde diese interessante Schrift als Festgabe den Theilnehmern an der im September d. J. zu Kassel abgehaltenen Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine überreicht. Ueber ihr merkwürdiges Schicksal giebt der Herausgeber in der Einleitung die nöthige Aufklärung. Herder hatte dieselbe in Folge eines Preisausschreibens von Seite der von Landgraf Friedrich II zu Kassel gegründeten *„Société des Antiquités"* im Jahr 1778 dorthin eingesendet, erhielt aber nicht den Preis, mit dem vielmehr eine Konkurrenzschrift des Göttinger Philologen Chr. G. Heyne gekrönt wurde. Bei der damaligen Lage der Dinge in Kassel kann dieser Misserfolg nicht befremden. Die Herder'sche Schrift wurde todt geschwiegen und verschwand danach spurlos in den Akten der *Société*, bis endlich in unseren Tagen ein glücklicher Zufall zu ihrer Auffindung führte. Auf den reichen Inhalt derselben hier näher einzugehen, müssen wir uns leider versagen, und wollen daher nur einzelne charakteristische Stellen herausgreifen und wortgetreu wiedergeben, die sich auf Winckelmann's Hauptwerk, seine Kunstgeschichte, und deren Aufnahme bei den Zeitgenossen beziehen.

Herder schreibt: „Es gehörte Winckelmann's erhabener, kühner, kleine Mängel und Fehler verachtender Genius dazu, an solch ein Werk nur denken, geschweige als Fremdling, nach dem Fleiss einiger wenigen Jahre daran Hand legen zu wollen, und siehe gewissermaasse hat ers vollendet. In dem Walde von vielleicht 70,000 Statuen und Büsten, die man in Rom zählet, in dem noch verwachsenen Walde betrüglicher Fusstapfen, voll schreiender, rathender Deuter, täuschender Künstler und unwissender Antiquare durch ziemlich lange Zeiten hinunter, endlich in der schrecklichen Einöde alter Nachrichten und Geschichte, da Plinius und Pausanias, wie ein paar abgerissene Ufer dastehen, auf denen man weder schwimmen, noch ernten kann; in einer solchen Lage der Sachen rings umher an eine Geschichte der Kunst des Alterthums denken, die zugleich Lehr-

*) Näheres über den hier waltenden historischen Zusammenhang findet man in *„Mozart's Leben"* 2. Auflage, Leipzig 1877, und in den bei Ph. Reclam jun. erschienenen kleinen *„Musiker-Biographien"*.

gebäude, keine Trümmer, sondern ein lebendiges Volkreiches Thebe von sieben Pforten sei, durch deren jede Hunderte ziehen; gewiss das konnte kein Kleinigkeitskrämer, kein Krittler an einem Zeh im Staube. Auch hat Winckelmann in den letzten Jahren seines abgeschnittenen, unvollendeten Lebens bitter gefühlt und beklagt, dass sein Vaterland in manchen ihm zutönenden Stimmen sich nach deutscher Weise an die einzelnen kleinen Fehler des Werkes hielt und die Mühe und den Geist des Ganzen verkannte. Aber so ist's in Deutschland und so wird's bleiben, so lange unsere gelehrte Republik von denen gestimmt und regiert wird, die sie stimmen und regieren. So lange jeder Unwürdige, der Winckelmanns Fuss zu lecken nicht werth ist, so fort grösser als Er wird, wenn er als ungenannter und ewig Namenloser Kunstrichter nur in einem kritischen Journal dasteht und richtet; ihr Winckelmanne aller Zeiten, so ist euer Dank geschrieben. Gebt euch Helden-, Riesen- und Teufelsmühe, ringt im Geiste und an Fleisse, hungert und bettelt euch mit zwanzig langerflehten beschnittenen Dukaten, wohin ihr wollt, gebt sogar, wenn es euch beliebt, Amt und Religion der Väter auf, um nur euren Beruf, den Trieb eures Herzens zu erfüllen, nach dem ihr dürstet; das Riesenwerk steht da! Nun wird's angegafft, angestaunt, viehisch dumm gelobet; nun hat sich die Heerde satt gesehen und fängt an zu blöcken. Der Kuh ist das Thor zu bunt, dem Ochsen der Schafstall zu erhaben; endlich blickt ein Mäuschen da unsichtbar und anonymisch unter der Marmorschwelle hervor, knittert und zerbeisst sich die Zähne am Fuss der Schwelle, sofort ist das Mäuschen grösser als Tempel und Geist, der ihn machte: es ist ja Kunstrichter unter der Schwelle!" — — —

„O dass es einmal ein Olympia versammelter Griechen in Deutschland, eine Akademie gäbe, die statt selbstgewählter Fragen und guten Werke, deren es schon so manche giebt, nicht früge, sondern hörte, und die ihr dargebrachte, freie, selbstgewählte Werke andrer krönte und belohnte! Dass es ein Heiligthum der Musen gäbe, wo ein Mensch, der sein stilles Werk, wozu ihn Gott und kein Buchhändler rief, der dies Werk, den Liebling seines Geistes und das freie Kind seiner Jugendkräfte, das er lange an seiner Brust, in seinem Herzen trug und nun vollendet fühlt, dahin stellen kann, wie vor den Altar, in einen Kreis edler Männer und Richter und seinen Kranz erwarte!" — — —

So schrieb Herder vor einhundert und vier Jahren. Eine „Stimme aus der Vergangenheit", wohl werth in die Gegenwart wieder zu klingen von der Stätte des „Kunstwerks der Zukunft!" —

G. Wittmer.

Berichtigung: In dem Artikel „Renan, Marc-Aurèle (X. Stück) ist auf S. 312 Z. 22/3 v. u. zu lesen: *„erscheint es"* (das Leiden, nicht „er", Jesus) zu göttlicher Würde verklärt." —

Generalregister.

Richard Wagner.

Brief an Hans von Wolzogen. S. 97. — Offenes Schreiben an Herrn Friedrich Schön in Worms. S. 193. — Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882. S. 321. —

Carl Friedrich Glasenapp.

Kunsttheater und Volkstheater. Ein Wort zur Einführung der Uebertragung der Gobineau'schen Kapitel über das persische Theater. S. 36. —

Graf Arthur Gobineau.

Das persische Theater. I. S. 41. — II. Die Thekyèh's oder Theater. S. 80. — III. Die Hochzeit des Kassem. S. 161. — IV. Andere dramatische Stoffe. S. 212. —

Graf Arthur Gobineau. Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. S. 341. —

Ernst Grysanowski.

Die Epidemien als Kulturkrankheiten. S. 129. —

Otto Rabe.

Die Thierschutzfrage im Lichte der vegetarischen Weltanschauung. Beilage zum Januar-Februar-Stücke. S. 64 ff. —

Ludwig Schemann.

Kunst und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft. II. Cherubini. S. 16. — III. Eine Festbetrachtung zu Goethe's 50jährigem Todestage. S. 65. — IV. Noch einmal Goethe. S. 197. —

Fritz Stade.

Senta in ihrem Verhältniss zu Erik und zum Holländer. Eine psychologische Studie. I. S. 305. — II. S. 308. — III. S. 353. — IV. S. 356. —

Heinrich von Stein.

Luther und die Bauern. S. 101. —

Hans von Wolzogen.

Heutiges für Künftiges. I. S. 1. — Die Religion des Mitleidens. Auffassungen und Probleme als ein Vorwort. I. Einleitung. S. 232. — II. Die Welt als Wille und Vorstellung. S. 234. — III. Das Mitleiden als das Fundament der Moral. S. 238. — IV. Die Verkennung des Mitleidens. S. 241. — V. Die Stufen zur moralischen Kultur. S. 244. — VI. Ueberleitung. S. 249. — Die Ungleichheit der menschlichen Racen. Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke. Einleitung. S. 263. — I. Ueber die Zivilisation und die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechts. S. 267. — II. Assyrien und Aegypten. S. 280. — III. Indien und China. S. 293. — IV. Persien und Hellas. S. 330. —

Bayreuther Festworte: I. Das Bayreuther Patronat. Ein neuer Ruf an unsere alten Freunde. S. 225. — II. Die Bayreuther Blätter. Eine redaktionelle Ansprache an alle ihre Leser. S. 228. —

Bayreuther Patronatverein: An unsere Leser. S. 261. —

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XII. *August Reichensperger:* Ein Parlamentshaus für das deutsche Reich. S. 51. —
XIII. *Bernhard Förster:* Die Frage der Vivisektion im deutschen Reichstage. S. 90. —
XIV. Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft.
3. Zur Säkularfeier Friedrich Fröbel's. Von Dr. *G. Wittmer.* S. 119. —
XV. *Hans von Wolzogen.* Stylproben. S. 149.
XVI. *J. H. Löffler:* Eine „gekrönte" Preisschrift. S. 174. —
XVII. Lichtblicke aus der Zeitgenossenschaft.
4. Friedrich Zöllner. Von Dr. *Bernhard Förster.* S. 361.
XVIII. *Meta Wellmer:* Die Härte des Luxus. S. 370. —

Geschichtlicher Theil.

Stimmen aus der Vergangenheit.

Diderot. Aus „Rameau's Neffe." Mitgetheilt von *Ernst Ludwig.* S. 58. —
Jean Paul. Von *Heinrich v. Stein.* S. 252. —
Friedrich Rochlitz. Ueber das musikalische Drama. Mitgetheilt von *Karl Alberti.* S. 318. —
W. A. Mozart. Das Jubiläum der deutschen Oper. Von Dr. *Ludwig Nohl.* S. 380. —
J. G. Herder. Ueber die Kunstkritiker. Von Dr. *G. Wittmer.* S. 383. —

Mittheilungen aus der Gegenwart.

Litteratur.

Constantin Frantz, Steuerreform (Mainz, Kirchheim), bespr. v. Dr. *B. Förster.* S. 315. — *Otto Glagau,* Kulturkämpfer (Berlin). S. 127. — *C. Fr. Glasenapp,* R. Wagner's Leben und Wirken, II. Aufl. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). S. 126. — *Internationale Monatschrift* (Chemnitz, Schmeitzner). S. 127. — *Richard und Robert Keil,* Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806 (Leipzig, Schlömp). S. 125. — *Karl Mayrberger,* R. Wagner's Harmonik (Chemnitz, Schmeitzner). S. 126. — *W. Meyer-Markau,* der Parzival Woframs v. E. (Magdeburg, Heinrichshofen). S. 63. — *Heinrich Porges,* Bühnenproben, II. Walküre (Chemnitz, Schmeitzner). S. 127. — *Ernest Renan,* Marc-Aurèle (Paris), bespr. v. *H. v. Stein.* S. 311. — *Der Thier- und Menschenfreund* (Dresden, Verein gegen wissenschaftl. Thierfolter). S. 124. — *H. v. Wolzogen,* Parsifal-Leitfaden; englische Uebersetzung des Nibelungen-Leitfadens von E. v. Wolzogen (Leipzig, Senf). S. 127. — Klavierauszug von *R. Wagner's* „Parsifal" (Mainz, Schott S.). S. 127. —

(Dazu: Litterarische Anzeigen der „Bayreuther Blätter" Nr. 1 und 2. Auf den Umschlägen des April- und Nov./Dez.-Stückes.)

Vereinsnachrichten.

Fonds und Sammlungen in und für Bayreuth. S. 62. — Statistik der Mitgliederschaft und der Blättersendungen. S. 191. —

Wagner-Vereine: Cassel, S. 63, 258; Minden, S. 258; Strassburg i. E. (Von Dr. *Oskar Meyer)* S. 188; Wiener Akad. Wagner-Verein S. 63, 258. — Vertretungen: Braunschweig, S. 189; Graz, Leipzig, Mannheim, S. 258. —

a) Vorträge: Lesung des „Parsifal" durch Herrn *Hiltl* etc. in Braunschweig (von Dr. *L. Schemann.*) S. 189; — Lesung des „Parsifal" durch Herrn *Gettke* etc. in

Cassel; *J. B. Alfeld* in Metz, über „Parsifal“; Dr. *B. Förster* in Berlin, über deutsche Kunst, in Cassel, über den „Ring des Nibelungen“; *Fr. v. Hausegger* in Graz über Wesen und Entwickelung der Kunst. S. 258. — *Marsop* in Leipzig über „Tristan und Isolde“; *Martersteig* in Cassel über „Faust.“ S. 63. —

b) Konzerte: Wagner-Verein in Cassel und Minden, S. 258. Akad. W.-V. in Wien, S. 63. — Parsifal-Studien in Leipzig, Mannheim und Wien. S. 258. —

Besondere Mittheilungen.

Nachruf für Friedrich Zöllner, mit Briefwechsel zwischen R. Wagner und Zöllner. S. 186. — Den Künstlern von Bayreuth! S. 223. — Aufruf an Lehrer und Studirende der deutschen Universitäten in Sachen der Vivisektion. S. 259. —

Geschäftlicher Theil.

Vom Verwaltungsrathe: Keine neuen Mitglieder. S. 96. — Eintrittskarten, Wohnungen, Probenbesuch. S. 128, 160. — Geschäftsleitung während der Festspiele. S. 224. —

Von der Redaktion: Ueber den vegetarischen Tisch in Bayreuth. S. 64, 127, 224.

Beilagen.

Zum Januar/Februar-Stücke: *Otto Rabe*, die Thierschutzfrage im Lichte der vegetarischen Weltanschauung (20 Seiten). —

Zum August-Stücke: Inhalt der Jahrgänge 1878—1882 der „Bayreuther Blätter“ und Bücher- und Musikalienpreise für die Abonnenten der „Bayreuther Blätter“ (8 Seiten) — (Abonnement-Zettel für 1883.)

Zum September/Oktober-Stücke: Mittheilungen über das Fortbestehen der Vereinigung der bisherigen Bayreuther Patrone, von dem redigirenden Ausschusse der Bayreuther Festspiel-Versammlung (4 Seiten). —

Zum November/Dezember-Stücke: An die Abonnenten der „Bayreuther Blätter“ und die bisherigen Mitglieder des Bayreuther Patronatvereins, über Austritte, Abonnementzahlung, Bescheinigung und neuen Jahrgang (2 Seiten). —

Im Verlage des Patronat-Vereines.
Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Beilage zum ersten Stücke des Jahrganges 1882 der Bayreuther Blätter.
(Auch als Separatabdruck vom Berliner Vegetarier-Vereine ausgegeben).

Die Thierschutzfrage im Lichte der vegetarischen Weltanschauung.

Oeffentlicher Vortrag

gehalten am 13. October 1881 im grossen Saale der Arminhallen zu Berlin von Otto Rabe.

Geehrte Versammlung.

Der Androklus, eine Zeitschrift des Dresdener Vereins zum Schutze der Thiere, brachte in seiner Juninummer die folgende höchst anregende Notiz:

„Ein Vorkämpfer des Vegetarianismus, Dr. R. Nagel, geht in seiner „Schrift, einen gewaltigen Anlauf nehmend, darauf aus, den wissenschaft- „lichen Unwerth der Vivisektionen in allen ihren Arten nachzuweisen und „die Abschaffung jeglichen Schlachtens der Thiere zu empfehlen. Dahin „kommt der Zelotismus."

Wahrlich, wenn es nicht eine so bitter ernste Sache wäre, man möchte lachen über die Unverfrorenheit und Beschränktheit eines Blattes, welches damit prunkt, für den Schutz der Thiere zu kämpfen, dabei aber seine warnende Stimme an alle sogenannten Thierfreunde erschallen lässt, sich nicht den Konsequenzen dieser humanen Bestrebung hinzugeben.

Zelotismus also soll es sein, wenn wir Vegetarier — Herr Dr. Nagel gestatte, dass die Vegetarier sich in dieser Sache voll und ganz mit ihm identifiziren — das Recht der Thiere, zu leben und sich gleich uns des Lebens zu freuen, bis ins Aeusserste verfechten. Blinde Eiferer wagt man uns zu nennen, die wir Herr sind über unseres Bauches und Gaumens Gelüste und nicht Schuld sein wollen an irgend einer grausamen Thierschinderei, möge sie nun auf der Schlachtbank zum blutigen Mahle eines entarteten Geschlechts oder in den Folterkammern der Wissenschaft zum angeblichen Nutzen der irrenden und darum leidenden Menschheit, möge sie auf der Jagd zum Vergnügen der Jäger oder auf Götzenaltären zur Versöhnung eingebildeter Götzen verübt werden.

Verblendet sollen wir sein, weil wir naturtreu leben und deshalb gern auf die angeblichen Errungenschaften einer frevelnden, irrenden Wissenschaft verzichten. Zeloten nennt man uns, weil wir die empörenden, zum Himmel schreienden Grausamkeiten beim Mästen, beim Fortschaffen und beim Schlachten der Thiere ans Licht ziehen und die Sache der schuldlosen und gemarterten Kreatur mit der Ausdauer verfolgen, deren nur der frei von Schuld sich Fühlende fähig ist.

Es ist leider wahr, wir Vegetarier werden mit Vorliebe eine Sekte von krankhafter Sentimentalität genannt. Dabei haben wir Alle nur das *eine* Bestreben, wahres Menschenthum in der Welt wieder herzustellen. „Edel sei

der Mensch, hilfreich und gut", das ist unsere Losung. Sehen Sie Sich doch das Bild dieses kulturbeleckten Menschen, „homo sapiens" genannt, an, der sich dessen rühmt, wilder und grausamer zu sein, als das reissende Raubthier, und der durch seine Blut- und Raubgier die herrliche Gotteserde sich und allen Geschöpfen zu einem Jammerthale macht. Darf man uns deshalb Zeloten nennen, weil wir die Wahrheit erkannt haben und für sie kämpfen?

Ich frage Sie, verehrte Anwesende: Wer hat das Recht sich Thierfreund zu nennen und wer kann erfolgreich für das Loos der gemisshandelten Kreatur eintreten? Diejenigen wohl am wenigsten, die die Leichenfetzen der grausam gemordeten Geschöpfe zu ihrem täglichen Mahle machen, sondern — ich sage es frei heraus — *nur* diejenigen, denen das gleich uns fühlende Thier auch heilig ist, wenn es sich um angebliche Genüsse handelt, und denen jede Thierquälerei zu welchem Zwecke immer ein Hohn auf unser Menschlichkeitsgefühl ist.

Es sei mir vergönnt, das Verhältniss des Menschen zur Thierwelt, das Recht der Thiere auf Lebensfreude, kurz die ganze Thierschutzfrage, von dem konsequenten und darum einzig richtigen Standpunkt aus zu beleuchten, auf dem sich nur der Vegetarier befindet.

Geschrieben steht: „Du sollst nicht tödten". In meiner Kindheit war mir dieses Gebot heilig wie jedes Andere. Ich wurde grösser, mein Gesichtskreis erweiterte sich, und da sah ich, wie grausam die Thiere in den Schlachthäusern hingemordet wurden. Mein Gewissen empörte sich dagegen und manche Stunde wurde mir dadurch verbittert. Da fasste ich endlich Muth, meinen Religionslehrer zu fragen: „Darf denn der Mensch die lieben Thiere schlachten"? Seine Antwort bestand in einer Gegenfrage, die alle meine Bedenken unterdrückte: Wozu wären denn die Thiere sonst da? Und was sollte aus ihnen werden, wenn der Mensch ihre Leiber nicht verzehrte? Obendrein fügte er noch hinzu, dass der Mensch des Fleisches zu seiner Ernährung bedürfe. Das begründe das Recht, das Thier zu tödten; jedoch müsse dies auf die leichteste, schnellste und möglichst wenig Schmerzen verursachende Weise geschehen.

Das Erstere musste ich glauben; denn, der es mir sagte, war ein ehrenwerther Mann. Das Andere ist mir stets als eine hohle Phrase zur Beschwichtigung des kindlichen Gemüths nachgeklungen; denn zu häufig hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie entsetzlich die Schlachtthiere unter der rohen Behandlung litten. Mit einer Gefühllosigkeit wurde das arme, mit allen Vieren zusammengebundene Kalb vom Wagen geworfen, getreten und geschlagen, als ob es sich um ein Bündel Heu handelte; Stunden lang, ja oft über einen ganzen Tag musste das ermattete Thier dann noch hungern und dürsten. Dass eben die Schlachtthiere wirklich wie Sachen behandelt werden und zwar selbst auf unserem städtischen Viehhofe, das bestätigte unlängst ein sogenannter Waschzettel, der durch alle Berliner Zeitungen die Runde machte. Darin heisst es u. A. wörtlich:

„Die wenigsten Umstände werden mit den Kälbern gemacht, man bin-
„det sie jetzt nicht mehr; aber sie werden wie *Frachtstücke* von ihren
„güterschuppenartig mit Rampen versehenen Ställen abgeladen".

Dass das Schlachten ohne gemeine Quälereien absolut undenkbar sei, das erkannte ich schon damals, aber den Grund der *Selbsterhaltung* musste ich gelten lassen. War dies doch einer von den vielen Widersprüchen, die mir schon in früher Jugend an dem Weltenplane des allweisen, allgütigen und allgerechten Schöpfers unbegreiflich waren. Aus diesen Konflikten heraus führte nur wieder eine neue Theorie, diejenige von den *„nothwendigen Uebeln"*, mochte es sich nun um Blutbäder im Schlachthause oder auf dem Schlachtfelde, um Hetzjagden oder um Hungersnoth handeln. Noth, Elend, Jammer, Sorge, Hass, Neid, Rohheit, Niederträchtigkeit, Krankheit: Alles das ist in der Welt und *„was ist, ist vernünftig"*.

Erst als Vegetarier habe ich erkannt, dass die angeblich *„nothwendigen Uebel"* in der Welt nur dann dasein müssen, wenn der Uebel grösstes *„die Schuld"* da ist. Meine kindliche Vernunft sagte mir damals schon, dass dieser ganze Jammer mindestens nicht vernünftig sei; mein Gewissen empörte sich, wenn ich die Schlachtthiere bitter leiden sah; und mein Instinkt liess mich gegen Fleischspeisen kalt und gleichgiltig, wenn sie mir nicht geradezu zuwider waren. O wäre ich doch diesen drei Leitsternen mehr gefolgt, als der Antwort jenes frommen Lehrers. Oder wäre mir doch schon damals Jean Jacques Rousseau's Emile zu Gesicht gekommen, in welchem der grosse Denker sich so vernehmen lässt:

„Einer der Beweise, dass der Geschmack am Fleisch dem Menschen
„nicht natürlich ist, besteht in der Gleichgiltigkeit, welche die Kinder
„für diese Speise haben, und in dem Vorzuge, den sie der Pflanzenkost,
„dem Backwerk, Obst, der Milch u. s. w. geben. Es ist wesentlich,
„diesen ursprünglichen Geschmack nicht zu verderben und die Kinder
„nicht zu Fleischessern zu erziehen, wenn nicht ihrer Gesundheit, so doch
„ihres Charakters wegen. Denn das steht fest, dass die grossen Fleisch-
„esser gewöhnlich grausam und wild sind, mehr als die anderen Men-
„schen".

Oder hätte ich damals das geistvolle Werk Shelley's, die „Queen Mab", lesen können, in dem es heisst:

„Kinder ziehen augenfällig Kuchen, Orangen, Aepfel und andere Früchte
„dem Thierfleisch vor; auch die Neigung zu starken Getränken wird den
„Kindern nur mit Schwierigkeit beigebracht. Der unverdorbene Instinkt
„täuscht niemals; aber die Zweckmässigkeit thierischer Nahrung mit
„einem durch Fleischgenuss bereits verdorbenen Appetit beurtheilen zu
„wollen, heisst den Verbrecher zum Richter machen".

Damals in meiner Jugend war ich zu schwach, und die Macht der Lebensverhältnisse zu gross, als dass nicht alle guten Regungen im Keime hätten erstickt werden sollen. Mit all den Vorurtheilen der Welt wurde ich gross-

gezogen, von denen nicht das kleinste das ist, dass der Mensch des Fleisches zu seiner Ernährung bedürfe. An Psalmen und Gesängen, an Historien von der Susanna und Daniel und vom König Hiskias lernte ich genügend. Die Erkenntniss der Heiligkeit alles Lebendigen wurde mir nicht, und die brahminische Lehre von der Sündhaftigkeit der Tödtung und Verspeisung der Lebewesen blieb mir verschlossen. Ich wuchs heran, und es ging so lange gut mit mir, bis es eben nicht mehr gehen wollte. Ich wurde krank, der Arzt verbot mir das Fleisch, und da hörte ich zum ersten Male, dass der Mensch sehr gut ohne Fleisch leben könne. Jetzt erinnerte ich mich der jugendlichen Seelenkämpfe, und mit dem Tage stand mein Lebensgrundsatz fest: Ist es bewiesen, dass der Mensch sich ohne Blut und Leichenfetzen nähren kann, befindet er sich bei Brot, Obst und Früchten, kurz bei Pflanzenspeise, mit der er den Genuss von Milch, Butter, Käse, Honig, Eiern immerhin verbinden mag, ebenso gesund und wohlauf, ebenso frisch und arbeitsfähig, ebenso lebensfroh und angeregt, als bei der bisherigen gemischten Kost, dann *muss* er das blutige Mahl meiden.

Und um diesen Beweis zu erhalten, dazu gehört nur ein wenig Beobachtung und ein klein wenig guter Wille. Ich bin überzeugt, verehrte Anwesende, Sie Alle würden auf die Fleischspeisen verzichten, wenn Sie dieselben selbst bereiten müssten, wenn Sie das Krankmästen der Gänse, das Kapaunisiren der Hähne selbst besorgen, wenn Sie den Stier oder das Lamm selbst schlachten, der schuldlosen Taube eigenhändig den Hals umdrehen und wenn Sie endlich selber in den rauchenden Eingeweiden herumwühlen müssten. Ihr ethisches und ästhetisches Gefühl würde sich dagegen aufbäumen, und Sie Alle würden lieber hingehen in die Gärten und Felder, um dort zu graben und zu pflanzen, zu säen und zu ernten.

Man glaube nur nicht, dass man selbst unschuldig sei an der Qual des Schlachtthiers. Denn wie Manu, der grosse Brahmine sagt:

„Der welcher zu dem Morde seine Einwilligung giebt, der welcher es „tödtet, der welcher es zerlegt, der welcher es verkauft, der welcher es „zubereitet, der welcher es aufträgt, der welcher es isst, das sind die 8 „Hauptpersonen des Mordes".

„Himmel, aus wie vielen Marterstunden löthet der Mensch eine einzige „Festminute seiner Zunge zusammen!" so ruft Jean Paul aus tiefempfindendem Herzen.

Betrachten Sie doch diese unmenschliche Prozedur des Fettnudelns der Gänse, wie man die Thiere ohne Licht, Luft und Wasser in den engen, erhitzten Käfig stellt und beständig mit Nahrung vollstopft. Beobachten Sie selbst die Qualen beim Transport der Thiere, wie dieselben den Kopf an das Vorderbein gekettet ohne einen Trunk Wasser tagelang in den Waggons der Eisenbahn zusammengepfropft stehen. Gehen Sie in ein Schlachthaus und hören Sie das Angstgebrüll und das Wuthgeschrei der sterbenden Geschöpfe. Viele von Ihnen würden von selbst zur einfachen und wohlschmeckenden Pflanzenkost sich entschliessen.

„Welchen Mannesmuth“, sagt Plutarch, „hat der Erste, der sich Leich-
„name auftischen liess und in seinem Magen die Theile eines Leibes
„begrub, welcher einen Augenblick zuvor blökte, brüllte, ging und sah!
„Wie vermochte seine Hand den Stahl in das Herz eines fühlenden
„Wesens zu versenken! Wie vermochten seine Augen einen Mord zu
„ertragen! Wie wurde ihm nicht übel bei dem Fleischgeruch! Erstaunen
„muss man über diejenigen, welche diese grausamen Mahle einführten,
„und nicht über diejenigen, welche sie aufgaben. Seht welcher Ueber-
„fluss von Güter Euch umgiebt! Wie viele Früchte erzeugt Euch die
„Erde! Welche Reichthümer gewähren Euch Felder, Gärten und Wein-
„berge! Wie viele Thiere bieten Euch ihre Milch zur Nahrung, ihre
„Wolle zur Kleidung! Was wollt Ihr mehr von ihnen! Welche Wuth
„treibt Euch, so viele Morde zu begehen, da Ihr doch von Gütern und
„Lebensmitteln überschüttet seid! —“

Jeder Mensch, der noch nicht ganz verroht ist, fühlt es, dass es ein Unterschied ist, wenn man einen Apfel abschält oder wenn man einem lebendigen Aal vor dem Schlachten die Haut abzieht; wenn man einen Kohlkopf abschneidet oder wenn man einem Huhne den Kopf abdreht; wenn man mit dem Messer hineinschneidet in eine saftige Melone oder wenn man mit dem Dolch hineinsticht in den Hals des wehrlos gebundenen Lammes. Können wir annehmen, dass die Natur in die Menschenbrust einen solchen Widerwillen gegen das Tödten, einen derartigen Schauder vor dem Blutvergiessen, eine solche Herzensangst beim Anblick desselben und ein so inniges Mitgefühl mit leidenden Geschöpfen gepflanzt hätte, wenn sie den Menschen auf Fleischnahrung anweisen wollte! Sie sehen die Katze mit ihrem Opfer, der Maus spielen, ehe sie dieselbe verschlingt; das liegt eben in dem Wesen der Katze. Aber tief eingegraben ist in jedes Menschen Herz das Mitleid, das Mitgefüh mit Leid, und wehe, wenn verkehrte Erziehung diesen Funken auslöscht! O gewiss, ein Nero konnte wahnsinnige Freude haben an dem grausamen Kampfe des Sklaven mit dem Löwen; aber verdient solch ein Scheusal noch den Namen Mensch? —

Es würde mich zu weit führen, Ihnen den anatomischen Beweis zu liefern, dass der Mensch kein Fleischesser, wie das Raubthier, auch kein Allesesser, wie das Schwein, sondern ein Fruchtesser, wie die höheren Arten der Affen, ist; den physiologischen Nachweis zu bringen, dass er sich bei reiner Pflanzenkost, bei Brot, Obst und Früchten wohl, am wohlsten befindet; den historischen Nachweis endlich zu geben, dass die Idee des Fleischfrassthums Schuld ist an allem Jammer in der Welt, möge er nun auftreten als Armuth und Elend, oder als Rohheit und Bosheit oder endlich als Siechthum und Seuche! Shelley hat Recht, wenn er in seinen Anmerkungen zu Queen Mab sagt:

„So vollständig ist im erwachsenen Menschen der Instinkt bereits ver-
„nichtet, dass es nothwendig geworden, die vergleichende Anatomie zu
„Hilfe zu nehmen, um zu beweisen, dass wir von Natur Fruchtesser sind.“

Hinweisen will ich nur auf die Thatsache, dass $^2/_3$ bis $^3/_4$ der ganzen Menschheit noch heute Pflanzenesser sind und zwar ebensowohl im warmen Süden als im hohen Norden, — ich erinnere nur an den Norwegischen, Russischen, Schottischen, Irischen Landmann. —

„Aber wozu sind die Rinder, die Schafe, die Tauben u. s. w. in der „Welt, wenn nicht zum Genusse für den Menschen?“

Anmassend und empörend zugleich ist diese Frage. Der Mensch hat von der Arbeit und den Produkten gerade der Thiere, die er zum Schlachten missbraucht, den grössten Nutzen. Aber ganz davon abgesehen ist jedes Wesen in der Natur doch zuerst sich selbst Zweck und unmöglich geschaffen, um von Menschen gemartert und gemordet zu werden. —

„Hat Gott, Du Thor, allein für Dich geschaffen,
„Für Deine Freude, Deine Mahlzeit, Deine Ruh?
„Das Hirschkalb, das im prächtigen Waldesgrün
„Den Balsam schlürft: es sei für Deine Tafel;
„Für Dich die Lerche, die zum Himmel steigt
„Und Freude jauchzend ihre Flügel schwingt;
„Für Dich der Fink, der schmetternd jubilirt!
„Zu eigner Freude schwellet ihm die kleine Brust!
„Für alle ihre Kinder sorgt die Frau Natur.
„Der Mensch ruft aus: Sieh alle diese Dinge sind für mich!
„Da ruft der Wurm: Und mir gehört der Mensch!
„Wer alle diese Dinge nur für sich geschaffen glaubt,
„Der übersieht, wie wenig er im Weltall gilt“.

Noch ein Einwurf wird den Vegetariern von Neuem gemacht, und die Witzblätter werden nicht müde, denselben Witz immer wieder vorzubringen: „Was sollte daraus werden, wenn der Mensch die Geschöpfe nicht verspeiste? Würden wir nicht schliesslich von den Lämmern, den Hasen und Hirschen selbst verzehrt werden?“ Aber, aber — verspeist denn der Mensch auch die Leiber der todten Katzen und Hunde, der Ratten und Mäuse, der Spatzen und Krähen? Im Uebrigen hat der Mensch die Zucht seiner Hausthiere vollständig in seiner Gewalt, und gerade wenn man die Theorie vom *Kampf ums Dasein* in der Natur als thatsächlich richtig annimmt, dann ist es zu verstehn, dass die verschiedenen Thiere sich gegenseitig in Schach halten und der übermässigen Vermehrung der *einen* Art vorbeugen. Das Gesetz der Zweckmässigkeit in der Natur erhält auch in dieser Hinsicht das Gleichgewicht. Jedes Thier hat seinen natürlichen Feind. Die kleinen und grossen Raubthiere, die Eulen und Adler, die Raubfische im Wasser: Alle haben ihre Bestimmung. Das Junge des starken Raubthiers hat seinen Feind in dem Alten der minder starken Art. Darum lassen Sie nur dem Luchs und Fuchs, dem Iltis und Marder, dem Adler und Falken, dem Storch und Reiher, dem Hecht und Barsch ihr Wesen: *sie* werden schon die Polizei im Haushalte der Natur ausüben und dafür sorgen, dass die lieben Thiere uns

nicht auffressen. Es giebt kleinere Binnenseen, in denen nie gefischt wird, und doch vermehren sich die Fische darin nicht ins Unendliche. Man hat Hahn und Henne auf ein freiliegendes Gehöft gesetzt und frei schalten lassen. Sie haben sich vermehrt, aber es sind ihrer nicht Unzählige geworden, da die natürlichen Feinde und Widersacher stets gelegentlich dazwischentraten.

Man wende nicht ein, die Natur sei grausam, also dürfe es auch der Mensch sein. Ich erinnere daran, dass das von seinem natürlichem Feinde verfolgte Wesen bewusstlos wird, wenn es in dessen Krallen geräth. Livingstone, der berühmte Forscher, erzählt, dass er ohne Besinnung gewesen sei, als der wüthende Löwe auf ihn zum Sprunge angelegt habe, und er danach aus dem Rachen desselben durch seine Gefährten befreit wurde. Und ist denn der Mensch geschaffen, um das Leiden in der Welt zu vermehren und neue ungeahnte Martern zu bereiten? Ist es nicht eher menschlich und menschenwürdig, Schmerzen zu lindern, als solche zu schaffen, Wunden zu verbinden, als solche zu schlagen?

Die Frage ist allein zu beantworten: Muss der Mensch Thiere morden, um sich selbst zu erhalten? Denn allerdings das Selbsterhaltungsprinzip dürfte von Manchem doch höher gestellt werden als das Sittlichkeitsprinzip, wenn beide in Konflikt kommen würden. Dieser Konflikt besteht derzeit thatsächlich; aber der Mensch hat ihn selber verschuldet und verschuldet ihn täglich von Neuem, weil er abgefallen ist von den Gesetzen der Natur. Der Mensch ist bestimmt zur Leitung der Thierwelt, aber nicht, um die Polizei des Raubthieres darüber zu üben. Wenn aber der Mensch die Raubthiere, diese nothwendigen und nützlichen Wesen in der Natur einseitig vernichtet, wenn er beispielsweise den Fuchs, Iltis, Marder u. s. w. für vogelfrei erklärt und ihnen nachstellt, dann muss er auch die Hasen, Hirsche und Rehe selbst verfolgen. Und wenn er unsere lieben Zug- und Singvögel, die natürlichen Feinde der Insekten, auf ihren Wanderungen zu Millionen wegfängt, damit die Kadaver entweder verspeist werden oder an den Hüten unserer Modedamen prangen, so ist er selber Schuld, dass er nunmehr von den Mücken und Fliegen gepeinigt, von den Motten, Raupen und Käfern geschädigt wird. Wenn der Mensch nicht in den dumpfen Miethskasernen, sondern in luftigen Hütten mit Hof und Garten wohnen, wenn er seinen Körper nicht zur Niederlage des verwesenden Fleisches mit den Finnen und Eingeweidewürmern machen, kurz wenn er naturtreu leben würde, er brauchte sich nicht von diesem Gelichter der Ratten und Mäuse, der Schwaben und Wanzen, der Trichinen und Bandwürmer verfolgen zu lassen, um sie dann wieder zu verfolgen. Weise soll der Mensch herrschen über die Thierwelt; er folge dabei seinem Instinkt, seinem Gewissen und seiner Vernunft und er wird nie fehl gehen.

Glauben Sie es, meine Verehrten, „die Welt ist schön überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“. Gehen Sie hin an den murmelnden

Bach, auf dessen klarem Grunde die Fischchen spielen und scherzen, bewundern Sie die imposanten Wasserfälle, wandern Sie hin an der goldenen Meeresküste und schauen Sie über den unendlichen Ozean: es ist schön überall. Doch da sitzt der gefühllose Angler und spiesst auf den tückischen Widerhaken den lebendigen Wurm; ja selbst das lebende Fischlein wird nicht verschont, zappeln muss es stundenlang an der Angel, um die Beutelust des Hechtes rege zu machen. Bei wem ist da die verletzende, empörende Grausamkeit? Bei dem Hechte, der seinem Triebe folgt und darum nach dem Fische an der Angel schnappt, oder bei dem Angler, der in Stumpfsinnigkeit das Fischchen stundenlang aufspiesst? Dann reisst wohl noch die Schnur durch, und so schleppt das arme Thier den schmerzenden, die Aufnahme von Nahrung hindernden Haken mit sich herum, bis es nach und nach dem Tode verfällt.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit noch auf ein Folterinstrument lenken, mit dem ein grässlicher Unfug auf dem Wasser von Seglern und Ruderern verübt wird. Den Meisten von Ihnen wird es nicht einmal den Namen nach bekannt sein: ich meine die Darre. An einer langen, mit Bleikugeln versehenen Schnur befindet sich ein mit grossem Widerhaken versehener, vergoldeter Löffel, der sich beim Dahingleiten des Bootes spielend im Wasser bewegt. Der Hecht springt danach in der Annahme, es sei seine natürliche Beute, ein Fisch. O Qual, jetzt hat er den Löffel mit dem Widerhaken tief im Schlund und wird wohl noch minutenlang vom Boote fortgezogen. Grauenerregend sind die Qualen eines solchen Thieres. Wer ruft da nicht mit Goethe aus:

„Was lockst Du meine Brut
„Mit Menschenwitz und Menschenlist
„Herauf in Todesgluth!
„Ach wüsstest Du, wie's Fischlein ist
„So wohlig auf dem Grund,
„Du stiegst hernieder, wie Du bist,
„Und würdest erst gesund.

Doch wenden wir uns wieder einem freundlicheren Bilde zu. Gehen Sie in die blühenden Fluren, in die herrlichen Wälder; lauschen Sie dem launigen Gesange der Vögel, dem Gezirpe der Grillen, dem Gequake der Frösche; betrachten Sie durch das spiegelglatte, durchsichtige Eis die Wunder der Wasserwelt auf dem Grunde des Sees; lernen Sie von der sammelnden Biene, der fleissigen Ameise; blicken Sie der spielenden Eidechse, dem schillernden Käfer, dem kletternden Eichkätzchen zu; beobachten Sie diese wunderbar anmuthigen Thiere des Waldes, wie sie sich neckend vergnügen und spielend mit ihren Jungen zu schaffen machen: Sie werden Freude an der Natur haben.

Da plötzlich erschrickt uns ein Knall, ängstlich flieht alles auseinander, ein liebes Thier ist getroffen. Schwer verwundet hat es noch die Kraft, in das Dickicht zu fliehen, um dort einen schweren Todeskampf zu bestehen.

Aber was ist das Alles gegen die Frevel einer Treib- und Hetzjagd! Dahin ist es mit dem Kulturmenschen gekommen, dass er Jagd und Fischfang nicht als nothwendige Uebel betrachtet — und sie sind, wie ich Ihnen gezeigt, durchaus nicht nothwendig — sondern als Vergnügen und höheren Sport. Nur beklagen kann ich es, dass der bekannte Schriftsteller Karl Müller diesen Reiz der Verfolgung gewisser Thiere als ein anregendes Vergnügen hinstellt: rasende Leidenschaft ist es und entsetzlicher Frevel. Jedem Kinde ist Liebe zur Thierwelt angeboren; ein wenig Anregung durch die Eltern und Lehrer genügt, um diesen Funken zur glühenden Flamme anzufachen. Gewinnen wir uns also die Kinderwelt, und unser ist die Zukunft.

So bleibt denn für mich das Gebot: *„Du sollst nicht tödten“* ein heiliges und wohl zu erreichendes Ideal, und ich verstehe es, *wenn der Brahmine in sein tägliches Abendgebet die Bitte aufnimmt, es möge ihm verziehen werden, wenn er unachtsam und unbewusst einen Wurm zertreten habe. Denn auch nach unserer Weltanschauung ist heilig und göttlich die ganze Natur, und glüht ein Funken der Gottheit in jedem Geschöpf, selbst in dem kleinsten Wurm!* — Es ist die höchste Erkenntniss, die uns werden kann: die Heiligkeit aller Lebewesen, und diese Erkenntniss ist wirklich mehr als gefühlvolle Schwärmerei.

Du brauchst nicht tödten, wenn Du naturtreu lebst und nicht einseitig grausam in das geheimnissvolle Walten der Natur eingreifst.

Du darfst nicht tödten; denn die liebe Natur hat reichlich und herrlich für Dich gesorgt.

Du sollst nicht tödten; denn Du bist geschaffen als weiser Mensch und nicht als wüthendes Raubthier.

Drei Grundsätze bewegen das Schicksal des Menschen, und unbewusst lässt er sich von ihnen leiten. Der Grundsatz der Selbsterhaltung erklärt den Thiermord für unnöthig; der Grundsatz der Nützlichkeit lässt uns alle Schindereien und Grausamkeiten im Dienste des Gaumens als gefährlich für Körper und Seele erkennen; der Grundsatz der Sittlichkeit endlich bäumt sich auf gegen jede Thierquälerei aus immer welchen Gründen. Nicht zum Thierquäler und Peiniger hat die göttliche Weltordnung den Menschen bestellt; weise und gut hat sie ihn erschaffen.

Wenn ich nun auch das Recht der Selbstvertheidigung und für die jetzige naturwidrig lebende und in den eingeimpften Vorurtheilen irrende Menschheit das Tödten der schädlichen Thiere durch den Menschen, als durch die verkehrten Verhältnisse geboten, zugebe, so muss ich doch darauf bestehen, dass man bei der Wahl der Mittel zu dem grausamen Zwecke wenigstens die Forderung der Menschlichkeit berücksichtigt. Jedermann kann es fordern — und Sache der Thierschutzvereine ist es, dies in ihr Programm aufzunehmen, — dass beim Fangen solcher Thiere grausame Fangmittel und Marterwerkzeuge nicht benutzt werden, sondern nur solche, die den sofortigen, schmerzlosen Tod des Geschöpfes zur Folge haben. Ich berufe mich auf das Urtheil von Sachverständigen, wenn ich behaupte, dass derartige Fallen für jeden Thier-

fang bestehen, und dass dieselben oft nur aus Gründen der Bequemlichkeit nicht benutzt werden. Für den Fuchsfang ist es der Schwanenhals, für den Marder die Prügelfalle und für den Iltis die sogenannte Studentenfalle. Aber für immer ausgeschlossen sollten längst die grausamen Haken mit dem daraufgespiessten Köder sein, der den Fuchs zum Sprunge verleitet und ihn am Unterkiefer aufspiesst, bis er sich jammervoll zu Tode zappelt. Grausam und zu verbieten sind auch die sogenannten Tellerfallen auf dem Sprung, in denen sich die Thiere an den Pfoten fangen und dann so sehr in Wuth gerathen, dass sie sich den gequetschten Lauf selber durchbeissen, sich also selbst zerfleischen, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen. Verpönt sei auch die sogenannte Hohlfalle, in der das gefangene Thier verzweiflungsvoll umherrast; beseitigt seien endlich unsere gewöhnlichen Ratten- und Mäusefallen, bei denen die Thür einfach hinter das gefangene Thier zuschlägt. Man bereitet dem Thiere angstvolle Stunden, und solchen Qualen gegenüber ist der Tod wirklich eine Erlösung. Es giebt Werkzeuge, die das Thier sofort tödten, also benutze sie der Mensch.

Und nun noch ein dringliches Wort über das Fangen der Käfer und Schmetterlinge, über das Spiessen und Spannen der Eulen und Falter. Jugendlicher Uebermuth, kindisches Unwissen verursachen gerade hier grausame Qualen. Man mache die Buben auf ihre Gefühllosigkeit und Hartherzigkeit aufmerksam, lebende Thiere auf Nadeln zu spiessen und auf Bretter zu spannen. Man kläre sie darüber auf, dass der Tabakssaft und der Aether die Thiere nur für den Augenblick betäuben. Ich möchte die Eltern davor warnen, den Kindern Netze und Nadeln zu schenken. Die gedankenlose Sammelwuth verurtheilt sich selbst am besten, das Interesse der Sammler ist bald erkaltet, und so gehen denn all die mühevollen Sammlungen denselben Weg: sie verkommen in Staub und Moder. Und mancher Bube hat bei diesen Exkursionen das erste Probestück von Grausamkeit gezeigt.

„Der Knabe gewöhnt sich", sagt unser Aller Freund Alfred von See-
„feld, „von frühester Jugend an an das Tödten und an das Quälen und
„Martern der Kreatur, — später wird er ein leidenschaftlicher Jäger
„werden, möglicherweise ein guter Soldat — und das Gebot „Du sollst
„nicht tödten" wird ihm niemals Kopfschmerzen machen".

Und hätte der unmuthige Knabe sich nicht ebenso gut im Feld und Wald herumtummeln können! Konnte er nicht beobachten und lernen, ohne zu spiessen, zu quälen und zu tödten. Er suche doch Steine und Mineralien; er sammle doch Pflanzen und bestimme sie; er pflanze Schösslinge und säe Aepfelkerne und Pflaumensteine in die Erde, um das geheimnissvolle Walten der Natur kennen zu lernen. Und wenn es durchaus Thiere sein müssen, so suche er doch Raupen, füttere sie und sehe, wie sich daraus Puppe und Schmetterling entwickelt. Ich halte dies für einen wohl zu beachtenden Gesichtspunkt bei der Erziehung der Jugend.

Sehr dankbar bin ich dem Neuen Hamburger Thierschutzverein für das

von ihm herausgegebene Flugblatt, in welchem auf die Qualen der Thiere in den Schlachthäusern und in der Küche hingewiesen wird. Diese kleine empfehlenswerthe Schrift bestärkt mich in meiner Ansicht, dass die Vegetarier sehr viele Anhänger schnell gewinnen würden, wenn sie öfters Exkursionen in die öffentlichen Schlachthäuser unternähmen. Ein wahrer Thierfreund muss sich zwar dagegen sträuben, diese Häuser voll Blut, diese Stätten der Grausamkeit zu betreten; aber man muss auch Opfer bringen können, wenn es gilt, derartige himmelschreiende Rohheiten ans Licht zu ziehen, wie sie vom Hamburger Verein erwähnt werden. Es soll nämlich an manchen Orten in der Uebung sein, mittels Haken die Schlachtthiere einzufangen und lebende Schweine an den Hinterbeinen aufzuhängen. Ich halte es fast für unmöglich, dass der Mensch schon so weit verroht ist. Aber was ist seiner entfesselten Gier nicht Alles möglich!

Wenn nun der Hamburger Thierschutzverein noch zum Schluss eine Anweisung zum Schlachten in den Haushaltungen giebt, so finde ich das einfach abgeschmackt. Für diese Aeusserungen eines Thierschutzvereines giebt es keine Kritik. Nur einige Thatsachen und Erwägungen möchte ich als Antwort darauf anführen.

1. Die grössere Hälfte aller Menschen würde sich entsetzen, wenn sie das Schlachten nach den humanen (!) Anweisungen des Thierschutzvereins sehen oder gar selbst ausführen würde, und Mancher würde sich den Appetit auf Gänseleberpasteten oder Poulardenbraten für immer verderben.
2. Es giebt zum Glück noch sehr viele Menschen, die das Schlachten auch trotz der weisen Rathschläge des Neuen Hamburger Thierschutzvereins nie lernen werden.
3. Ich kenne einen Herrn, der in Ohnmacht fiel, als er nach Hamburger Vorschrift einer Taube den Hals umgedreht hatte, und das Thier ohne Kopf noch angstvoll einige Zeit herumflatterte. Das Hamburger Flugblatt sagt zwar, dieses Herumspringen des Thieres sei kein Zeichen eines bewussten Schmerzes. Ich will darüber nicht streiten, sondern nur die Thatsache feststellen, dass es meinem Freunde und Gewährsmanne seitdem unmöglich ist, auch nur einen Bissen Fleisch über seine Lippen zu bringen.
4 Mir wird glaubhaft von einem jüdischen Schächter in einer östlichen Provinz berichtet, den sein tägliches Mordhandwerk zu einem konsequenten Vegetarier gemacht hat.*)

Auf diese Weise werden treue Vegetarier geworben. Denn nur der darf sich Vegetarier nennen, der in dem bedingungslosen Aufgeben der Fleischspeise für alle Zeiten felsenfest steht. Es ist das wirklich mehr als

*) Verfasser konstatirt an dieser Stelle übrigens mit aufrichtiger Freude, dass der Begründer und Vorsitzende des Neuen Hamburger Thierschutzvereins inzwischen Vegetarier geworden ist.

eine *„Modesache“*, wie ein hiesiger Hofprediger unlängst über die vegetarische Bewegung zu urtheilen beliebt hat! *Nicht Modesache, Herr Hofprediger, nein Herzenssache ist es und die unerlässliche Vorbedingung zur Erlösung der Menschheit.* Herr Professor Virchow irrt gewaltig, wenn er uns Vegetariern auch diejenigen beizählt, die sich blos „gelegentlich“ an dem Genusse eines Stück Bratens ergötzen. Die verschiedenen Richtungen der vegetarischen Bewegung gestehe ich gerne zu, sie erklären sich aus den verschiedenen Beweggründen zur Aufgabe des blutigen Mahls. In dem Einen sind wir einig.

Nur der Vegetarier ist seinem Wesen nach ein wahrer Thierfreund und ein echter Thierschützer. Nur er kann herzensrein und vorurtheilsfrei die letzten Folgerungen ziehen bei der Lösung einer Frage, die in den letzten Jahren von Gelehrten und Laien, von Thierschutzvereinen und von allen Freunden der Humanität lebhaft erörtert ist: ich meine die *Vivisektionsfrage.*

Was sind Vivisektionen? Das Wort bedeutet, einfach übersetzt, Zerschneidung des Lebendigen. Im weiteren Sinne umfasst der Begriff alle Experimente an lebenden Thieren — Verbrennen, Verbrühen, Erfrieren, Bauchaufschlitzen, Hufabreissen, Augenausstechen, Gehirnabtragen u. s. w. — kurz alle Thierversuche, die angeblich im Namen der Wissenschaft und angeblich zum Wohle der leidenden Menschheit täglich und immer wiederholt von gelehrten und ungelehrten Händen in haarsträubend grausamer Weise namentlich an Hunden, Pferden, Kaninchen und Katzen gemacht werden. Für den Vegetarier steht der wissenschaftliche Unwerth und die praktische Unverwendbarkeit dieser Thierquälerei fest. Diejenige Wissenschaft kennzeichnet und verurtheilt sich selbst, die das ewige Gesetz der Sittlichkeit und Menschlichkeit täglich in so brutaler Weise verletzt.

Sehn Sie doch die wahren Triebfedern dieser grausamen Spielereien an! Wissenschaftliche Neugierde gepaart mit dem Egoismus, sich durch Aufstellung irgend einer neuen Theorie einen Namen zu machen, das sind in den meisten Fällen die wahren Ursachen. Und was sind das für Theorien, die da zum Wohle der Menschheit auf Kosten der Sittlichkeit aufgestellt werden! Dass ein bewusst fühlendes Thier seelenblind werde, wenn ihm ein Viertel des Gehirns zerstört wird, und seelentaub, wenn ein anderes Viertel beseitigt ist; dass die Knochen nachwachsen, wenn dem Thiere die Augen ausgestossen würden; dass der Hund so anhänglich und treu seinem Herrn sei, dass er ihm noch die Hände leckt, selbst wenn er die wahnsinnigsten Schmerzen erleidet; dass Katzen ebenfalls toll gemacht werden können, wenn sie nur hinreichend gemartert und gepeinigt werden: Das sind so einige Beispiele. Man weiss, wie oft solche Theorien wieder umgestossen werden, und man hat von ihnen genau soviel zu halten, wie von den Verirrungen früherer Zeiten und von den unglaublichen Vorurtheilen in den heutigen Lebensanschauungen, die zum grossen Theil in derartigen Theorien und Hypothesen wurzeln.

Es empört das menschliche Herz, wenn man den Bericht des Professor Goltz über seine Thierversuche liest, der mit den Worten schliesst:

„Ich unternehme diese Gehirnverstümmelungs-Versuche zu dem Zwecke,
„um dem berühmten Physiologen Flourens seine irrigen Ansichten zu
„widerlegen.“

Jener war also durch seine Vivisektionen zu einem ganz anderen Resultate gekommen als dieser. Wunderbar schön drückt Goethe diesen Gedanken aus, wenn er in seinem Faust sagt:

„Geheimnissvoll am lichten Tag,
„Lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben.
„Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
„Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Und nun vergegenwärtige man sich, dass in dem erwähnten Falle diese Verstümmelungen sämmtlich an lebenden, bewussten, nicht narkotisirten Thieren gemacht wurden, da das Gehirn in allen Fällen, in denen es sich gerade um seine Thätigkeit handelt, eben durch das Narkotisiren nicht unthätig gemacht werden darf.

Hier in Berlin zeichnet sich gegenwärtig durch diese Gehirnversuche an lebenden Hunden und Affen ein bekannter Professor aus. Derselbe hat das Absägen der Schädeldecken und die schichtweise Abtragung des Gehirns von wohlgemerkt fühlenden, nicht betäubten Thieren zu seiner täglichen Lebensaufgabe gemacht, um einige Theorien von der Abhängigkeit gewisser Muskelpartien von einem Theile des Gehirns, von der Vertheilung der fünf Sinne auf gewisse Gehirnflächen, von der stückweisen Arbeit des Gehirns als Sammelkörper verschiedener Funktionen hinzustellen und um zu beweisen, dass das gequälte Thier das Augenlicht verliert, wenn ihm eine gewisse Partie des Gehirns abgetragen und weggespült wird. Wie mag das Gehirn dieses grossen Professors, der Aehnliches dereinst bei Menschen bestätigt zu finden hofft, beschaffen sein! Wie ist es möglich, sich solche Verübungen als tägliche Beschäftigung frei zu wählen!

Aus voller Ueberzeugung pflichte ich dem Dr. Nagel bei, der die Ausbeute all dieser Experimente gleich Null setzt und der eine thatsächliche Bereicherung der Wissenschaft und der Heilkunde durch Beobachtungen am Krankenbette und durch die darauf folgende Untersuchung der Leichen von Blinden, Säufern, Wahnsinnigen u. s. w. konstatirt. Wenn aber diese Theorien auf nicht grausame Weise ebenso gut zu finden und richtiger zu beweisen sind, als durch Vivisektionen, so darf das grausame, vielleicht aber etwas bequemere Mittel niemals angewendet werden.

Aber zum Heil der leidenden Menschheit sollen diese grausigen Dinge geschehen! Man beweise dies doch erst positiv! Was für ein Lärm ist beispielsweise mit den Billroth'schen Magenresektionen an krebskranken Menschen gemacht worden! Diese Zerschneidungen des Magens hatten vorhergegangene Thierversuche zur Vorauszetzung. Und was ist das endgiltige Resultat dieser Resektionen, die die ganze Welt in Aufregung gebracht hatten? Die eine Hälfte der Operirten verstarb unter den Händen des Professors, die übrigen

quälten sich noch einige Wochen hin und gingen dann zu Grunde. Thatsächlich lebte 3 Monate nach der Operation Niemand mehr von diesen vielbeneideten Krebskranken. Da ist doch wirklich das Verdienst der Professoren Esmarch in Kiel und Benecke in Marburg nicht hoch genug anzuschlagen, die jede Art von Krebs, wenn noch nicht edle Organe wesentlich verletzt sind, ohne Operation und Medizin, durch einfache Pflanzendiät heilen. Und die vegetarischen Aerzte thun dies schon seit vielen Jahrzehnten und betonen es, dass der Krebs bei naturtreuer Diät thatsächlich unmöglich sei.

Die heutige Medizin mit den starken Giftverordnungen und mit ihrem Herumexperimentiren ist thatsächlich keine *„Heilkunde“*, eher eine *„Unheilkunde“*. Die Vertreter dieser Wissenschaft glauben noch immer ein Mittelchen für jede Krankheit zu finden und wollen nicht einsehen, dass Krankheiten naturnothwendige Folgen naturwidriger Lebensweise sind, die einzig durch die Natur, durch die Beseitigung alles Naturwidrigen und durch Herstellung alles Naturgemässen heilen. Sie schwören jetzt zur Veränderung auf das Prinzip der „Lokalisation der Krankheit“, und die immer grösser werdende Menge von Spezialärzten beweist, dass dieser Lokalübel und Spezialkrankheiten allerdings immer mehr werden. Wenn nun Professor Virchow dieser neueren Medizin und ihren Vertretern unlängst auf dem internationalen Aerztekongress in London Weihrauch spendete und die Nothwendigkeit der Vivisektionen für die lokalisirende Therapie darlegte, *wenn er dann den der Wissenschaft gemachten Vorwurf, sie verstosse gegen das Gefühl, gegen die Moral und gegen die Religion, nicht widerlegen kann*, so folgt daraus, da wahre Wissenschaft mit der Moral nicht in Konflikt kommen kann, dass die aufgestellte Theorie der lokalisirenden Therapie wieder eine Irrlehre ist, über die eine spätere Zeit hinweggehen wird.

Wenn die Lobgesänge Virchow's mit den Thatsachen übereinstimmten, warum nimmt denn die Zahl derer, die von der heutigen Medizin sammt ihren Erfolgen Nichts wissen wollen, beständig zu? Wo sind denn die Erfolge dieser modernen Wissenschaft? Mütter, die nicht im Stande sind, ihre Kinder zu stillen; schwache, hinsiechende Kinder, von denen ein Drittel im ersten Jahre und fast ein zweites Drittel bis zum sechsten Jahre wieder stirbt; schwindsüchtige Jünglinge, bleichsüchtige Mädchen, ein entnervtes, frühalterndes Geschlecht mit Krankheit bei Reich und Arm, dort als Folge des Müssiggangs und der Ueberfütterung, hier als solche der Noth und des Elends: das ist das schnell hingeworfene aber richtige Bild der heutigen Gesellschaft.

Und wie segensreich könnten die Aerzte wirken, wenn sie dem Menschen sagten, dass er sich ganz allein gesund erhalten und gesund machen könne durch naturtreue Lebensweise, wenn sie nicht mit Giften am menschlichen Körper herumexperimentirten, die dann an schuldlosen Thieren vorversucht werden müssen!

Mit welchem Rechte darf man denn überhaupt von Versuchen an gemarterten Thieren auf die Anwendbarkeit derselben beim Menschen schliessen!

Wenn einem Schwein das Arsenik thatsächlich Nichts schadet, folgt daraus gleich, dass dieses Gift für den Menschen gefahrlos sei? Und wenn ein gesunder, kräftiger Hund eine Operation übersteht, muss sie denn ein kranker, entkräfteter Mensch ebenfalls aushalten?

Mit welchem Rechte ist denn der Mensch befugt, das schuldlose Thier büssen zu lassen für die Folgen des eigenen Abfalls von der Natur? *Heiligt denn der angebliche aber noch unerwiesene gute Zweck auch ein durch und durch unsittliches Mittel*, durch welches jährlich Hunderttausende von Geschöpfen freventlich gepeinigt werden?

Aber die Herren Professoren, ja alle medizinischen Fakultäten erklären die Vivisektionen für nothwendig und unentbehrlich. Sie vergessen aber, dass sie, die sich selbst dieses Recht zuerkennen, die Angeschuldigten sind. Sonderbar war es darum von der Reichstags-Petitions-Kommission 1880, über die eingelaufenen Petitionen um Beseitigung der Vivisektion lediglich das Gutachten eines Professors der Medizin zu hören und darauf über diese Gesuche einfach zur Tagesordnung überzugehen. Auch die Menschenfolter wurde von den Juristen des vorigen Jahrhunderts für nothwendig gehalten und die Kirche glaubte auf Hexenprozesse und Folterwerkzeuge nicht verzichten zu können. Aber wie diese barbarischen Menschenquälereien vor dem Andrängen der Humanität gefallen sind, so wird auch die Vivisektion, dieser Schandfleck der heutigen Kultur, beseitigt werden, und man wird es im kommenden Jahrhundert nicht glauben, dass eine derartige Barbarei im 19. Jahrhundert noch möglich war.

Es gereicht mir zur freudigen Genugthuung, konstatiren zu können, dass in allerjüngster Zeit der berühmte Aesthetiker Friedr. Theod. Vischer ganz entschieden Stellung gegen die Vivisektion genommen hat. Er sagt in seinem Werke: „Altes und Neues“ Stuttgart 1881, auf Seite 220 ff. wörtlich Folgendes:

„Die armen Hunde bringen mich auf die Frage der Vivisektion, da „sie ja ihre häufigsten Opfer sind. Es ist dies eine der schwierigsten „Fragen im ethischen Gebiete des Thierschutzes. Denn zwei Sätze stehen „einander diametral entgegen, die doch beide gleichen Anspruch auf „Geltung haben, bilden also diesen vollen Widerspruch, den wir eine „Antinomie nennen. Der eine Satz heisst: Vivisektion ist empörende, „ja scheussliche Grausamkeit. Das menschliche Gefühl wird sich ewig „dagegen auflehnen. Der andere: sie ist ein unentbehrliches, unersetz„liches Mittel der Wissenschaft — der Physiologie — und ebenso des „Fortschritts der Heilkunst.

„Den Widerspruch zwischen beiden Sätzen abzuschwächen, sagen die „Physiologen, die Vivisektion werde nicht so häufig vorgenommen, als man „meint; auch werde gewissenhaft dafür gesorgt, dass keine unberufene „Schülerhand sie vornehme. Diese letztere Versicherung will nicht recht „vorhalten, denn es ist doch sehr zu zweifeln, ob es möglich sei, die

„akademischen Zuhörer von eigenmächtigen Versuchen abzuhalten. Doch „es sei: die Abschwächung soll Gewicht haben und mehr noch: nehmen „wir an, geben wir zu, der zweite Satz selbst sei von so entscheidender „Kraft, dass der erste dadurch entkräftet sei, also eine Antinomie nicht „vorliege. Das Gefühl möchte sich also immerhin regen, aber es müsste „schweigen. Nun aber steigt eine Frage auf, die so grosse Schwierig- „keiten bereitet, dass diese Lösung wieder zweifelhaft wird. Hat eine „schmerzvolle Sektion an einem lebenden Thiere den beabsichtigten Erfolg „gehabt, hat sie zu einer physiologisch belehrenden und therapeutisch „nützlichen Entdeckung geführt, dann hat sie das Ihrige gethan, der „höhere Zweck ist erreicht, und jedes arme Thier, das noch mit der „Absicht gemartert wird, den Aufschluss zu finden, der bereits gefunden „ist, leidet umsonst, jedes weitere vivisektorische Experiment ist reine, „unentschuldbare Grausamkeit. Wir nehmen dabei an, und dürfen an- „nehmen, dass es eine Autorität, ein bewährter und anerkannter Physiologe „sei, der die Entdeckung gemacht und publizirt hat. — Könnt Ihr uns „nun dafür stehen, dass in solchem Falle nicht trotzdem der Versuch aufs „Neue vorgenommen, unbestimmbar oft wiederholt wird? Habt Ihr Mittel, „dies zu verhindern? Ich zweifle sehr; ihr könnt es nicht verhindern, „könnt Unterlassung des müssigen Wiederholens nicht verbürgen, ja es „wird in Wahrheit nicht möglich sein, in dieser Richtung eine Grenze „zu setzen, jeder schneidlustige Physiologe wird für sein Messer die Ent- „schuldigung bereit haben, diese Entdeckung sei zwar gemacht, aber die „Wiederholung könne zu anderen, weiteren führen. Es folgt, dass man „Missbrauch in dieser Richtung nicht abhalten kann, wenn man den Ge- „brauch überhaupt einmal gestattet hat; es öffnet sich so dem Auge ein „unabsehbares Feld unnöthiger, unnützer, grauenerregender Thiermisshand- „lung, und wir sind auf den ersten der zwei Sätze als einen vollgiltigen zu- „rückgeworfen. Jetzt nehme ich auch den obigen Zweifel wieder auf, ob es „möglich sei, unberufene Schülerhände von den grausamen Versuchen ab- „zuhalten, verbinde ihn mit dem eben ausgesprochenen Einwand und „sage: Der Aufschrei des empörten Menschengeschlechts ist doch im Recht, „es bleibt doch dabei, jeder Schmerzenslaut des namenlos gequälten Thiers „ist eine Anklage gegen die Wissenschaft, dass sie, welche die Hüterin „der Humanität sein sollte, Anleiterin zur Unmenschlichkeit wird. Und „wenn es so steht, dann wird man auch sagen dürfen: lieber etwas „weniger lernen und lieber einige Menschen weniger heilen, als den „Seelen einen Schaden unendlicher Art zufügen; denn ein solcher ist „doch wohl die Abstumpfung gegen das Mitleid.“

Aufrichtige Hochachtung einer solchen offenen Sprache! Man sieht diesen Mann mit sich ringen, um das Rechte zu finden, es hat ihn manch heissen Seelenkampf gekostet, bis das Gute und Wahre gesiegt. Entschieden tritt er jetzt für die Sache der Humanität ein und fordert die vollständige Beseitigung

der Vivisektion. Er glaubt noch damit ein Opfer zu bringen. Der Vegetarier dagegen hat eingesehen, dass alle Quälerei und Marterei der Thiere überflüssig und schädlich sei. Viele Feinde der Vivisektion sind in Konsequenz ihrer Agitation Vegetarier geworden; ich erinnere an Elpis Melena, an den Dr. med. Grysanowsky (Jatros), u. a. Viele Freunde hat die Bewegung uns gebracht, ich nenne nur den Namen des Meisters der Tonwelt: Richard Wagner.

Geradezu widerlich berührt mich das Gefasel eines vielgelesenen Berliner Blattes*), das sich unlängst so vernehmen liess:

„Das intelligentste unserer Hausthiere, der Hund, wird von den Physio-
„logen mit Vorliebe zu den behufs Erforschung des lebenden Organismus
„angestellten wissenschaftlichen Experimenten verwendet. Wie nun die
„gelehrten Herren an dem Hunde ihre Beobachtungen anstellen, so macht
„andererseits auch der Hund an den Menschen seine Beobachtungen. Er
„sieht, dass die Männer der Wissenschaft sich mit ihm angelegentlich
„beschäftigen und sich für ihn interessiren, das scheint ihm offenbar
„Freude zu machen, und er fühlt sich dabei zu den Männern hingezogen.
„Wird ihm bei einem der an ihm angestellten Versuche Schmerz be-
„reitet — was übrigens mit Zuhilfenahme aller bisherigen Erfahrungs-
„sätze der Physiologie nur in dem geringsten und zu dem Versuchszweck
„unumgänglich nothwendigsten Maasse geschieht — dann gewinnt der
„Hund instinktiv das Gefühl, diese Operation werde wohl für die Er-
„haltung seiner Gesundheit geboten sein und erträgt deshalb ohne Sträu-
„ben selbst sehr schmerzhafte Nervendurchschneidungen. Mit freudigem
„Bellen springt er an seinen Experimentator heran, bezeigt ihm auf seine
„Weise seine Anhänglichkeit und Treue und springt aus freiem Willen
„schon auf den Operationstisch, um die gewohnte Manipulation an sich
„vornehmen zu lassen. Ja es ist vorgekommen, dass ein solcher Hund,
„auf den Tisch springend, einen anderen Hund, mit dem sich der For-
„scher gerade noch beschäftigte, ... aus Eifersucht oder Ehrgeiz
„fortgebissen hat, um nur selbst so schnell als möglich zu der Operation
„zu gelangen und damit die Aufmerksamkeit des Experimentators auf
„sich zu lenken. Um ungläubigem Lächeln vorzubeugen, wird bemerkt,
„dass die oben geschilderten Beobachtungen aus dem Munde eines der
„bedeutendsten hiesigen Physiologen stammen".

Eigenthümliche Blicke in das Seelenleben der Thiere! Soll man lachen über die Ignoranz des Reporters oder über die Unverschämtheit des Physiologen, der dem Publikum ernsthaft zu versichern wagt, die Hunde bissen sich gegenseitig fort, nur um eher heranzukommen, damit ihnen im bewussten Zustande die Schädeldecken abgesägt und das Gehirn schichtweise abgetragen würde, damit sie verbrüht oder allmählich durch die Hitze des Ofens ver-

*) Wie Redner nach dem Vortrage erfuhr, hat das betreffende Blatt den Artikel einige Tage später selbst desavouirt.

brannt, damit ihnen die Augen ausgestossen und die Nerven durchschnitten würden. Zur Ehre der Presse konstatire ich, dass kein einziges Blatt weiter diesen blutbeschmutzten Waschzettel „eines der bedeutendsten Physiologen“ abgedruckt hat.

Da ist doch die feuilletonistische Plauderei Karl Vogt's, die dieser im Mai v. J. in der Neuen freien Presse veröffentlichte, noch mindestens pointenreich und anregend. Der Genfer Professor fällt mit seinem ganzen Gewicht für die Vivisektion ein. Er beginnt mit Schimpfen auf „die Gegner, die nimmer hören wollen“, er raisonnirt auf „immer dieselbe Partei der Dunkelmänner die unter Augenverdrehen jeder weiteren Entwicklung der Wissenschaft flucht“ u. s. w.

Aber Herr Professor, uns Vegetarier können Sie doch nicht unter die Dunkelmänner versetzen; denn wir sind es ja eben, die Licht hineinbringen in die Vivisektionssäle wie in die Schlachthäuser, und einer Wissenschaft, die täglich roh und grausam das erste Gebot der Humanität verletzt, kann man allerdings keinen Segen wünschen.

Der Professor spricht dann in seiner Weise von der „heutigen Richtung der *verirrten* Sentimentalität“, und wirft um sich mit Phrasen wie „Gefühlsduselei“. Nun Herr Professor, täglich sagen sich mehr Leute los von der verirrten Medizinunheilkunde und der Gegensatz von Sentimentalität und Gefühlsduselei ist wissentliche, gewissenlose Rohheit.

Und nun entwirft er ein Entsetzen erregendes Bild von den Qualen der Vivisektion in diabolisch lustiger Weise, als ob er ein launiges Reiseabenteuer zu erzählen hätte, und führt dann die bereits gekennzeichneten Gründe der physiologischen, pathologischen und medizinischen Wissenschaft ins Feld. Zum Schluss wird Karl Vogt ebenso wahr wie interessant, wenn er die Frage der subjektiven Berechtigung zur Agitation gegen die Vivisektion aufwirft:

„Haben jene Leute ein Recht, über die Grausamkeit der Vivisektion „herzuziehen, die den lebendigen Hunden und Katzen Ohren und Schwänze „kürzen lassen; die sich täglich an dem Genusse des Fleisches von einem „verstümmelten Thier erfreuen, dem ein grausamer Schnitt in der Jugend „unter entsetzlichen Schmerzen die Lebensfreude geraubt hat, um das „Thier besser mästen zu können“.

O wir sind Ihnen dankbar, Herr Professor, für die Konstatirung der Thatsache, „dass es kein einziges wildes Volk giebt, welches die Verstümmlung der „Thiere systematisch in dem Maasse zur Fleischproduktion betreibt, wie „es jetzt die christliche Welt thut“.

O herrlich weit sind wir doch mit unserer modernen Kultur gekommen

Ein zweiter Artikel Karl Vogt's in der N. fr. Pr. im Juni 1880 ist geschrieben, als wenn er ursprünglich ein Flugblatt der Vegetarier hätte werden sollen. Er sagt darin wörtlich:

„Landwirthschaft und Viehzucht verstümmeln die Thiere nach Millionen, ‘,bei vielen Männchen und Weibchen, bei anderen nur die übergrosse

„Anzahl der Männchen. Millionen von Gänsen wird eine tödtliche Leber-
„krankheit durch exquisit grausame Behandlung angezüchtet. Die Zahl
„der Opfer, welche die Wissenschaft fordert, ist verschwindend klein
„gegenüber der Zahl, welche von Landwirthschaft und Viehzucht auf
„dem Altar des Magens gebracht werden. Millionen von Menschen müs-
„sen, wenn Eure Theorie richtig ist, versteckte, gefühllose Barbaren sein,
„weil sie solche grausame Operationen täglich vollziehen und vollziehen
„lassen. Ich sage Euch also: Beweist mir vor allen Dingen, dass Ihr
„jede Thierverstümmlung, sei es zu welchem Zwecke es wolle, von Grund
„Eurer Seele verabscheut, esst weder Ochsen-, noch Hammel-, noch
„Schweinefleisch, entsagt den Gänseleberpasteten, den Kapaunen und
„Poularden. Heuchelt also nicht und entsagt zuerst und sorgt dafür,
„dass auch Andere entsagen, und wenn Ihr das gethan, dann wollen wir
„weiter reden. Ich überlasse es einem Jeden, nach seiner Façon selig
„oder ein Narr zu werden; ich gestehe ohne Scheu, dass ich gemästetes
„Ochsenfleisch magerem Kuhfleisch vorziehe, ohne bei dem Genusse an
„die vollzogene Verstümmlung zu denken, so wie ich beim Genusse einer
„wissenschaftlichen Errungenschaft nicht an die Hunde, Katzen oder
„Hühner denke, die zur Erlangung eines Resultats haben dienen müssen.
„Ich habe keine Vorschläge zu machen, weil ich die Dinge belassen will,
„wie sie sind. Und so rufe ich Euch zu: Wenn es Euch wirklich Ernst
„ist, so kümmert Euch zuerst um die Millionen verstümmelter Hausthiere,
„ehe Ihr über die Hunderte verstümmelter Versuchsthiere Thränen ver-
„giesst".

Sapienti sat. Den Vorwurf der Verschleierung und Entstellung der Thatsachen kann man dem lustigen Professor nicht machen. Er ist in seinem Cynismus wenigstens offen, und das ist nicht hoch genug anzuerkennen. Deckt er doch entsetzliche Missbräuche und Quälereien auf, die so manchem Liebhaber des Beafsteeks und der Pastete den Bissen verekeln müssen. Also unseren Dank dem Herrn Professor.

Und nun, verehrte Anwesende, mögen Sie bereits auf dem radikalen Boden des konsequenten Thierschutzes stehen, oder möge mein heutiger Vortrag Sie erst anregen, über das Verhältniss des Menschen zur Thierwelt nachzudenken: *Sie alle werden zugestehen, dass das Loos der gequälten Kreatur himmelschreiend ist und unser energisches Einschreiten erheischt.* Erst nachdem Sie den unter Ihnen stehenden Thieren gerecht geworden sind, haben Sie das Recht auf einer Verbesserung Ihrer sozialen Lage zu bestehen. *Jeder Reform muss also die Selbstreform vorausgehen.* Bessern wir uns und unsere Umgebung! Hoffen wir auf die Macht der Wahrheit! Die Tugend wird siegen!

Für Vegetarismus und Humanität kämpfen:

Gleizès, Thalysia. Bearbeitet von Robert Springer. Berlin bei Otto Janke ℳ 6.—

Gustav Struve, Pflanzenkost. Die Grundlage einer neuen Weltanschauung. Stuttgart bei Aue. ℳ 2.—

Theodor Hahn, das Paradies der Gesundheit. Cöthen bei Paul Schettler. ℳ 5.—

Dr. med. R. Nagel, das Fleischessen vor dem Richterstuhle des Instinkts, der Vernunft und des Gewissens, der Religionsgeschichte und der Naturgeschichte. Berlin bei Otto Rabe, Hagelsbergerstr. 42. 75 ₰.

Der wissenschaftliche Unwerth der Vivisektionen in allen ihren Arten; ebenda. 50 ₰.

Ed. Baltzer, die natürliche Lebensweise. Rudolstadt bei Hartung & Sohn. 1.20 ₰.

Alfred von Seefeld, Altes und Neues über vegetarische Lebensweise. Hannover bei Schmorl & von Seefeld. 40 ₰.

Robert Springer, Wegweiser in die vegetarische Litteratur. Grötzingen in Baden bei Ed. Baltzer. 60 ₰.

Meta Wellmer, die vegetarische Lebensweise und die Vegetarier. Cöthen bei Paul Schettler 80 ₰.

Dr. med. Dock, Sittliche und gesundheitliche Bedeutung des Vegetarismus. Leipzig bei Theobald Grieben Nachf. ℳ 1.40.

Dr. Horn, der Vegetarismus, mit Anhang von Dr. med. Bilfinger. Stuttgart bei Wittwer. 60 ₰.

Dr. med. Grysanowski, das ärztliche Conzil in London 1881. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 50 ₰.

Elpis Melena, Gemma, eine Novelle, München bei Franz. 2 ℳ.

A. Niemann, eine Emanzipirte; Roman in 2 Theilen. Stuttgart bei Bonz & Co. 5 ℳ.

Ernst von Weber, die Folterkammern der Wissenschaft. Leipzig bei H. Voigt.

Dr. med. G. Hammer, die Vertheidiger der Vivisektion und das Laienpublikum; ebenda.

E. Knodt, Die Vivisektion vor dem Forum der Logik und Moral; ebenda.

R. Knoche, die wissenschaftliche Thierfolter. Hannover bei Fr. Culemann.

Richard Wagner, Religion und Kunst nebst einem Nachtrage „Was nützt diese Erkenntniss". Bayreuth, Bayreuther Patronatverein.

Offener Brief an Ernst v. Weber über die Vivisektion. Leipzig, H. Voigt.

Für Humanität und Kultur kämpfende Zeitschriften:

Vereinsblatt, von Ed. Baltzer. Monatsschrift, jährlich 3 ℳ.

Berliner Blätter für naturgemässe Lebensweise, Organ des Deutschen akademischen Vegetarier-Vereins. Monatsschrift, jährlich 2 ℳ.

Der Thier- und Menschenfreund, Organ des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. Monatsschrift, jährlich 2 ℳ.

Bayreuther Blätter. Redigirt unter Mitwirkung Richard Wagner's von Hans von Wolzogen. Monatschrift zur Verständigung über die Möglichkeiten einer deutschen Kultur, jährlich 8 ℳ.